Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Hundertachtzehnter Band.

Mit den Portraits von:
Gustaf af Geijerstam, Ernst Zahn, Friedrich Haase, radiert von
Johann Lindner in München.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 118. Bandes.

Juli — August — September.

1906.

Mit den Portraits von:
Gustaf af Geijerstam, Ernst Zahn, Friedrich Haase,
radiert von Johann Lindner in München.



Band 118. — Heft 352.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juli 1906.

30. Jahrgang.

Breslau,
Siebenhufenerstr. 11—15.
S. Schottlaender.

Preis pro Heft 2 ℳ, pro Quartal (3 Hefte) 6 ℳ,
pro Jahr (12 Hefte) 24 ℳ (Zeitungs-Preisliste Nr. 5618)



Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

.... Expl. Band: ....

....

....

Elegant broschiert zum Preise von Mk. 6.— pro Band (= 3 Hefte)
fein gebunden zum Preise von Mk 8.— pro Band.

.... Expl. Heft: ....

....

....

zum Preise von Mk. 2.— pro Heft.

.... Expl. Einbanddecke zu Bd. ....

....

....

zum Preise von Mk. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

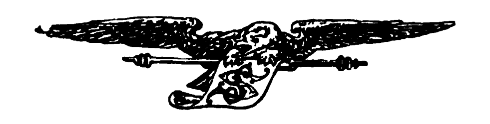

Hundertachtzehnter Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1906.
Breslau,
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

CXVIII. Band. — Juli 1906. — Heft 352.

(Mit einem Portrait in Radierung: Gustaf af Geijerstam.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Juli 1906.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Gustaf af Geijerstam.
Radierung von Johann Lindner in München.

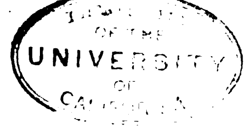
„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.



Gustaf af Geijerstam

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau





Geläuterte Liebe.

Von

Camille Lemonnier.*)

I.

Sie schritt erhobenen Hauptes in den strengen Falten ihres schwarzen Kleides mit der Schürze der Krankenwärterin. Ich konnte ihr Antlitz nicht sehen; ihr Gang gemahnte mich an keinen bekannten Gang; sie selbst achtete nicht mein. Es traten oft neue Damen in dieses Haus der Schmerzen ein. Aber ein wenig später schritt sie wiederum vorüber; ich war über das entsetzliche Leiden eines Greises gebeugt, der seit einer Woche hier aufgenommen war. Sie durchmaß den Saal in schräger Richtung, und mir schien, als hätte sie mich diesmal lange betrachtet. Ich hob nun auch die Augen; sie war bereits in der Türe, ich sah nur mehr ihre Hand, mit der sie dieselbe bei ihrem Weggang schloß; und dann dachte ich nicht mehr dran. Ich vollendete in Ruhe den Verband.

Die Damen teilten sich in die Tage des Dienstes: jede hatte ihren Tag, der sie wöchentlich zweimal herführte; sie wechselten so in der schmerzlichen Frone des Hauses.

Am folgenden Samstag kam sie also wieder und ging wieder einmal durch den Saal. Ich war erstaunt, sie nicht schon am ersten Tage erkannt zu haben. Ich hatte keine andere Empfindung; ich hätte nicht gedacht, sie je in dieser Schürze einer Krankenwärterin wiederzusehen.

Indes, unsere Augen hatten sich nicht getroffen, ich hatte die meinen abgewandt; sie schien keine Anstrengung gemacht zu haben, mich nicht zu bemerken; ja, sie war noch immer schön, aber ohne den Stolz ihrer einstigen

*) Autorisierte Übersetzung von Emil Singer.

Schönheit. Sie war kaum vorbei, als ich mich schon verwünschte, sie nicht gegrüßt zu haben. Zwanzig Jahre, dachte ich, es ist schon zwanzig Jahre her! Damals war auch ich jung, mir floß in den Adern ein Blut voll Leidenschaft und böser Gier. Und ich wickelte in aller Ruhe meine Verbände ab, als ob hier nichts Außergewöhnliches vorgefallen wäre.

Als sie aber zum dritten Male erschien, fühlte ich mich schon weniger Herr meiner selbst; ich neigte halb den Kopf, ohne sie anzusehen; ich erhob die Augen erst, als sie mich nicht mehr sehen konnte; und dann ergriff es mich seltsam. Ich weiß nicht, ob es Unmut war, nein, das kann ich nicht denken; ich hatte kein Recht mehr auf sie, und dennoch zitterten meine Hände, ich löste ungeschickt den Verband des Greises ab. Er schrie, sie wandte sich, und diesmal hatten wir uns wiedererkannt.

Mir schien es, daß ich ihr im Grunde den Eintritt in dieses Haus übelnahm, als wäre sie nur meinetwegen hierhergekommen. Ich ward nicht gerührt von der hohen Nächstenliebe, die ihr eine harte Pflicht auf sich zu nehmen gebot. Weder der eine noch der andere von uns war mehr jung, aber ich war mehr gealtert als sie. Ich hätte nicht geglaubt, daß sie die Sorgen des Lebens so leicht ertrüge. Es traf sich, daß sie ihren Tag mit einer der Damen der Anstalt tauschte und so in den Dienst eines anderen Arztes trat. Ich sah sie beinahe drei Wochen nicht. Zuweilen fiel ihr Name in meiner Gegenwart, ihr Mädchenname, als hätte das übrige nie bestanden, als wäre sie jederzeit das Mädchen geblieben, dessen Namen sie trug. Niemand schien zu ahnen, daß in ihrem Leben noch etwas anderes bestehen konnte. Dies machte damals einen eigenen Eindruck auf mich, der mich leiden ließ und nicht ohne Reiz war. Auch ich hatte sie lange bei ihrem Mädchennamen gerufen.

„Frau Darbois kommt also nicht mehr?“ fragte ich eine meiner Helferinnen.

Der Name kam mir schwer an. Ich hatte es vermieden, einen anderen zu nennen.

„O ja, sie hat bloß ihren Tag getauscht.“

Ich wußte es, es ist mir unklar, was mich veranlaßte, diese Frage zu stellen.

Anfangs hatte ich diesen Tausch einem ganz natürlichen Zartgefühl zugeschrieben; es wäre für sie sowohl als für mich zu peinlich gewesen, uns beständig vor unseren Kranken zu begegnen. Und dann im Laufe der Zeit ward es ein ganz anderes Gefühl, das ich mir nicht eingestand.

Im Grunde war ich geärgert, daß sie mich zu meiden schien; ich hätte ihr die Hand gedrückt ohne Rückhalt, wie nach einer langen Trennung, wie nach einem einstigen verziehenen Hader. Und doch, sie hat wohlgetan, es wäre zu lächerlich, wandte die Vernunft in meinem Innern ein.

Ebenso einfach, wie sie gegangen, kam sie wieder; die Dame, mit der sie getauscht hatte, war erkrankt, und sie nahm ihren Dienst wieder auf.

„Ich denke,“ sagte lächelnd die Direktrice zu uns, „man hat Sie nicht vorgestellt. . . . Frau Darbois . . .“

Dieser Name verlor sofort seine Süße. Es war mir, als hätte ich mich zum Mitschuldigen einer schimpflichen Komödie gemacht.

Sie schien mich zum erstenmal zu sehen, hob rasch die Lider, senkte sie mit leichter Neigung des Hauptes; und sie hatte nichts gesagt. Ich bemerkte, daß sie ganz blaß wurde. Ich war nicht weniger verlegen als sie. Ich dachte: Zwanzig Jahre. . . . Es sind schon zwanzig Jahre! Und sie ging, erschien mit einem Ölkrüglein wieder, denn ich löste gerade einen durch Eiter gesteiften Verband. Ich genoß auf diese Weise jedesmal ihre Gegenwart, wenn mein Dienst mich in das Haus führte.

Sie rührte an die Wunden mit wunderbar sachten und hilfreichen Händen: diese schönen Hände hatten einst nur an glückliche Dinge gerührt. Und ein niederschlagender Duft, der scharfe Geruch der Antiseptika entströmte ihrem Gewande, ihren langsamen, bedächtigen Bewegungen, um die lustvolle Parfüms ihre Wellen geschlagen hatten. Ich fand sie viel schöner in der ernsten Schönheit ihres Amtes, an dieser Stätte des Erbarmens und des Leidens, wo sie sich mit der mitleidigen Schwermut der frommen Schwestern bewegte. Ihre Gegenwart vermochte die erschreckend gemarterten Grimassen zu besänftigen, die sich am Rande der Betten in Krämpfen verzerrten. Die fahle Bläße um die Augen belebte sich unter der Sanftmut ihrer gütigen und kristallklaren Blicke.

Indes behandelte ich sie nicht anders als meine sonstigen Helferinnen. Kaum daß wir uns sprachen. Ich sagte zu ihr nur Worte, die sich auf die uns umgebenden Kranken bezogen. Einmal kam sie mit einem Liniment zu spät, das zu bringen ich ihr aufgetragen hatte. Ich geriet in heftigen Zorn, ich warf ihr ihre Läßigkeit vor. Niemals hatte ich je so barsch zu den trefflichen Frauen gesprochen, die mir beistanden.

Sie antwortete mir nicht. Meine Kehle schnürte sich zusammen; ich fand keinen Laut, um mich bei ihr zu entschuldigen, und als ich dann heimgekehrt, weinte ich lange.

Damals begann ich sie im stillen mit einem zärtlicheren Namen zu rufen, wie das erstemal, als sich unsere Hände umschlungen hatten. Und eines Tages, da ich ihn so oft wiederholt hatte, diesen vertraulichen Namen, diesen Namen, den offen auszusprechen ich nicht mehr das Recht hatte — eines Tages vergaß ich mich und sagte zu ihr:

„Fréda!“

Meine Lippen bebten noch, daß sie ihn hatten entschlüpfen lassen; sie hatte nur ein trauriges Lächeln. Und ich wußte nicht mehr, was ich ihr hatte sagen wollen.

Ich fühlte mich plötzlich ganz unglücklich, in großer Einsamkeit, verlassen von den anderen und von mir selbst. Ich hatte böse Tage. Niemand wird, wenn die Stunde schlägt, da sein, mir die Augen zu schließen, sprach

ich zu mir. Niemals hatte ich vor dieser Zeit an den Tod gedacht. Ich hatte genug zu tun, an ihn in Hinsicht auf andere zu denken. Aber die Empfindung blieb bestehen: man legt mich in den Sarg; ich habe kein Weib, keine Kinder; keine Hand, die Kerzen zu erneuern, und dann kommen Leute, die ich nie geliebt habe, neidische Kollegen kommen, um am Rande des Grabes mit pathetischen Gebärden meine Verdienste zu preisen. Schließlich, habe ich es nicht gewollt?

II.

„Madame, ruhen Sie ein wenig aus. Kommen Sie mit mir in den Garten. Ich versichere Sie, Sie sind nicht wohl."

So sprach ich zu ihr eines Nachmittags; sie war im Saal von einer Ohnmacht befallen worden; und ich stützte sie am Arme. Ich führte sie behutsam zu einer Bank unter den Kastanien.

Sie lächelte, ganz blaß, die Hand an ihrem Herzen.

„Hier — oh! Es ist nichts!"

Ich hatte mich neben sie gesetzt und meine Hand unter ihren Nacken geschoben, um die Härte der Bank zu mildern. Ein leichter Wind spielte mit ihren Haaren. Ich bemerkte, daß deren Wurzeln weiß waren. Wiederum lächelte sie mir zu, sagte ohne Traurigkeit:

„Einst waren sie dunkler."

Und mit anmutiger Scham glättete sie dieselben, jedesmal wenn der Wind wehte, mit ihren Fingerspitzen.

Da griff mir eine weiche Rührung bis ans Herz.

„Fréda — Fréda!" sagte ich, „ist das nicht seltsam?"

Ich wagte nicht, ihre Hand zu fassen; sie blickte vor sich ins Leere. Und wir verharrten eine geraume Weile, ohne ein Wort zu wechseln.

Es gab eine Zeit, wo ich gerade so an ihrer Seite blieb, ohne ein Wort zu sprechen, aber unser Schweigen bedrückte uns nicht. Jetzt war es anders. Ich suchte nach gewichtigen, dem Augenblick angepaßten Worten. Ich hätte mir etwas zu vergeben geglaubt, wenn ich unbedacht gesprochen hätte; sie hingegen hatte, wie es schien, mir nichts zu sagen, sie ging zuerst von mir weg. Und durch die Gassen zurückkehrend, gedachte ich der Vergangenheit mit Wonne. Aller Gram war dahin, alle Bitternis, nur die seligen Stunden waren lebendig.

An einem folgenden Tage durchschritt ich den Garten und setzte mich auf die Bank. Der breite Stamm eines Kastanienbaumes verdeckte mich; sie kam und wandte sich ebenfalls der Bank zu; sie konnte mich nicht sehen. Aber ich erhob mich, wie um ihr den Platz zu überlassen.

„Verzeihen Sie," sprach sie, „ich dachte Sie nicht hier."

Ich zögerte eine Weile und zog sie dann an der Hand herbei.

„O Fréda, Sie sind's vielmehr, die mir zu verzeihen hat. Ich

bin gekommen, um unter diesen Bäumen ein trauriges und bezauberndes Erinnern zu suchen."

Ich konnte meine Tränen nicht hemmen; sie schüttelte leicht das Haupt.

„Welche Kinderei!" sprach sie, „wir sind so alte Leute, und alles ist so fern!"

Es entstand eine Pause: wir betrachteten, wie das Leben in der Weite der Tage versank. So sehen Reisende vom Deck des Schiffes die Türme einer Stadt in den nebeligen Horizont tauchen. Dann sagte ich:

„Fróda, ist es nicht besser so? Ja, es ist heilsamer, daß wir uns ein wenig später wiedergesehen haben. — Mir scheint, daß mein Herz sich geläutert hat mit der Zeit."

Ich sah, wie sie mit ihrer Verlegenheit rang; sie war sehr schwach; ihre Brust wogte, sie legte ihr Taschentuch an die Lippen.

„Mit der Zeit — mit der Zeit —"

Mehr sagte sie nicht, aber dieses eine Wort näherte uns in einem langen, verschwommenen Gedenken, gleich zwei Wesen, die sich Seite an Seite im dichten Abendnebel wissen und sich doch nicht wahrnehmen. Augenblicke verrannen. Nie hatten wir uns besser verstanden. Einst hatten nicht unsere Stimmen die Süße dieses Schweigens. Eine der Damen kam zum Eingang des Gartens und rief:

„Frau Darbois!"

Eine seltsame Entschlossenheit überkam mich in dem Moment, wo ich sie verlieren sollte. Ich fühlte, daß ich endlich fähig wäre, die verborgenen und zarten Dinge, die mich quälten, auszudrücken. Ich öffnete den Mund. Auch ich rief sie, ich sagte leidenschaftlich:

„O Fróda!"

Aber neuerdings rief die Dame, einen Schritt machend:

„Frau Darbois!"

Und dieser Name bestätigte mir besser als alles übrige das Unwiderrufliche. Unsere Stimmen erstarben, der Zauber war gebrochen.

Ich fühlte mich leer an Worten und Gedanken, bedrückt von schwerem Kummer.

„So gehn Sie, Fróda."

Und meine Hand war kraftlos an meinem Körper herabgesunken.

Sie erhob sich, sie bemerkte mich gar nicht mehr, sie schien plötzlich weit, weit entfernt von mir bei der Stimme, die sie an die Pflicht gemahnte, als hätte die göttliche Sympathie uns, von entgegengesetzten Ufern des Lebens kommend, einen Augenblick nur zusammengeführt, um uns dann um so besser zu trennen.

Sie erhob sich also, machte einige Schritte vorwärts, und dann wandte sie sich zu mir; sie blickte mich lange an, den Kopf über die Schulter geneigt. Ich habe auf Gemälden alter Meister Haltungen gesehen wie diese, welche sie plötzlich unter den Bäumen annahm, vornehme und bekümmerte.

Ihr Antlitz drückte zugleich Traurigkeit und Entsagung aus, sie war nicht mehr dieselbe wie die, welche mir soeben noch unter Tränen gelächelt hatte. Und ich verstand die Gebärde nicht, welche sie beim Fortgehen machte, sie war äußerst verschwiegen, vielleicht bedeutete sie: Alles ist vorüber. Und dann verschwand sie in der Tür. O Fréda, dachte ich, ich habe dich wiederum verloren, dich, die ich wiedergefunden hoffte.

Wir sahen uns am folgenden Samstag wieder, das war der Tag ihres Samariterdienstes. Ihre Augen verrieten keine Anklänge an unser melancholisches und kostbares Zwiegespräch. Ich glaubte nur Gleichgültigkeit und Kälte darin zu lesen. Sie schien zu bereuen, sich einen Augenblick hingegeben zu haben. Und ich selbst empfand nunmehr Unbehagen in ihrer Nähe.

Das Leben hatte eine knappe Minute lang unsere toten Herzen mit dem Finger berührt und war dann dahingegangen durch die Gärten, den Fersen von Fréda nach; nicht diese noch jenes waren mehr zurückgekehrt, bloß die Kälte des Todes war zurückgeblieben. Alles ist nun aus, dachte ich. Wir haben uns wiedererkannt, um uns nur noch weniger zu kennen. Das ist Bestimmung. Fréda und ich, wir waren nicht geschaffen, uns zu verstehen.

Ich glich einem Manne, der, einem unbekannten Befehl gehorchend, lange Zeit in der Wüste gewandelt ist. Endlich hat er am Horizont das Luftgebilde einer Oase auftauchen gesehen und ist umgekehrt mit der Gewißheit, nur darum so weit gekommen zu sein, um die Oase zu erblicken und sie nicht zu erreichen. Es war keine Traurigkeit mehr in mir. Es war aber ebensowenig Entsagung. Nichts war's, was noch an den Schmerz gemahnte. Ich lebte friedlich ein laues und lässiges Leben in der Leere meiner selbst. In meinem tiefsten Innern hörte ich mit leisen Schlägen mein Herz pochen, wie ein von meinem Leben losgelöstes Ding, wie ein Ding, das entzogen meinem Willen zu leben fortfuhr. Und in köstlicher Ohnmacht des Bewußtseins empfand ich weder Schmerz noch Lust mehr.

Ich rief sie nunmehr bei dem Namen, den ihr die Damen des Hauses gaben, sie schien darüber nicht erstaunt. Eine Nuance von Ungezwungenheit, die Sicherheit ihrer Bewegung und ihrer Blicke bezeugten mir, daß sie mich willens wußte, nichts mehr zu versuchen, was die Wirkung haben könnte, uns einen vom anderen zu entfernen.

Ihr Gesicht atmete mit der Zeit eine geheime und heitere Zuversicht. Ich gab es auf, noch ein Glück zu hoffen, das mir einst gehört und sich gegenwärtig nicht mehr verwirklichen konnte. Jedoch der Gedanke, daß ich hier Rechte gehabt hatte, mehr als jeder andere Mann, blieb in mir bestehen, nah und fern wie der Strom des Lebens selbst, wie das Pulsieren der Arterien in der Tiefe.

Ich mußte mich bescheiden, sie zu den Stunden zu sehen, in denen ich kam; ich fand mich mit ihr wieder, mitten unter den Qualen und Teil-

nahmen dieses Hauses des Lebens und des Todes. Vereint erfüllten wir die Pflicht der Menschlichkeit, unsere Hände fast vermählt über dem Röcheln, das vom Bette aufstieg, unsere Seelen genähert in einer Selbstvergessenheit, die uns noch inniger verband. Ich hatte diese Empfindsamkeit noch nicht gekannt; sie sänftigte meine Klagen; sie war der Grund, daß die Wehmut für mich einen Reiz hatte. Es schien mir, daß ich wahrhaft unglücklich geworden wäre, wenn ich darauf hätte verzichten müssen, mit ihr zusammenzutreffen. Und alles übrige war nur ein leichtes Übel gleich der Erinnerung an eine vernarbte Wunde.

III.

Ich nahm alle Jahre anfangs September einen Urlaub von ungefähr einem Monat. Ein junger Arzt vertrat mich während dieser Zeit.

Ich weiß nicht, was für eine leise Stimme des Gewissens mir widerriet, dieses Jahr wie gewöhnlich am Strande des Meeres Aufenthalt zu nehmen. Fréda und ich hatten dort unbegrenzte Stunden verbracht; die unwiderruflichen Dinge hatten sich noch nicht abgespielt; sie liebte die feierliche Schönheit der Wogen mehr als Berg und Ebene. Jedoch als beim Heranrücken unserer kurzen Trennung eine der Damen sich erkundigte, in welche Gegend mich mein Urlaub führen werde, antwortete ich mit seltener Unbefangenheit, daß ich zweifellos kurze Zeit am Meere zubringen werde.

Fréda war zugegen; sie hörte mich. Sogleich umschleierte eine Wolke ihre Augen: sie konnte sich nicht rasch genug fassen und, mit schwacher und bewegter Stimme, als läge der Sinn des Satzes nur in ihrem Herzen, sagte sie:

„Das Meer ist doch ein trauriges Mysterium!“

Ohne Zweifel gab sie so ihren eigenen Gedanken Antwort; es sah aus, als hätte sie alte persönliche Schmerzen mitsprechen lassen.

Ich war entsetzt, einen Entschluß geäußert zu haben, den ich bereits aus meinen Gedanken verwiesen, auf den ich innerlich verzichtet hatte. War doch Fréda die Ursache, weshalb mir der Gedanke an einen Aufenthalt am Meer schmerzlich ward wie ein geschändetes Andenken. Aber das Leben wird von so unbeschreiblichen Regungen beherrscht. Ich redete in diesem Moment so, als ob Fréda und ich nicht ein Stückchen unseres Herzens hinter uns gelassen hätten. Die Luft zitterte noch vom Hauch ihrer Stimme, eine heiße, reizbare Welle überlief mich. Ja, bestätigte ich mir, Fréda hat recht, das Meer ist doch ein trauriges Mysterium.

Es schien mir, daß wir beide in der Empfindung einig waren: dieses Mysterium wäre nur darum so traurig, weil es der Traurigkeit unseres eigenen Lebens entspräche. Ich hatte dies schon früher als sie gedacht; ich hatte es in den verborgensten Falten meines Wesens gedacht; aber sie

hatte dem Gestalt gegeben, was für mich ein noch kaum greifbares Denkgebilde war.

Sie schwieg weiterhin, sie blieb verloren in die Gedankenwelt, welche die fernen, von Heimweh umschwebten Meeresgegenden in ihr geweckt hatten.

Die Stunde war bitter und wonnig. Mein Herz bebte harmonisch mit dem ihrigen. Dennoch stellte sich eine besondere Eigenliebe, der störrische Instinkt des Ich der Offenheit, dem zärtlichen Erguß entgegen. Ich sagte ihr nicht, daß das Meer für mich jetzt eine Qual gewesen wäre. Ich litt an der Reue, ihr Leid verursacht zu haben. Ich hätte mit ihr allein sein und ihr schwören mögen, daß ich nie mehr ans Meer gehen werde. Dennoch kam kein Wort über meine Lippen. Ich ließ ab, sie anzusehen, und ihre Augen schwebten irrend in Weiten, schienen dort fern das Meer zu suchen.

Wir trennten uns, und ich hatte sie kaum noch gesprochen; aber einige Tage darauf (es war am Tage vor meiner Abreise) sah ich sie wieder. Es war jemand zugegen; ich sagte ihr ganz leise:

„Ich gehe dieses Jahr nicht ans Meer, Fréda!"

Sie legte ihre Hände ans Herz und schloß die Augen. — Das währte nur eine Sekunde lang, die kurze Ewigkeit eines großen Glückes, ein grenzenloses Dankgebet. Und dann erstarb das Lächeln um ihre Lippen. Eine Kälte fuhr über die Mienen, sie sprach zu mir, das Gesicht abwendend:

„Sie würden unrecht tun; das Meer bietet mehr Genüsse als andere Orte."

Ich erzitterte, ich vermutete einen versteckten Tadel. Diese Rede stieß so unverhofft das um, was sie mir einige Tage zuvor gesagt hatte! Ich merkte nicht, daß sie vielmehr einen früher unterbrochenen Satz fortzusetzen schien.

Ja, das war wie Balsam für die frühere Bitternis, und nur die Stimme hatte gewechselt: diese drückte eine Unbefangenheit aus, die vielleicht nicht im Gemüte Frédas lag.

„Lust und Trauer wohnen nicht vereint am selben Ort," erwiderte ich etwas trocken. Und wiederum bemerkte ich, daß wir uns verstanden hatten, obgleich sich die Entfernungen zwischen uns anscheinend ins Endlose gedehnt hatten. Was frommt's, das Unmögliche zu träumen? dachte ich, der Gewißheit des Unwiderruflichen erliegend.

Ich hoffte nichts mehr, ich hätte nicht sagen können, welche Hoffnung damals meine törichte Zuversicht zum Leben hätte nähren können. Ich blieb mir also dunkel und unbekannt mit einem Licht im Innern, das mich nicht erleuchtete.

IV.

Ich fuhr zum Besuche eines Verwandten in die Provinz; ich hielt mich in seinem Hause ungefähr zwei Wochen auf. Es lag am äußersten Ende der Stadt, einsam, umringt von großen Gärten. Ich mußte unablässig an Fróda denken in der Stille dieses für mich so neuartigen Lebens. Ich faßte weise, unserer Lage entsprechende Entschlüsse, ich glaubte mich sicher gegen einen Rückfall in meine Schwäche. Bei unserem Alter wäre ein Wiederentfachen der Liebe nur Kinderei gewesen, sie selbst hatte es gesagt; und die Welt, unerbittliche Vorurteile richteten eine Schranke zwischen uns auf. Gegen gewisse Lebensbedingungen läßt sich nicht ankämpfen.

Übrigens hatte ich mit der Genauigkeit des Diagnostikers, die eine berufliche Kunst ist, mich bis ins kleinste zerfasert. Die elementare, jugendliche Liebe hatte nichts Gemeinsames mit der Abart von zärtlich erinnernder Zuneigung, die ich für Fróda empfand. Ich hatte jenen Wendepunkt der Lebensbahn erreicht, in dem man dem Tode näher ist als dem Leben, in dem alles danach ist, uns in dem Gedanken zu bestärken, daß das menschliche Empfinden in dem Maße, als die Dauer unseres Erdenwandels sich verkürzt, nichts ist, als eine verwickelte und verschiedenartige Form des Leidens.

Liebe klügelt nicht, wie ich klügelte, sie ist ein Fortstürmen zu einem Seelenzustand, der nach Erfüllung dürstet, und ich glaubte nicht, daß es für mich noch etwas Erfüllbares gäbe. Schon der Gedanke, daß ich mit meinen 50 Jahren das unheilvolle Spiel der Liebe hätte erneuern können, verursachte mir moralisches Unbehagen. Die Fülle meiner Jahre machte mir eher fühlbar, daß ich ein Graukopf sei, mehr gealtert an Herz als an Jahren.

Vielleicht war das nur die Folge einer geistigen Störung des Greisenhirns. Ich mußte innerlich erröten, mich vor mir selbst als einen Gegenstand des Gespöttes zu empfinden, wie ein vom Weine Trunkener, der sich nackt im Spiegel erblicken würde. Und ich konnte auch nicht umhin, zu bedenken, das Fróda im leichten Silberweiß ihres Haares nicht mehr dasselbe Weib wäre, um das sich mein stürmisches Jünglingsherz gequält hatte. Mit meinem grausamen Scharfblick zerfaserte ich sie eben so unbarmherzig, wie ich mich selbst zerfasert hatte. O Fróda! unsäglich schöne und reine Freundin, du Ebenbild der gütigen Mächte der Natur, du hörtest auf in dem göttlichen, geistigen Licht zu erstrahlen, das du in dir trugst, du erschienst mir nur noch als Schatten der einstigen glorreichen, nun verblaßten Schönheit. O, wie hat sich alles verändert! Ich hatte nicht einmal Anlaß, mir als sträfliches Glück, als Schändung und unverdiente Kränkung den Hauch des Verlangens zu verbieten, der den ernsten Reiz, die unnennbaren Wunder deiner neuen Person umzitterte, die nun mütterlich, nachdem sie bräutlich gewesen war.

So gelangte ich dahin, mich zu überreden, daß ich einen jener Rückfälle des Lebens erlitten hätte, wo man, in der Gegenwart zu leben wähnend, Leid und Lust der Vergangenheit erlebt. Meine Schwäche war nur ein vorübergehendes Übel meines Gemütes, die leichte Reizung meiner einst wunden Nerven, die bei ihrem plötzlichen Erscheinen sich erinnert hatten, daß sie eine gewisse Zeit unseres Daseins mit den ihrigen verknüpft gewesen waren und sich dann losgelöst hatten.

Wie von Himmelsfernen, wie vom gegenseitigen Ufer des Lethe war Fréda schweigsam und verschleiert zuerst aufgetaucht; sie war auf mich zugekommen, sie war über die Grenzen der Vergangenheit hinaus vorgeschritten, nachdem sie dieselben so weit überschritten gehabt hatte, daß sie für mich zu bestehen aufgehört zu haben schien.

Und dann war ihr Angesicht kenntlich geworden, sie ward zur lebendigen Gegenwart eines teuren und unvergänglichen Andenkens.

Ja, sagte ich mir, das ist's eben; alles einstige Leben ist tot vor dem gegenwärtigen Schein; und dennoch regt sich Fréda, kreist, lebt in mir mit der ganzen unverwüstlichen Schönheit der Erinnerungsbilder. Ich habe sie geliebt im Widerspiel der gegenwärtigen Stunden, ich habe sie zu lieben nicht aufgehört einen guten Teil meiner früheren Tage. Da fühlte ich einen tiefen Frieden herabsinken; ich verzweifelte nunmehr weder an ihr noch an mir. Und ich war ein Mann, der nach langer Trennung durch die geöffneten Pforten die vergeistigte Gestalt einer Geliebten herankommen sieht, die er einstens mit anderen Augen betrachtet hatte.

V.

Nach fünfzehn Tagen nahm ich meinen Dienst wieder auf: man erwartete mich erst am Ende des Monates. Fréda kam, sie verharrte eine Weile in Schweigen; ihre Lider zuckten rasch, und sie zeigte das liebliche und leichte Erröten gewisser junger Frauen; die Rosen einer heißen Empfindlichkeit blümten ihre Wangen bei der leichtesten Erregung. Sie erschienen wieder, sie verbreiteten sich wie ein Blutstrahl, wie der Sprühregen einer inneren Fontäne, doch verblaßt, schmachtende, gebrechliche Rosen der letzten Herbsttage. Ich erinnerte mich, daß sie in der Frische ihres Sommers, im Alter der lachenden Rosen, ebenso errötet war, jedesmal wenn sie mich im Halbdunkel der Lampen bei ihren Eltern erscheinen sehend, in ihrer naiven Einbildung das erste Mal zu sehen glaubte.

Indes war das nicht ein Zeichen der Freude, wie ich einen Augenblick zu hoffen wagte; ein Schatten verdüsterte ihre Augen, herabsteigend von den heftig zuckenden Wimpern; und vielleicht gab sie sich keine Rechenschaft von den Empfindungen, die sie bewegten.

Ich ergriff ihre Hand und sagte:

„Fréda, ich hätte nicht länger dort zu bleiben vermocht . . .“

Der Klang meiner Stimme im tiefen Schweigen des Saales er-

schreckte mich; ich war betroffen, sie öffentlich bei dem traulichen Namen gerufen zu haben, mit dem ich sie insgeheim in meinen Gedanken heraufbeschwor, den ich in der Einsamkeit meines Urlaubs mir zu vergegenwärtigen nicht aufgehört hatte.

Sie fuhr leicht auf, als wenn ich an ihre Person Hand angelegt hätte. Eine der Damen in unserer Nähe blickte mich mit sonderbarem Erstaunen und mit Verlegenheit an und schlug plötzlich die Augen nieder; ihre Gebärde war nicht anders, als hätte sie uns bei einem Fehltritt ertappt. Aber die andere Dame lächelte mir zu; und ich wußte nicht mehr, wie meine Unbesonnenheit gutmachen.

Ich stand zwischen ihnen dreien unbehaglich und linkisch, mit der Empfindung, unter meinen Fingern ein gebrechliches Gefäß zertrümmert zu haben, aus dem sich eine feine Essenz ergossen hatte.

Ich erfuhr später, daß die erstere den Riß unseres Lebens nicht kannte: sie sollte in der Folge meiner teuren Fréda die Schönheit ihres Opfers nie verzeihen. Aber unser Geschick war derjenigen schon nicht unbekannt, die unsere Freundin blieb und uns die Beständigkeit ihres wohlwollenden und ein wenig schelmischen Lächelns bewahrte.

Nach einer kleinen Pause offenbarte Fréda die Geistesgegenwart einer Frau, die zu heucheln weiß, ohne daß sie aufrichtig zu sein aufhört. Sie begann zu lächeln und sprach zu ihnen:

„Es ist nichts Merkwürdiges dabei. Der Herr Doktor hat mich gekannt, als ich noch ein junges Mädchen war.“

Es entwickelte sich eine glaubwürdige Situation, ich bestätigte behutsam:

„Gewiß, Frau Darbois ist keine gänzlich Unbekannte für mich.“

Ein Reiz des Einverständnisses waltete, das liebliche Zusammenspiel zweier Personen, die mit leichtem Scherz das Geheimnis eines alten Schmerzes fein umschleiern. Ich glaubte sogar, daß dank der Jahre das Gebot des Vergessens sich auf unser Leben erstreckt hatte. Das Unvermutete unseres Zusammentreffens schien mir zum Geheimnis, das ihre Vergangenheit und meine bedeckte, noch beigetragen zu haben.

Fréda bewahrte, während sie mir bei meinem traurigen Dienste half, an diesem Tage eine sichtliche Heiterkeit, die nicht in ihrem Wesen lag. Ich dankte ihr innerlich, daß sie auf diese Weise den Verdruß über eine unbedachte Äußerung in meinen Augen wieder gutmachen wollte. Der ungezwungene Ton, den sie mir gegenüber anschlug, war wie eine Wandlung ins Alter des glücklichen jungen Mädchens, das sie gewesen war, als wir nur noch die Freude kannten. Doch wir sprachen nur noch von Dingen der Umgebung.

„Ich habe mein möglichstes getan,“ sprach sie, „um Sie unsere Kranken nicht allzusehr bedauern zu lassen.“

Und sie legte einen sanften Nachdruck auf dieses Possessivum, das uns

eine Gemeinschaft an den Leiden beilegte, die wir durch ein und dieselbe Sorge der Nächstenliebe linderten.

Ich ahnte mit einem Male die ganze Tiefe des Gefühls, das nach dem Bruche der anderen Bande mich wieder an sie kettete. Ein Licht erstrahlte, erhellte die dunklen Teile meines Wesens, als wenn ein unbekannter Mensch in mir geboren wäre, als wenn ich mich erst zu erkennen anfinge nach einer trüben Periode, in der ich mir unbekannt geblieben war. Etwas Mächtigeres als Liebe hatte uns wieder genähert, aber es war noch immer Liebe, doch eine Liebe, erhöht durch das ganze leidvolle Dulden der Kreatur, durch die ganze göttliche Religion des Erbarmens.

So baute sich bei Fréda auf dem Stolz der einstigen Schönheit eine neue Schönheit auf. Sie trug in ihren Händen die Leuchte ewiger Nächstenliebe, und ein Strahl, der davon ausging und bis zu mir drang, machte die Kenntnis davon aufflammen, was uns vergönnt war, einer für den andern zu werden.

Ich bemerkte, daß „unsere" Kranken sie mit rührender Ehrfurcht betrachteten, als wenn ihnen in ihren Leiden der Stern des Heils erschienen wäre. Ihr zartfühlendes Gehaben schüttete die Hoffnung wie Fülle des Laubs über ihre gequälten Angesichter; ein heller Schimmer blieb ihnen in den Augen, nachdem sie aus den ihrigen das hilfreiche Licht getrunken, das sie nun erfüllte.

„Ich wünschte," sprach ich zu ihr, „daß sie sich mitten im wohltätigen Entzücken über Ihre Gegenwart meiner ein wenig erinnerten."

Sie begriff meinen Gedanken und wandte das Gesicht ab. Ich war außerstande, fortzugehen, ich verlängerte die gewöhnliche Zeit meines Dienstes um mehr als eine Stunde.

Es blieb mir die Wonne, mit ihr die höchste Beglückung, das himmlische Mitgefühl geteilt zu haben. Meine Hände atmeten den Duft der Wunden, die auch sie berührt hatte.

VI.

Diese Regungen meines neuen Empfindens, veranlaßt durch unscheinbare Vorgänge, genügten jetzt meinem Leben. Dieses hatte nun eine Achse und bewegte sich in vollerem Rhythmus meines Herzens. Ich fühlte, daß ich für sie leben könnte, indem ich mit ihr für die anderen lebte; und unsere beiden Existenzen wären nicht mehr getrennt, sondern wären sich nahe gekommen in der Nächstenliebe und im Ideal. Fréda war mir in einer Zeit wiedergekehrt, wo ich vergessen hatte, daß wir einer durch den andern gelitten hatten, wo ich, gereift durch einstige Leiden, die stürmische Seele abgestreift hatte, welche der erste Grund unseres Bruches war. Nun erschien sie mir nicht mehr als der verwundete Schatten, als das trauernde Gespenst der Vergangenheit: sie war vielmehr der Geist des

Abendmahls, der mir den Balsam brachte und die Pforten der Auferstehung erschloß.

Mein Leben ward beherrscht von dem geheimnisvollen Verkehr unserer Seelen im Kelch des Leidens; aber sie litten nicht, sie schienen keine Erinnerung mehr zu haben. Die Hefe des Schmerzes schien abgeleert zu sein, um nur eine vollkommen reine Essenz zurückzulassen, den edlen Saft, den kein Most mehr zum Gären bringt und der die Gewähr des Bestandes in sich trägt.

Es schien mir wahrlich, daß unsere Seelen, unser ledig, durch ein feines Fluidum in die anderen übergegangen wären; und wir wurden von ihrer Qual in Wirklichkeit nicht betroffen, wir empfanden nur die unbeschreibliche Freude, sie zu trösten. Oder vielmehr war dies die wonnige Empfindung eines Zustandes unserer Seelen, wo wir über uns hinaus das menschliche Drangsal lebten und nur den Überschwang bewahrten, uns im innigsten Einklang mit uns selbst gewußt zu haben.

Diese zarten Schattierungen einer Art von Unpersönlichkeit unserer Wesen verspürte ich vielleicht darum so lebhaft, weil ich sie in ihrem großen hilfreichen Herzen wiedergefunden hatte. Mit der ungeheuren Wucht ihres täglichen Opfers, denn sie beschränkte sich nicht auf die Mission einer Krankenwärterin in der Stiftung und verbrachte täglich lange Stunden am Kissen der Unglücklichen, regelte Fréda also die Beweggründe meines Lebens. Sie hatte aufgehört, für sich zu leben und lebte für das Mißgeschick der andern. Sie schien auf das Leben verzichtet zu haben, um es besser auf die zu übertragen, welche darum betrogen waren oder der notwendigen Energie ermangelten, es fortzusetzen. Sie war die Verkörperung der Hilfe und Ausdauer auf den Pfaden des Erbarmens.

Sie faßte bald genug Zutrauen zu mir, um mir zu enthüllen, daß sie sich es zum Grundsatz gemacht habe, keinen Tag zu verlieren, ohne an den Altar der Nächstenliebe zu treten. Sie sprach davon ganz schlicht, mit einer Demut, die gewissermaßen Scham über ihre Liebesdienste war. Vielleicht hätte sie mir nichts gesagt, wenn sie nicht durch diese Eröffnung mich dazu heranzuziehen gesucht hätte.

Ich besuchte die Drangsale, die sie mir bezeichnete; ich ward der Arzt der Todeskämpfe, über die sie ihre versöhnende Hand breitete. Doch begleitete sie mich nicht; ich fühlte, daß ich es noch nicht verdiente, mit ihr an Betten zusammenzutreffen, für welche sie die Vorsehung bedeutete.

Ich begriff jetzt auch, daß jener Duft der Seele, jener wundervolle Blütenduft der inneren Schönheit, den die Legende der glorreichen Gegenwart der seligen Frauen entströmen läßt, und der die Nähe der heiligen Rosa von Lima so göttlich machte, kein Märchen war. Gebeugt über die Seele Frédas, genoß ich ihr Aroma, köstlich wie ein feiner vom Morgentau erquickter Garten.

Mein Leben erfuhr, in das ihrige aufgehend, eine nie gekannte Pracht.

wonnige Echo von ihr zu mir, wobei uns alle Dinge trotz des Abstandes wie durch Fernwirkung gleichlaufend wurden; und wir sprachen uns nicht persönlich; wir blieben vielmehr jeder für sich.

Gewisse Existenzen ohne scheinbare Tiefe werden auf diese Art von einfachen dunklen Zufällen gelenkt, neben denen das verschlungene Geschick der Reiche und die Kräfte, welche sie dahin und dorthin treiben, nicht wunderbarer scheinen. Eine Kette von geheimnisvollen Ursachen hatte uns, von entgegengesetzten Ufern des Lebens kommend, auf geläuterten Pfaden wieder zusammengeführt, mit hellen Augen, die eine zweite sichtbare und bessere, in den sühnenden Wassern des Schmerzes und der Menschenliebe wieder jungfräulich gewordene Seele in uns erwachen sahen.

Doch ich gab mir von meinen Empfindungen keine Rechenschaft mehr. Ich ließ mich von der Stunde fortreißen, vom wohltuenden Entzücken, sie in mir leben zu fühlen wie mein zweites Leben. Mir kam, ich weiß nicht welche innere Offenbarung, daß wir nicht Herren unseres Schicksals sind, daß es sich schließlich immer von selbst nach dem Plane seiner Vorherbestimmung formt. Ich war nun sicher, daß die meinige mich bis zu dem Punkte führen werde, den sie bezweckte; aber ich dachte darüber im stillen nicht, wie wenn ich von der Nutzlosigkeit jedes Eingriffs des Willens in den vorbestimmten Lauf der Fügungen überzeugt gewesen wäre.

Der Zwang, mich vor den anderen Damen des Asyls in acht zu nehmen, störte diese stille Harmonie nicht. Unsere Begegnungen waren ernst und ergreifend; sie waren einfach wie natürliche Dinge, die dennoch nicht gewöhnlich sind. Wir hatten uns vor den Anwesenden nichts zu verbergen, da wir uns nichts mehr zu sagen hatten über die ganze Zeit unserer Existenz, die nicht da war in den Momenten, welche wir nahe einander verbrachten. Dennoch bewahrten diese Momente etwas Geheimes und Uneingestandenes, das sie uns noch köstlicher machte. Mit welchem Namen immer wir uns in der Vergangenheit angesprochen hätten, sie und ich fühlten uns jetzt vereint in derselben Quelle des Daseins durch eine um so tiefere Gemeinschaft, als sie kein Bedürfnis, sich durch Worte zu äußern, empfand. Wir sprachen wenig; sie sagte mir mit einem Blick, was sie sagen wollte; und was sie mir sagte, bezog sich mehr auf andere als auf uns selbst.

Ich bekam so bald die Empfindung, daß sie für mich erst zu existieren begann; ich stand ihr gegenüber wie ein Mann, der sich nicht entsinnt, das Weib einst gekannt zu haben, das er vor Augen hat. Hatte ich sie wirklich gekannt vor der Minute, in der sie mir ihren wahren Gehalt enthüllte? Und der Rest? Beschränkte er sich nicht auf den bloßen Schein, erzeugt von einer Seele, die sich selbst noch nicht kennt? Die Seelen, sowie die Geschöpfe kommen nur dann zum Leben, wenn sie in günstigem Boden keimen. Ich sah sie also ohne äußere Störung wieder, ohne daß ich gegenwärtig genötigt war Anstrengungen zu machen, um zu vergessen,

daß wir Dinge in uns tragen, welche die Welt nicht wissen dürfe. Und Fréda schien ebenfalls zu vergessen, daß unser neues Leben nur das Geheimnis eines früheren war.

VII.

Ich ging eines Morgens in den Garten. Es war schon Herbst, und auf der Bank lag ein Buch; ich wußte also, daß sie vor mir dagewesen war. Ein welkes, vom Kastanienbaum gefallenes Blatt diente als Lesezeichen. Vielleicht war sie an dieser Stelle im Lesen unterbrochen worden: vielleicht wollte sie, das Blatt hier einschiebend, einfach eine Stelle der Lektüre bezeichnen, von welcher sie betroffen war. Ich öffnete das Buch, forschte sogleich, ob irgend ein Gedanke sich auf unseren Gemütszustand oder unser Schicksal beziehe. Aber diese Zeilen boten keinen unmittelbaren Vergleichungspunkt mit uns selbst; ich fand darin nur vornehm ausgedrückte Wahrheiten, jene Wahrheiten, die man innere nennen kann, mit jener innigen Freude, sie als die göttliche Seite des Wesens bereits in sich gefühlt zu haben; und alle priesen die Schönheit des Lebens, wenn es um dessentwillen, was es Überirdisches in sich birgt, gelebt wird. Sie waren gleich einem klaren Spiegel, in dem die Seele sich kennen lernt, indem sie durch ihre Hüllen hindurch sich selbst erscheint.

Keine jedoch paßte im besonderen noch auf uns, wenn auch alle einen Sinn hatten, der noch an unser Leben gemahnte. Und ich fragte mich, ob nicht dieses welke Blatt zwischen den Seiten es sei, das ein Symbol umschließe. Wollte Fréda, angesichts der Gedanken, welche das entrückte Leben der Seelen begeistern, es ins Buch einlegend, durch dieses Zeichen ausdrücken, daß man immer wieder auf den Tod zurückkommen müsse? Es war also dieses trockene und nervige Laub mit der Zeichnung einer Hohlhand gleichsam ein Petschaft, das mit düsterem Wappen auf dieses Lebensbuch für immer das Siegel der Vergeblichkeit des Hoffens drückte.

Mein Sinnen umflorte sich. O Fréda, dachte ich, du allein von uns beiden hast also ans Leben noch zu glauben aufgehört? Der neblige Himmel klärte sich plötzlich über dem Garten, und alle Blätter, zart durchwirkt mit goldigen Rostfäserchen, hafteten noch am großen Baum; es war nur eines gefallen, das Fréda ins Buch geschoben hatte.

Das Licht vergoldete den Baum, die Blätter ließen das freudige Rauschen der Hände einer Menge hören. Ich dachte nicht mehr an den Tod; Hoffnung, Leben, Kräfte wirkten in mir, und eine Seite blieb aufgeschlagen, von wo jemand mit göttlicher Hand das welke Blatt wegtrieb. Es entflatterte im Winde des Lebens, im Wind, der von den Grenzen des Gartens kam. Ich sah es eine Weile kreisen, dann war es nicht mehr sichtbar. Und ich pflückte vom Kastanienbaum ein grünes, noch sommerlich frisches Blatt und legte es ins Innere des trefflichen Buches, in den Schrein der heilsamen Wahrheiten, als Zeichen junger Unsterblich-

keit eben dorthin, wo das andere Symbol gewaltet hatte. Hierauf entfernte ich mich in dem Gedanken, daß sie um das Buch zurückkommen würde. Und eine leichte Jugendlichkeit pulsierte in mir.

Indes, als ich sie wiedersah, sprach sie vom Buche nicht; und seit dem zweitenmale hatten wir uns im Garten nicht mehr zusammengefunden.

An warmen Tagen kamen die Kranken dorthin, um sich an einem Bassin, wo ein Springbrunnen plätscherte, niederzusetzen: das war für sie nach dem grämlichen Kerker des Krankenzimmers das grüne Land. Das musikalische Rieseln des Wasserbogens träufelte in sie eine Lust der Erlösung, eine unsägliche Hoffnung auf Genesung, als hörten sie in sich selbst den zierlichen Springquell, den klaren Born des Lebens immer höher steigen. War nicht auch ich ein Kranker, wund bis in die feinsten Fasern? Ich hoffte nichts vom Leben und hoffte alles von Fréda: sie war für mich ein Garten, viel köstlicher als der, welcher diese leidenden Kranken erquickte. Hier war ein Quell, der nimmer versiegte, und dieser Quell war ihre lebendige Nächstenliebe.

Eines Tages, als ich mich unter dem Kastanienbaum aufhielt, erschien sie an der Pforte. Sie war nicht allein; sie stützte ein junges Weib, das von einer schrecklichen Krankheit zerfressen und dessen Gesicht von einer Kapuze bedeckt war. Sie wandelten mitsammen durch die Alleen; eine fahle Sonne sprühte durchs Blattwerk; die Luft war sehr mild, und sie glichen Schatten. Aber eine hatte in ihren Hüllen das Aussehen eines jener trostlosen Schatten, wie sie Virgil bei seinem Abstieg in die Unterwelt gesehen hat.

Fréda führte mit sachten Schritten ihre traurige Gefährtin zur Bank; sie setzte sich daneben, und ich weiß nicht, warum sie zum zweiten Male das Bild des Todes zwischen uns gepflanzt zu haben schien. Es ist wahr, dieses Weib mit ihrem bis auf die Knochen verwüsteten Gesicht war gewiß ähnlich den Figuren, mit denen der Grabesstil die alten Grüfte ziert, und die unter dem gelüfteten Faltenwurf eine Totenmaske erblicken lassen.

Fréda an ihrer Seite schien die Tröstrin, die, welche die Hand zum Himmel hebt und die verheißende Dulderkrone verkündet. Nie begriff ich besser die Schönheit ihrer Nächstenliebe, welche sie den Kranken wie eine wunderreiche Urne wünschenswert machte, nie das unbeschreiblich heilsame Entzücken über ihre Anwesenheit am Bett, wo widerlichen Giftblumen gleich die Ansteckung der Geschlechter eiterte. Sie zeigte sich, und schon war ihnen leichter. Ihr Nahen duftete nach den feuerroten Blumen des Mitleids. Sie trug in ihren Händen das kostbare Gefäß mit heiligem Chrysam, vor ihren fahlen Augen wie eine Schwester des unerschöpflichen Erbarmens erscheinend, wie eine der heiligen Frauen, die sich für die Todesqualen der Unglücklichen aufopfern. Und ich dachte: Ist's möglich, daß sie dasselbe Weib ist, welches ich einst gekannt habe? Ein großer Schmerz, ein unsäglich trauriges Geschick allein konnte die Pracht solcher

Liebe erblühen machen. Meine Leiden sind nichts gegenüber denen, welche sie erduldet haben mußte. Und nun ist aller irdische Schlamm geschwunden, nur das vergeistigte Geschöpf in der Schönheit eines vollendeten Lebens ist von ihr geblieben.

Ich wies mit einem Finger nach dem Baum und sagte zu ihr:

„Fréda, nicht alle Blätter sind welk. Es ist nur eines gefallen, die anderen sind noch grün.“

Sie blickte nicht auf den Baum, sie begriff den geheimen Sinn meiner Worte.

„Ja,“ erwiderte sie, „der Sommer ist vorüber, der glühende und düstere Sommer, und dennoch sind immer noch Blätter da, und sie sind noch grün nach so langer Zeit.“

Ein Wonneschauer verrann. Sie hielt ihre Augen sanft auf meine geheftet. Und ich begann wieder:

„Jedes Blatt ist gleich einem Schimmer der Hoffnung am großen Baum des Lebens.“

Da bewegte sich das gefolterte Antlitz des Weibes unter der Kapuze hervor. Sie entfernte den Stoff, sie zeigte noch die Schönheit ihrer Augen im Schmutz des Übels und betrachtete nun auch den Kastanienbaum.

„O wie grün er ist!“ rief sie aus. „Ich darf ihn noch sehen, ehe ihn der Herbst ganz welk gemacht hat. Ist das nicht ein glückliches Vorzeichen für mich?“

Sie hatte die melodische Stimme des Springquells, der dort unter dem Laubwerk sprudelte. Fréda ergriff ihre Hand und sagte:

„Man darf niemals zu hoffen aufhören, liebe Frau.“

Und doch, zwischen den Seiten des Buches war ein welkes Blatt.

„Fréda,“ rief ich, „ist das Ihre volle Meinung?“

Und sie antwortete:

„Es gibt immer ein welkes Blatt, welches vor den anderen abfällt. Man weiß nicht, warum es sich vom Baum losgemacht hat. Und dann verstreut es ein Wind.“

So spielten wir mit dem Geheimnis, und unsere Worte hatten nur für uns allein einen faßbaren Sinn. Das Weib war in die Betrachtung des Kastanienbaumes versunken geblieben und hörte uns nicht. Und in dieser tiefen Minute hatten wir zugleich Vergangenheit und Zukunft festgehalten. Dann sagten wir uns nichts weiter, als wenn alles gesagt wäre und wir nicht die Kraft gefunden hätten, das zu erschöpfen, was sie an Ewigem in sich barg. Fréda erhob sich nach kurzer Zeit; beide gingen die Allee zurück; und der gequälte Schatten schien ebenfalls erleichtert, weil er den Baum noch grün gesehen hatte.

Fréda winkte mir an der Schwelle zum Abschied. Sie zeigte nicht mehr dasselbe traurige und ernste Gesicht: eine göttliche Jugend, eine lebhafte Frische verlieh ihr plötzlich eine nie gekannte strahlende Schönheit.

„O," sagte ich mir, „das bedeutet Verzeihung! Das bedeutet Vergessen! Und ihr liebes Angesicht ist gegenwärtig das eines anderen Weibes, welches den Schmerz nicht gekannt zu haben scheint."

VIII.

Wir kamen in der Folge nicht öfter als zweimal zur Bank. Letzte Gluten zuckten im Herzen der großen Bäume. Eine müde Sonne, trübes Gold des Laubs, träger Atem der Erde und der Wurzeln ließen auf harmonische und späte Hochzeit schließen, auf einen vornehmen Ehebund schweigsamer Seelen, die den bitteren Geschmack der Jugend abgestreift haben. Nicht alle Schönheit liegt im Sommer, mit den scharfen und stürmischen Wirbeln des zügellosen Lebens; dieses ist viel näher dem Ursprung zu suchen; es reicht sogar bis ins Uralter der Geschlechter; und die Jugend des Menschen gleicht den durch vulkanische Ausbrüche bewirkten Katastrophen der Erde.

Das war ein Gedanke, der mir oft wiederkam; er schaffte mir das Entzücken, mich mit dem Alter vervollkommnet zu haben. Ich war den Hügel meiner Tage hinabgestiegen, und dementsprechend hatten sich meine Schritte dem grünenden und von Wassern rauschenden Tale genähert, wo fern von Stürmen die Seele aus den späten Säften sich einen Honig bereitet, den keine Säure mehr angreifen kann.

Es schien mir, als würde ich erst zu leben beginnen. Das andere Leben, gleichsam ein Übergang durch kochende Sonnen und tosende Lüfte, war nichts im Vergleiche zu der erfrischenden Ruhe, der einlullenden Beschaulichkeit dieses Tempe, wo man die göttliche innere Harmonie genoß.

Wir waren eines Morgens allein; es war ein herrlicher Tag um die Mitte des Herbstes. Die Blumen hauchten ein welkes Aroma, gleichsam den letzten Rest der mächtigen Buketts des Sommers. Die letzten Bienen kreisten in der Sonne mit schon wundem Flug, mit glänzenden Flügeln.

Fréda war also gekommen, denn ich hatte ihr gesagt, daß ich in den Garten gehe; wir verharrten kurze Zeit in der Betrachtung der Lieblichkeit all der Dinge, die Herzen geschwellt, ohne zu reden. Aber bald ergriff ich ihre Hand. Ich fühlte, daß Worte gesagt sein müssen, unwiderruflich wie die, welche der Seele in ernsten Stunden des Lebens entströmen. Und vielleicht war sie auch in den Garten gekommen, um sie zu hören.

Jetzt knüpfte sich für mich ein zarter und übertriebener Aberglaube an diese Bank, wo wir zum ersten Male in unserem Innern gelesen hatten. Sie war wie ein Wegpunkt, an dem wir von entgegengesetzten Pfaden her zusammengekommen waren. Und ich sprach zu ihr:

„Fréda, es gibt keine größere Einsamkeit als die, welche zwei Wesen gleich uns umgibt. Wir sind mitten im menschlichen Leben so vereinsamt, daß wir nur mehr noch uns selbst angehören. Kein Weg führt mehr von

uns zur Welt. Wir sind gleich Inselchen, die in der unermeßlichen Weite der Wasser verloren sind. Und vielleicht gibt es auch kein größeres Glück; denn gegenwärtig haben wir aufgehört, den anderen Menschen zu gleichen, die sich von blinden Gewalten jenseits ihres Willens treiben lassen. Und alles, was wir tun werden, werden wir fortan im vollen Umfange unseres Bewußtseins tun."

Ich merkte dabei, daß ich sprach, als hätten wir schon früher beschlossen, unsere Geschicke nicht zu trennen. Hatte sie mir bisher doch nichts gesagt, was mich hätte vermuten lassen können, daß zwischen uns etwas anderes bestehe als Mitgefühl, geweckt durch das gleiche Mißgeschick. Unsere Seelen hatten die Grenzen des Geheimnisses nie überschritten, das die eine für die andere war; sie waren bis an den Rand unserer Lippen hervorgekommen und dann wieder ins verborgene Haus zurückgekehrt, wo sie abgesondert lebten.

Fréda blickte mich nicht mehr an: ihre Augen, vor sich hinstarrend, schienen sich weniger auf einen Punkt des Raumes als auf einen Punkt der Ewigkeit zu heften, auf den Grund jenes Rätsels der Zeiten, wo die Ereignisse im vorhinein beschlossen sind. Und sie hatte nichts gesagt; ich zitterte, daß sie auf meine Schwärmerei mit Schweigen antworten würde.

„O Freundin, lassen Sie mich Ihnen diesen Namen geben, den eine lange Gleichheit des Kummers rechtfertigt. Freundin, haben Sie mich nicht verstanden?"

So sprach ich neuerdings zu ihr mit so leisem Hauch, daß ich kaum den Klang meiner Stimme hörte. Ich sah in ihren erloschenen Augen ein fernes Licht wiederkehren. Sie erwachte vom Tode, sie hatte noch die Blässe davon und sprach ebenfalls ganz leise:

„Ich hörte Sie wie im Traume . . . Und ist alldies in Wahrheit nicht ein Traum?"

„Das Leben ist nichts anderes, Fréda, wir glauben zu leben, und wir träumen; wir gehen vor uns hin mit geschlossenen Augen, nach einem Ziel, das wir nicht kennen. Und nur unser Leben im Innern weiß, was es will, und kann's nicht sagen. Sie sind mir wie aus der Tiefe eines Traumes wieder gekommen, himmlische wiedergefundene Freundin! Ich kannte Sie noch gar nicht, und doch habe ich Sie wiedererkannt. Alldas hat wirklich das Ansehn eines Traumes."

Und dann, als ob sie nach langer Verborgenheit plötzlich aus einer Wolke träte und sich mir endlich enthüllte, sagte sie mir:

„Ja, ich bin es. Und doch, ich bin die einstige Fréda nicht mehr, die Sie gekannt haben."

Ihre Stimme schien mir lieblich wie der Weckruf des Morgens, wie die ersten Laute des Lebens, und ein Tag brach an, dem kein anderer je vorausgegangen war.

„Fréda, Sie sind mir erschienen wie das Mädchen, welches Sie waren, bevor . . .“

Sie legte ihre Hand an meine Lippen, und so ward die Vergangenheit, als ob sie nie bestanden hätte, denn sofort bei der Berührung dieser Hand, die auf meinen Mund das Vergessen siegelte, erlosch sie.

Ich ergriff ihre Hand und preßte sie lange an mein Gesicht. Ich hätte sterben mögen in der Wonne dieser Minute, mit ihrer Hand an meinen geschlossenen Augen. Das Leben war gesühnt; keiner von uns wußte mehr, wer gegenüber dem andern im Unrecht sei. Und in der Folge war niemals mehr zwischen uns die Rede von der Zeit, welche dieser vorangegangen war.

„Fréda,“ sagte ich, „Sie sind mir als das erste Weib und als der erste Morgen erschienen.“

Und so lebten in uns nur noch lachende und leichte Gedanken.

Doch verlangte ich von ihr kein neues Opfer. Wir waren wie zwei freie Seelen, die aufeinander gewartet, und die nicht nötig haben, durch äußere Proben das Geschenk zu beweisen, das sie sich freiwillig gemacht haben. Ich sprach ihr also nicht von der Zukunft; die Zeit für ein Glück wie das unsrige ist bis auf unabsehbare Dauer in der Stunde enthalten, so kurz sie auch sei, in welcher man die Gewißheit gewinnt, daß man von ihr nichts zu fürchten hat. Und kaum vermag sich der Mensch eine Vorstellung von der Ewigkeit zu bilden. Dennoch wird sie, ein uferloses Meer, in dem Wassertropfen getrunken, der im Vergleich zu ihrer unermeßlichen Weite das unendlich kleine Teilchen der Zeitdauer ist, in dem wir dürsten.

Ich stand vor Fréda wie ein neuer Mensch, wie ein Naiver, der das Leben noch gar nicht kennt. Wir lebten am Beginn der Tage in der jungfräulichen Schönheit der Welt. Und eine Ewigkeit verrann. Keiner von uns sah, daß der Kastanienbaum über unseren Häupten sich zu entlauben begann; er erblühte um so grüner in uns selbst.

IX.

Ein letztes Mal darauf kamen wir unter den Baum. Es war Ende des Herbstes; alle Blätter waren gefallen. Und wir sagten uns ohne Traurigkeit:

„Ja, so ist es, die Blätter sind gefallen. Aber der Baum lebt. Er bewahrt im Herzen einen Schatz von edlen Säften; sein Alter wird wie ein junger Lenz von quellenden Säften aufgefrischt werden.“

Sie und ich, wir plauderten so schon eine zweite göttliche Minute auf der Bank: eine wunderliebe Jugendwoge wallte ihr beständig vom Herzen zu den Lippen. Aber zuweilen konnte sie nicht Worte finden, um die Schönheit ihrer Empfindungen festzuhalten, und dann sprachen bloß ihre Augen. Ich verfolgte in deren Helle den Abglanz ihrer Gedanken; diese

stimmten zu den meinigen; wir hätten nicht sagen können, wer von uns beiden sie zuerst gefaßt hatte.

Nun, wieder einmal waren sie, beschwörend die Macht der Ewigkeit des großen Baumes, ineinander aufgegangen. Unsere Worte gewannen ohne unser Zutun einen Sinn, der sich für beide auf das junge Leben bezog, das uns von Grund auffrischte. Plötzlich kam eine Biene geflogen, eine jener Bienen Virgils, der Töchter des Todes. Fréda kannte die lateinische Fabel nicht, aber eine Erinnerung flog gleich einer geistigen Biene an ihren Mund. Und das war sogar die Seele eines Dichters, eines tiefsinnigen Brahminen: der zarte Michelet, der Dichter von „l'Insecte".

„Ach," sagte sie, „wie recht hatte er! Das ist nicht die Biene des Todes, sondern der Auferstehung!"

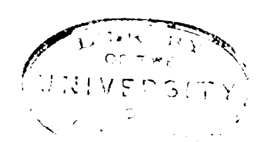
Dieses Wort erhellte die ganze ungeheure Finsternis. Mit einem Schwung ihres Herzens, mit einer göttlichen Vorahnung zog sie den richtigen Schluß, vielleicht die richtige Lösung. Unsere Seelen erneuerten das Wunder, dasselbe Ding zu denken, das himmlische Ding, das von den Quellen des Seins gekommen. Fréda war auf diese Art mit meiner Glaubenshandlung verschmolzen; sie schien mir die Kommunion in diesem Leben ohne Halt, die Ewigkeit der Geschlechter. Und der Tod entschwand aus unserem Gemüt, wie er schon aus unserem Leben entschwunden war. Es blieb nur mehr die kleine, verspätet beim Nahen der kranken Wintertage gekommene Biene, die, zwischen zwei Ewigkeiten flatternd, aus den Keimen des Todes die Substanz des neuen Lebens umbildete.

„Der Tod, Fréda," sprach ich zu ihr, „existiert nicht. Alles wird wiedergeboren, alles ist Metamorphose. Eine Woge drängt die andere zu den Gestaden der Ewigkeit."

Überströmende Innigkeit tränkte unsere Augen, füllte sich mit dem Tau des hohen schweigenden Entzückens. Und die Unendlichkeit hatte sich enthüllt. Sie hatte mir ihre Hand überlassen, und ich hielt sie zwischen den meinigen.

Fréda erschien mir in diesem prophetischen Augenblicke übergroß und lichtumflossen, mit Wunderhänden, die an das Wunder gerührt hatten, um die Erkenntnis desselben aufblitzen zu lassen. Sie glich der Vestalin, die mit dem Mund das Feuer der Liebe und des Lebens anfacht. Sie war selbst das göttliche Symbol des wundergleichen Neubeginns der Dinge. Und ihre Hände zwischen meinen waren kalt von erhabenen Schauern wie beim Hingang der Seele, die Auflösung der körperlichen Form vor lichtflutenden Schwellen. Ich dachte nicht mehr ans einstige Weib, das ich gekannt hatte.

Dies war das letztemal, daß wir unter den Baum kamen, denn nun kamen Regentage; aber wir trugen die Empfindung der Ewigkeit in uns, wir waren vor den andern Menschen bis ans Ziel des Weges gewandelt.



Wir hatten uns dem Rätsel unseres Ich und der Welt genähert. Und ein Glanz blieb lange in unseren Blicken.

X.

Einer meiner Verwandten in der Provinz verheiratete seine Tochter. Ich kannte sie schon seit ihrer Kindheit; ihr Vater bat mich, ihr als Zeuge zu dienen. Ich willigte um so lieber ein, als uns eine alte Freundschaft verband. Ich ahnte nicht, daß diese Rückkehr zu lieben und traurigen Gedanken für mich ein unvermeidlicher Anlaß zu Qualen werden würde. Ich kam am Vortag der Hochzeit an; ich stieg gleich im Hause meines Verwandten ab.

Nach der Sitte der Kleinstädte vereinigte die Geladenen ein großes Mahl. Man hatte mich zur Rechten der Braut gesetzt. Ich hatte sie so während des ganzen Festes neben mir, dieses kleine Herzchen, das die Liebe zum ersten Male kannte. Ohne hübsch zu sein, hatte sie den Reiz eines rechtschaffenen und bescheidenen Wesens; aber in der großen Wandlung ihres Lebens, verbunden mit den ersten Gedanken, welche ihr das Gefühl ihrer neuen Pflichten eingab, gewann ihr Antlitz fast Schönheit. Mehr als einmal wurde ich von dieser Wahrheit durchdrungen, daß die Schönheit in ihrem höchsten Ausdruck nur der Widerschein des moralischen Überschwanges ist, zu dem die Seelen in Stunden höchster Empfindungsfähigkeit getrieben werden. Die Heirat verleiht einem christlichen Mädchen, nahe dem Augenblicke, wo sie Frau werden soll, wiederum den unsäglich zarten mystischen Glanz, der mit fahlen und unergründlichen Lichtern in ihren Augen zur Zeit der ersten Kommunion schwebte. Das sind die beiden Alter ihres Lebens, wo die Weiße ihres Gewandes als wahres Symbol ihrer Reinheit erscheint, und sie gibt sich darin, wie von der Erde entrückt, mit einem Antlitz, das selbst bei den Häßlichsten sich mit vergeistigter Anmut verklärt.

Ganz blaß und bebend in ihrem silberweißen Atlas gemahnte mich meine junge Verwandte an die zarten Jungfrauen der Triptychen nach der Heimsuchung des Engels. Sie sprach nicht und blieb wie traumverloren, die Hände auf dem Tisch, die schlanken, feinen Hände, an die der Priester den Ring gesteckt hatte.

Die Fröhlichkeit der Gäste stieg bald; aber in dem Maße, als sie lauter wurde, begann ich, der sich vom Wein enthalten hatte, an die Stunde meines Lebens zurückzudenken, wo ich, wie der junge Gatte, der zuweilen die Hand des unerfahrenen Kindes verstohlen preßte, neben Fréda gesessen war. Damals glaubte ich ebenso wie dieser junge Mann die Pforten des Glückes sich vor mir öffnen zu sehen; und Fréda im vollen Glanze ihrer Schönheit, ernst, lächelnd, ganz blaß, stand im Alter der zarten Braut.

Dieser Gedanke verließ mich nicht mehr. Er verursachte mir derartige

Qual, daß ich, den Tumult benützend, der im Moment wächst, wo die Vermählten die Tafel verlassen, zwischen die Gruppen schlüpfte und die Straße erreichte.

Im Dunkel des Trottoirs, im ersten Schnee des Winters stand noch der Baldachin mit seinen vergoldeten Lanzenschäften wie ein Paradezelt. Hier hatte soeben in kleinen Wellen von Atlas und Samt, im sanften Streichen von Parfüms die warm vermummte Entblößung der Damen defiliert; hier waren im Rauschen des Atlas die kleinen weißen Füßchen der Braut nach Rückkehr von der Kirche getrippelt. Wie ein Gefolge waren die biegsamen Hüften, die schönen nackten Schultern mit der flimmernden Blässe von großen Blumen vorübergezogen.

Und jetzt war die Nacht hereingebrochen. Eine kleine Kutsche hielt geheimnisvoll neben dem Baldachin; der Kutscher im Pelzkragen saß unbeweglich im Flug der weißen Flocken, Zügel und Peitsche in seinen groben Pelzhandschuhen. Die hohen Fenster des Erdgeschosses und Stockwerkes klebten wie goldige Lichter an der finstern Fassade mit den wattierten Balkons und den Karyatiden im Wintergewande. Silhouetten huschten beständig über die hell durchscheinenden Vorhänge. Leiber von Frauen, feine Schatten von Mädchen, männliche Schultern jagten mit marionettenhaften Bewegungen vorüber. Alles Leben des alten Hauses schien sich in dieser gleichmäßigen, wohligen, lauen Helligkeit vereinigt zu haben. Höher oben zeichnete der zweite Stock, ganz dunkel, seine Reihe von großen gefrorenen Fenstern, hinter denen die erstorbenen Zimmer gähnten.

Die kleine Kutsche wartet; ihr Kasten ist flockig von Schnee, das Pferd wird ungeduldig und zerrt am Gebiß. Die Vorübergehenden achten kaum auf diesen Kutscher, der sich in seinen Pelz einrollt. Und dennoch gleicht er in der Haltung der stummen Person einer Schicksalsfigur. Nie wird die kleine Braut die Minute, welche folgen wird, vergessen, die Kutsche im Schnee, das Klappen der Wagentüre, die sich über der Scham des ganz neuen Weibchens schließt, das sich fröstelnd tief in den seidenen Fond drückt.

Die Schatten da oben laufen ab und bewegen sich in der Weise von Pfauentänzen und Madrigalen. Die Flocken tanzen wie Schwanenfedern vor den Platten des leuchtenden Fächers, den in der eisigen Luft das Auseinanderweichen der Vorhänge zeichnet. Zuweilen zieht der Kutscher seinen Hals unter dem Kragen hervor. Er beachtet nicht die großen erleuchteten Fenster; aber aufwärts schielend beobachtet er, ob kein Licht in der Höhe des Hauses erscheint. Er weiß, daß dort ein Zimmer ist, von wo das Signal zur Abfahrt kommen, ein Zimmer, das sich in einem Augenblick für die letzten Zurüstungen erhellen wird.

Ein Lichtstreifen stiehlt sich bald durch die Vorhänge, läuft durch die Nacht des Stockwerkes. Jemand hat eine Lampe auf den Tisch nahe dem

Fenster gestellt; der rosige Widerschein eines Schirmes entzündet die Scheiben mit einer Nuance von Morgenrot.

Und wie auf den großen Vorhängen des Salons bewegt sich der Ausschnitt eines kleinen fieberhaften Schattens, die jugendliche Zeichnung eines Nackens im Lichtkreis der Lampe. Aber bald regen sich andere Schatten rings um das graziöse Profil; Arme brechen sich in seltsamen hastigen Bewegungen, vielleicht die Mutter oder die Schwester ...... Eine Zofe lüftet einen der Vorhänge, betrachtet das Fallen des Schnees. Und alles wirbelt durcheinander; die Bilder schweben geheimnisvoll wie in einer Wolke. Zwei Hände scheinen eine Weile einen kostbaren Stoff aufzuheben, der sich in großer Länge abwickelt und das Wellige und Weibliche einer lebenden Person zeigt. Schon hat die kleine Dame in Weiß nach Kirche und Hochzeitsmahl auf das Symbol der Unschuld verzichtet. Das schöne Atlaskleid, gestickt mit Orangenblüten, ist von den Schultern geglitten und ist nur noch ein verehrtes Götzenbild, das eine der Frauen, nahe dem Fenster, in ihren erhobenen Fäusten hält.

Das Kind betrachtet sich jetzt überrascht im Spiegel, mit einem schon veränderten Blick. Sie erblickt sich nicht mehr als dieselbe: sie ist nicht mehr ganz das Mädchen, das sie war, sie ist noch nicht die Frau, die sie werden soll, und etwas scheint eingetreten zu sein, wodurch sie sich als eine sich Fremde sieht.

Ihr halb entblößter Busen, ganz zart, mit noch unentwickelten Rundungen, wogt ans Mieder.

Sie merkt nicht mehr die zarte rosige Scham, die ihr beim Eintritt irgend jemandes ins Zimmer sich rascheftens zu verhüllen gebot. Ihre Schwestern, die Dienstmägde umgeben sie, und es stört sie nicht. Ihr schwebt gleichsam dunkel das Gefühl vor, daß sie nicht mehr sich angehört, daß sie ein anderer alsbald frei wird betrachten können. Sie lächelt, sie möchte weinen, sie fühlt sich etwas fern von dieser Welt, die sich verblaßt wie in einem Traume regt ... Und die Stunde ist ungemein süß; ein wonniges Fieber elektrisiert sie, sie dreht den Ring am Finger. Dann heftet sich ihr Blick verwundert noch ein letztesmal auf ihre Schultern; hierauf bedecken sich diese, und sie glaubt die Berührung eines Schnurrbartes zu spüren; ein Kuß streift sie, haucht über ihre Haut eine rosige Erregung. Sie will nicht wissen, daß er da ist, der sie mit dem Blicke betrachtet, mit dem sie sich selbst betrachtet hat. Und gleich darauf beginnt sie, um von der Spur abzulenken, mit dem Unverstand eines Papageiweibchens zu schwatzen.

Ihr unbeständiges Hirn ist gleichzeitig sehr ruhig und furchtbar erregt, von einem Taumel erfaßt. Sie wollte sich schon vom Zug entführt sehn, weit, weit sein, und zugleich scheint es ihr, daß sie lange Zeit so bleiben könnte, ohne an anderes zu denken. Doch alles mahnt sie, daß sie scheiden soll, daß in einem Augenblick dieses Haus ihrer Kindheit aufhören

wird, das ihrige zu sein. Auch haben ihre Schwestern ein etwas ausgelassenes, etwas zu weit gehendes Lachen, als wollten sie sich übertäuben und ihr etwas verbergen. Und der Tisch, die Blumen des Teppichs, der Bücherständer, das schmale Bett mit seiner Pfirsichblütendecke sind nicht mehr dieselben . . . Alldies ist plötzlich so trübselig, so weit in die Vergangenheit gerückt, blickt vorwurfsvoll wie schon vergessene Dinge! O, jetzt hätte sie allein sein mögen, nur eine Minute allein, sie berühren, diese lieben alten Gegenstände, in denen noch ihr Leben zittert, und die nach ihrem Scheiden nur noch Reliquien sein werden, Lebewohl sagen den geliebten Büchern, das Polster küssen, auf dem sie den ersten Liebestraum träumte . . . Und mit einem Male bemerkt sie, daß die Gardinen zurückgeschlagen sind. Nun bricht die lang verhaltene Krise aus: es kommen ihr die Tränen über den wirklichen Abschied, die endgültige Trennung. Sie wird nicht mehr im kleinen weißen Bett schlafen, das für sie allein war; sie hat nur noch die Empfindung großer Bangigkeit.

„Nun, du törichtes Kind! . . . .“ Es ist ihre Mutter, die sie umarmt, ganz glühend von unerschrockenem Eifer, und beide bleiben schluchzend aneinandergepreßt. „O Mama! Mama!“ Aber die Mama findet das Wort, welches den traurigen Zauber löst: „Was würde dein Mann sagen, wenn er dich so sähe!“ Das Lächeln kehrt wieder; die Küsse haben die letzten Tränen getrunken. Und das Kind denkt nur mehr an diese beglückende Tatsache: „Ich hab' einen Mann!“

Jetzt überstürzt sich der Wirbel der Silhouetten . . . Fein hat der Kutscher wahrgenommen, wie der Schatten einer kleinen Hand an einer Stirn einen Hut befestigt . . . Und dann wird das Fenster wieder ganz hell; man sieht hinter dem Vorhang nur noch die Bewegungen eines Weibes, das in das Chaos des Zimmers wieder Ordnung bringt. Nunmehr richtet der Kutscher auf seinen Knieen die Falten der Decke, er kitzelt mit der Peitschenschnur die Ohren des mit der Zeit eingeschlafenen Pferdes. Stimmen. Ein Diener geht voran, hält die Wagentür offen. Dann huschen eilig zwei Schatten.

Klipp! Klapp! Eine wahre Flucht. Im Schnee schon fern, hat sich das Rollen der kleinen Kutsche verloren . . .

„Ach kleines Fräulein! kleine Madame!“

Eine leichte Kutsche hatte ebenfalls vor dem Tore gewartet und uns dann entführt.

Mein Schluchzen ward laut.

„Eine kleine Kutsche, eine kleine Kutsche . . .“ wiederholte ich mir unzählige Male, als hätte die Beschwörung dieser materiellen Form genügt, um in mir das Trugbild der hochzeitlichen Stunde in meinem Leben wieder aufleben zu lassen. Ich hätte lange, den Kopf in den Händen, weinen mögen.

Stundenlang irrte ich im Dunkel der Gassen. Als ich ins große

Haus wieder eintrat, das beraubt war der lieben Anwesenheit, die es bisher belebt hatte, waren die Gäste dieses Nachmittags der Hochzeit und der Lust alle schon geschieden.

XI.

Ich begann um diese Zeit zu bemerken, daß eigentümliche Blicke ringsum uns auszuspähen schienen. Es machte sich mehr Kälte im Gruß der barmherzigen Frauen fühlbar, die auf die Freuden verzichtet hatten, um sich der Linderung der Leiden zu widmen. Und nicht mehr mit der gleichen Achtung kam man der entgegen, welche für die Damen Frau Darbois hieß. Der Verzicht, die Barmherzigkeit hatten in ihnen nicht die Klatschsucht und Mißgunst erstickt, welche das ledig gebliebene Weib verbittern.

Ich war mehr verletzt als ergrimmt in der Reinheit meines Kultus für Fréda. Die Welt, gleich einem Land im Steuern auf freien Meeren, die Welt, welche ich beim Einlenken ins neue Leben unserer Seelen für immer überwunden zu haben glaubte, belästigte uns mit ihren versteckten und boshaften Zudringlichkeiten. Mein Herz blutete, wie es selbst in der Zeit der alten Wunde nicht geblutet hatte. Mir war's, als rührten lasterhafte Hände an die geheiligten Schleier, hinter denen sich das Geheimnis ihres Lebens barg.

Welch seltsames Geschick, das unsrige! Ich war zu Fréda mit geläutertem Herzen wiedergekehrt; ich wußte nicht, ob das neue Gefühl, welches mich an sie fesselte, noch Liebe war; ich wußte bloß, daß wir uns damals schlecht geliebt hatten, mit einem Gefühl, das zu jener Zeit den Namen Liebe trug. Und nun! es schien, daß gerade diese Liebe es war, welche sich wie eine Scheidewand zwischen uns aufrichtete. Indem ich ihr eine unsäglich ehrerbietige Anhänglichkeit zollte, die eigentlich nur die Sühne für die stürmische Vergangenheit war, hörte ich nicht auf, der frühere Mensch zu bleiben, der sie unglücklich gemacht hatte. Kein neues Band konnte hindern, daß andere zerrissen worden waren, und wir blieben getrennt, weil wir vereint gewesen waren. Unsere Herzen waren wie zerstreute Stümpfe, die sich wieder zu vermählen trachten und nimmer wieder das tiefe Pochen des Lebens herstellen können.

Ich fühlte, daß ich Fréda in dem Augenblicke verlor, wo sie mir wiedergegeben war, wo wir uns von zwei Ufern die Arme entgegenstreckten, das Angesicht verklärt von Nächstenliebe und Idealen. Und wir waren frei mit noch drückenderen Ketten, die wir eben unserer Freiheit zu verdanken hatten.

Es galt eine schwere Probe; ich hatte keine Rechte mehr auf Fréda, ich hatte noch weniger Recht, sie in der Achtung der Menschen leiden zu lassen. Ich dachte, daß nichts übrig bliebe, als mich zurückzuziehen, dieses Haus zu verlassen, wo wir mitsammen die reine Wonne verkostet hatten in der Harmonie und Schönheit einander wiedergewonnen zu sein. Ich

benützte einen Vorwand, mich auf kurze Zeit zu beurlauben; ich hatte nicht den Mut, auf mein Amt mit einem Male zu verzichten; und darauf schrieb ich ihr.

Es war ein Bekenntnis meiner Schwäche; ich wagte sie zu bitten, mich durch Bestärkung in meinem Entschlusse aufzurichten; und ich erwähnte nicht die Vergangenheit, sondern nur jenen Zeitabschnitt, der unser harrte, und auf dem noch der Fluch der Vergangenheit lag.

Kaum war der Brief abgegangen, bereute ich schon, ihn geschrieben zu haben. Sie antwortete mir nur eine Zeile, und diese zeugte von übermenschlichem Mute: „Was liegt an der Welt angesichts unseres Gewissens! In der sicheren Abgeschiedenheit, in die wir geflüchtet sind, haben wir ihre Schläge nicht mehr zu fürchten.“

Ich kannte sie also noch nicht, da diese Schönheit ihrer Seele, die mir mit einem Male aufgegangen war, mir etwas an ihr enthüllte, was mir bisher unbekannt war. Ich bedeckte ihr Schreiben mit Tränen und Küssen. Ich suchte darin einen Sinn, der über die Begriffe weit hinausging. Ich kann sagen, daß ich meinen ganzen Scharfsinn daran erschöpfte. Über alles menschliche Entzücken ging die Empfindung der Erkenntlichkeit und Bewunderung, mit der ich sie dem Martyrium entgegengehen sah. Ich sah ein, daß ich erst von dem Momente an feig gewesen war, wo ich fliehend sie der Einsamkeit preiszugeben gedachte. Und die außerordentliche Energie, die göttliche Gewalt des Opfers verwandelte jedes ihrer Worte gleichsam in einen blutenden und seligen Teil von ihr. Was lag in der Tat zweien Wesen, welche die Ewigkeit eingetauscht hatten, an der Welt, die doch nur eine der flüchtigen Formen der Zeit ist! Flüsterte uns das Gewissen denn nicht zu, daß wir einander durch unsägliche Leiden verdient hatten, indem wir die Steine und Dornen eines Calvaria, mühseliger als alle anderen, auf uns nahmen? Ich begriff, daß die sichere Abgeschiedenheit, von der sie sprach, der Wert und die Schönheit unseres neuen Lebens sei: dieselbe glich einer aus den Fluten getauchten Insel, gebildet aus früher getrennten Inselchen, zu der kein Weg der Welt mehr führt.

„O teures Weib,“ wiederholte ich unaufhörlich, „freiwillige Märtyrerin des Verzichtes und der Liebe, Schwester des Erbarmens gegen den Armen und Bedrückten, die du gewillt bist, mir die lebendige Nächstenliebe und das lebendige Heil zu bleiben, um mich die Pflicht gar leicht ertragen zu lehren, nur für dich allein hast du die herbe Bitternis aufgespart. Und mein Glück ist ein Schwerterbund, den du mit den Spitzen in dein Blut senkst und wendest.“

XII.

Ich kehrte zurück, ich sah sie nicht. Man berichtete mir, daß sie selbst angesucht habe, in den Dienst eines anderen Arztes des Asyls treten zu

dürfen. Ich empfand keinen Schmerz darüber, ich war sicher, daß sie einem Grund gefolgt sei, den sie mir bald mitteilen werde. Und wäre mir auch dieser Grund verborgen geblieben, ich hätte ihr noch Dank gewußt, daß sie mich so vertraut mit ihren geheimen Absichten glaubte, daß sie es nicht für nötig erachtet hatte, mir etwas davon zu sagen.

Sie blieb also körperlich fern von dieser Rückkehr zu Qualen, die wir bisher gemeinsam gelindert hatten. Aber ihr mystisches Wesen, ihr Geistiges lebte und webte noch um mich und strömte in die Hände über, mit denen ich unsere Kranken berührte. Ich berührte sie vielmehr mit Händen, die ihr eigen waren, mir das Wort wiederholend, das unsere Gemeinschaft eingeleitet hatte. Ich war zugleich sie und ich an diesen Betten, von wo Stimmen aufstiegen, die zu mir sprachen und doch nur von ihr sprachen.

Bei der Heimkehr fand ich einen Brief, den sie mir am Vortage geschrieben hatte. Es war ein Brief, den nur ein Weib wie sie schreiben konnte. Sie sprach nicht von sich, sondern von mir, anläßlich eines neuen ergebenen Opfers. Sie schilderte in bewundernswerten Ausdrücken die Achtung, welche mich in diesem Hause umgeben müsse, damit ich mein Amt mit Entschiedenheit ausübe. „Fügen wir uns also drein, getrennt zu erscheinen, wenn aus diesem leichten Zwang, der überdies die Wurzeln des Lebens in uns nicht streifen kann, ein Wohl für diejenigen erwachsen soll, die uns ebenso lieb sind wie wir selbst.“

Ihr Brief war nicht Liebe, sondern ein Gefühl, noch höher als Liebe. Er schien die gewöhnlichen Grenzen des Schönen überschritten zu haben und eine Höhe zu atmen, wo es keine Worte mehr gibt, um die Klangfarben einer Seelenharmonie auszudrücken, die vollendeter ist als der irdische Bund. Keine Seele war je der Menschlichkeit näher in dem Moment, wo sie an mich denkend, vielleicht noch mehr an die anderen dachte. Keine ist je in den tiefen Fluten der Nächstenliebe weiter vorgedrungen. Und so war ich selig über diese Einbuße an Glück, um des Zweckes willen, der es uns gebot. Wenigstens bildete ich mir ein, daß ich nur entsprechend einem freiwillig zugestandenen Opfer darunter litt.

Aber das Leben leidet jenseits des Willens an Übeln weiter, welche der Wille nicht zugibt. Das Gemüt des Menschen gleicht dem Wald, in dem göttliche Vögel das Lied der Hoffnung singen und wo die bösartigen Tiere des Argwohns heimlich hinter den Bäumen lauern. Ich gelangte nicht sobald zum beneidenswerten inneren Frieden. Ich rang mit Schwächen, und Fréda wußte es nicht.

Ich mußte gewaltsam den Verdacht unterdrücken, daß sie vielleicht wieder anderen Sinnes geworden sei. Ich wagte, ihr im stillen eine übertriebene Vorsicht vorzuwerfen; ich sah nicht, daß sie nur um meinetwillen allein vorsichtig war.

Ich ging eines Tages allein unter den Baum. Es war Winter; die Zweige waren mit feinen glitzernden Kristallen bestreut. Und die Bank

bemerkte man vor Schnee gar nicht mehr: „Fréda," sprach ich sie in Gedanken an, „wunderbare und süße Freundin, ich soll fortan auf deine Gegenwart verzichten? Soll mein Leben ein Exil sein, fern von dem Eden, aus dem mich dein nur allzugut befolgter Befehl verbannt?"

Die Sonne brach durch die Wolken, der Reif schmolz, und ich sah wie eine Vorbedeutung die grüne Rinde des Baumes zum Vorschein kommen. Da erwachte wiederum die Empfindung der Ewigkeit in mir; mein Herz schlug in wonniger Erleichterung. Ich hörte Fréda, die zu mir sprach: „Ich bin dein Weib, ich gehöre dir. Ich habe nicht aufgehört, dein zu sein." Und die Stimme war für mich so deutlich vernehmbar gewesen, daß ich glaubte, Fréda habe in einiger Entfernung wirklich die Lippen bewegt und zu mir gesprochen. Indessen war ich ganz allein unter dem Baum gewesen.

XIII.

Fréda kam jetzt also nur an den Tagen, an denen ich selbst nicht zugegen war, und noch einmal schien die Welt sich zwischen uns gestellt zu haben. Unser ganzes Leben war erfüllt mit ihrer Gegenwart: sie drängte sich in alle Stunden unserer Freuden und unseres Leides; sie hatte unsere Hände zusammengelegt, und sie hatte dann unsere Hände getrennt.

Ich hörte auf, meine edle Fréda zu sehen; ich mußte lange warten, bis mir dieses Glück wieder vergönnt war, aber ich wußte, daß sie hierher komme, ebenso wie ich, und dieses Haus des Leidens blieb duftend von ihrem Kommen und Gehn.

Ich gewann so eine unerhörte Kraft der Geduld und der Fassung. Ich bildete mich nach dem Plane Frédas. Das Licht ihrer ruhigen Seele durchdrang mich von neuem; es löste meinen Kummer und verlieh mir Ausdauer im Opfer. Ich tat nichts mehr, um wieder in ihre Nähe zu kommen; ich wartete, bis dieselbe Bewegung ihrer Hand, welche zwischen ihr und mir die Schranken geschlossen hatte, sie wieder öffnen würde; und es schien mir, daß die Zukunft uns gehöre, uns, die nicht einmal der gegenwärtigen Minute sicher gewesen waren.

So kam ein Sinn in Zeit und Leben, den ich in früheren Tagen nicht gekannt hatte. Ich lebte buchstäblich weder das Heute, noch das Morgen, noch das Gestern. Ich hatte das Bewußtsein, in weiter Ferne als anderer Mensch auf einem anderen Planeten gelebt zu haben. Ich schleppte damals ein sklavisches Menschtum. Dann war ich gewandelt, ein großes Licht vor den Augen: ich hatte aufgehört, die Empfindungen der Kreatur aus einem beschränkten Umkreis zu sammeln; es schien mir, als lebte ich in der Endlosigkeit der Zeiten.

Alte Gedanken gewannen die Oberhand: ich überzeugte mich von der Nutzlosigkeit des menschlichen Strebens, dem natürlichen Lauf des Lebens nachzuhelfen. Alle Dinge ordnen sich von selbst nach geheimen Zwecken,

und es ist unnötig, sie nach rechts oder links abweichen zu lassen. Der Bach fließt vor sich hin, die Frucht fällt vom Baum, das Gras wächst über den Gräbern, und der Mensch allein greift mit eitlem Erfindergeist störend in die einfache Ordnung der Geschehnisse ein. Fréda war eines Tages in dieses Haus gekommen. Es schien, als wäre ich selbst dort nur eingetreten, um sie wiederzufinden, und unterdessen hatte ich Fréda fast vergessen. Und später war's, als hätte ich an sie zu denken nie aufgehört. Nichts hat hindern können, daß unsere Kreise sich schließlich trafen, und alles kommt in Einklang, wie die rhythmische Anziehung der Sphären, wie die harmonische Wiederkehr der Jahreszeiten. Wir hatten uns angeschickt, mit kurzen Schritten in den neuen Lenz unseres Lebens zu wandeln, und jeder Schritt ward ungeheuer, reichte von Horizont zu Horizont.

Ich kannte das Leben Frédas nicht während der Zeit, die sie mir fern geblieben war, ich wußte bloß, daß ihr Leben schön war, wie ihre Seele. Ein großes Vermögen hatte ihr ehemals so viel abgeworfen, als für den Genuß der Welt genügt. Sie hatte davon bloß den zum Lebensunterhalt notwendigen Teil behalten; sie war nunmehr reich an ihrer Armut allein, und diese wahrlich war ein Reichtum, viel köstlicher als alle anderen, weil sie noch das Mittel fand, ihn mit denen zu teilen, welche nichts besaßen als den Schmerz.

So war sie zur Wahrheit, zur Rechtlichkeit dieses Lebens gelangt, in einer unglückseligen Welt, die zudem am betrübenden Gegensatz krankt zwischen der Existenz des Menschen, der alles, und desjenigen, der nichts hat. Ich dagegen hatte beharrlich zusammengescharrt, ich glaubte lange Zeit, daß es genüge, ein Almosen zu geben, um sich mit dem Gewissen abzufinden. Ich wußte noch nicht, daß das Almosen nur eine heuchlerische Ausflucht unseres Egoismus ist, um ungestört die Sicherheit des Besitzes zu genießen. Die Gabe eines Stückes Brot ist keine Erleichterung für das Elend der Welt, wenn es nicht vom Herzen gegeben wird, mit einer Liebe, welche die Macht hat, das Mirakel der Vervielfachung der Brote zu verwirklichen. Und vorderhand bewunderte ich die Armut Frédas, ohne jedoch imstande zu sein, in der Fülle ihres Erbarmens ihr gleichzukommen.

Sie schrieb mir oft, um mich ans Bett von Kranken, in Quartiere des Elends zu rufen, wo ihre Vorsehung waltete. Eines Tages nun, als ich in ein düsteres Gemach eintrat, sah ich sie wieder, ohne daß zwischen uns etwas abgemacht worden wäre, um diese Begegnung herbeizuführen.

Sie reichte mir die Hand und verriet die jugendliche Wallung des Antlitzes, die sie das letztemal gezeigt hatte, als wir zusammen unter den Baum gingen.

Es war wiederum Frühling, obgleich der ewige Winter des Armen

im traurigen Winkel und in dieser trostlosen Gegend herrschte. Und ich sprach zu ihr:

„Fréda, ich habe beim Kommen die ersten Blätter an den Bäumen wieder ergrünen sehn."

Sie ging auf meinen Gedanken ein, und die kleine Biene, das Ding der Ewigkeit, flog an ihre Lippen. Sie anwortete lächelnd:

„Andere Schwärme sind im Erwachen."

Und wieder einmal hatten wir uns verstanden. Sie war nicht traurig, ihre Augen streuten Lichter rings um sie; und das Leben rann vorüber, die tiefe Flut eines Meeres. Ich ergriff ihre Hand, um mich zu entfernen, und sagte:

„Fréda, haben wir nicht endlich das göttliche Entzücken, uns wiedergegeben zu sein, verdient?"

Das war alles, was ich sagte. Ich war nackt und zitternd, wie ein Kind. Aber der dunkle Sinn meines scheuen Wunsches erhellte sich durch das Einverständnis, welches unsere Seelen einander nahe brachte. Ihre Hand preßte die meinige; sie blickte mich ernst, gerührt an, und dann verließ sie mich, ohne das tiefe köstliche Schweigen gebrochen zu haben.

XIV.

Um diese Zeit traf ich sie fast jeden Tag in den finsteren Regionen des Schmerzes, wohin mich ihre Liebesdienste führten. Und schon jetzt war sie wieder meine geistige Gattin geworden, wandelte sie vor mir, in den Händen die Hostie der Kommunion des Mitleids und der Liebe. Niemals jedoch sprachen wir von Liebe. Keine noch so flüchtige Anspielung trübte die Schönheit der Augenblicke, welche wir nebeneinander verbrachten.

Wir gelangten so durch gegenseitiges Vertrauen dahin, uns gemeinsam in ihrem Heim zu treffen, in dem kleinen Häuschen, wo sie mit einer alten Dienerin lebte.

Ich empfand beim Eintritt daselbst die Neulingsangst eines Jünglings, ich bebte, als schritte ich über eine geheiligte Schwelle; und nichts erinnerte mehr an die Vergangenheit, keine Spur der Zeit, wo ich sie mit unseliger Liebe liebte. Sie erzählte mir später, daß sie sich von einem alten Kofferchen nicht habe trennen können, in dem Reliquien unseres früheren Lebens aufbewahrt lagen; sie hatte ihn nicht mehr geöffnet, und ich verlangte niemals, daß sie ihn vor mir öffne.

Fréda erlaubte mir also, sie nach Belieben zu besuchen. Damals erkannte ich wahrlich, daß das Geschöpf, welches in der Freiheit seines Gewissens der Natur gemäß handelt, viel höher in der Weltordnung steht als die anderen. Die kleinliche Furcht vor der Welt, welche mich zuvor noch quälte, trat in den Hintergrund, und Fréda sprach mir nicht von der Welt. Das war ein Wort, welches aus unserem Leben für immer verbannt war. Dagegen besprachen wir das schreckliche Los der Armen, das

Verhängnis, welches seit urdenklichen Zeiten, sowie nur das soziale Leben begann, ihn ruhelos durch dürre Wüsten wandeln läßt, fern von einem Vaterland, fern vom Gefühl der Gemeinschaft, unerhört zurückgestoßen und einsam, als einzige Hoffnung nur das gastliche Gefilde des Todes.

Fréda war zu glauben geneigt, daß allein die Zerstreuung der Menschheit über weite Flächen, die Rückkehr zum freien Leben der Natur, mit den Feldfrüchten als Lebensunterhalt, und der gemeinsame Besitz der Erde diesen barbarischen Zustand ändern könnten. Sie griff zu raschen Lösungen, zu einfachen Synthesen, während mein Geist im Gegenteil auf geduldigen Umwegen der Dialektik zurückblieb. Ich lächelte anfangs über dieses harmonische Bild wie über ein tröstendes naives Luftschloß, und doch unterlag ich mit der Zeit der Gewalt unbeschreiblicher Anziehung. Es schien mir, daß sie auch hierin, wie in allen Dingen, der Wahrheit näher gekommen sei als ich.

Hinter dem Hause Frédas befand sich ein Garten, und in diesem Garten krümmte eine Weide ihre biegsamen Zweige bis zur Erde. Sie hatte mir erzählt:

„Die Weide grünt vor den anderen Bäumen. Gleichwohl sah ich darin keine Vorbedeutung an dem Tage, an dem ich sie hier gepflanzt habe.“

In der Frische der Nacht, in den feinen Wohlgerüchen des Gartens gingen wir oft unter die Weide, sie gemahnte uns an die reizende Zuflucht des Kastanienbaumes. Und eines Abends, als uns unsere Schritte unter ihr zartes Blattwerk geführt hatten, sagte ich zu Fréda:

„Fréda, wollen Sie, daß wir den Ring des echten Verlöbnisses wechseln?“

Die Stimme, welche ich unter dem Baume vernommen hatte, antwortete:

„Ich bin dein Weib.“

Ich ergriff den Ring, ich steckte ihn an ihren Finger; dann zog sie ihn ab und steckte ihn wieder mir an. Wir wußten gar nicht mehr, daß wir einst vertrauensvoll denselben Vorgang erlebt hatten. Die Ringe hatten unsere Hände verlassen, bevor noch das Gold daran getrübt war, und jetzt genügte bloß ein Ring von unverwüstlichem Metall, um sie wieder zu einigen. Wir verbrachten in voller Reinheit die Nacht, und keiner von uns hatte den Namen der Liebe heraufbeschworen. Es schien, als wären wir bis in Sternennähe emporgestiegen, und daß da oben der Hauch Gottes uns selbst umwehte.

So leistete Fréda das höchste Opfer; dasjenige, welches sie mir in der Vergangenheit gebracht hatte, war nichts mehr gegenüber diesem anderen, wo sie mir zugleich mit der Verzeihung und dem Vergessen die zweite und gereifte Jugend herbeiführte. Mit ihrem freiwilligen Treuwort gab sie mir den jungfräulichen Schatz ihres Lebens, als hätte sie mir früher nur den

Schatten gewährt. Und wir waren vor diesem Tage noch nicht einer des anderen gewesen, unsere Herzen kannten nicht das Glück, nur einander anzugehören; und jetzt erkannten sie sich in ihrer Echtheit zum ersten Male. Ich zog nun zu Fréda, und da erst waren wir wirklich vermählt, denn gleichwie uns eine soziale Macht geschieden hatte, sagte uns eine viel stärkere moralische Macht, daß unser erster Bund gar nicht bestanden hatte. Wir hatten die Empfindung, nach langer Überfahrt und einstigem Schiffbruch endlich wieder festes Land unter den Füßen zu haben. Und wir lebten mitten im Herzen der Menschheit einsam in voller Einfalt.

XV.

Das Alter ist seitdem hereingebrochen: wir genossen die Schönheit, zusammen zu altern, ohne zu bemerken, daß wir uns in einer anderen Zeit des Lebens jung gekannt hatten. Das war damals nur eine Jugendliebe voll Bewegtheit, und wir hatten uns nichts zu geben gehabt, als das vergängliche und kurzlebige Ding, mit dem zugleich die heilige Gemeinschaft der Herzen endet. Diese beginnen erst dann füreinander lesbar zu werden, wenn die dichten Scheidewände der Sinnlichkeit gefallen sind.

Die fleischliche Gier verzehrte mich damals wie eine Fackel, die brennt, ohne zu erleuchten. Ich hatte von Fréda Lüste verlangt, die ihre ernste und reine Natur nicht zugestehn konnte. Meine Schuld entstammte dem Mißklang zwischen meinen Sinnen und dieser etwas schweigsamen Seele, die sich gegen die Befleckung mit dem unreinen Verlangen wehrte. Gegenwärtig war es uns, als wären wir in elysäische Gefilde eingegangen, die von keinen irdischen Orkanen mehr verwüstet werden.

Ein bezauberndes Licht entfloß ihren Blicken und erquickte die meinigen. Sie hatte meine Finsternisse zerstreut und streute auf meine Pfade Blumen, welche die mystischen Gärten der Seligkeiten schmücken. Wir lebten in einem Zauberland, das wir uns selbst erschufen. Hier sprangen Fontänen, hell und musikalisch, sie waren nur das Überquellen unserer beiden Existenzen, die sich so nahe waren, daß eine sich in der anderen fortzusetzen schien, wie das Träufeln eines Wassers von Tropfen rührt, die unaufhörlich dasselbe Gefäß füllen.

Ich hörte ihr stilles Leben im meinigen weiterpochen: es ging in leichten Schlägen, nach denen sich mein innerer Rhythmus richtete. Nie war Fréda jünger gewesen, wie um mich in der Überzeugung zu bestärken, daß die einzige Jugend, die nicht vergeht, die ist, welche in den Tiefen des Wesens wurzelt. Selbst in der Zeit ihrer hohen Schönheit hatte sie keine glanzvolleren Augen gehabt. Die Klarheit, welche deren Hüllen durchscheinend machte, hatte für mich nur in gewissen berückend frischen und in Unschuld gebadeten Blicken des Kindes ein Beispiel. Diese Reinheit ihrer Augen wuchs in dem Maße, als die Jahre vergingen, sie schien von einem Glanz zu erstrahlen, der nicht mehr irdisch war. Und doch konnte

ich nicht zweifeln, daß sie die harmonische Herrlichkeit der Formen noch bewahrt hatte, die mich zum Wahnsinn entflammt hatten. Bloß ihre Bewegungen waren langsam, von einer Sanftmut, die wie ein Kosen über alles glitt, was sie berührte.

Meine Fréda sollte nicht aufhören, schön zu sein im Schnee ihrer Haare. Das war das Wunder einer ewigen Schönheit, die aus ihrer fleischgewordenen Seele quoll. Die reinen Wesen hören nicht auf, sich selbst zu gleichen: sie sind die Quelle ihrer eigenen Schönheit, und diese verjüngt sich nach dem Gesetz, welches jene den göttlichen Gestalten, nach denen sie sich richten, ähnlicher macht. Fréda schien für mich das werden zu wollen, was sie in der Zeit gewesen war, wo ich ihre Seele noch nicht besaß, und indem sie mir diese gab, nahm sie mich wieder in Gnaden auf, wie um mir den Kummer zu nehmen, sie einst verloren zu haben. Und so wurden Zeiträume überbrückt. Der Faden des Lebens war wieder hergestellt, mit dem Anschein, als wäre er nie zerrissen gewesen.

Unsere Hände waren jetzt durch die frei gewechselten Ringe vereint. Keine Sanktion hätte ihnen mehr Bestand gegeben als die Unvergänglichkeit unserer Liebe. Sie waren in das menschliche Leid getaucht, sie waren an unseren Händen durch ein Symbol außerhalb der Gesetze.

Wir erkannten nur zu gut, wie sehr letztere sich nach schwankenden Anschauungen richten. Sie sind derart veränderlich in ihrem Wesen, daß sie wechseln wie die Geschicke, die zu festigen sie die Aufgabe haben und zu deren Zerreißung sie beitragen. Sie, die sich einem dauernden Zustand des Gewissens anpassen und nur ein höheres Ideal im Unbestand des menschlichen Lebens spiegeln sollten, sind zur Qual der Herzen nichts weiter als unsichere Stützen, an die man sich klammert, und die dann unter den Händen entgleiten.

Fréda und ich verhehlten uns nicht mehr, daß die einzigen ewigen Gesetze in den Händen der Natur sind. Sie hatten uns in einem Alter unseres Lebens getrennt, wo wir uns nicht verstehen konnten, und hatten uns dann einander wiedergegeben, als wenn der ganze Rest nur eine Prüfung gewesen wäre, die wir durchzumachen hatten, um uns zu verdienen.

Indes, wir waren zu den nämlichen Menschen gegangen, die uns vereint hatten, und hatten verlangt, unseren Bund zu zertrümmern.

Ihre Weisheit hat uns nicht gesagt: „Bedenkt, daß die Macht, welche uns übertragen ist, nur eine Allegorie der Gewalten ist, welche ihr in euch tragt und die euch unbekannt sind. Wir können zur Ehe nichts hinzufügen, noch etwas davon wegnehmen, denn die Hingabe eines Geschöpfes an das andere hat zur Sanktion nur die geheimen und unverrückbaren Mächte der Natur. Keine menschliche Kraft kann hindern, daß die Ehe, wenn auch gelöst, in ihren Wirkungen fortbesteht, so daß sie zwischen beiden Geschöpfen eine solche Abhängigkeit schafft, daß die Früchte einer

zweiten Ehe zuweilen Ähnlichkeit mit dem ersten Erzeuger haben und daß unter den Küssen des Mannes das Bild derjenigen wieder auflebt, der er die Erstlinge seiner Liebe geweiht hat."

Niemand hatte so zu uns gesprochen, und dennoch fühlten wir gegenwärtig, daß es noch immer die einstige Liebe war, die unsere Hände ineinanderlegte, jedoch eine Liebe in befreiter Gestalt. Ein neuer Baum steigt aus dem Stamm des alten vermorschten Baumes, und der Saft ist der gleiche, aber der junge Trieb beginnt das Leben wieder, das für den alten Stumpf beendet ist.

Das Gesetz, welches unserem Bund das äußere Gepräge hätte geben können, wie in der Vergangenheit, hätte sich ohnmächtig gezeigt, unsere Seelen zu paaren, wenn nicht ein Wille, höher als das Gesetz, sie göttlich vereinigt hätte. Es ist nur ein gebrechlicher Halt der Seelen, die unfähig sind, sich selbst zu leiten: ja, im Gegenteil, die Natur zeigt sich als sichere, einzige und oberste Vermittlerin der Geschicke.

Es lag kein Gedanke der Auflehnung gegen die soziale Gewalt in dem Gefühl, das uns vorschrieb, frei mitsammen zu leben, ohne den gesetzlichen Pakt zu erneuern. In einer gewissen Höhe folgen die Gewissen, wenn sie sich selbst lauschen, nicht mehr den gewaltsamen Regungen, die noch das Streben andeuten, zur Wahrheit zu gelangen. Nach langen harten Prüfungen hatten wir es verdient, uns Zusagen zu erlassen, welche die Haltlosigkeit der Seelen decken sollen. Sie hatten uns über uns selbst aufgeklärt; sie hatten von uns das Unbeständige abgestreift, das im Grunde der Wesen schlummert, die äußeren Einflüssen unterworfen sind. Dieselbe Scheu, die uns verboten hatte, über die Vergangenheit zu sprechen, war der Grund, daß wir jederzeit jegliche Anspielung auf die vertragsmäßige Form vermieden, die der neuerliche Beginn eines Lebens des Verzichtes geworden wäre. Diese bedeutete ein solches Trübsal zweier für eine dauernde Gemeinschaft schlecht vorbereiteter Wesen, daß es uns als Frevel erschienen wäre, von der Gesellschaft eine Zuflucht zu verlangen gegen Schwächen, die wir nicht mehr empfinden konnten.

Von allen Frauen war Fróda sicher am meisten mit jener moralischen Schönheit begabt, die ihre Entschlüsse aus sich selbst schöpft und nicht nötig hat, Anleihen zu machen, welche schwankende Seelen bei der Allgemeinheit suchen. Ihr sagte keine geheimnisvolle Warnung, daß wir schlecht handeln, wenn wir uns den Gesetzen der Welt entziehen. Ihre innere Stimme überzeugte sie vielmehr, daß vor Gott unser erster Bund durch nichts hat aufgelöst werden können, und daß er sich nach Zeiträumen durch dieselbe Kraft einfach wieder geknüpft hat, die uns geeint und für gewisse Zeit unseres Lebens getrennt hatte.

Das war ohne Zweifel ihr geheimer Gedanke: er ist bewundernswert, wenn man ihn auf die Wahrheit anwendet, daß die Macht der Liebe unvergänglich ist. Fróda hatte den religiösen Glauben bewahrt. Sie war

fromm ohne Übertriebenheit; sie glaubte, daß ein höchster Richter das Tun der Seele freispricht oder verdammt. Eines Tages sagte sie mir: Jeder von uns erfaßt Gott nach seiner Natur. Es genügt, daß wir ihn entsprechend den Kräften verehren, die er in uns gelegt hat.

Indem sie einwilligte, das Leben mit mir neu zu beginnen, hat sie zweifellos dem Gebote desjenigen gehorcht, der ihr beständiger Berater war. Ich aber, der im Menschen einen lebendigen Gott sah, der nur seiner selbst bewußt ist, gelangte dahin, die Wahrheit unseres neuen Lebens anders zu empfinden. Mir schien es, daß wir einen Akt der Selbstbestimmung geübt hatten, indem wir uns von dem Scheinbild gesellschaftlicher Sanktion lossagten, welche die schlimmste der Lügen ist, wenn sie nur auf zwei Wesen paßt, die geneigt sind, sie zu mißachten, und die nichtigste der Konventionen, wenn sie im Gegenteil entschlossen sind, mit dem Gedanken zu leben, daß die Ehe nicht auf einer dehnbaren Formalität beruht, sondern auf der vollständigen Harmonie zwischen zwei sich ergänzenden Seelen. Ich war, als ich so dachte, noch mehr eins mit meinem Gewissen.

Die Zeit hat diese Anschauungen nur bestärkt. Sie hat die Schönheit eines Lebens geheiligt, das sich zwischen den anderen Menschen und uns teilte; wir hörten nicht auf, sie durch uns selbst zu lieben, sowie wir uns selbst durch sie geliebt hatten.

Da Fréda mir ein Beispiel von Entsagung gegeben hatte, teilte ich mein Vermögen in zwei Teile, einen kleineren, der uns für die täglichen Bedürfnisse ausreichen sollte, einen größeren, der den Enterbten gehörte und so dazu diente, uns die Sicherheit, in der wir uns vor ihrem Elend wiegten, weniger drückend zu gestalten. Da liegt das kleine, blanke Häuschen unter den Bäumen, da der Garten mit seinen gekiesten Alleen und seinen Blumenkörben, da steht die Weide, deren Laub sich früher goldig färbt, als die anderen Gewächse, ein vorahnendes Symbol des Frühlings. Ein säuselnder Schatten fällt von ihrem gewundenen Geäst und zieht zitternde Netze auf dem Boden. Sie bildet einen Teil unserer Existenz, sie nimmt an der stillen Freude teil, die in uns lebt.

Unter ihren leichtbewegten Blättern, zwischen denen das leichte Blau der Sterne durchschimmert, genießen Fréda und ich des Sommers ein harmonisches Entzücken. Der Lärm der Stadt erstirbt in der friedlichen Atmosphäre einer Bannmeile, wo die Arbeit mit dem letzten Tageslicht endigt. Und ich halte ihre Hände mit meinen umschlungen, wir hören uns antworten mit geschlossenem Mund, im gleichmäßigen Schweigen, das unsere Geister verschmolzen hält.

Eine Zuversicht ist uns aus der Erfüllung unseres Geschicks entsprungen: wir trennen es nicht von dem der Menschheit. Sowie wir von entgegengesetzten Grenzen ausgehend endlich die Kräfte, welche in uns schlummerten, zur Erfüllung brachten, sind wir überzeugt, daß auch sie, diese Menschheit, endlich den Grenzregionen der Finsternis und des Tappens

entsteigend, zur höchsten Erfüllung gelangen wird, deren unverwandtes Ersehnen sie davor rettete, auf ihrem Leidensweg zusammenzubrechen.

Der Bach spiegelt den weiten von Blitzen gespaltenen Himmel; der ganze junge Morgen zittert in einem Tropfen Tau, und jeder Mensch ist ein kleiner Planet. Kehrt er sich zur Finsternis, dann gähnt eine riesige Nacht in seinen weiten Augen. Aber wenn er gegen Sonnenaufgang blickt, dann strahlt unsägliche Helle des morgenden Tages aus seinen Pupillen. Wenn wir an diese allmähliche Befreiung der Geschlechter dachten, weinte unsere Freude sanfte, wonnige Tränen, und kaum konnten wir noch reden. Unsere bleichen Gesichter bebten in Wonneschauern.

Die Welt rächte sich zuerst. Sie strafte uns an dem, was uns teuer war wie unser Leben. Die Direktrice des Asyls ließ Fréda bitten, auf ihre segensreiche Mission zu verzichten, und ich selbst verließ meinen Posten. Mit den Jahren jedoch trat Beruhigung rings um uns ein.

Wir hatten uns gegen die gesellschaftliche Lüge aufgelehnt; wir hatten an uns den traurigen Irrtum der Gesetze verbessert; wir waren der Natur und der Wahrheit gefolgt. Die Welt beugt sich schließlich immer der moralischen Überlegenheit persönlicher Anschauungen: vielleicht verschmäht sie es nur deshalb, sie zu ermuntern, weil sie als Gesamtheit aufgehört hat, individuell zu denken. Sie war von unserer Standhaftigkeit gerührt und ehrte das stille Geheimnis eines Lebens, das nicht aufhörte, sie zu verachten.





Die russisch-baltische Frage.

Von

F. von Wrangell.

— Mentone. —

Die entsetzlichen Ereignisse, deren Schauplatz die russischen Ostseeprovinzen waren, haben in weiten Kreisen Deutschlands menschlichen Anteil für die Opfer rasender Zerstörungswut geweckt, ein Anteil, der dadurch nur verstärkt werden konnte, daß es sich um Vertreter des deutschen Stammes, um Träger deutscher Kultur handelte. Was sind die inneren Ursachen dieses Ausbruches wütenden Hasses, welche äußeren Umstände haben diesen Ausbruch ermöglicht?

Die inneren Ursachen können auf drei Hauptquellen zurückgeführt werden: Deutschenhaß, sozialistische Lehren, nationale Bestrebungen der Letten und Esten.

Die äußeren Umstände, welche den Aufruhr ermöglichten, waren die Folge der während der letzten Jahrzehnte systematisch betriebenen Desorganisation des früheren Verwaltungsorganismus und des Ersatzes der mit den Verhältnissen vertrauten, für Erhaltung der Ordnung persönlich interessierten ständischen Beamten durch staatliche, deren hauptsächlichste Aufgabe nicht in der Sorge um die Wohlfahrt des Gebietes bestand, sondern in seiner Russifizierung.

Die Verdrängung deutscher Sprache, deutscher Kultur und Rechtsauffassung war anerkanntermaßen das zunächst zu erstrebende Ziel. In russischen Regierungskreisen wurde die Überlegenheit der früheren Selbstverwaltung durchaus anerkannt: es wurde nicht bestritten, daß öffentliche Sicherheit, Wegebau, Gesundheitspflege, Steuererhebung, namentlich aber das Schulwesen, in den drei Ostseeprovinzen zweckmäßiger organisiert waren und besser funktionierten als in den übrigen Provinzen des Reiches. Man glaubte aber, aus höheren staatlichen Rücksichten, diese

Selbstverwaltung, welche auf der historischen Vorherrschaft des deutschen Elementes basierte, vernichten zu müssen.

Stets hatte es einzelne Russen gegeben, denen diese Vorherrschaft des Deutschtums und der protestantischen Kirche ein Stein des Anstoßes war. Allein durch die Kapitulationen Peters des Großen bei Eroberung des Gebiets war dieser Zustand rechtlich begründet, und die Herrscher vermieden es (mit wenigen Ausnahmen), diese Rechte anzutasten, weil sie die Balten als treue und brauchbare Diener schätzten und die Verwaltung der Provinzen dem Staate bei sehr geringer Auslage (denn die kommunalen Beamten dienten meist ehrenamtlich) stets reichliche und prompt entrichtete Steuern einbrachte, ohne das materielle Gedeihen der Bevölkerung zu beeinträchtigen.

Erst das erwachte Selbstgefühl der russischen Gesellschaft in der Reformära Alexanders II. lenkte die öffentliche Meinung, als bestimmenden Faktor, gegen die Sonderstellung dieses Gebiets, in welchem der Russe sich wie in fremdem Lande befand: die Gesetze waren abweichend, seine Sprache verstand man meist nicht, und der Vertreter der im Staate herrschenden Nationalität hatte hier nicht das Gefühl der Überlegenheit im einst eroberten Lande, sondern sah hier die Führung in den Händen eines anderen Volksstammes. Als der polnische Aufstand von 1863 das russische Nationalgefühl mächtig entfacht hatte, wandte es sich auch den Ostseeprovinzen mit neuer Kraft zu und verlangte dringend, daß auch dort der russische Staatsgedanke zur vollen Geltung gebracht werde.

Kaiser Alexander II., dessen aufgeklärtem Geist und humanem Sinn jede Art Intoleranz fremd war und der die Loyalität der Balten sowie ihre Fähigkeit zur Selbstverwaltung zu schätzen wußte, ließ sich nur ungern durch den Druck der öffentlichen Meinung zu einer Politik äußerer Russifizierung bewegen, beschränkte sie zunächst auf die Forderung, die Staatssprache allmählich in den Behörden einzuführen und ihr in den Lehranstalten größeren Raum anzuweisen. Er hob sogar, durch eine geheime Kabinettsordre, die widerrechtliche, von Katharina II. erlassene Verordnung auf, wonach in Mischehen die Kinder obligatorisch orthodox getauft werden sollten.

Sein Nachfolger Alexander III. trat dagegen mit voller Überzeugung und der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit für die Vorherrschaft der Orthodoxie und die Russifizierung der Provinzen ein, und diese Politik war denn auch bald von äußerem Erfolge gekrönt: nach wenigen Jahren war das alte Gebäude der Selbstverwaltung zertrümmert, die Justiz, Verwaltung und Schulen russisch, ja, das altehrwürdige Dorpat mußte sogar seinen Namen hergeben, um den Bruch mit der Vergangenheit deutlich zu machen. Bei dieser Politik des Rechtsbruchs berief man sich nicht nur auf die Interessen des Staates, sondern gefiel sich selbst und

anderen gegenüber auch noch in der Rolle eines Beschützers der indigenen Bevölkerung vor dem politischen und ökonomischen Druck der Deutschen.

Da dieses Motiv der tyrannischen Deutschenherrschaft auch der lettisch-estnischen Revolution zugrunde gelegt wurde, auch in der gesamten russischen Presse sowie in einem Teil der deutschen liberalen Blätter wiederkehrt, muß darauf etwas näher eingegangen werden.

Daß die unternehmenden deutschen Kaufleute und kühnen Ritter, welche vor sieben Jahrhunderten im Lande Städte gründeten und es für die Jungfrau Maria in Besitz nahmen, dabei nicht verfuhren wie Männer des zwanzigsten Jahrhunderts, ist sicher. Daß im Laufe der Zeit die Deutschen ihre herrschende Stellung häufig mißbrauchten, unterliegt schon a priori keinem Zweifel. Darauf hinzuweisen kann als rhetorische Floskel oder demagogisches Hetzmittel dienen, aber nicht zu einer gerechten, fruchtbringenden Beurteilung der Sachlage führen. Jetzt handelt es sich darum zu wissen: welches ist das tatsächliche kulturelle Endergebnis der deutschen Vorherrschaft gewesen? Waren genügende Gründe vorhanden, um dieser Vorherrschaft ein gewaltsames Ende zu bereiten? Ich will die Leser nicht durch statistisches Material ermüden und kann auf engem Raume kein historisches Aperçu der Entwickelung der Ostseeprovinzen bieten. Es sei nur das Wesentlichste, von niemandem Bestrittene in Erinnerung gebracht.

Nach dem nordischen Kriege war ein großer Teil des Landes verwüstet. In den darauf folgenden anderthalb Jahrhunderten, während derer, unter dem Schutz des russischen Zepters, das Land sich fast ohne Eingriff von außen frei entwickeln konnte, war das Endergebnis folgendes: die Städte erfreuten sich blühenden Wohlstandes, wohlgeordneter Verwaltung; die agrare Frage, die Basis jedes staatlichen Gebildes, war in solch zweckmäßiger Weise gelöst, daß sämtliche von der Landwirtschaft lebenden Bevölkerungsschichten dabei gediehen.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts war die Leibeigenschaft aufgehoben, die Bauern waren Froner geworden; um die Mitte des Jahrhunderts war man von der Frone zu obligatorischer Geldpacht übergegangen, wobei das von den Fronern bebaute Land als sogenanntes „Bauerland“ gesetzlich ausgeschieden wurde und von den Gutsbesitzern nicht anders genutzt werden durfte, als durch Verpachtung an Glieder des Bauernstandes, resp. durch Verkauf an dieselben. Zu Beginn der Russifikationsära war das Bauerland, nahezu die Hälfte des gesamten Nutzlandes, in abgerundeten Wirtschaften von 20 bis 40 ha Größe, durch freien Verkauf in den Besitz der ehemaligen Pächter übergegangen. Die andere Hälfte des Nutzlandes (sog. Hofesland), sowie die Wälder und Impedimente blieben teils in unmittelbarer Bewirtschaftung der Großgrundbesitzer, teils wurden sie in kleineren Komplexen an Bauern für gemischte Geldpacht und Arbeitsleistung vergeben. Die Ackerwirt-

schaft und Forstenkultur der Großgrundbesitzer wurde rationell betrieben, landwirtschaftliche Industrie gewährte auch den umliegenden Kleingrundbesitzern günstigen Absatz ihrer Produkte. Die Hofesknechte hatten gute Wohnungen, Gartenland und Weideberechtigung und zirka 400 Mark Jahreslohn.

Daß der ökonomische Wohlstand der Provinzen unvergleichlich höher stand als in den echt russischen Gouvernements, wird auch von den Gegnern nie bestritten. Die Abgaben wurden ohne Restanten entrichtet, und die von der Landbevölkerung in Rentenwerten angelegten Kapitalien betragen Millionen.

Die auf Initiative des Adels und meist aus seinen Mitteln gegründeten Volksschulen standen in inniger Verbindung mit der lutherischen Landeskirche, deren Geistliche durch Übersetzungen der Bibel und der für den Elementarunterricht notwendigen Bücher in die Sprache der Indigenen, sowie durch Überwachung des Unterrichts, einen wesentlichen Anteil an dem Gedeihen der Volksschule hatten. Im Jahre 1880 betrug die Zahl der im wehrpflichtigen Alter stehenden Analphabeten der drei Provinzen nur 0,2 Prozent.

Die zahlreichen Mittelschulen, alle mit deutscher Unterrichtssprache, genossen wohlverdienten Ruf, und die Universität Dorpat bildete den geistigen Mittelpunkt des Gebiets und den wesentlichsten Vermittler deutscher Kultur als Stätte deutscher Wissenschaft. Im korporell gegliederten Burschenstaat wurde, unter teutonisch-schwerfälligen Formen, Mannesmut, Wahrhaftigkeit und Treue gepflegt und schon in der Jugend die Gewohnheit geübt, sich zu gemeinsamem Tun zu organisieren und sich zu diesem Zweck freiwillig eigenen Gesetzen unterzuordnen.

Unter den Letten und Esten hatte die seitens der Deutschen ihnen zugetragene Kultur zur Folge gehabt, daß die Strebsamsten und Fähigsten unter ihnen, welche früher nur durch individuelle Germanisierung höhere gesellschaftliche Stellung erreichen konnten, sich allmählich stark genug fühlten, um die volle Gleichberechtigung ihrer Sprache und Nationalität zu erstreben. Die sogenannten Jung-Esten und Jung-Letten begannen seit Mitte des 19. Jahrhunderts sich die kulturelle Emanzipation ihrer Stammesgenossen zur Aufgabe zu stellen. Wie jede derartige, auf den Wechsel des Bestehenden gerichtete Bewegung neben einem berechtigten Kern sich stets in den Formen durch jugendliche Ungeduld, Fanatismus, Einseitigkeit kennzeichnet, so war es auch hier. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß deutscherseits diese Bestrebungen meist nicht mit gebührendem Verständnis begrüßt wurden. Das französische Sprichwort sagt, es habe jeder die Fehler seiner Vorzüge. So sind auch die Deutschbalten, echte Vertreter des niedersächsischen Stammes, ausdauernd und tüchtig im Erreichen ihres Zieles, aber auch zähe im Festhalten des Errungenen. Die jahrhundertelange, ererbte Gewohnheit des Herrschens mag manche

hochmütig und selbstzufrieden gemacht haben, unleugbar aber hat tatsächlich ein wohlwollendes und humanes Verhalten vorgeherrscht; jedoch die Kluft zwischen Deutschen und Undeutschen war zu andauernd und tief gewesen, um rasch unter dem Einfluß moderner Ansichten und veränderter Verhältnisse zu schwinden.

So entstand, gerade als Folge des materiellen Wohlstandes und erhöhter Bildung der indigenen Bevölkerung, in ihrer Mitte ein Gefühl der Bitterkeit derjenigen Nationalität gegenüber, deren Bezeichnung in der Landessprache synonym ist mit „Herr"*). Solch kollektiver Antagonismus ist bekanntlich verträglich mit guten individuellen Beziehungen, die ja auch in den meisten Fällen stattfanden. Die Deutschen wurden gehaßt, aber der einzelne deutsche Gutsherr, Pastor, Arzt, Kaufmann konnte, je nachdem, geachtet und gemocht werden.

Es ist für diejenigen, die durch Geburt zur sozialen Oberschicht gehören, schwer, sich einen Begriff zu machen von den tausend unbeabsichtigten Kränkungen, welche wir denen zufügen, welche gesellschaftlich unter uns stehen, namentlich wenn sie durch Bildung und Leistungsfähigkeit sich als ebenbürtig, ja vielleicht als überlegen fühlen. So konnte, während die Deutschen sich ihrer guten Gesinnung ihren Heimatgenossen gegenüber bewußt waren, bei jenen sich eine große Summe ererbten und persönlichen Grolls aufspeichern.

Dieser in der Natur der Dinge begründete Gegensatz wurde seit Beginn der Russifizierung von den lokalen Regierungsorganen mächtig geschürt. Man muß sich vergegenwärtigen, daß den Beamten, vornehmlich der Schulverwaltung, als nächste und wichtigste Aufgabe die Bekämpfung des Deutschtums gestellt war. Diejenigen russischen Tschinowniks, welche ins Land kamen, um sich dieser Aufgabe zu widmen, waren entweder überzeugte Anhänger dieser Politik, glaubten eine wichtige Mission zu verrichten, oder aber es waren Streber. Da sie meist der Landessprache unkundig und die Deutschen meiden mußten, waren sie dem sachlichen Einfluß der Jung-Esten und Jung-Letten preisgegeben. So wurden, während die deutschen Zeitungen durch die Zensur geknebelt waren, der lettischen und estnischen Presse die frechsten Ausfälle gegen die deutschen Heimatgenossen und gegen die lutherische Kirche gestattet. Da die örtliche Bevölkerung wußte, daß nichts ohne Genehmigung der Obrigkeit gedruckt werden konnte, wurde sie während zweier Jahrzehnte im Glauben erzogen, die Vertreibung der Deutschen sei der Wunsch der Regierung; anders ließ sich ihr Verhalten nicht erklären.

Hin und wieder traf man unter den Regierungsbeamten, besonders solchen, die längere Zeit im Lande gelebt hatten, einsichtige Männer, die das System der Verhetzung mißbilligten, und namentlich das russische

*) Im Estnischen heißt saks sowohl Deutscher wie Herr.

Richterpersonal verdient, im großen Ganzen, das Zeugnis unparteiischer Gewissenhaftigkeit; freilich war die Unkenntnis der örtlichen Sprache ein großes Hindernis bei der Rechtsprechung, denn obgleich die Volksschule eigentlich nur mit dem Unterricht der russischen Sprache beschäftigt war, konnten die Leistungen unter der Landbevölkerung auch in diesem Fach nur gering sein. Wie unheilvoll aber in anderer Beziehung die russifizierte Volksschule im Lande gewirkt hat, kann man u. a. aus der großen Zahl der an der Revolution beteiligten Schullehrer ersehen.

Daß die lettisch-estnische Revolution ausgesprochen sozialistische Ziele verfolgte, ist ja durch alle Anordnungen ihrer Führer dokumentiert. Das Gros der Bevölkerung war sich dessen jedoch nicht bewußt, obgleich sie sich oft aktiv am Zerstörungswerk beteiligte, meist aber mit passiver Schadenfreude zusah, wie die alten Herrensitze in Flammen aufgingen. Die Führer wagten es auch, der russischen Regierung den Handschuh hinzuwerfen, weil sie, ebenso wie ihre Genossen im Auslande, in Petersburg und Moskau, sich in der Haltung der Truppen verrechnet hatten. Sie wußten, daß die Propaganda in der Armee seit Jahren mit großem Eifer und nicht ohne Erfolg betrieben worden war; sie fühlten, wie geschwächt die Regierung durch den töricht heraufbeschworenen, schlecht geführten, ruhmlos beendeten Krieg war, wie hemmend die öffentliche Meinung der gebildeten Kreise Rußlands, der sogenannten „Intelligenz", auf jede energische Aktion der Regierung wirkte. Sie mußten sich sagen, daß wohl in Jahrzehnten kein so günstiger Augenblick sich bieten würde zur Verwirklichung ihrer utopistischen Pläne, — und sie begannen, laut Verabredung, die Aktion gleichzeitig an den Grenzen und im Zentrum.

Zum Glück für Rußland und die Zivilisation haben die Führer sich im Geiste des Heeres geirrt. Trotz einzelner Meutereien in der Marine und einiger Schwankungen in der Armee hat die alte Kaisertreue, die Gewohnheit des Gehorchens, den Sieg davongetragen, der Aufstand ist niedergeworfen, nachdem er unendliche Opfer an Gut und Blut dem Lande auferlegt und eine Saat des Hasses hinterlassen.

Der Aufruhr ist zwar niedergeworfen, aber die Revolution nicht beendet, denn noch ist das Leben des Volkes nicht in seine normalen Bahnen getreten, noch blickt man voll banger Sorge in die nächste Zukunft. Von der Einberufung der Reichsduma erwartet man die Gesundung. Gewiß wird die Volksvertretung, als loyale Arena zum Kampfe der Ideen und Interessen, die Wirksamkeit der Revolutionäre schwächen, aber nicht zum Stillstand bringen, denn ihr Ziel ist eine radikale Umwälzung der bestehenden Gesellschaftsordnung. Man darf hoffen, daß die traurigen Erfahrungen dieses Winters den besitzenden Klassen die Augen darüber geöffnet haben, daß sie ohne starke Regierung dem

Untergange geweiht sind, und daß die Landbevölkerung und die Fabrikarbeiter die Lust verloren haben, den Versprechungen der Agitatoren zu folgen. Dieser Rückschlag macht sich in den russischen Gouvernements schon geltend und nimmt leicht die Form antisemitischer Ausschreitungen an, da ja bekanntlich unter den revolutionären Agitatoren die Zahl der Juden und Jüdinnen groß war.

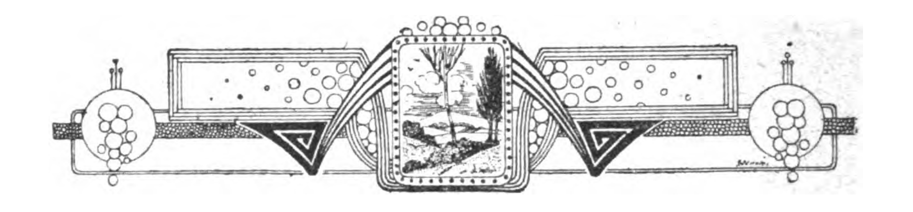
Was speziell die Ostseeprovinzen betrifft, so ist die Lage der Deutschen, namentlich der Gutsbesitzer, sehr schwierig. Bei den russischen Volksvertretern werden sie weder Verständnis noch Unterstützung finden. Die Kluft, welche sie von den estnischen und lettischen Heimatgenossen trennte, hat sich durch die Schreckenstage erweitert, und es wird für die Deutschen schwer sein, sich mit dem früheren Wohlwollen ihnen gegenüber zu verhalten.

Unter dem Eindruck der wilden Hassesorgie einerseits und der schmachvoll lügenhaften Haltung der russischen Presse andererseits wird seitens der Balten viel von Auswanderung geredet, und es ist wohl sehr wahrscheinlich, daß manche ihre Güter verkaufen werden, um für sich und ihre Nachkommen eine Heimat zu suchen, wo sie in Sicherheit und Freudigkeit ihre Kraft verwenden können. Es ist jedoch zweifelhaft, daß diese Bewegung allgemein werde, und wünschenswert wäre ein solcher Exodus weder im Interesse des russischen Staates, welcher dabei tüchtige, fleißige, ruhige Staatsbürger verlieren würde, noch für das baltische Gebiet, wo sie noch für lange Zeit die Vertreter höherer Kultur sein werden und jede Form der Selbstverwaltung darunter leiden würde, wenn dem kommunalen Dienst diejenigen Elemente entzogen würden, welche durch Tradition und Erziehung die Gewohnheit haben, sich öffentlichen Aufgaben zu widmen, sie zweckmäßig zu organisieren und gewissenhaft zu leiten. Für das Deutschtum, als eine der Erscheinungsformen europäischer Gesittung, ist die historische Brücke friedlicher Vermittelung zwischen Rußland und Deutschland von größerer Tragweite, als es der außenstehenden Menge erscheinen mag.

Wenn sich nach Abschluß der Revolution in Rußland eine Regierung mit folgerichtigen Gesichtspunkten und der Kraft, sie durchzuführen, begründet haben wird, so wird der Schutz der Personen und des Eigentums der Staatsbürger, gleichviel welcher Nationalität, ihre vornehmste Aufgabe sein; die jetzt gewährte Glaubensfreiheit wird nie wieder zurückgenommen werden, denn sie entspricht dem Wesen der Russen; die Möglichkeit, Schulen zu gründen, welche den Wünschen der Eltern entsprechen und nicht den Zweck haben, den Kindern eine ihnen fremde Nationalität aufzuzwingen, ist feierlich gewährleistet und kann nicht wieder entzogen werden, ohne den Grundsätzen der Freiheit Hohn zu sprechen.

Unter diesen Bedingungen wird es den Balten möglich sein, die wesentlichen Quellen ihrer Überlegenheit zu wahren und zu mehren: ehrenhafte Gesinnung, Bildung, Wohlstand. Freilich werden die äußeren Verhältnisse, unter denen sich ihr Einfluß, in der Heimat wie im Staat, geltend machen kann, durchaus verschieden sein von den früheren, altgewohnten. Es gilt, sich diesen neuen Bedingungen anzupassen, ohne das wertvollste Erbe der Väter einzubüßen, welches nicht in den äußeren Privilegien besteht, sondern in den Traditionen der Pflichttreue, Arbeitsfreudigkeit und Wahrhaftigkeit.





Gustaf af Geijerstam.

Von

Kurt Walter Goldschmidt.

— Berlin-Charlottenburg. —

Im hohen Norden ist längst bereits eine zweite Generation bedeutender Talente rüstig am Werk, sich den führenden Geistern ihrer heimischen Literatur mit Schöpfungen europäischen Ranges an die Seite zu stellen. Wir besitzen eine jungskandinavische Literatur von hohem Reiz und Interesse, und Namen wie Hermann Bang, Knut Hamsun, Ola Hansson, Selma Lagerlöf, Karin Michaelis, haben sich auch jenseits der nordischen Grenzen begründet guten Klang erworben. Selbstverständlich fehlt es auch innerhalb dieser Reihe nicht an Art- und Wert-Unterschieden; aber immerhin hebt sie sich als eine deutlich abgegrenzte Welt von der klassischen Dichtung der skandinavischen Moderne ab. Stammes- und Zeitverwandtschaft bedingen wohl eine weitgehende Übereinstimmung der Stile und Motive; doch es läuft eben nicht auf eine einfache Wiederholung, Verdünnung, Abschwächung, eine vermehrte und verschlechterte Auflage der Klassiker hinaus, sondern diese Jüngeren haben wirklich Neues und Eigenes zu sagen, und man steht mit Bewunderung vor diesem Wildwuchs von Talenten, der sich unter der kalten Sonne des Nordens mit nahezu tropischer Üppigkeit entfaltet und die mächtigen Urstämme des Genies mit farbigem Flor umgeben hat. Diese Bewunderung erhöht sich noch, wenn man bedenkt, eine wie kurze Zeitspanne diese ganze Entwicklung umfaßt und welche Fülle der Gesichte und Gestalten die Klassiker bereits gehäuft und erschöpft haben. In Umfang und Inhalt schien hier bereits ein Höchstes erreicht, das nicht erweitert und überboten werden konnte; Namen wie Ibsen, Björnson, Garborg, Strindberg, Jacobsen bezeichnen das Gesamtgebiet und die letzte Tiefe der modernen Seele; und dennoch

ist es den jungen Talenten gelungen, hier noch neue Töne, eigentümliche Varianten, verfeinertste Zuspitzungen und persönliche Visionen zu finden.

Jener Vorzug, der bei den nordischen Klassikern so oft zur künstlerischen Schwäche wird, die nicht immer mit rein künstlerischen Mitteln wirkende Einbeziehung des gesamten Kulturinhalts ihrer Tage, fällt bei den Jüngeren mehr oder minder weg. Jene sind die vielseitigeren und zusammengesetzteren Naturen, die repräsentativen Weltumspanner und Weltbeweger, denen die Kunst am Ende nur das wichtigste und eigentümlichste Mittel ist, der unklar und bildsam fließenden Entwicklung nach eigenem Bild den eigenen Weg zu weisen; diese sind die reineren Künstler, die in einem kleineren Bezirk lieber mit weniger gemischten Kräften walten und mehr um das Bild als um den Weg bekümmert sind. Freilich: auch dies Bild steht nicht jenseits aller Zeit und Wirklichkeit; ja, das zitternde Fluidum und Wechselspiel, das sich zwischen ihm und der empfangenden Seele des Mitlebenden bewegt, wäre nicht möglich, wenn nicht daraus die Krisen des modernen Geistes sympathetisch zu ihr sprächen. Auch diese Dichter sind zumeist in den Kulturinhalt ihres Jahrhunderts eingetaucht, durch seine Kämpfe und Verwicklungen hindurchgegangen; aber es ist vor allem die künstlerische Grund- und Hauptsaite ihres Wesens, die den Fragen und Rufen des Lebens nachtönend antwortet, und ihre Bildkraft ist stark genug, um Kulturwert in Kunstwert verarbeitend umsetzen zu können. Wieviel latente Kritik und Problematik der modernen Gesellschaft, Mädchenerziehung, Liebe und Ehe enthalten etwa die kleinen Romane der Karin Michaelis; wie ist aber doch das Ganze aus der Sphäre des sozialen Parteiprogramms in die des Kunstwerks hinaufgehoben; und wie schluchzt, höhnt, grollt nur unhörbar-wuchtig die Polemik durch den dichterischen Vortrag hindurch! Oder etwa Hermann Bang bannt die äußersten Verfeinerungen, Sehnsüchte, Zerrissenheiten der modernen Seele in ein elegisch stilisiertes Lied vom „weißen Haus" der Kindheit und dem Garten unschuldiger Träume, der wie ein verlorenes Paradies jenseits der Widersprüche, Häßlichkeiten und Schmerzen des Lebens liegt. Man mag sich vom Seelischen, das zugleich das „Stoffliche" solcher Dichtungen ist, beschmeicheln und ergreifen lassen; ästhetisch imponiert doch an ihnen vor allem die beherrschende und berückende Stilkunst, mit der hier, sei es eine allgemein-soziale, aber persönlich durchempfundene Erfahrung, sei es ein ganz eigenes und innerliches Erlebnis zur Kunst geadelt und geklärt ist. Man könnte sagen, daß hier die gegeneinanderwirkenden Kräfte sich fast schon zu einer Art Synthese zusammengefunden haben: das tiefste, lebendige Durchtränktsein mit dem gesellschaftlich-seelischen Inhalt der Gegenwart und die artistisch peinliche Pflege der Form und ihres juwelenhaft aus eigenen Gnaden leuchtenden Kleinodreizes.

Innerhalb dieser Reihe steht nun Gustaf af Geijerstam, der ebenfalls weit über Skandinavien hinaus bekannte, bedeutende schwedische Epiker als ein in starker Unterschiedenheit wurzelnder Eigenbrödler — obwohl oder besser: gerade weil er im Grunde weniger differenziert als die anderen und weit mehr urwüchsiger Natur- und Sozialmensch ist. Will man durchaus die Fülle der wirkenden Kräfte und Erscheinungen auf vereinfachende Formeln zurückführen, in denen unsere Erkenntnissehnsucht gleichsam den Geist der Dinge in seiner konzentrierten Form einfängt, wie jener Sindbad des orientalischen Märchens den Geist der Flasche, — so könnte man auch hier hinter der bunten Fülle des Lebens eine ursprüngliche Zweiheit der Instinkte vermuten, in denen sich wiederum der kosmische und gesellschaftliche Urgegensatz des sozialen und des persönlichen Triebes offenbart. Denn auch innerhalb der nordischen Literatur stehen sich mit mancherlei Zwischenstufen, Übergängen, Varianten die beiden Formen von Ich und Kunst gegenüber, die man nach ihren größten Vertretern den Ibsen- und den Björnson-Typus nennen könnte. Natürlich haben solche Formeln nur den einseitigen und relativen Wert von Abstraktionen, und wenn Geijerstam Björnson näher steht als Ibsen, so hindert dies nicht, daß er lebhafte Dankbarkeit und Verehrung für Ibsen empfindet und sich in gewissen Zartheiten und Ungewöhnlichkeiten der Lebensanschauung geradezu mit ihm berührt.

Es scheint, daß wir in Deutschland von einem Teile der Produktion Geijerstams wenig wissen, und hieraus würde sich ja auch diese oder jene Lücke in seiner Psychologie für uns erklären. Eine Andeutung dieser Art habe ich vor Jahren in einer von dem früh verstorbenen Vermittler skandinavischer Literatur, Ernst Brausewetter, herausgegebenen Sammlung nordischer Novellen gefunden. Dort ist von einem Jugendroman „Erik Grane" die Rede, ferner von einer Romandichtung „Das Haupt der Meduse", aus der Brausewetter das folgende interessante und bezeichnende Zitat mitteilt: „Die Tiefsten und Besten gehen auf das Haupt los und starren hinein und werden zu Steinbildern rings um den Palast der Meduse, bis der neue Theseus (Perseus!), der siegende Held, kommt, der dem Ungeheuer den Kopf abschlägt." Tore Gam, so berichtet Brausewetter weiter, ist dieser tragische Held Geijerstams. — Soweit meine Kenntnis reicht, besitzen wir keine deutsche Übersetzung dieses Werkes, und das ist sehr zu bedauern, da es augenscheinlich ein wichtiges Glied der Entwicklungskette bildet. Nach jenen Sätzen zu urteilen, muß der Roman gewisse große Perspektiven erschlossen, das alte Urproblem aller Weltanschauung, den durch Schopenhauer und Nietzsche wieder aktuell gewordenen Gegensatz des Pessimismus und Optimismus, der sensiblen Lebenstiefe und der kraftgestählten Lebensfähigkeit, aufgerollt haben, und als Dokument der Auseinandersetzung Geijerstams mit den letzten Dingen, als Ergebnis und Markstein seiner Reifekämpfe

gäbe das Werk vielleicht wertvolle Aufschlüsse über Art und Schaffen des Dichters. Auch seine dichterische Welt gewänne dadurch an Bedeutung des Inhalts, an mystischer Weite und Tiefe des Horizonts, und der Zusammenhang zwischen Geijerstam und den Problemen, die den modernen Menschen im Innersten bewegen, würde klarer und fester. Wie die Dinge jetzt liegen, sind allerdings sieben Roman- und Novellenbände Geijerstams (sämtlich bei S. Fischer, Berlin) in deutscher Ausgabe erschienen, und sie gewähren einen einigermaßen erschöpfenden Überblick über Wesen und Umfang seiner Persönlichkeit und Dichtung. Aber man gewinnt aus ihnen überwiegend den Eindruck eines mehr *zeitlosen* als *modernen* Künstlers, und doch wäre dies Urteil vorschnell und fragmentarisch ohne die Kenntnis jener Jugendwerke. Doch immerhin: was im Jünglinge gewesen ist, muß doch, wenn auch gewandelt und geklärt, auch noch im Manne sein, und gerade die späteren Werke beweisen, daß dieses Element moderner Weltanschauung in Geijerstam niemals besonders stark, selbständig und wurzelzäh gewesen sein kann. Nun hat es aber mit der „Zeitlosigkeit" eines Künstlers eine eigene Bewandtnis. Man mag noch so bedingungslos-unhistorisch vom „Ewig-Menschlichen" in Shakespeare schwärmen — nebenbei gesagt, kann man Shakespeares Gigantengröße genießend wie forschend nur dann wahrhaft gerecht werden, wenn man ihn in historisch richtigen Abstand stellt — so viel bleibt doch wahr: das „Ewig-Menschliche" ist das *Primitive*, das in bleiern-wuchtiger Substanz unter den Wandlungen, Erweiterungen, Verfeinerungen des Geistes ruht, und der letzten und höchsten Dinge, wie der jeweils feinsten und persönlichsten Spitzen des inneren Lebens vermag sich die Seele doch immer nur durch die eigentümlichen Zustände und Organe *ihrer* Zeit zu bemächtigen. Wo selbst ein gleichfalls zeitloser Massenbeweger wie Björnson (in „Über unsere Kraft") die Tragödie der religiösen Sehnsucht unserer Zeit schreibt — da gibt auch er ein „Ewig-Menschliches", gesehen durch ein von den eigentümlichen Stimmungen und Bedürfnissen der Gegenwart getränktes Temperament. Es ergibt sich also ein Zusammenhang zwischen Zeitlosigkeit und Primitivität: Künstler, die außerhalb ihrer Zeit stehen, bewegen sich zumeist im engen Kreis typischer, triebhafter, allgemeinsamer Menschlichkeiten; in jener gewiß nicht kleinen Welt urmenschlicher Motive, die sich aus Homers Mythenwelt in Goethes Idyllenreiche streckt. Es ist der ungeheure Vorzug und die Grenze solcher Künstler zugleich, daß sie mit jener frommen Naivetät des Gefühls, die ein Teil der gestaltenden Kraft selbst ist, im Gegebenen wurzeln, Gegebenes bildend verewigen. Auch ist das **granum salis** wiederum nicht zu vergessen, wie Björnson und besonders gut gerade Geijerstam beweist: denn es fehlt in einigen seiner Werke nicht an ganz modern anmutenden Mysticismen und Symbolismen; nicht an einer im Dämmerreich der Instinkte verankerten

Psychologie des Unbewußten; nicht an Gefühlsgebrochenheiten wie an Raffinements des äußeren Darstellungsapparats. Abgefärbt hat zweifellos modernes Leben und Fühlen sehr stark auch auf Geijerstam; nichtsdestoweniger bleibt er doch, nächst Björnson, der zwar nicht reichste, aber zeitloseste und darum urwüchsigste Künstler der jungskandinavischen Literatur.

Dem kritischen Betrachter zerfallen die Werke Geijerstams in zwei Gruppen, die der eben gestellten Diagnose nur scheinbar widersprechen, sie vielmehr tatsächlich bestätigen. Es ist nämlich seltsam und lehrreich zu verfolgen, wie sich das alte Gegenspiel des individualistischen und des kollektivistischen Typus in das Schaffen unseres Dichters selbst hinein fortsetzt. Ein Teil seiner Romane schöpft offenbar aus den höchst persönlichen Erlebnissen und Konflikten des Dichters; schon die Bevorzugung der referierenden Ich-Form ist sicher mehr als ein technischer Kunstgriff und weist auf die subjektive Empfindungsgrundlage der Erzählung hin; desgleichen die damit zusammenhängende Einkleidung in Lebensbeichten, Lebenserinnerungen, wiederaufgefundene alte Briefe, endlich die mitunter geradezu etwas eintönige und ermüdende Wiederkehr gewisser typischer Motive, Wendungen, Katastrophen. Dazu kommt, daß diese Romane, vielleicht wider den Willen des Dichters, tatsächlich noch sehr stark im Charakter des Tagebuches und Bekenntnisses stecken geblieben sind. Mag nun gerade hier die sonst starke und sichere bildnerisch-erzählerische Kraft versagt haben; mag die Unmittelbarkeit des Erlebnisses noch zu mächtig gewesen sein, um eine künstlerische Loslösung und Abklärung zu gestatten — es handelt sich allemal um sehr intime Liebes-, Ehe-, Freundschafts-Erlebnisse —: jedenfalls ist es dem Dichter hier nicht immer völlig geglückt, den typischen Motiven reizvoll neue Seiten, Plastik der dichterischen Existenz und individuelle Glaubhaftigkeit abzugewinnen. In den beiden besten Romanen dieser Gruppe, „Das Buch vom Brüderchen" und „Die Komödie der Ehe", ist noch am meisten der Eindruck selbständigen, blühenden Lebens erzielt; die übrigen aber schleppen einen Rest von Schwere, Wiederholung, Ungestaltetheit mit sich herum. Im letzten Grunde ist's eine Schwäche der individualisierenden künstlerischen Urfähigkeit, das Alte immer neu erscheinen zu lassen, in zahllose fremde Seelen einzugehen und aus der Zersplitterung sich selbst doch wieder zu ursprünglicher Ganzheit und Einheit zurückzunehmen. Das Geheimnis von Ibsens Größe, Stetigkeit und Selbstzucht besteht nicht zum wenigsten darin, daß er mit der strengen Einheit der Wesenslinie, der leitmotivischen Architektur seiner Dichtung den polyphonen Reichtum der Motive und Gestaltungen verbindet — immer derselbe und doch immer ein anderer! — Es wäre kein Unglück, daß dieselben Ehetragödien, dasselbe „Dreieck" von Mann, Frau und Kind, in Geijerstams Dichtungen so häufig wiederkehren, wenn

ihnen nicht so oft der unbeschreibliche und unterscheidende Duft des Körperhaften, Persönlichen fehlte. Charakteristisch ist das offenkundige Bemühen des Dichters, zu individualisieren, seinen Handlungen und Gestalten derbkörperliche Rundheit und Eigenheit zu geben. Er variiert zu diesem Zwecke das Milieu, wechselt Schauplatz und Beruf, läßt Lehrer, Bibliothekare, Künstler, Beamte aufmarschieren — ohne doch in vielen Fällen den Wesenston einer bestimmten Umwelt und Lebenssphäre zu treffen. — Das mag wiederum zwiefach begründet sein: zunächst einmal hat aller extreme Subjektivismus seine großen künstlerischen Gefahren, und eine mittlere Kraft kann leicht an seiner Klippe scheitern oder sie doch mit genauer Not umschiffen; nur ganz große Begabungen vermögen das festgehaltene Ich-Motiv so kunstgerecht zu modulieren, wie etwa Goethe im Werther, Faust, Tasso, Wilhelm Meister; Ibsen im Skule, Peer Gynt, Julian; nur wer uns von sich selbst viel zu sagen hat und es in den gegenständlichsten Formen zu sagen weiß; nur wer mit kunstreichsten Gefäßen aus unermeßlichem Meer in sich selber schöpft — nur der darf im Reiche der Kunst den Mut zu seiner Subjektivität haben. Es wäre ungerecht und unverständig zu verkennen, daß Geijerstam in seinen besten Schöpfungen subjektiver Note dem angedeuteten Ideale nahegekommen ist. Aber oft ist er auch manche Wegstrecke dahinter zurückgeblieben, und sein „Held" bleibt nur ein ungestalteter, halblebendig-silhouettenhafter Doppelgänger des Dichters. Und ferner: die Darstellung der komplizierten und fieberhaftigen modernen Kultur, des Großstadtlebens und Großstadtmenschentums, hat unseren Dichter sicher oft gereizt; aber er betastet diese Dinge mit einer gewissen Verwunderung und Naivetät des Draußenstehenden, des selbst unkomplizierten und gesunden Naturkindes; mindestens aber des schon leicht angekränkelten Kulturfremdlings, der der beginnenden Infektion sich durch sehnsüchtige Rückkehr zur Natur zu entziehen sucht. Um die „Kultur", richtiger vielleicht: das raffinierte und stillose Gemisch von Technik, Komfort, Energie, Sitzfleischarbeit, Prostitution und Barbarei richtig schildern zu können, muß man das Blut dieser Kultur in den Adern haben, in dieser Kultur selbst leben — Geijerstam aber steht ihr innerlich fern; das mag die Erfolglosigkeit jener Individualisierungsversuche mit erklären.

Das erklärt aber auch, warum er so stark, echt und glaubhaft wirkt, sobald er Bauernmenschen und Landleben darstellt. Was aber nicht so zu verstehen ist, als ob wir es hier mit einem schwedischen Rosegger oder Anzengruber zu tun hätten. Nein, das Eigentümliche ist gerade: daß hier ein mit den Mitteln und Organen feinerer Kultur ausgerüsteter Künstler sich auf ländlichem Stoffgebiete am wohlsten und sichersten fühlt. Es muß also weniger das Ländliche an sich sein, was seiner Dichtung den Stempel gibt, als vielmehr das Ländliche als Medium gerade seiner Persönlichkeit und Kunst, als die verhältnismäßig nächstliegende und

angemessenste Resonanz seiner Seele. Denn das ist es: dieser lebendige Zusammenhang mit der großen, in ruhiger Selbstverständlichkeit zerstörend-schaffenden Allnatur; der gleichmäßig erneute, dem Wandel der Gestirne verwandte Reigen des Auf- und Abblühens; die Ungeteiltheit eines noch von den Segnungen und Schauern der ewigen Mutter umwitterten Menschentums und die geradlinige, fernig-wurzelhafte Kraft der Triebe und Gefühle — all dies und nichts Geringeres ist für Geijerstam der Bauer und das Land. Was unsere Ästheten in zartgesponnenen Spekulationen ahnen lassen, die geheimnisvolle Verwandtschaft der tellurischen und der künstlerischen Schöpferkräfte, das findet in diesem Hindrängen eines Dichters zur Natur eine Art praktischer Bestätigung. Es ist wirklich, als ob in jener Einheit des natürlichen Gefühls zugleich das Geheimnis der plastischen Bildkraft des Künstlers beschlossen; als ob mit jeder Verfeinerung, Bereicherung, Verzweigung des Trieblebens eine Schwächung und Brechung jener Kraft verbunden wäre; als ob der Dichter sich aus dem leichten Bröckeln, der beginnenden Brüchigkeit seiner Seele und Dichtung zu jenem Heilquell der Natur zurückflüchtete. Einen bis zu einem gewissen Grade zeitlosen und urwüchsigen Künstler habe ich Geijerstam bereits genannt; er ist ein solcher, weil er so g a n z K ü n s t l e r und so sehr viel weniger Wissensmensch, Grübler, Sozialkritiker ist als viele seiner dichtenden Landsleute. Ein Werk etwa wie sein Roman „Frauenmacht" wird uns drastisch beweisen, wie sehr er als künstlerische Gegebenheiten nimmt, was den anderen Problem und ein Bündel dialektischer Möglichkeiten ist . . .

In der Tat: man mag den beiden — schon zitierten — bedeutendsten Werken der ersten Gruppe seinen aufrichtigen Respekt zollen: diese feinen und tiefen Kunstwerke reichen an organischem Wuchs, an Gedrungenheit und Fülle nicht an die beiden besten „ländlichen" Schöpfungen Geijerstams heran: die Novellensammlung „W a l d u n d S e e" und den Bauernroman „N i l s T u f v e s s o n u n d s e i n e M u t t e r". Kommt man von dem Geijerstam der ersten Gruppe, dieser hervorragenden, aber künstlerisch teilweise problematischen Erscheinung, an diese Werke heran, so erlebt man die paradoxe und freudige Überraschung, in ihnen einem viel wuchtigeren, geschlosseneren, zweifelfreieren Geijerstam zu begegnen, der zu den stärksten Gestaltern des modernen Skandinavien gehört. Insbesondere der Bauernroman erscheint mir als eine hochbedeutende Schöpfung, die sich in gewissem Abstande den verwandten Dichtungen Björnsons, Garborgs und der Lagerlöf anreiht. Diesem Buche ist übrigens ein längeres Vorwort beigegeben, das zu den interessantesten ästhetischen und menschlichen Bekenntnissen gehört, die ein Dichter über sich abgelegt hat. „Im Jahre 1883 gab ich meine Studien in Upsala auf und siedelte nach Stockholm über, um mich ganz der Schriftstellerei zu widmen . . . Wenn je ein Mensch an dem gelitten hat, was die Bibel

geistlichen Hunger und Durst nennt, so glaube ich, ich war damals der Mensch. Aber in jenem Frühjahr geschah mir das Merkwürdige, daß mir zum ersten Male eine Ahnung davon aufging, daß ein solcher Hunger nicht von der großen Welt und ihren wechselnden Eindrücken und Aufreizungen gestillt wird . . . An dem, was ich tat, kann ich mit ziemlicher Sicherheit erkennen, daß ich schon damals derselbe war, wie heute. Kaum hatte ich nämlich 2½ Monate in Stockholm zugebracht, als ich aufs Land zog. — Ganz allein packte ich eines Tages meine Koffer und siedelte auf eine Insel weit draußen in den Schären über, wo ich mich bei einer Bauernfamilie in Wohnung und Kost gab. . . . Der Zweck, zu dem ich mich bekannte, war mein Wunsch, mit dem schwedischen Bauern in Berührung zu kommen, dessen Leben ich schildern wollte — nicht als ein Träumer, sondern als ein Wissender. Das Bedürfnis, das ich verschwieg, war meine Sehnsucht nach Einsamkeit, um selbst wachsen zu können, die Sehnsucht, meine eigene Stille um mich und in mir zu hören, wie ich das getan habe, solange ich zurückdenken kann . . ." Er erzählt nun weiter, wie schwere Mühe es ihm gekostet habe, das Mißtrauen der Bauern zu überwinden, sich an Ton und Anschauungsweise seiner Umgebung, nicht zum wenigsten auch — an ihre Kost zu gewöhnen; wie sich schließlich aber doch ein innigeres Verhältnis und Verständnis zwischen ihm und den einfachen Leuten herausgebildet habe. Und hier, in ländlicher Einsamkeit, sei ihm langsam sein wahrer künstlerischer Beruf aufgegangen. „Ich fand, — wenn ich es auch damals nicht so genau formulierte — daß, was die Literatur zu jener Zeit erstrebte, die Lösung des sozialen Problems, das In-Form-Bringen der letzten Worte der Mitwelt in den Zeitfragen, alles das, was doch als Streben meine unbedingte Sympathie hatte, *für mich nichts war.*" Es hatte also bezeichnender Weise der antäoshaften Berührung mit der Mutter Erde bedurft, damit der Dichter sich selbst und seine eigenste Kraft entdeckte. Und Jahre später, als er fern im lichteren und üppigeren Süden, in Tirol, beim Brausen des Bergbachs und unterm Gipfellicht des ewigen Schnees, seinen neuen großen Bauernroman vollendet, schweifen seine Gedanken sehnsüchtig-dankbar „zu dem roten Bauernhaus mit dem Tannenwald um den kleinen See und den niederen, grauen Klippen jenseits der Äcker", zu jener bedeutungsvollen Periode seiner Entwickelung zurück, da er zum ersten Male lernte, „sich selbst zu ahnen und seinen eigenen Weg zu gehen". Diesem Tiroler Sommer verdanken wir also jenes Werk, das an Kühnheit des Vorwurfs, an Klarheit und Kraft der Durchführung einen, wenn nicht *den* ersten Platz unter Geijerstams Dichtungen verdient. Wunderlich genug, daß gerade dieses Buch, das doch so sehr den ursprünglich-erdkräftigen Hauch der Scholle atmet, hie und da die associative Erinnerung an moderne Probleme und Ideen weckt. Mag eine stillschweigende zeitliche Übereinstimmung walten;

mag der Gestalter den Gestalten hier vom eigenen geistigen Gute mitteilen — man wird jedenfalls die Kunst bewundern müssen, mit der hier die Theorie zu natürlich organischem Leben verwandelt wird. Nils Tufvessons Mutter, die den Sohn zur Blutschande verführt, ihn selbst an ein braves und nichtsahnendes Mädchen verkuppelt und schließlich durch des Sohnes Hand zur Mörderin an dem wehrlosen Opfer wird, wirkt wie eine ländliche Illustration zu Nietzsches Schlagwort des „Jenseits von Gut und Böse" und ist vom Dichter mit so unparteiischer und beinahe liebevoller Indifferenz gezeichnet, daß sie oft als ein unschuldiges und hemmungsloses Naturwesen, eine in aller Verruchtheit große und bewußte Herrennatur erscheint. Wundervoll hebt sich von dieser nachtdunklen Folie die schwankende Gestalt des Sohnes und die rührend lichte Erscheinung der noch im Leiden verzeihenden jungfräulichen Ehedulderin ab. Und wie ein mächtiger Strom umbraust die Einzelschicksale Schauder, Empörung und Gottesgericht der Gemeinde; in ihm schließt sich der Ring des zum Lebensbilde vollendeten Kunstwerks. Wenn der Vater der Ermordeten durch ein paar alte Gesangbuchverse den Mörder vernichtet und überführt, so spricht hier eine patriarchalisch-einfältige Herzensgewalt, der sich auch der Skeptiker nicht entziehen kann . . .

Diesem Meisterwerke, dem auch eine gewisse typische Sentimentalität und Lehrhaftigkeit des Vortrags nur geringen Eintrag tut, steht an Art und Wert am nächsten der Novellenband „W a l d u n d S e e". Auch hier herrscht noch zum Teil jener große und gewalttätige Zug unbekümmerter Herrennaturen, der aus Inga Persdotters Selbst-Charakteristik im Roman spricht: „Der Knecht führt den Ochsen, und der Ochse ist zweimal so stark wie er. Warum läßt er sich führen? Weil er sich hat zähmen lassen und es nicht besser versteht. Ich versteh' es besser, und ich laß' mich nicht führen, wohin ich nicht will. Aber i c h kann a n d e r e lenken!" Eine Gestalt wie die S a m m e l s in der gleichnamigen Novelle, des durch alle Stürme des Meeres und des Lebens hindurchgeschüttelten heimatlosen Findlings, ist Inga wahlverwandt. Aber lebt jene bäuerliche Immoralistin sich unbeirrt bis zum schrecklichen Ende aus, so wird an Sammel fast so etwas wie ein Ibsen-Problem demonstriert, die alte Tragik des Wildvogels, der nicht unter zahmem Geflügel leben kann, vergeblich mit der Schwinge gegen die Wände der bürgerlich-gesicherten Existenz schlägt und im engen Pferch versumpft und vertiert. Es ist eine der besten Novellen Geijerstams, mit Temperament und Erzählergabe vorgetragen . . . Doch wie schon der Roman in Inga und Elin die beiden Pole des naturverwurzelten, aber mit sehnsüchtigen Schlingarmen ins Ätherlicht langenden Lebens, die irdische und die himmlische Welt, umspannte, so ist auch hier der rauhen und zügellosen die milde und innerliche Seite der Welt gesellt. Über allem aber liegt der schwere, würzige Zauber der Wald- und Seenatur, und

mag Geijerstam auch Jacobsens mimosenhafte Schmiegsamkeit und schwindsüchtig-sensitive Nuancen-Feinheit fehlen, er weiß Stimmungen von kräftiger Einfachheit und Fülle zu beschwören: „Der Wald rings um Martina schwieg. Sie hörte den Auerhahn ferne lärmen und mit den Flügeln gegen die Zweige der Kiefern schlagen, um in die Höhe zu kommen. Sie hörte die Tauben gurren mit ihrem scharfen, knarrenden Laut, und den seltsamen Vogel, dessen Namen sie nie gehört hatte, schreien wie ein Mensch in Not. Aber sonst war alles um sie her stille.... Die Luft zitterte vor Hitze, und alles stand so still um sie her, daß sie sich fürchtete . . ." Prächtig erzählte realistische Kabinettstücke, wie „Anders Petters Geld", ein kleines Drama der Bauernschlauheit und Bauernhabgier, oder „Die alte Bibel", ein Dreiklang bäuerlich-gesunder Sinnlichkeit, alter priesterlicher Menschenkenntnis und jugendlich-geistlichen Tugenddünkels, stehen zwischen der ersten und jener anderen Gruppe von Novellen, die vielleicht am besten durch die Erzählung „Liebe" vertreten wird und bereits zu den verinnerlichten Kultur- und Persönlichkeitsromanen Geijerstams hinüberleitet.

Wie schon Elins Gestalt in dem großen Bauernroman bewies, gibt Geijerstam auch seinen bäuerlichen Gestalten, insbesondere den weiblichen, oft bereits eine ungewöhnliche Zartheit und Tiefe der Empfindung, zumeist mit einer herben Sprödigkeit vermischt, die sie nur noch anziehender und sympathischer macht. Ob auf bäuerlichem Boden die Möglichkeit so feiner und ausgeprägter Persönlichkeitsentfaltung überhaupt gegeben ist, wäre unfruchtbar zu erörtern; w i e der Dichter seine Figuren hinstellt, das allein entscheidet; und weiß er ihnen den Odem der eigenen Seele einzuhauchen, so leben sie ihre fraglose, von realistischen Voraussetzungen unabhängige dichterische Existenz. Mit solch unwirklichen Maßen muß etwa die Elsa in „Liebe" gemessen werden. Dieses Bauernmädchen besitzt eine — dichterisch durchaus glaubhaft wirkende — Verfeinerung des Gefühls, um die sie jeder Décadent beneiden könnte. Ihre Liebesunfähigkeit ist nicht Kälte, sondern jene Unmitteilbarkeit der höchsten und persönlichsten Empfindung, die in ihrem Ich wie im Palast und Kerker gefangen sitzt. So kann auch ihre Ehe mit Anders Johann, dem sie nach langem Zögern in Mitleid und Hülfsbereitschaft, doch nicht in „Liebe" die Hand reicht, nie zur echten Ehe werden, weil so einsame, wissende und in sich geballte Seelen niemals ganz ineinanderfließen können. Die Tragödie des Wörtchens „und", der trennenden Individuation, verknüpft dies bäuerliche Liebespaar mit Tristans und Isoldens todgeweihtem Bund. Nur was sich dort in brünstig-verzweifelten Ekstasen und Katastrophen austobt, das wird hier zur stillen Melancholie der fremd-vertraut nebeneinander lebenden Alltagsseelen. Doch jenseits des unüberschreitbaren Bannstrichs sprossen die zartesten und geisterhaftesten Blüten dessen, was mehr als Glück, Liebe und Ehe — nach der

Sprache der Menschen — ist. „Seltsam führt uns das Leben, verschieden für jeden einzelnen. Weit entfernt steht der eine vom andern, und von dem, was ein Mensch sein ganzes Leben lang einem andern sagen möchte, dringt oft nichts hervor. Wir wissen auch nicht viel voneinander, und was wir zu wissen glauben, ist oft falsch. Aber auch in Staunen und Ungewißheit können die Menschen Hand in Hand gehen. So erging es Anders Johann und Elsa, wie ungleich sie auch fühlten, und etwas anderes als Freunde in Staunen und Ungewißheit wurden die beiden nie."

Von solchen Erzählungen ist die Brücke zu der zweiten großen Gruppe der Romane Geijerstams leicht geschlagen. Wie stark sie im Biographischen und Persönlichen wurzeln, wurde schon betont. Gerade ihnen gegenüber erschiene also jene kritische Düntzer-Methode, die nahe an den Literaturklatsch streift, beinahe gerechtfertigt. Die schiefe Ästhetik, für die das Kunstwerk nur ein Abklatsch persönlicher Zufallserlebnisse ist, paßt noch am besten dort, wo sich eingestandenermaßen das Werk noch nicht völlig vom Erlebnis abgelöst hat. Doch abgesehen davon, daß auch hier der Takt wie die Mangelhaftigkeit unserer Kenntnis die wissenschaftliche Zudringlichkeit verbietet, — so würden wir selbst in diesem Falle mit stofflichen Naivetäten nicht viel ausrichten. Was wissen wir denn Großes, wenn wir feststellen, daß Geijerstam in seiner ergreifend schönen Romandichtung „Das Buch vom Brüderchen" sich den Schmerz über den Verlust eines eigenen geliebten Kindes vom Herzen heruntergeschrieben hat? Menschlich sagt es viel, künstlerisch wenig — es sei denn, daß die Unmittelbarkeit des Schmerzes dem Buche höhere Weihe und stärkere Eindruckskraft gegeben hat. Unter den Händen eines Künstlers wie des Dänen Hermann Bang hätte ein solches Thema vielleicht noch stofflosere, ätherisiertere Lyrismen hergegeben; doch auch so ist das Werk in entzückenden Licht- und Dunkeltönen gehalten; Todesahnungen breiten ihren weichwallenden Schleier, und in die nächtigen Flöre strahlt für kurze Zeit ein himmlisches Licht, die kindlich-süße Engelsgestalt des goldlockigen Sven, der nach flüchtiger Erdenwanderung die Mutter ins Land der Schatten mit sich nimmt. — Das Mystisch-Symbolische so meisterhaft dem Realen einzuweben ist Zeichen und Prüfstein einer starken Dichterkraft.

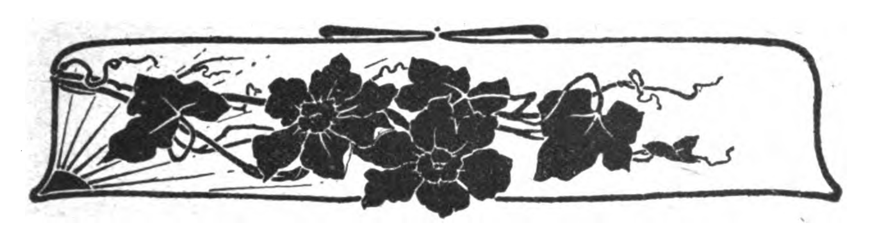
Wir haben hiermit schon eine augenfällige Spezialität Geijerstams berührt: seine Liebe zum Kinde, dem er eine intuitive, dem Erwachsenen überlegene Feinheit des Instinkts, ein reiches, knospenhaft unentfaltetes Seelenleben zuschreibt. Vielleicht weil er hierin seine Stärke fühlt; vielleicht weil intime Erlebnisantriebe ihn immer wieder darauf hinweisen, kehrt dieses Motiv so häufig, bis zur Ermüdung, in seinen Romanen wieder. Seine jungen Helden, mögen sie nun Sven, Georg, Yngve, Gretchen heißen, sind sich in ihrem vorwegnehmenden

Verständnis, ihrer mitfühlenden Trauer, ihrem meist frühen Hinscheiden sämtlich nahverwandt. — Auch die „Komödie der Ehe“ (Henrik Ibsen in langjähriger Bewunderung, Zuneigung und Dankbarkeit gewidmet), die nächst dem „Buch vom Brüderchen“ feinste und tiefste Dichtung dieser Gruppe, gibt solch ein Stück reizvoller Kinderpsychologie. Doch ihre Bedeutung liegt weit mehr in dem entrollten Ehedrama. Ein wehmütiger Ironismus schwebt hier über aller Tragik der Schicksale: Wie leicht sind Seelen und Schicksale zusammengekittet; wie ist das Heiligste und Festeste auf Sand gebaut; wie genügt ein Windhauch, um es auseinander zu blasen! Wir alle werden scheinfrei von fremden Mächten beherrscht, die uns im notwendigen Augenblick aus dunklem Grund zu dunklen Zielen treiben; Gespenster wachen in uns selbst auf, die unsre bewußten Absichten und Handlungen ablenken, umbiegen, in ihr Gegenteil verkehren; und in flüchtigen Worten wohnt eine magische Gewalt, die uns wider Wissen und Willen die Schlinge des Geschickes knüpft. Was übrig bleibt: das ist nur die große Christenliebe des Allverstehens und Allverzeihens, die in Tolstois „Anna Karenina“ den betrogenen Mann die heroische Selbstüberwindung lehrt, in der „Komödie der Ehe“ nach Irrungen, Wirrungen die Gatten wiedervereinigt und in der Novelle „Das gelbe Haus“ (der stärksten in dem sonst nicht sehr stark auf mich wirkenden Sammelbande „Alte Briefe“, zuerst in „Nord und Süd“ erschienen) sich in das Bekenntnis zusammenfaßt: „Wir sind beide irregegangen“. — Das unheimliche Getriebensein aufgewühlter und widerstandsloser Menschenschatten hat Geijerstam mit ebenso starker als diskreter Kunst verkörpert; Frau, Kind und Nebenbuhler aber überstrahlt die dem Dichter selbst seelenverwandte rührendfeine Gestalt des bis zur Selbstaufopferung gutherzigen Gatten, eines schwermütig-verinnerlichten Einsamkeitsmenschen, der gerade durch seine Übergüte und Gewissenszartheit, den Mangel an energischem Behauptungs- und Beherrschungstrieb, die Frau in das kurze Trugglück der neuen Ehe mit einem brüsken Tatmenschen treibt. Die „Einleitung“, die Art, Werden, Schicksal dieses Charakters in großen Linien umschreibt, gehört mit zum Schönsten, was Geijerstam gedichtet hat.

Bei weitem schwächer sind die beiden andern Romane Geijerstams: „Frauenmacht“ und „Kampf der Seelen“. Eine gewisse schwerfällige Unbeholfenheit der Technik und eine verstimmende Wiederholung, zumal in den Kinderszenen, verdunkelt die großen Erzähler- und Gestaltergaben des Dichters, die sich trotzdem auch hier bewähren. Namentlich „Frauenmacht“ ist noch eine feine und interessante Dichtung — fesselnd und bezeichnend zumal darin, daß Geijerstam hier die moderne Geschlechtsproblematik, aber eben in ganz unproblematischer, naiv hinnehmender Weise, streift. Wir wissen ja, daß er weit mehr das Zeug zum Künstler als zum Gesellschafts-, Kultur- und Moralreformer hat.

Die Zweischneidigkeit der modernen Geschlechtsverhältnisse, die seelische Beschmutzung auch des besseren männlichen Durchschnitts durch die Prostitution, wird jedenfalls richtig hervorgehoben — daß ein Mangel an jener sexuellen „Erfahrung“, wie sie die Moral der bürgerlichen Gesellschaft gewährt, andererseits den Mann früh an ein untergeordnetes, unwürdiges Weib fesseln kann, ist eine zutreffende Banalität von nicht allzu großer Erheblichkeit. — Wenig gelungen erscheint mir endlich „Kampf der Seelen“. Geijerstam wollte hier die fieberheiße Stimmung der kapitalistischen Erwerbsjagd, die ringende Qual hitziger, von Besitzgier zermürbter Seelen gestalten — aber mit allem Aufgebot von Pathos und Psychologie schafft er weder Stimmung noch Seelen, sondern nur schemenhafte Umrisse beider. Dieses Werk ist nicht in günstiger Stunde geplant und ausgeführt; Dinge und Menschen lagen vielleicht Geijerstam auch zu fern, und der Ehrgeiz unorganischer Selbsterweiterung hat sich hier gerächt. Aber dafür dürfen wir dem Menschen und Künstler Geijerstam für so vieles Bedeutende, Tiefe, Schöne ehrlich dankbar sein.







Vor Paris.

Aus dem Kriegstagebuche des Generalleutnants

Kurt von Einsiedel.*)

I.

Am zweiten Oktober fand wieder Umquartierung nach Coubron statt, und ich bezog abermals die Villa Menaud. Soweit irgend möglich, wurde Ordnung in den Quartieren hergestellt. Für Reinlichkeit, praktische Anlage von Latrinen, Kehren der Straßen, Vergraben der Schlachtabfälle u. dergl. war genügende Vorsorge getroffen worden, und die Kommandobehörden ließen sich die Durchführung angelegen sein. Als Aufsicht für die Straßen, Parkplätze u. s. w. zeigten sich die Patrouillen der Armeegendarmerie von besonderem Nutzen. Wenn trotzdem bei Umquartierungen die Ankommenden des öfteren Klage führten, so entsprang dies in der Hauptsache aus der Einbildung, welche die eigene Tätigkeit immer ersprießlicher erscheinen läßt, als die der anderen. Jedenfalls haben wir es dieser Sorgfalt zu danken, daß keine Epidemien während der Belagerung ausbrachen und die auf dem Marsche eingerissene Ruhr, welche besonders stark in meinem Bataillone auftrat, zu verschwinden begann. Der Gesundheitszustand besserte sich fortdauernd, um schließlich zu einem wahrhaft ausgezeichneten zu werden.

Die Verpflegung gelangte wieder in ihren regelmäßigen Gang. Unter dem 4. Oktober wurde daher der Befehl erlassen, keine Requisitionen mehr vorzunehmen. Zwei neue Lebensmittel traten in der Lieferung der Magazine auf: die Erbswurst und das Gulasch. Beide erhielten eine große und wohltätige Bedeutung. — Dahingegen verursachte ein uns zu jener Zeit zukommender Intendanturbefehl ein gewisses Ärgernis. Nachdem schon am

---

*) Aus dem Werke: „Tagebuchblätter aus dem deutsch-französischen Kriege, von dem Generalleutnant Kurt von Einsiedel" (1870 Major u. Bat.-Komm. i. k. sächs. 3. Inf.-Reg. „Kronprinz" Nr. 102)", das demnächst im Verlage der Schlesischen Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau, erscheinen wird.

21. September die Anordnung ergangen war, die Kartoffelfelder auszumachen, da nur jeden dritten Tag Gemüse geliefert werde würde, an den übrigen Tagen aber Kartoffeln zu nehmen seien, wurde jetzt befohlen, Kartoffelkeimen für einen mindestens vier- bis sechswöchentlichen Bedarf anzulegen. Wer dachte daran, daß wir während eines solchen Zeitabschnitts vor Paris liegen würden, um in die Lage zu kommen, einen derartigen Vorrat aufzuzehren! Diese übergroße Vorsicht kam uns fast lächerlich vor! Und doch mußten wir bei einiger Überlegung den nicht mißzuverstehenden Wink erkennen, der dadurch zum Ausdruck gelangte, daß diese Maßregel nicht nur von unserem Korpskommando, sondern vom Oberkommando ausging.

Ein wesentlicher Dienst unserer Leute bestand in Schanzarbeiten. In Clichy galten sie der Sicherung unserer Vorposten, in Coubron betrafen sie die Einrichtung einer Zentralstellung hinter Courtry—le Pin. Es wurden Batterieſtände errichtet, Schußbahnen im Walde freigelegt, Verhaue zusammengeschleppt und Schützengräben ausgehoben, auch wurde eine Fahrstraße für die Artillerie nach Villeparisis, ihrem Standquartier, angelegt. Die bereits von der Natur gut ausgestattete Stellung gestaltete sich auf diese Weise immer stärker. Es war jedenfalls zu erwarten, daß wir sie halten konnten bis zum Eintreffen von Hülfe seitens der Nebenkorps. Ein noch weiter gehender, aus dieser Stellung erforderlich werdender Rückzug sollte in nördlicher Richtung über den Ourcqkanal erfolgen, um daselbst mit dem Gardekorps zusammenzutreffen. Kanalübergänge in genügender Zahl waren hergestellt und die Wege zu denselben kenntlich gemacht worden.

Am 3. Oktober traf Oberst Rudorff wieder ein und übernahm das Regimentskommando, während ich zu meinem Bataillon zurückkehrte. Ich zog daher in die Villa Gambette, in der meine Kompagniechefs lagen. Mit diesen, sowie meinem Adjutanten Baumann, Hauptmann Lommatzsch, Premierleutnant Thimmig und Dr. Hirsch nahm ich nunmehr an einer Menage teil, welche für den ganzen Feldzug vereinigt bleiben sollte. Hauptmann von Schlieben leitete sie auf das vortrefflichste, und ein Soldat Hähnel, dessen Name wohl vermerkt zu werden verdient, war der Koch. Wir haben jederzeit sehr gut gelebt, und unsere Diners bilden eine reizende Erinnerung. —

Ich ritt eines Nachmittags nach Ferrières, dem Landsitze Rothschilds, in dem jetzt der König von Preußen residierte. In dem Orte selbst, welcher unfreundlich und eng ist, befanden sich noch eine Anzahl Einwohner, und preußische Marketender hatten daselbst große Verkaufsläden eingerichtet. Mein Ziel fand ich leer, der König war an demselben Morgen nach Versailles übergesiedelt.

Das Schloß ist groß und von fürstlicher Pracht, aber in einem, wie mir scheint, vollkommen verfehlten Baustil, oder vielmehr in gar keinem Stil gehalten. Die Folge ist, daß es bei weitem nicht den Effekt macht,

den es prätendiert. Ganz prachtvoll ist dagegen der außerordentlich große Park, in dem Hügel, Teiche, Mulden und Bäche künstlich geschaffen sind, um dem an und für sich monotonen Terrain einen der Natur abgelauschten Reiz zu erteilen. Eine Stuterei und eine großartige Fasanerie schließen sich an, desgleichen eine Reihe Gewächshäuser, die auf alle Fälle zu den schönsten Schöpfungen dieser Art gehören. Alle Anlagen waren selbstverständlich unversehrt geblieben. Eine Besichtigung des Schlosses mußte ich wegen Zeitmangels aufgeben.

Den Rückweg nahm ich über Bussy St. Georges, einer Ortschaft mit einem altersgrauen, in einem finstern, wilden Park gelegenen Schloß, das echte Bild des Fideikommisses einer vornehmen, heruntergekommenen Familie. —

Der vorgeschriebene Wechsel rief uns am 8. Oktober wieder nach Clichy. Ich bezog daselbst mit denselben Offizieren, welche mit mir in Coubron zusammenwohnten, das Schloß eines Mr. Girard, ein älteres Gebäude, dessen im Parterre gelegene Gesellschaftsräume schön und geräumig waren, und das von einem weitläufigen Park voll hochstämmiger Bäume umgeben wurde, in dem eine auf das sorgfältigste gepflegte Grottenanlage mit Kaskaden und Teich die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Jetzt ergingen sich hier das Rindvieh und die Schöpsherde des Regiments. Besonderer Luxus trat in dem Orangeriebestand zutage, das hierfür eingerichtete Gebäude bot für zwei Kompagnien genügenden Raum. Diese sowie Hunderte ähnliche oft einen Wert von 10000 Talern repräsentierenden Sammlungen südlicher Pflanzen sind sämtlich ein Raub des Winters geworden.

Den 10. Oktober kam ich zum ersten Male persönlich auf Vorposten. Mein Aufenthalt war bei den beiden das Repli bildenden Kompagnien. Im Dienste hatte sich nichts geändert, nur hatte man inzwischen Baracken gebaut und auch für die Feldwachen Parterreräume ausgewählt und Schuppen hergestellt. Am 8. hatte wieder eines der gewöhnlichen Gefechte gegen Feldwache 5 stattgefunden, bei welcher Gelegenheit das 4. Regiment einige Verwundete zählte.

Den zehnten nachmittags erneuerte sich dieselbe Szene. Hierbei geschah es, daß die beiden Geschütze, die wie früher auf der Metzer Straße vorrückten und abprotzten, in einem Augenblick vier Mann und neun Pferde verloren, so daß sie, nachdem ein jedes einen Schuß getan, kaum wieder zurückgezogen werden konnten. Die feindliche Unternehmung war sichtlich darauf angelegt gewesen, die Geschütze in ihre gewöhnlichen Stellungen zu locken und dann mit einem vorbereiteten Feuer zu empfangen. — Im übrigen verlief das Gefecht, dem ich von Feldwache 7 aus zusah, genau wie die früheren. Die Franzosen gingen zurück und schlossen die Übung mit dem unvermeidlichen Granatenbukett.

Wegen der „gegen St. Denis vorzunehmenden Belagerungsarbeiten", welche ausdrücklich im Befehl genannt wurden, sollte unser Korps den Ab-

schnitt Aulnay von der Garde übernehmen, deren Stellung eine Konzentrierung erfuhr. Dem zur Folge erhielt die 24. Division Clichy zugeteilt, während die 23. die Abschnitte Aulnay, Sevran und Livry zu besetzen hatte, mit dem Divisionsstabsquartier in Sevran. Da gleichzeitig die bisherige Änderung, daß eine ganze Brigade auf Vorposten stand, während die andere in Reserve lag, dahin abgeändert wurde, daß fernerhin die Brigade in sich regimenterweise wechseln solle, so erhielt die 46. Brigade den Abschnitt Livry angewiesen, und da das 4. Regiment daselbst die Vorposten bereits bezogen hatte, legte man uns nach Vert galant und Vaujours in die Reserve dieses Abschnitts. Die Ablösung fand schon mittags statt, und wir rückten zeitig in die neuen Quartiere ein, Regimentsstab und 1. Bataillon in le Vert galant, das 2. und 3. Bataillon in Vaujours, welche Orte aneinander stoßen.

Schlösser und Villen gab es nur wenige; denn beide Dörfer sind in der Hauptsache eng zusammengebaute Arbeiterkolonien, deren Bewohner im wesentlichen von dem Betriebe der nahe gelegenen Stein- und Kalkbrüche zu leben scheinen. Vert galant besitzt wenigstens eine breite Straße; Vaujours ist aber eng und schmutzig, und unsere Quartiere litten natürlich auch unter diesem allgemeinen Charakter. Meine mit äußerster Einfachheit ausgestattete Wohnung hatte ein Maler untergeordneter Art inne gehabt. — Ein älteres Schloß, welches in letzter Zeit als Erziehungsinstitut diente, — Asyle Fénélon — nahm das Lazarett auf. Vor ihm erhob sich die einzige Schönheit Vaujours': eine prachtvolle alte Zeder. In großer Zahl, aber jüngeren Exemplaren, waren diese auffallend schönen Bäume auch in einem großen Parke zu Vert galant vertreten, dessen unscheinbares Haus die Post beherbergte. —

Am 14. Oktober erfolgte die Ablösung des 4. Regiments. Die Leute waren in Livry noch nicht in die Quartiere entlassen, als unser erstes Bataillon, welches die Vorposten übernommen hatte, wiederum in gewöhnlicher Weise bei Feldwache 5 von Bondy aus angegriffen wurde. Es entwickelte sich ein diesmal auch auf Raincy und Gagny sich erstreckendes Gefecht. Bis zum späten Nachmittag blieben wir in Bereitschaft stehen. Das 1. Bataillon hatte Verwundete, und der Feind brach das Gefecht in der herkömmlich gewordenen Weise wieder ab.

Livry — 2300 Einwohner — kann eine Art Städtchen genannt werden, welches von einer großen Zahl von Villen und bescheideneren Landhäusern umgeben ist und mit der großen auf Aktien gegründeten Villenanlage von Raincy, die erst vor wenig Jahren in einem alten, früher Louis Philippe gehörenden Parke entstanden ist, in ziemlich ununterbrochener Verbindung steht. Forêt de Bondy, ehemals berüchtigt und in alten französischen Romanen als Schlupfwinkel für Räuber und anderes Gesindel oft eine Rolle spielend, geht einer ähnlichen Umwandlung entgegen. In den schönen Eichenwald hatte man bereits breite Avenuen

geschlagen, Tafeln bezeichneten die Namen der zukünftigen Straßen, und hier und da war auch schon als erster Anfang ein Häuschen mit einer Einzäunung emporgewachsen. Die Nähe der Eisenbahnstationen Sevran und Raincy mögen es auch dem Geschäftsmann, dessen tägliche Anwesenheit in Paris erforderlich ist, möglich machen, die Sommerfrische zu genießen oder das ganze Jahr in einem verhältnismäßig billigen Eigentume zu wohnen. Wäre der Krieg nicht ausgebrochen, so würde voraussichtlich der ganze große Wald zwischen Villemomble, Clichy, Livry und Bondy ein einziger, im Bau begriffener Landhauskomplex geworden sein, durch die alten Bäume des früheren Parkes von Raincy und des Waldes von Bondy prächtig beschattet. —

Der Instruktion gemäß hatten die Vorposten leichtere Angriffe in der ersten Stellung anzunehmen. Zu diesem Zweck waren folgende Maßregeln getroffen worden: vor der Kanalfeldwache erhob sich eine starke Brustwehr, der Offizierspoften von Feldwache 5 war durch einen Schützengraben, die Zwischenfeldwache durch Deckungen von Klafterholz und ein verteidigungsfähiges Haus geschützt, und die bei Feldwache 6a und dem Unteroffizierspoften 6b zwischen Mauern gelegenen Straßen durch starke Barrikaden gesperrt. — Bei einem überlegenen Angriff sollte das Regiment an der Enceinte von Livry Stellung nehmen, welche, in Verbindung mit der Verteidigungslinie von Clichy, hierzu hergerichtet worden war. Da die Häuser, wie fast überall in Frankreich, massiv aus Stein erbaut und mit harter Dachung versehen, sowie durch Mauern miteinander verbunden sind, gelang es leicht sie in Verteidigungszustand zu setzen, und da zudem der Wald vor dem Dorfe einige hundert Meter zurücktritt, bot die Linie eine bedeutende Stärke. Auf dem rechten Flügel, gegen den Kanal hin, wo der Wald sehr dicht ist und fast unwegsam wird, wurden Verhaue und mittelst abgeschnittener Telegraphendrähte zwischen den Bäumen Drahtzäune angelegt, näher nach Livry zu aber — auf der Avenue Rougemont — wo von der feindlichen Seite kommende Straßen zusammentrafen, warfen wir, um sie bestreichen zu können, breite, massige Brustwehren auf. Ein etwaiges schnelles Nachdrängen des Feindes sollten zwei Geschütze verhindern, die täglich mit auf Vorposten zogen. Sie bestrichen die Metzer Straße und die Avenue de l'Empereur; später fanden noch zwei weitere Geschütze hinter einem Epaulement Aufstellung zum Schutze der Avenue de Livry und am Eingange des Ortes, der durch ein Rolltor geschlossen wurde.

Bei einer erforderlichen Räumung von Livry galt für die daselbst fechtenden Truppen die Anweisung, auf le Vert galant und Vaujours zurückzugehen, vor welchen Orten eine Aufnahmestellung vorbereitet war und als mit der Stellung hinter Courtry in Verbindung stehend betrachtet werden konnte. Der Hauptkampf und Widerstand in einem Gefecht größeren Stils sollte demnach in der Linie Chelles — Montfermeil — Clichy — Livry — Sevran geleistet werden, und sie wurde, nachdem sie

anfänglich nur in Eile und notdürftig hergestellt worden war, fortdauernd verstärkt, besonders durch Anlage von Batterien und Freilegung des Vorterrains, durch Abholzung und Rasierung von hinderlichen Häusern und Mauern, sowie endlich durch Ausfüllung von Vertiefungen mittelst Schutt und Erde.

Nach Vollendung dieser nächstliegenden Aufgabe, suchte man dem Nachteil der Stellung, welcher im Aufgeben eines wertvollen vorliegenden Terrains und des ganzen Waldes von Bondy bestand, durch Anlage einer neuen besseren Verteidigungslinie abzuhelfen. Eine Abholzung im Großen fand statt, um für unsere Feuerwirkung eine freie Zone herzustellen, und alle sonst geeigneten Örtlichkeiten, wie der Kirchhof in Livry und eine Anzahl von Gebäuden, wurden tunlichst benutzt. Diese Linie, welche an Ausdehnung bedeutend kürzer als die erste war, gewann noch an Wert, als man an den Bau der Belagerungsbatterien ging. Zur Zeit der Beschießung betrachtete man sie sogar als Repliſtellung, während, der Natur des Verhältnisses gemäß, der Hauptakzent dann weiter vorgelegt wurde, in die Vorpostenlinie selbst.

Indem wir daher auf diese Weise das anfangs nur leicht okkupierte Gelände durch das allmähliche Vorschieben der Verteidigungslinie nach und nach immer sicherer und in immer größerer Nähe des Feindes in dauernden Besitz nahmen, erwuchs uns auf der anderen Seite aus jeder vollendeten Arbeit die Notwendigkeit zu einer neuen, und jedes Regiment hatte, gleichviel ob in erster oder zweiter Linie stehend, vom Anfang der Cernierung bis zum Schluß derselben täglich mehrere Hunderte von Arbeitern zu stellen. Unter Anleitung und Mitwirkung der Pioniere wurde eine wahre Riesenarbeit geleistet. Für unsere Leute konnte diese Beschäftigung nur wohltätig und gesund sein, die Pariser werden aber noch manches Jahr Ursache gehabt haben an diese vier Monate andauernde Arbeit von Hunderttausenden zu denken; denn was wir für unsere Erhaltung bauten, das war für den Besitzer allerdings lediglich Zerstörung. Häuser, Mauern, Gärten, Wald — alles verschwand unter der stillen Emsigkeit dieser menschlichen Ameisen, und kaum den Grenzstein seines Grund und Bodens wird der wiederkehrende Besitzer aufzufinden vermocht haben. Selbst ganze Gebäude oder ihre Teile begannen zu wandern. Wurde für eine Vorpostenabteilung ein Obdach, für die Pioniere ein Arbeitsschuppen oder ähnliches gebraucht, so suchte der Beauftragte unter den Baulichkeiten von Raincy eine solche aus, an welcher er Dach und Balken und Bretter nach Wunsch zugeschnitten fand, ließ sie abreißen und an der Stelle wieder aufbauen, wo es erfordert wurde. Oder man holte von 5 oder 6 Schuppen die Zinkdächer, von ebensoviel anderen Türen und Fenster zusammen und baute mit diesem und anderem Material ein neues Haus, von dem niemand mehr wird entscheiden können, wem es gehört, und von dem nur so viel sicher bekannt sein wird, daß es keinesfalls Eigentum des Besitzers der

Stelle ist, auf der es steht, da diese früher leer oder vielleicht von hohem Holz bestanden war, von welchem jetzt nichts mehr zu sehen ist! —

Auch manches Schöne fiel zum Opfer. Unter anderem der Garten der Abtei zu Livry und die vierfache Allee selten schöner stolzer Pappeln, welche von der Abtei zur Metzer Straße führte und auf halbem Wege in doppeltem Kranz um ein großes rundes Bassin lief. Diese Allee soll wegen ihrer Schönheit berühmt gewesen sein. Sicher hätte sie es wenigstens verdient. Sie fiel, weil sie das Schußfeld zu wesentlich beeinträchtigte; aus den mächtigen Stämmen wurden später bombensichere Eindeckungen für die Batterien in Raincy und für die Feldwachen gebaut. Wegen einer östlich der Steinbrüche von Livry angelegten Batterie legte man einen Kranz prächtiger alter Kastanien nieder, die, auf einem künstlichen Hügel im Felde liegend, mit ihren tiefschattigen, zu einem einzigen Laubdach zusammengewachsenen Kronen einen herrlichen Anblick geboten hatten. Der Hügel enthielt die Gruft einer Familie de Vey, deren letzter Nachkomme, wie ich zufällig in Erfahrung brachte, als alter Junggesell noch in Livry seinen Wohnsitz hatte. Beim Einrücken der Grenadiere, die als die ersten deutschen Truppen vom Orte Besitz ergriffen, fand es sich, wie mir mein Bruder als Augenzeuge erzählte, daß die Grüfte erbrochen, die Leichen herausgerissen und auf das Feld geworfen worden waren. Die mumienhaft eingetrockneten Körper haben deutliche Zeichen der Beraubung an sich getragen, Finger sind ihnen z. B. abgeschnitten gewesen, um sich wahrscheinlich ansteckender Ringe zu bemächtigen, und ihre merkwürdig verrenkten, anscheinend mutwillig in ekelerregende Stellungen gebrachten Glieder haben den abschreckendsten Eindruck hervorgerufen. Diesem Greuel wurde von unseren Leuten abgeholfen, die Leichen kamen wieder in ihrer Gruft zur Ruhe, und der Eingang wurde fest geschlossen. — Welche Banden mögen in der zwischen der Flucht der Bewohner und unserer Ankunft liegenden Zeit in dieser Gegend gehaust haben! An Freischaren ist hierbei kaum zu denken, Paris, besonders das nach unserer Seite zu gelegene Belleville, hat wohl noch ganz anderes Gelichter in die ohnedies schwer genug heimgesuchte Umgebung ausgesandt.

Ich bezog in Livry das bisher von Meerheimb innegehabte Quartier; wir blieben ferner bei diesem gegenseitigen Wechsel sowohl hier als in Vaujours. Es war eine nette kleine Villa, von der Metzer Straße durch einen reich mit Orangerie besetzten Vorplatz getrennt, den auf der einen Seite der Stall einschloß, in dem meine Pferde standen, und auf der anderen eine Gärtnerwohnung, in welcher sich mein Büreau etablierte; da auch Adjutant Baumann im Hause wohnte, welches außerdem die Hauptleute von Schlieben und Lommatzsch, sowie den Dr. Hirsch aufnahm, so befand sich alles für den Dienst Erforderliche sehr bequem beisammen. Hinter dem Hause schloß sich ein schattiger Garten mit Gewächshaus und Hühnerhaus an, und dieser stand wieder mit großen Obst- und Gemüseanlangen in Zusammenhang,

welche nach dem Walde einen Ausgang besaßen. Da die beiden Gärten — jardin und potager — durch einen Weg und Mauern voneinander getrennt waren, wurde die Verbindung, außer über diesen Weg hinweg, noch durch einen Tunnel hergestellt, der nach dem Blumengarten in einer künstlichen Felsgrotte ausmündete.

Das Grundstück schien einem Mr. Dernis zu gehören, wie unschwer aus Visitenkarten, Briefkuverts, Rechnungen u. s. w. zu ersehen war, und was mein Schlafzimmer anbelangte, so wiesen untrügliche Zeichen darauf hin, daß eine junge, blonde Frau von schlanker Taille, mit kleinem Fuß, jedenfalls Madame Alphonse Dernis, die berechtigte Inhaberin meines Zimmers sein mußte. Stiefeletten, Taillen, Kopfbänder, ein filet invisible — ein Haarnetz — bestätigten diese Annahmen. Bei seiner sonstigen Eleganz und seinem vollständigen Mobiliar hätte der Raum den behaglichsten Eindruck gemacht, wenn nicht der rotseidene Damast der Polster mit Messern gänzlich durchschnitten gewesen wäre und die Axt, als erster Türschlüssel, eine allzukräftige Anwendung erhalten hätte, so daß nur noch das Türgerippe, ohne Füllung, vorhanden war. — Auch diese mutwilligen Beschädigungen sind nachweislich bei Ankunft unserer Truppen vorgefunden worden. Ich würde vielleicht diese Behauptungen mit weniger Sicherheit aufstellen, wenn ich nicht mehrfach selbst vollständig verwüstete Häuser angetroffen hätte, welche unmöglich von unseren Leuten betreten worden sein konnten. Besonders auffällig war in dieser Beziehung der Zustand eines netten kleineren Hauses neben dem Observatorium in Raincy, in dem sämtliche Spiegel, Bilder, Fenster eingestoßen, das Geschirr zerschlagen, die Möbel zertrümmert waren, so daß, im Gegensatz zu den viel weniger beschädigten Nebenhäusern, der Eindruck hervorgerufen wurde, als habe hier eine Art Privatrache ausgeübt werden sollen. Da es in Paris oft genug vorgekommen ist, daß man die Gesinnung mißliebiger Persönlichkeiten ihren Wohnungen entgelten läßt, so würde es auch nichts Befremdendes haben, solche Motive hier vorauszusetzen. — Bei unseren Mannschaften habe ich Ausbrüche eines derartig mutwilligen und bösartigen Vandalismus niemals zu bemerken Gelegenheit gehabt, ich halte sie eines solchen geradezu für unfähig.

An Tischwäsche fehlte es uns gänzlich. Unsere oft vorzüglich zubereiteten Mahlzeiten nahmen wir in der eleganten „salle à manger“ auf einer grauen Billarddecke ein. Auch das Auskleidungsgeschäft konnte nicht soweit, wie es sonst in der Zubettgehstunde üblich ist, fortgesetzt werden. Da mir Madame Dernis keine Bettwäsche zurückgelassen hatte, mußte ich diese durch die Leibwäsche ersetzen. —

Um mich über den Dienst in dem neuen Vorpostenabschnitt zu orientieren, ritt ich ihn am 15. Oktober mit meinen Kompagniechefs ab. Gegen die erste Zeit, in welcher ich dieses Terrain besuchte, hatten sich die Verhältnisse insofern geändert, daß die früher bei Feldwache 5 herrschende Harmlosigkeit einer sehr gespannten Aufmerksamkeit und fortdauernden Ge-

fechtsbereitschaft hatte weichen müssen. Die Feldwache führte jetzt den Beinamen „die Granatenfeldwache“, und zwar mit vollem Recht. Der Feind hielt diesen Punkt immer unter Beobachtung, jeden etwa sichtbar werdenden Trupp aus den Forts mit Granaten begrüßend. Als Zielpunkt dienten ihm einzelne Häuser, die an der Avenue du Bondy au Raincy lagen, jetzt von uns „Granatenstraße“ genannt. Besonders ein ursprünglich weiß getünchtes Haus zeichnete sich dergestalt aus, daß es als Scheibe benutzt wurde, um Geschütze und Bedienung zu üben und auf eine bestimmte Entfernung einzuschießen. Um diesen Scheibencharakter möglichst zu beeinträchtigen, war die Front des Hauses eines Nachts dunkelgrau angestrichen worden. Der Zweck wurde aber verfehlt; denn das Gebäude blieb trotz des dunklen Anstrichs sichtbar und hatte, da unsererseits das Bestreben gezeigt worden war, es zu verbergen, für den Feind einen Wert mehr erhalten. Selbstverständlich trugen alle diese Häuser zahlreiche Kugelspuren und das zum „maison grise“ gewordene „maison blanche“ — in uns später zugehenden französischen Zeitungsberichten war von ihm unter diesem Namen die Rede — hatten die Kugeln durch und durch zerlöchert. Unter diesen Umständen konnte man es ein besonderes Glück nennen, daß die Franzosen die eigentliche Stellung der Feldwache nicht zu entdecken vermochten. Der Vorsicht und Gewissenhaftigkeit unserer Leute, mit welcher sie den gegebenen Befehlen nachkamen, gebührt hierbei ein wesentliches Verdienst. Nie zeigte sich jemand; die Posten nahmen solche Stellungen ein, daß sie einzelne Büsche und anderes verborgen hielten, oder wir nahmen unter dem Deckmantel der Nacht unscheinbare Veränderungen vor, welche ihnen Deckung verschafften; so stand z. B. der Posten vor dem Gewehr hinter einer ausgehobenen Tür, welche wiederum durch kleines Strauchwerk maskiert war. Wir wählten die Ablösungs- und Patrouillenwege sorgfältigst, Lärm wurde gänzlich vermieden und Feuer durfte nur selten und mit genauer Beobachtung des Rauchabzugs unterhalten werden. Nach meiner Überzeugung hätten sich französische Truppen nie in dieser Weise 4 Monate lang verborgen halten können. Näherte man sich der Feldwache, deren Zugang durch den meist mit Wasser angefüllten Chausseegraben der „Granatenstraße“ erfolgte, so sah man in der Regel nur den Hauptmann in beobachtender Stellung hinter einer Holzklafter. Die Kompagnie mußte man suchen, denn zu hören war sie nicht. Es wurde nur mit halber Stimme gesprochen.

Ebenso feierlich still ging es bei dem Unteroffizierposten an der Metzer Straße zu. Das Terrain anderer Posten, besonders bei Feldwache 4, konnte von Bondy derart eingesehen werden, daß Offiziere und Mannschaften meist den ganzen Tag über ruhig im Schützengraben lagen, damit sie nicht ein fortwährendes Chassepotfeuer auf sich zogen. Um dem Feinde das Feuer nach diesem Punkte zu verleiden oder um ihm wenigstens die Spitze bieten zu können, ließen wir Chassepots nach dieser

Feldwache bringen; denn die Überlegenheit dieses Gewehrs gegen das unsere im Fernfeuer hatten wir längst anerkennen müssen. Feldwebel Lugemann — ein vorzüglicher Schütze — leistete an dieser Stelle Hervorragendes. Nachdem er sich an der Zahl der Chausseebäume die genaue Entfernung ausgerechnet und sich eingeschossen hatte, schoß er nach und nach wohl ein Dutzend vorwitziger Feinde weg, auf eine Entfernung von etwa 1000 Schritt. Diese Art von Menschenjagd, sobald sie bekannt geworden, wurde selbstverständlicherweise untersagt.

Ein eigentümliches Verhältnis bildete sich bei einem Unteroffizierspoften aus, der nur des Nachts auftrat. Wenn er aufziehen wollte, fand er oftmals noch die Franzosen vor, welche des Tags über diese Örtlichkeit besetzt hielten. Das Häuschen wurde von uns unter Feuer genommen, — und der Feind — seine Verspätung anerkennend — zog sofort ab, um unsern Leuten Platz zu machen. Diese wechselweise Besetzung des Häuschens bot beiden Parteien Gelegenheit zu gegenseitigen Mitteilungen in Gestalt von Wandinschriften, die allerdings alles andere als Schmeicheleien enthielten.

Als ich mit meinen Kompagniechefs diese Stellung wieder besuchte, war ich noch nicht mit ihrem neuen Charakter vertraut. Wir traten am Unteroffizierspoften mitten auf die Straße und beobachteten durch die Gläser Bondy, und, in Erinnerung dessen, daß dieser Ort früher eine Art neutrale Zone bildete, war ich im Zweifel, ob die am Eingang desselben über die Straße gezogene Barrikade nicht vielleicht noch unsererseits besetzt werde. Plötzlich schlugen vier oder fünf Kugeln neben uns ein, welche aus solcher Entfernung abgefeuert waren, daß man die Schüsse so gut wie gar nicht vernahm; nur der leichte Pulverdampf zeigte, daß sie von der Barrikade herstammten. — Bondy befand sich jetzt im unbestrittenen Besitz des Feindes und bildete seinen Stützpunkt zur Beunruhigung unserer Vorposten. —

Den 16. Oktober gratulierte mir mein guter Bruder, der von Aulnay herübergeritten kam, zum Geburtstag. Auch mein Diener Henker hatte ihn nicht vergessen. Aus der Heimat waren schon tags zuvor Briefe von all den Meinen und Pakete angelangt, welche der Rittergutsbesitzer Dr. Pfeiffer auf Burkersdorf mit einer sogenannten internationalen Sendung überbracht hatte. Die Liebe und Sorgfalt meiner Frau sprach aus jedem einzelnen Paketchen, so daß ich sie zu sehen und zu hören glaubte. Auch die Leute waren nicht vergessen worden: ich konnte eine große Menge warmer Sachen an meinen Diener und meinen Reitknecht und mir näher stehende Unteroffiziere abgeben und noch einen Teil Unterjacken und Socken, ebenso wie Zigarren, den Kompagnien zur Verteilung überlassen. Die Sendung war für die Mannschaften die erste und deshalb die willkommenste. Ich vermochte aber nur den Vormittag den eigenen Gedanken und Erinnerungen zu leben; des Mittags bezog das Bataillon die Vorposten

Die Herren Franzosen waren artig genug, uns diesen und den folgenden Tag in Ruhe zu lassen, mein Dienst bestand daher nur in den üblichen Visitationen der Feldwachen. Ein solcher Besuch einschließlich der detachierten Posten erforderte einen Zeitaufwand von etwa zwei Stunden. Der Weg konnte am Tage nur teilweis zu Pferde zurückgelegt werden, des Nachts stand dem Abreiten der ganzen Linie nichts entgegen. In der späteren Jahreszeit wurden die Wege indessen dermaßen grundlos, daß das Fortkommen zu Fuß entschiedene Vorzüge bot.

Die sogenannte „deutsche Familie", in deren einzelstehendem Hause an der Avenue de l'Empereur der Kommandeur der Vorposten seinen Aufenthalt nahm, und das eigentümliche Verhältnis, in dem sie in dieser menschenleeren Gegend zu uns stand, verdient der Erwähnung. Die Familie setzte sich aus der Mutter, ihrer Tochter und deren Mann zusammen. Die Mutter war eine Preußin aus Danzig und Witwe eines Pariser Buchhändlers, Mr. Huilerie, welcher, wie es schien, mehr Kunstfreund als Geschäftsmann gewesen und bankerott gestorben war. Mit etwa 40 Jahren konnte sie nicht vergessen, daß sie einst zu den hübschen Frauen gezählt hatte: in ihrem Wesen lag etwas schauspielerhaft Kokettes. Die Tochter von ungefähr 18 Jahren und guter Hoffnung — das Kind wurde noch während der Belagerung geboren — war anmutig und kindisch unbefangen. Ihr Mann — Monsieur Bourgeois de la Richardière — repräsentierte die gesinnungslose läppische Art junger Franzosen, welche ohne Erziehung, ohne Bildung und Beruf in der Weltstadt emporwachsen und ihr Leben lang nichts sind als große Gassenjungen. Madame Huilerie war in dem Hause geblieben, welches in der leichtsinnigsten Weise zusammengepappt schien, weil sie offenbar keinen anderen Zufluchtsort wußte und auf ihren Charakter als Preußin rechnete. Bei der ersten Einrichtung der Vorposten wurde denn auch die Harmlosigkeit dieser Menschen erkannt, und da sich die Lage des Hauses vortrefflich für die Unterbringung des Bataillonskommandeurs eignete, hatte man sie mit einem Aufenthaltsschein versehen. Diese Zufälligkeit war aber auch ihre Rettung; denn es stellte sich bald heraus, daß die „deutsche Familie" nicht einen Pfennig Geld und an Vorräten nur etwas Kartoffeln und Obst besaß. Wenn wir sie nicht versorgen wollten, mußte sie hungern. Daher stellte sich der Gebrauch ein, daß die Familie von dem lebte, was der Bataillonskommandeur mit Adjutant und Arzt brachten, und dafür die Zubereitung der Mahlzeit übernahm. Da jedoch die Gesinnungen dieser Herren nicht die nämlichen waren, einzelne vielmehr jede Gemeinschaft zurückwiesen, so gab es für die Familie den einen Tag Braten und Wein und den andern ein zurückgelegtes Stück Erbswurst und trockenes Brot. Mit sichtlichem Interesse suchte sie deshalb zu erfahren, wer anderen Tags die Vorposten beziehen werde, und die Zuvorkommenheit gegen diejenigen, welche gute Tage bereiteten, ließ nichts zu wünschen übrig. Da überdies bei den vielen Ge-

fechten auf dieser Front, und später, als die Geschosse des Avron rings um das Haus einschlugen, ein nicht gewöhnlicher Mut oder Leichtsinn dazu gehörte, an diesem Orte auszuharren, — besonders für die junge Frau in ihrem Zustand — so wäre diesem Verhältnis eine romantische Seite abzugewinnen gewesen, hätte dem nicht die sehr gewöhnliche Natur der Leute entgegengestanden. Immerhin waren es aber doch eigentümliche Situationen, welche das Zusammenleben unter dem Donner der Geschütze und der Unruhe des Vorpostendienstes hervorbrachte. Es gab ebenso oft Stoff zum Lachen als zum Ekel, — und letzteres zwar, weil die ganze Wirtschaft, der jede solide Unterlage fehlte, nach und nach dergestalt ins Zigeunerhafte überging, daß man am Ende nur noch das essen konnte, was man sich vom Marketender zubereitet mitbringen ließ. Charakteristisch war es auch, die Anstrengungen zu beobachten, die das junge Paar machte, die Umstände auszunützen, um die gewiß sehr dürftige Ausstattung zu vervollständigen; es holte aus den verlassenen Villen, was es eben brauchen zu können glaubte, und es war ein eigentümliches Bild, Mr. Bourgeois de la Richardière — „mon mari est noble“, sagte die Frau — einen hochbepackten Schubkarren schieben zu sehen, dem sich Madame an einer Leine vorspannte, obwohl sie an sich selbst schon genug zu tragen hatte.

Seit dem 19. früh bedrohte unsere Vorposten ein neuer Feind. Viele Tausende Weiber, Kinder und alte Männer kamen aus Paris, um die Kartoffel- und Krautfelder zwischen den beiden Vorpostenlinien zu plündern und zu versuchen, unter flehentlichen Bitten bei uns durchzubrechen. Man hörte ihr Schreien bis auf eine halbe Stunde Entfernung. Wir wiesen sie ab, — wenn nötig mit Schüssen über die Köpfe weg. Wenn das unmenschlich erscheint, so mochte man dem Elend dort ein Ende machen, wo die Möglichkeit dazu vorlag, in Paris. Wollten wir eine Auswanderung aus der Stadt dulden, so hätten wir noch ein paar Jahre hier liegen und uns den eigenen Untergang bereiten können.

Der Aufenthalt vom 20. bis 26. Oktober in dem engen Vaujours mit den meist schmutzigen und leeren Quartieren bot zwar größere Ruhe, aber weniger Annehmlichkeiten als in Livry.

Mit der Mannschaft wurde fleißig exerziert, die starken Arbeiter-Kommandos, welche abgegeben werden mußten, um die Schanzarbeiten weiter zu führen, hinderten diese Übungen aber, sich weiter als bis zur Kompagnie zu erstrecken.

Der häufige Wechsel des Aufenthalts bildete eine wesentliche Ursache, daß sich die mit einer so massenhaften Belegung verbundene Verheerung des beweglichen Eigentums auf einen immer weiteren Kreis erstreckte und, ohne mutwillige Absichtlichkeit, sich immer intensiver gestaltete, je länger der Zustand währte. So wurde, um Vaujours wohnlich einzurichten, das Entbehrliche aus Livry mitgenommen, und, um für beide Orte das noch Fehlende zu schaffen, ergoß sich ein wahrer Strom der Plünderung über die ver-

lassenen, nicht belegten Villen von Raincy. Es bildete dies die große Niederlage, in welcher jeder, der etwas brauchte, kaufen ging, ohne zu zahlen. Der Vorrat schien dort wunderbarerweise unerschöpflich. — Der Umzug der Regimenter erhielt dadurch etwas von dem Charakter einer Auswanderung. Jedem Soldaten war es gestattet, für die kurze Entfernung die Decke und was ihm sonst erforderlich erschien, auf den Tornister zu schnallen, welcher dadurch eine oft abenteuerliche, turmähnliche Gestalt erhielt. Besen, Kochgerät, Kaffeemühlen, des Nachts vor den Feldwachen gesammelte Krautköpfe und Rüben u. s. w. trugen die Leute nebenbei, und, da manchem statt der Decke ein Brüsseler Teppich in den brennendsten Farben oder eine Ripsportière zugefallen war, fehlte es nicht an heiterer Abwechslung. — Noch bunter sah es hinter der Truppe aus, wo die Offiziersdiener auf Schiebkarren und in Kinderwagen die Geräte ihrer Herren nachführten und sich eine lange Wagenreihe anschloß, die Matratzen, Geschirr und Möbel geladen hatte, unter denen selbst hier und da ein Pianino entdeckt werden konnte. — Auch mein Hausstand setzte sich aus Stücken verschiedener Einrichtungen zusammen: so lag ich z. B. auf der Matratze der Mademoiselle Gambette und deckte mich mit Decken des Monsieur Menaud aus Coubron zu; einige Bettwäsche war endlich mit Müh und Not bei Mr. Babé in Clichy aufgetrieben und von ihm entlehnt worden, und das Kaffeegeschirr stammte ebenfalls aus diesem Ort, wer jedoch der Spender der kupfernen Kessel und Pfannen für die Küche gewesen war, wußte sich keiner mehr zu entsinnen. — Was mag das für Auseinandersetzungen zwischen den Besitzern nach ihrer Rückkehr gegeben haben!

Jetzt, wo ein regelmäßiger Wechsel mit dem 4. Regiment eingerichtet war, wurde noch eine gewisse gegenseitige, wenn auch egoistische Rücksicht genommen, als aber später die großen Dislokationsveränderungen eintraten, in deren Folge das Gardekorps einen Teil unserer Quartiere bezog, erhielt dieses Ausrauben einen durchaus schonungslosen Charakter, und nach unserer späteren Rückkunft mußten wir, um den gehabten Verlust zu ergänzen, um so gründlicher den Vorräten von Raincy zusprechen. Überdies zehrten die vielen Umzüge an und für sich genug an den Sachen, besonders am Geschirr. Wir waren schon beim dritten Tafelservice angelangt, das eine stammte von Clichy, das andere aus Montfermeil, das jetzige — weißes Porzellan mit Rosenbuketts — hatte uns ein unbekannter Wohltäter in Villa Plaisance in Raincy hinterlassen. Auch das Glaszeug wurde auf anständigem Fuß erhalten, und erst vor kurzer Zeit tauschten wir unsere Champagnergläser gegen hübschere — in Schalenform — um. Für unsere Offiziers-Menage besaßen wir einen einspännigen zweirädrigen Karren; beim Auf- und Abladen geschah es aber mehr als einmal, daß er umkippte und die Körbe mit Glas und Porzellan, mit den eisernen Pfannen zusammen, auf einen Haufen stürzten. Ersatz schaffte man zwar bald zur Stelle, denn irgend jemand wußte irgend wo ein hübsches Service stehen, welches sogleich herbei-

geschafft wurde, aber die Vernichtung blieb, und bald stieg neben jedem Quartier im Hof und Garten ein Berg von Küchenabfall und Scherben empor, der von dem zurückkehrenden Besitzer wohl nicht mit Unrecht als eine recht charakteristische Visitenkarte betrachtet worden sein wird.

Beim 4. Regiment spielte sich in diesen Tagen ein bedauerliches Ereignis ab. Soldaten hatten einige Häuser nach Wein durchsucht und in dem Keller eines Seifensieders eine stark nach bitteren Mandeln riechende Flasche gefunden, von der — ein Beispiel, wie unvernünftig unsere Leute sein können — achtzehn Mann kosteten, obgleich keinem die Flüssigkeit recht geschmeckt hat. Nach einer Viertelstunde lagen sie sämtlich im Starrkrampf, mit blauem Gesicht und Schaum vor dem Munde. Sie hatten ein starkes blausäurehaltiges Präparat genossen, welches dazu dient, der Mandelseife den Geruch zu geben. Zwei Mann blieben tot, die anderen gelang es, zu retten.

Am 26. Oktober siedelten wir wieder auf 6 Tage nach Livry über, um die Vorposten zu übernehmen. Wir glaubten jedesmal, daß es das letzte Mal sein werde, obwohl wir uns sagten, daß das methodisch und sicher vorschreitende Werk der Belagerung Geduld erheische. Die Heranziehung der erforderlichen Anzahl schwerer Geschütze nahm aber doch mehr Zeit in Anspruch, als wir angenommen hatten, — wir hielten nunmehr die Wahrscheinlichkeit für vorliegend, daß die Beschießung erst Anfang nächsten Monats beginnen solle, es ihrer dann aber überhaupt nicht mehr bedürfen werde!

Auch das beste Drama hat seine Längen. An einem solchen Punkte schienen wir angelangt zu sein, wenngleich wir der Überzeugung lebten, daß der Schluß der Tragödie sich nur um so glänzender gestalten müsse. Bei unserer Ankunft vor Paris hielten wir noch einen leichten und schnellen Frieden für wahrscheinlich. Jetzt bemächtigte sich unserer eine bessere Einsicht in den Stand der Dinge, wir wußten, daß wir Frankreich auf eine längere Reihe von Jahren niederzuwerfen hatten, daß uns die Macht gegeben war, es zur Annahme unserer schwersten Bedingungen zu zwingen. Wir mußten staunend erst selbst erkennen, wie groß die materielle und moralische Kraft des deutschen Volkes in seiner Einheit ist!

Die Verhältnisse der Vorposten fanden wir insoweit verändert, als für die am meisten dem feindlichen Feuer exponierten Posten Blockhäuser als bombensichere Unterkunft im Bau begriffen waren, welche während unserer diesmaligen Anwesenheit vollendet wurden. Sie bestanden aus einem niederen Balkengerüst, welches mit Eisenbahnschienen, einer Lage Baumstämme und etwa einem Meter Erde eingedeckt und an den Seiten mit Stämmen und einer starken Erdanschüttung verblendet war. Die benötigte innere Höhe wurde durch Ausgrabung des Bodens hergestellt. Obgleich diese Bauten, namentlich gegen die später auftretenden schweren Schiffsgeschütze, nicht als unbedingt sicher betrachtet werden konnten, — man nannte

sie deshalb auch scherzweise „moralische Deckungen" — so erfüllten sie doch vollständig ihren Zweck, indem sie den exponierten Abteilungen das Gefühl relativen Schutzes gewährten und dadurch zur Erleichterung des Dienstes beitrugen. Da keines dieser Blockhäuser, deren Bau in der Nacht stattfand und dem Feinde verborgen blieb, getroffen worden ist, bestanden sie keine eigentliche Probe; in bin der Meinung, daß sie diese auch nicht zu scheuen gehabt hätten, da ihre Anlage hinter Häusern jede für sie bestimmte Granate den Weg durch das Haus gehen ließ, wobei letztere voraussichtlich vor dem Auftreffen explodiert sein würde.

Als Aufenthalt boten diese Erdlöcher freilich wenig Annehmlichkeiten, hauptsächlich als sie sich in der nässeren Jahreszeit mit Wasser zu füllen begannen und sich in ihnen Ungeziefer jeglicher Art einnistete. Trotzdem eine Art von Fußboden gelegt wurde, blieb doch ein Sumpf vorhanden.

Ebenso wurde in derselben Zeit die sogenannte zweite Verteidigungslinie fertig gestellt und vor ihr, um ein Schußfeld frei zu legen, ein etwa 200 Schritt breiter Gürtel Wald niedergelegt und abgeräumt. — Auch bei dem Feinde war ein tätiges Arbeiten bemerkbar, in der augenscheinlichen Absicht, sein Vorterrain immer sicherer zu beherrschen. Um sich den Besitz von Bondy zu sichern, befestigten die Franzosen den Kirchhof dieses Dorfes und verbanden ihn durch Schützengräben mit der Station und dem Eisenbahndamm. Bei einem kleinen Gefecht traten bei ihnen sogar Feldgeschütze in Erscheinung, welche uns für die Abteilungen an der Metzer Straße einige Beunruhigung einflößten. — Das Feuer der Forts schien jetzt nachzulassen, dagegen zeigte die Tätigkeit der Artillerie der Belagerten, wie die häufigen Kanonaden bewiesen, bei St. Denis und im Süden eine Zunahme, so daß in uns der Glaube entstand, man habe sämtliche schwere Kaliber nach diesen durch unsere Batteriebauten besonders bedrohten Punkten abgefahren.

Am 28. Oktober begann, während vor unserer Front Ruhe herrschte, eine lebhafte Beschießung von le Bourget, das, von der Garde besetzt, sich schon seit einiger Zeit der besonderen Aufmerksamkeit des Feindes erfreute. — Während unseres abendlichen Diners bei der „deutschen Familie," gegen 8 Uhr, ertönte ein ungemein starkes Infanteriefeuer. In die vollkommen finstere Nacht hinaustretend, schien der Klang von so nahe zu kommen, daß ich das Gefecht an der Metzer Straße oder bei Aulnay vermutete, die von dort eintreffenden Meldungen ließen es jedoch bald zur Gewißheit werden, daß es sich um le Bourget handelte. Mit geringen Unterbrechungen währte der Kampf bis gegen 9 Uhr und während der Nacht lebte er zu verschiedenen Malen wieder vorübergehend auf. Der Feind schien sich weiter vorn festgesetzt zu haben und aus dieser Stellung nicht wieder vertrieben worden zu sein. Des anderen Tags erfuhren wir, daß le Bourget, welches nur schwach besetzt gewesen, von den Franzosen genommen und behauptet worden war.

Dieses ihr erstes energisches Auftreten gestattete, einen Schluß auf ihre materielle und moralische Kräftigung zu ziehen. Die nicht ganz erwünschte Wahrnehmung drängte aber am Morgen des 29. Oktobers eine andere höchst erfreuliche Nachricht in den Hintergrund: die offizielle Bestätigung der Kapitulation der Armee Bazaines und der Festung Metz. Unser Besitz des okkupierten feindlichen Gebietes war somit jetzt ein unbestrittener, und die Armee des Prinzen Friedrich Karl wurde nunmehr frei, um gegen die Truppenansammlungen die Offensive ergreifen zu können, deren Existenz im Süden, Westen und Norden als Resultat der Anstrengung der „Provinzen", welche Gambetta aufzuschrecken gewußt hatte, nicht mehr abzuleugnen war.

Auch le Bourget sollte den Franzosen nicht als kleiner Trost für ihre Verluste belassen werden. Man war auf deutscher Seite entschlossen, den zwar unter dem wirksamsten Feuer der Forts liegenden Ort wiederzugewinnen und zu behaupten, weil er in den Händen des Feindes unsere durch die Überschwemmung der Molette hergestellte Verteidigungslinie unterbrach und ein gefährliches Ausfallstor gegen die Straße von Lille bildete. Wir wußten, daß die Wegnahme für den Dreißigsten früh geplant wurde nachdem noch nachts abermals ein kurzes Gefecht stattgefunden hatte, dessen, Lärm uns in Livry aufhorchen ließ. Des anderen Morgens präcis 1/2 8 Uhr begann die Kanonade, und ich ritt mit anderen Offizieren auf die Höhe von Clichy, um den Gang des Gefechtes zu verfolgen. — In einem weiten Halbkreis, von Blanc-Menil, Pont-Iblon, Dugny und Stains feuerten die preußischen Feldbatterien gegen le Bourget, während die Geschütze von St. Denis, Fort de l'Est, Aubervillier, Romainville lebhaft antworteten und selbst Fort Noisy und Redoute Boisière sich mit einzelnen Schüssen einmengten. Der prachtvolle klare Morgen ließ zunächst jedes Detail der Gegend und jeden Schuß erkennen, bis sich schließlich ein dichter Rauch über die tieferen Stellen und namentlich über le Bourget selbst lagerte. Die Kanonade währte, ohne die Stelle zu ändern, bis 1/2 9 Uhr. Dann begann das Infanteriefeuer, den Anfang des Kampfes um das Dorf verkündend. Die Angriffskolonnen vermochten wir von unserer Stellung aus nicht zu erkennen. Daß nach ungefähr einer Stunde die Forts ihr inzwischen langsamer gewordenes Feuer mit aller Energie wieder aufnahmen und gegen le Bourget richteten, galt uns aber als sicheres Zeichen für die vollständige Besitznahme des Ortes durch die Preußen. Diese Kanonade — von den Feldbatterien natürlich unerwidert gelassen — währte den ganzen Tag über. Nachmittags machte der Feind sogar Miene, erneut zum Angriff vorzugehen. Die Grenadierbrigade und wir wurden daher nach 3 Uhr alarmiert, — gegen 5 Uhr traten wir aber wieder ab, da die Franzosen von ihrer Absicht abgekommen zu sein schienen.

Obgleich des anderen Tags auf Vorposten Ruhe herrschte, kostete er doch ein Opfer. Ein Mann der 10. Kompagnie, welcher das Anrufen

überhört hatte, war beim Patrouillieren durch einen Kameraden derselben Kompagnie durch die Brust geschossen worden. — Derartige Mißverständnisse kamen leider mehrfach vor, ohne daß eine eigentliche Verschuldung nachweisbar gewesen wäre. In der Finsternis, im Walde, bei rauschendem Winde die Posten zu visitieren, war jederzeit mit einiger Gefahr verbunden; mir selbst ist es häufiger begegnet, daß ich erst den dritten Ruf des Postens hörte, dem das Feuern auf dem Fuße zu folgen pflegt. Ein Reserveoffizier des 2. Bataillons ist unter solchen Umständen durch die Hand geschossen worden.





Die Handzeichnungen auf der deutschen Jahrhundert-Ausstellung.

Von

Rudolf Klein.

— Berlin. —

Die deutsche Jahrhundert-Ausstellung in der Berliner Nationalgalerie, die den Zeitraum von 1775 bis 1875 umspannt, hat in dem Erweiterungsbau des alten Museums eine Dependance eröffnet, in der sie die über den gleichen Zeitraum verteilten Meister aus ihren Handzeichnungen sprechen läßt. Von diesen speziell soll in unserem Aufsatz die Rede sein und zwar, weil es kaum einem Zweifel unterliegt, daß gerade die Handzeichnungen uns Einblicke in das Innere der Künstler gestatten, die uns das abgeschlossene Bild nicht immer erlaubt, in dem oft die Konvention der Zeit dem Allerpersönlichsten einen allgemeinen Charakter gibt; wie ja auch der vollendete Roman und das Drama uns manchen Zug des hinter ihm stehenden Dichters verschleiert, der in seinen Briefen offen liegt. In den Handzeichnungen der Künstler blättern wir gewissermaßen wie in einem Tagebuche, seine Äußerungen sind unbestechlich, sie machen uns nichts vor. Dabei erleben wir dann mancherlei Überraschungen, und wollten wir nur nach den Handzeichnungen unser Urteil formulieren, wir müßten manches umstoßen, das wir vorher festsetzten: denn eine Reihe von Künstlern, die nach ihren Gemälden hoch angeschlagen wurden, behauptet sich auf diesem Gebiet nicht, während umgekehrt andere im Werte steigen. So verschiebt sich gleich zu Anfang das Verhältnis zwischen Graff und Chodowiecki; überragte Graff als Maler Chodowiecki bei weitem, indem in seinen Bildern der ganze Farbenreichtum der aus dem Barock auslaufenden Porträtmalerei aufblühte, ist es in den Hand-

zeichnungen mit der Überlegenheit nicht selten umgekehrt der Fall; wenn auch nicht in den lebensgroßen Porträtköpfen, die bei Chodowiecki leicht etwas Schulmäßiges und Steifes haben in ihrer gleichmäßigen Schraffierung, ganz sicher aber in den kleinen, mit ein paar Strichen hinskizzierten Blättern von niederländischer Gewandtheit und Grazie, und die zum besten gehören, das auf diesem Gebiet in Deutschland geleistet wurde. Freilich ist auch er als Handzeichner dieser Art nicht gleichwertig und schwankt zwischen eigener Naturbeobachtung und der konventionellen Formensprache einer antikisierenden Zeit. Mit Humor behandelte Gruppenkompositionen gelingen ihm vortrefflich, indem er die Bewegung leicht und mit leichten Sarkasmen erfaßt. Jedenfalls war es diesem Künstler nicht möglich, sich in seinen Ölbildern auch nur annähernd von einer so vorteilhaften Seite zu zeigen, indem er in lähmender Abhängigkeit von Watteau befangen blieb, Graff aber ein Kolorist war, der selbständig aus dem Geist der Zeit schuf. Durch diese in der Handzeichnung gewahrte Eigenheit rettete er ferner nicht nur sein Eigenstes, er wurde auch bis zu einem gewissen Grade der Ahnherr naturalistischen Denkens in Deutschland, ähnlich dem freilich kräftigeren Hogarth in England. — Das Erbe dieser Seite der Kunst Chodowieckis nahm der Bildhauer Gottfried Schadow, 1764—1850, auf, und es finden sich auch in seinen Zeichnungen zusammengesetzte Elemente wie in denen seines Vorgängers wieder: d. h. wir sehen Blätter von einer gewissen Konvention, die in der künstlerischen Traditionslosigkeit jener Zeit wurzeln, antikisierende und dann solche von einer persönlichen Naturbeobachtung. In diesen aber ragt er weit über Chodowiecki hinaus. Erinnerten dessen beste Blätter dieser Art an niederländische des 17. Jahrhunderts, waren sie also für ihre Zeit nicht unbedingt neu in der Naturauffassung, so gibt Schadow einige von so lapidarer Kürze und Kraft des Strichs, daß sie an die des Franzosen Degas erinnern; ich erwähne nur den mit dem Tuschpinsel in wenigen Strichen und ausgespartem Weiß hingesetzten Kopf, aus dem Besitze der Nationalgalerie. Man ersieht aber aus der Verschiedenartigkeit seiner Arbeiten, wie auch dieser große Künstler aus der mangelnden Kunsttradition seiner Zeit eine Erscheinung war, der es nicht vergönnt war, aus einer einheitlich gefestigten Naturanschauung zu schaffen, und dessen Bestes nicht selten dem Zufall zu danken ist. Davon wird natürlich seine Plastik, wofern sie sich, und sie tut dies in erster Linie, mit dem Porträt befaßt, weniger betroffen. Jedenfalls scheint die außergewöhnliche Begabung dieses Künstlers aus jenen Umständen doch nicht zu der Entfaltung gelangt, die wir ihr wünschen möchten, darin es zum Teil begründet sein mag, daß wir zu wenig über ihn wissen, zu wenig von ihm kennen; noch gibt es nicht einmal eine Monographie, die uns über seine sämtlichen Plastiken unterrichtete, und er kann, so fragmentarisch

sein Werk auch sein mag, wohl als der stärkste deutsche Bildhauer des Jahrhunderts gelten.

Der dritte und größte deutsche Zeichner des Zeitraumes stammt nicht aus dieser Schule, ging nicht unbedingt von dem so kräftig einsetzenden Naturalismus dieser preußischen Geister aus, — der somit vereinzelt bleiben sollte — doch steht er der Natur nicht minder nahe und soll deshalb hier genannt werden, weil seine Kunst eher wie eine monumentale Steigerung einer solchen Naturanschauung als die seiner Lehrer anmutet. Dadurch aber, daß Alfred Rethel gewisse Stilelemente, die die Nazarener dem Quattrocento entliehen, übernahm, erreichte er nicht etwa jene einzige Monumentalität, die ja in seinem Wesen begründet ist, wohl aber die Einheitlichkeit seiner Formensprache, die wir bei einem Schadow vermissen. Aber nicht die wenigen Studienblätter, die von seiner Hand existieren, nicht die Kartons, einzig der aquarellierte Kopf zur Leiche Karls des Großen gibt uns eine Vorstellung von der Monumentalität seiner Aachener Fresken. So gehört er, der ein Stilbildner war, zu jenen, die erst aus dem vollendeten Werk voll und ganz sprechen; freilich zählen hierhin nicht die an Zahl und Qualität geringeren Ölbilder von seiner Hand, vielmehr die auf den nassen Kalk gemalten Fresko-Malereien. An seinen, manchmal leicht aquarellierten, Handzeichnungen, erkennt man nicht selten, was der heutigen Kunst fehlt: daß es nämlich der Gedanke ist, der der Kunst Größe verleiht; nicht ein literarisch hineingedachter, vielmehr jener, der der Art, einen Naturvorgang zu schauen, die Form verleiht: ein großer Mensch sieht die Natur gigantisch, ein mittelmäßiger sieht sie banal. So ist es geradezu erstaunlich, zu beobachten, wie in den betreffenden Blättern Rethels sich die monumentale Architektonik aus beinahe kleinlichen, schüchternen Strichen aufbaut, die Rethel erst letzterhand im vollendeten Werk überwand; aber diese Striche sind doch ganz besonderer Art, wie wir gleich noch zu ihrer Rechtfertigung betonen werden. Sie anzuzweifeln, sei vorerst gesagt, daß durch sie Einzelheiten leicht zu viel Bedeutung erhalten und komisch wirken, wie der den Leichnam aufspießende Ast auf einem der Hannibalblätter. Die Größe des Vorgangs aber wird in einem solchen Blatte trotz alledem erreicht, weil er groß g e d a c h t ist und darum auch formal in den Hauptzügen groß da steht, trotz der kleinlichen Strichelei. Ja, man möchte beinahe behaupten, daß er nur durch dieses bescheidene Zurücktreten der Mache in diesen Blättern, die nur leise den großen Gedanken verdolmetscht, so groß erscheine; denn die einfachste und knappst umschriebene Form, im Sinne des „l'art pour l'art“, erreicht aus Mangel an gedanklicher Größe, sagen wir aus Mangel an Größe der Auffassung, diese Monumentalität nie. Und wenn wir von hier aus an den Franzosen Daumier denken — um als Beispiel einen Realisten anzuführen — wir möchten unseren Satz so

formulieren: nicht das Sehen der Form, vielmehr die Art, wie der Künstler Leben und Individuum betrachtet, verleiht seiner Kunst erst die Größe. Und das ist's auch, was einen Rethel gleich so turmhoch über einen Schadow hinaus rückt, der in seinen besten Zeichnungen doch nur ein Impressionist im modernen Sinne war und die Form als solche, nicht das Leben in großen Zügen sah. Durch Rethels allzu frühen Tod hat die deutsche Kunst den schwersten Verlust erlitten, den je eine Nation erlitt, und es ist gar nicht abzusehen, was aus ihr hätte werden können, wären einem solchen Künstler weitere 20 Jahre zu schaffen vergönnt gewesen. Die ganze schlechte Historienmalerei wäre durch solch ein Lebenswerk erdrückt worden, und die anbrechende naturalistische Bewegung hätte angesichts seiner weniger leicht vergessen, daß eine Studie noch kein Kunstwerk ist, wogegen heute der in seiner romantischen Motivwahl zu exklusive Böcklin und der nicht selten formal unzureichende Thoma weniger gut angerufen werden können. Ein Werk Rethels baut sich auf wie eine Architektur aus schweren Quadern — kaum gewahrt man eine geschweifte, rundliche Linie — nur Senkrechte, Horizontale, Diagonale in schwerer Wucht; ein Prinzip, das sich selbst in der kleinen Strichelei — und dies wollten wir noch zu deren Gunsten sagen — wiederfindet: diese gleichmäßigen dünnen Bleistift-Strichlagen setzen sich nur aus Querstrichen im Winkel gegeneinander; die so entstandenen Figuren scheinen wie Riesen in dieser Felsenarchitektur gewachsen. So reckt sich der Genius dieses Künstlers dem Krämergeist seiner Nachfolger entgegen, einfach und mächtig und über der Zeit stehend wie die Bauglieder seiner großgearteten Kompositionen, aus der deutschen Kunst empor.

Ähnlichem strebte eine Reihe von Künstlern jener Zeit zu, doch ohne den gewünschten Erfolg. Ist Rethels Monumentalität einzig gegründet in dem mächtigen Gedanken, unter dem er die Menschheit und die Geschichte sah, es hielten jene, — übrigens zeitlich teilweise früheren Künstler, denn wir hatten Rethel vorweg erwähnt —, zum Beispiel Asmus Carstens 1754—1798, die Verehrung der Formensprache der Antike für eigene Gedankengröße und versuchten, aus dem alten vorgedachten Material eine eigene Welt zu bauen: ein Zeichen, daß Künstler wie er im Grunde Philister waren, die das Leben genau so klein sahen, wie die Naturalisten jener Tage, nur daß ein idealistischer Schulmeistertrieb sie sich darüber hinwegsetzen ließ, während Rethel selbst der bedeutende Mensch war, der die Enge der eigenen Zeit übersah. Carstens' der griechischen Mythologie entnommene Kompositionen gleichen daher einer Ansammlung oder, wo der Vorwurf es mit sich bringt, einer Schiffsladung anatomischer Gipsmodelle mit freigelegter Muskulatur, die ohne jeden Lebensnerv gleichwertig betont ist. Seinen Nachfolger Bonaventura Genelli, 1800—1868, sehen wir nicht frei von seinen Unarten, doch ist ihm ein Temperament nicht abzusprechen, das wir

bei jenem vollends vermißten, das Leben in diese antike Starrheit zu bringen wußte und ihm Kompositionen von zwar bizarrem, doch lebensvollem Linienschwung gelingen ließ. Schilderte Rethel mit Vorliebe geschichtliche Vorgänge starker Individuen — Karl der Große, Hannibal —, hielt Carstens sich an die griechischen Helden, es wendet sich Genelli nicht selten symbolischen Darstellungen zu — „Aus dem Leben einer Hexe", „Aus dem Leben eines Wüstlings" — und die dann nur in formaler Beziehung noch an eine vergangene Kunstzeit erinnern, während ihre treibende Kraft im abstrakten Begriff ruht.

Diesen beiden antikisierenden Künstlern gegenüber steht die Gruppe der Nazarener — der ja auch Rethel entsprang — und die in vorraffaelischer Kunst Italiens ein Vorbild suchte. Die romantische Richtung der Zeit ließ sie sich auf diesem Umwege der Natur nähern, um persönliche Empfindung mit großer Form zu vereinigen. Um so näher unserem Empfinden stehen ihre Werke daher, je mehr die Anlehnung an die fremde Form von eigenem geistigen Gehalt durchdrungen ist, oder dieser sie womöglich aufhebt, was nicht selten, fast immer in den sehr wertvollen Porträts der Fall ist. Und wie Genelli, unbeschadet durch die antike Form, das sinnliche Leben zu fassen versuchte, so Cornelius das geistige. Aber voll starker Reize ist er nur dort, wo er die Form mit einem einzigen stahlharten Kontur nachzieht, wie in der „Grablegung"; er wird sofort fade, wie alle jene Raffaelschüler, sobald er durch Schraffierung die Form rund modelliert. Das Fleischliche lag ihm nicht, und von den Nazarenern vermochte keiner so wenig wie er mit der Farbe umzugehen, weshalb auch seine Blätter hier hauptsächlich in Betracht kämen. — Von Schnorr von Carolsfeld sahen wir eine sehr flotte Federskizze zu „Josef und Potiphar" und einige eigentümlich schwachen und naiven Versuche. Die erste Skizze bewies uns die gedankliche Vorstellungskraft dieser Künstler, die zweite, wie schwer es ihnen wurde, sich unvoreingenommen der Natur zu nähern, so daß, was der einen zum Vorteil, der andern zum Nachteil gereichte: gegen die, der Phantasie entsprungene, vortreffliche Bewegung der „Potiphargruppe" wirkte der nach der Natur erfaßte „Pflügende Bauer" und der „Sämann" kindlich und steif; eine Bauerngruppe am Brunnen in ihrer Einfalt schon glücklicher.

Eine ganz eigenartige Erscheinung war der in England lebende Schweizer Johann Heinrich Füßli, 1742—1825, dessen Sohn Wilhelm Füßli der Nazarenergruppe noch näher stand. Johann Heinrichs Aquarelle — an den phantastischen Engländer William Blacke erinnernd — eilen in ihrer bizarren geistigen Physiognomie und malerischen Gewandtheit der Zeit weit voraus; man denkt bei manchen dieser Blätter an den Belgier Fernand Khnopff — so mondän scheint dieser Astarte-Typus von Weib in Glacéhandschuhen — nur daß ihnen weit mehr

Kraft, ein Ägyptisches, Sphinxartiges eignet, diesen seltsamen, rätselvollen Gestalten, die eine Mischung von Weltdame und Sibylle scheinen. Die technische Gewandtheit wird, wie bei so vielen jener Maler, durch das Aquarell bedingt, auch Füßli erreichte als Ölmaler nicht annähernd diese Klarheit der Farbe.

Mit den romantischen Künstlern ging es uns in dieser Abteilung der Handzeichnungen eigentümlich; vermochten wir vor den Ölmalereien von Schwind und Steinle auf die mangelnden farbigen Qualitäten zu verzichten und waren bald von der seelischen Kraft gefangen, es wird uns vor den Handzeichnungen im ersten Augenblick schwer, dem technischen Ausdruck gegenüber die rechte Stellung zu finden, indem wir uns einer Zeichnung gegenüber unmittelbar an den Geist des Materials halten, uns vom Schwung einer Linie entzücken lassen möchten, wie es uns noch an den starren Konturen von Cornelius' „Grablegung" gelang; besonders aber in der Erinnerung an Chodowiecki und Schadow wollte uns in den Blättern dieser Künstler der Strich so weichlich dünken. Und doch, so süßlich die Linie bei Steinle auch hin und wieder ist, reicht sie zweifelsohne vollauf aus, das Gewollte auszudrücken, der geistreiche Strich bei Chodowiecki aber im Grunde doch nichts in diesem Sinne belebte und sich eher Selbstzweck war unter der Wiedergabe der Form eines beliebigen Gegenstandes. Von der Gruppe jener romantischen Ausläufer der Nazarener kam nur der Frankfurter Steinle in dieser Abteilung ausführlich zu Wort, und wir bewunderten aufs neue sein lebhaftes Landschaftsempfinden, das ihn, den Nazarenern entgegen, direkt an die Seite Schwinds rückt, und seine bei aller Glätte so sichere Zeichnung, die der Bewegung eines Körpers so meisterhaft nachgeht und eine Gruppe gliedert. Da könnten unsere Modernen lernen, was anatomische Kenntnis eines Körpers ist; ein Umstand, der beweist, wie es diesen Künstlern durchaus nicht nur aufs „Gemüt", vielmehr auf ein höchst reales, nicht akademisch schablonenhaftes, Können ankam. Und dann, bei eingehender Betrachtung, verliert auch wieder jene Kunst bedenklich in ihrer Wirkung für uns, da das Können auch schon als solches im Vordergrunde stand: die Kunst der Chodowiecki und Schadow. Overbeck sowohl wie auch Steinle gefallen uns hier in ihren Aquarellen auch als Koloristen weit besser, als in ihren Ölbildern. Und selbst der Landschafter Josef Anton Koch, den wir hier auch in einigen zeichnerischen Entwürfen als Figurenmaler schätzen lernten, erzielte im Aquarell seine landschaftlichen Reize. Als scharfen Zeichner, feinen Formbeobachter und frischen Aquarellisten lernten wir ferner Franz Horny, 1797—1824, kennen; kräftige, grelle Kontraste beleben seine Gebirgslandschaften.

Kurzum, man ersah aus dem Werke manches Unbekannten, über welche Fülle von Können die Künstler damals verfügten, entgegen den Heutigen; obgleich doch heute das scheinbare Können alles, damals das

wirkliche Können scheinbar nichts galt; denn die Künstler nahmen es als ein selbstverständliches.

Joh. Adam Klein, 1792—1875, und Joh. Christoph Erhard, 1795 bis 1822, werden als Zeichner landschaftlicher Genreszenen von jeher für ihre Zeit geschätzt; nun, da die frühen Hamburger Naturalisten so in den Vordergrund gerückt sind, stehen sie nicht mehr einsam da. Und dann käme Richter, anspruchslos in der Mache, aber voll wirklichen Lebens, gleich der einfachen und doch so seltenen Kunst des Volksliedes. Einer solchen kann in dieser Umgebung leicht unrecht geschehen, so man sich nicht eingehend genug mit ihr beschäftigt. Dem aber, der Auge und Herz für sie hat, erschließen sich bald ihre stillen Bronnen, und er labt sich an ihnen, wie der durstige Pilger der staubigen Landstraße an der kühlenden Waldquelle.

Über die frühen Berliner und Hamburger Naturalisten wäre im Hinblick auf ihre Handzeichnungen nichts zu sagen, das nicht ihre fertigen Gemälde noch deutlicher erkennen ließen; bestand doch schon deren außergewöhnlicher Wert vornehmlich in der haarscharfen Zeichnung, die dem feinsten Linienschnitt eines Gesichts mit vollendeter Sicherheit nachging, weshalb diese Künstler so wirkungsvolle Porträtisten waren. Und welche Fülle an Wertvollem entstand nicht gerade auf diesem Gebiet neben Krügers meisterhaften Miniaturporträten, eine wie liebenswürdige Kunst, die leider gänzlich durch das Surrogat der Photographie verdrängt wurde; die Zeit hatte keinen Mangel an ihr, und auch in Wien sehen wir sie in hoher Blüte. Wir entdeckten von Waldmüller ein Selbstporträt dieser Art, das uns ihn als einen eleganten Weltmann, einen Diplomatenkopf der Metternichschule zeigt; scharf, straff, klug: man vermutete kaum den Maler hinter diesen Zügen, höchstens den energischen Porträtisten, sicher nicht den gemütlichen Genremaler. Auch Füger und Daffinger und andere Wiener Meister betätigten sich mit großem Geschick auf dem Gebiet des Miniatur-Porträts: man staunte über die hierzu notwendige Fähigkeit des scharfen Sehens, die heute vollends ausgestorben scheint.

Vor Philipp Otto Runges Zeichnungen, der in Hamburg ein bahnbrechender Genius war, von Fähigkeiten, die weit tiefer reichen, als ein erster Blick auf sein fragmentarisches Werk sie scheinen läßt, erlebten wir aufs neue sein einzigartiges, magisches Vermögen, das ihn mit einem Kontur in der Pflanze das Licht fallen ließ, nicht nur das Licht, das die Dinge von außen bestrahlt, das Licht vielmehr, das aus ihnen hervorleuchtet, durch das sie sind; sie glühen wie von dem Feuer des heiligen Geistes im Scheine ihrer eigenen „aura“, um in der Sprache der Mystiker zu reden. Und ein Ornamentrahmen aus Lilien, die er von der Wurzel über die Zwiebel bis zur Blüte entwickelt, gleicht

in seiner Zeichnung der strahlenden Feierlichkeit einer Monstranz am Hochaltar, deren Wein und Brot den Leib Jesu Christi versinnbildlicht; und das Pistill einer Pflanze schießt auf einem seiner Blätter aus dem Kelch hervor in so belebter Kurve und bebt in so erwartungsvoller Spannung, als krümme sich in neuem Werden sein zartes Glied. So ist Philipp Otto Runge, mag sein Werk auch fragmentarisch geblieben sein, durch diese Fähigkeit, im Sinne der seelischen Ausdruckskraft, neben Böcklin der größte Künstler des Jahrhunderts. Denn er allein erfaßte, wie später dieser, den Geist in der Natur. Und zwar drang der früh verstorbene Runge in einer Hinsicht noch tiefer in sie ein, als der große Schweizer, indem er direkt, mit magischer Gewalt, ans innerste Sein der Dinge rührte, die Böcklin — und darum freilich wechselreicher — stets in der Gestalt der endlichen Erscheinung widerspiegelt.

Was den hamburgischen Porträtisten Wasman angeht, der als einzigster dieser Künstlergruppe, deren Mitglieder samt und sonders als Jünglinge sterben mußten, ein hohes Alter erreichte, es scheinen uns seine Bleistiftzeichnungen teilweise sympathischer als seine Porträts, in die, wie wir nun annehmen möchten, durch die Farbe ein absichtsvoller Zug hinein experimentiert war, während die Oldach, Specter, Gensler auf diesem Gebiet keine neuen Züge aufweisen. Man hat behauptet, in dieser hamburgischen Künstlergruppe sei die Zukunft einer eigenen deutschen Kunst durch die Nazarener unterdrückt worden. Es ist dies ein Irrtum. Kaum dem Jünglingsalter entwachsen, starben diese Maler an physischer und geistiger Erschöpfung. Und ein zeichnerischer Versuch von Oldach zum „Verlorenen Sohn“ weist deutlich die Grenze seiner Begabung auf und das Unvermögen, auf diesem Gebiete es den Nazarenern auch nur gleich zu tun, denen sie, mit Ausnahme von Runge, an Kraft des Intellekts nachstanden. Ihre Begabung reichte gerade zum intimen Familienporträt aus.

Zur Illustration von Wasmans spekulierendem Geist dient uns noch ein „Garten“, den er aus der Vogelperspektive widergab, und zur Erkenntnis des Zeichenprinzipes und der Art zu sehen des Greifswalder nun so berühmten Landschafters Caspar David Friedrich seine eigentümlichen Gewandstudien in ihrer sparsam schraffierten, dünnlinigen Strichart, die die Tektonik eines Körpers in seiner Funktion so klar betont. Und das Porträt einer alten Frau mit Stundenglas: man möchte angesichts dieser Leistungen die Behauptung rechtfertigen, als sei Friedrich in erster Linie ein Zeichner gewesen, und seien seine nun so bewunderten Landschaften in ihrer Dünnlinigkeit kolorierte Zeichnungen; kam der Künstler doch auch, wenn wir nicht sehr irren, aus der Lithographie. Gegen den Berliner Blechen gehalten sind seine Arbeiten gewiß unmalerisch, und von Blechen enthüllen uns denn auch in der Abteilung der Handzeichnungen mit lapidarer Kürze einige Blätter,

wie sehr dieser Künstler ein bewußter „Maler" war; so tonig sind diese mit den einfachsten Mitteln erfaßten Landschaften gesehen.

Die Kunst der beiden Wiener Alt, die in der Gemäldeabteilung nur spärlich vertreten war, fand unter den Handzeichnungen ihre verdiente Ergänzung, und man konnte nur wieder bestätigen, daß ihre aquarellierten Architekturen „trotzdem" ganze Kunst seien; denn auf den ersten Blick scheint manches in ihnen, das dem widersprechen könnte, eine Klippe, der sie, Menzel gleich, bedenklich nahten.

Die wenigen Blätter von Kaulbach und Piloty sagten noch deutlicher als ihre Gemälde, wie leer diese Historienmalerei im Grunde war. Dieser Schule nahestehend, fanden wir zwei Blätter des Breslauers Albrecht Bräuer, die aber voll Originalität waren; leider sind uns andere Werke dieser Art des Malers unbekannt geblieben. Über Menzel wäre an dieser Stelle nichts Neues zu sagen; trotz aller Meisterschaft scheinen uns seine Gouachen mit geringer Ausnahme — als solche sei der „Ball von Rheinsberg" genannt — unpersönlich, und auch diese trotz ihrer Farbenfeinheit kalt im Gefühl, und allein seine frühen, reichornamentalen Illustrationsblätter enthüllen den Zug seines Wesens, in dem der große Mann einzig war. Der Frankfurter Hausmann, der durchaus malerisch dachte, seiner Zeit voraus, fiel mit einem schönen Blatte auf, einer Frauengruppe, in der das Weib mit vieler Anmut und Weichheit erfaßt ist, das Weib in der großen vollen Schönheit des zweiten Empire, in der von deutschen Künstlern nur Winterhalter es hin und wieder sah.

Böcklins Handzeichnungen sind in der Mache das Anspruchsloseste, das sich denken läßt, und kontrastieren beim ersten Blick auffallend zu der außerordentlichen Kraft seiner Gemälde, so daß man diesen Unterschied nicht zusammenbringen kann; und doch beruht ihre Wirkung auf dem gleichen Gesetz: der Künstler weckt das innerste Wesen der Dinge; hier mit dem leisesten Strich, in den Gemälden mit den kräftigsten Farben. Man vergleiche dazu einmal die Handstudie Böcklins mit der Menzels: mit den geringsten Mitteln ist bei weitem mehr erreicht — obgleich Menzel in derartigen Detailstudien auf seine Art gewiß stark war — es wirkt die Handstudie Menzels, trotz all ihrer Finessen, unorganisch gegen die Böcklins; besonders aber wirkt sie unvornehm in der Mache. Die Kunst, mit den wenigsten Mitteln das Äußerste zu erreichen, steigert sich bis zur denkbarsten Grenze in Böcklins zeichnerischem Entwurf zum Kopf des Triton. Ohne irgendwelche äußere Abhängigkeit erinnern von allen neueren Handzeichnungen die seinen allein an die große Kunst der alten Meister; man denkt an Lionardo. Um wie viel eigener sie aber sind und um wieviel sie der Natur näher stehen als die seiner Zeitgenossen, und wo dieses Eigene steckt, erhellt erst aus einem Vergleich mit einer Handzeichnung von Schirmer etwa, oder irgend einem landschaftlichen Blatte eines Romantikers oder Nazareners. Gegen

Böcklin gehalten überwiegt selbst in diesem die Mache als solche, wie bei irgend einem Modernen, während in den seinen — „Jagdzug der Diana“ — alles Technische in diesem Sinne verschwindet und nur Mittel wird einen Vorgang schlicht und zwingend zu gestalten. Man vergißt, wie vor einem Blatte von Rembrandt oder einer Skizze Lionardos, den Maler und sein Metier, ohne aufzuhören, es zu bewundern. Diese wenigen Blätter — es existieren von Böcklin nicht viel Handzeichnungen — sind ganz reife und ganz große Kunst.

Von Künstlern des letzten Jahrhunderts reicht an diese zeitlose Kunst und Stärke nur noch Hans von Marées in einigen Rotstiftblättern, dessen mit gesenktem Schwert dahinsprengenden Ritter wir das schönste Blatt der Ausstellung nennen möchten: wie akademisch und schulmäßig erscheinen daneben die talentvollen Aktzeichnungen des Philologen Feuerbach. Dieser sprengende Ritter des Marées ist, in seinem scheinbar nebensächlich sich verwirrenden und doch so geadelten Linienspiel, wie ein Symbol des Feinsten an künstlerischer Kultur; rückträumend eine alte große Zeit, bäumt sich in ihm noch einmal, wie im tragischen Schicksal des Malers selbst, diese auf, in krausen bezaubernden Linien, in denen, wie in Gold gemeißelt, die Strophe eines herrlichen Heldenliedes aus vergangener Zeit nachzuklingen scheint: und in ihrer göttlichen Heiterkeit den phantastischen Gebilden gleich, zu denen an beruhigten Sommerabenden über dem Sonnenuntergang die vergoldeten Wolken sich auftürmen, wie Dinge, die nicht sind, weil sie ewig sind. . . .

So bestätigt uns dieser Maler zum Schluß den Satz, von dem wir bei unserer Betrachtung ausgingen: was in keinem seiner Bilder ungehindert zu geben ihm vergönnt war, verdichtet sich aus den wenigen krausen Linien seiner Handzeichnung zu deutlicher Gestalt: eine einzigartige Schönheit!





Die Pesttänzer.

Von

Sophie Kloerß.

— Schwerin i. M. —

In der Mittagsglut auf dem bergigen Pfad
Kommt ein fremder Reiter geritten.
Wo sein hageres Pferd auf den Boden trat,
Da verdorren die Blumen, da senkt sich die Saat,
Als hätt' sie die Sichel geschnitten;
Ein schwarzer Mantel die Glieder deckt,
In den Falten ruht eine Geige versteckt. —
An seiner Seite im fahlen Gewand,
Ein Tamburin in der mageren Hand,
Wandert ein Weib mit verhülltem Gesicht,
Draus glimmern die Augen in seltsamem Licht.
Und läßt der Reiter über die Saiten
Wie traumverloren die Finger gleiten,
Daß sie tönen und stöhnen,
Fügt sie zu seinem schrillen Akkord
Halbsingendes Wort.
Es klingt wie ein Lockruf, es klingt wie ein Fluch
Schauerlich laut durch die Mittagsglut,
Von den Äckern hebt sich die finstere Brut
Der Raben, als spüre sie Leichengeruch.
Mißtönig ihr Krächzen!
Scheint nicht die Erde heimlich zu ächzen?

Fahrendes Volk. — Von Ort zu Ort
Singend und fiedelnd treibt es sich fort.
Wer aber mag heut tanzen im Land,
Wo von allen Türmen ein Totengeläute?
Der Krieg schwingt die Fackel zu loderndem Brand,
Würgend erfaßt die Pest ihre Beute.
Es füllt sich der Friedhof, die Schenke steht leer,
Nach dem fahrenden Spielmann trägt keiner Begehr. —

Lang werden die Schatten. — Da liegt auf der Höh'
Mauergeschirmt, giebelgetürmt,
Ein altes Städtchen an schimmerndem See.
Die Lüfte wehen hier rein und frei. —
Achtlos wandert das Weib vorbei.
Es deutet der Mann mit fragendem Blick
Auf das offene Tor, doch sie schaut nicht zurück;
Die erhobene Hand
Weist in das Land,
Wo fern im Dämmern, verschwommen und matt,
Ragen die Türme der Riesenstadt.
Und sie wandern. —
Da klingt über Mauersrand
Ein Jubelgebraus,
Und weit hinaus
Schallt Lachen und Singen ins schweigende Land.
Aus dem hallenden Tor
Strömt es hervor,
Eine jauchzende Schar
In bunten Gewändern, mit Kränzen im Haar.
Ein heller Schrei:
„Spielmann, Spielmann, was ziehst du vorbei?
Zum Tanz sollst du geigen,
Wir zahlen's dir gut!
Bei fröhlichem Reigen
Wallt frischer das Blut."
Der Spielmann lächelt: „Es ist mir nicht bang
Um des Fahrenden Preis.
Für jeden Tanz und für jeden Gesang
Nur ein blühendes Reis.
Lang lud uns keiner zum Frohsinn ein,
Sie wollen nicht lachen und fröhlich sein;
Im ganzen Lande kein helles Frohlocken,
Von allen Türmen ertönen die Glocken."
„Was kümmert uns fremdes Trauergeläut?
Wir sind noch jung und die Seuche weit.
Wohl hundert Jahre sind es und mehr,
Da fand sie zuletzt ihren Weg hierher.
Weit draußen am Bergeshang liegt eine Stelle,
Der Pesthof genannt.
Mit Unkraut bewachsen, bedeckt mit Gerölle;
Daneben — verfallen — die morsche Kapelle. —
Wer hat sie gekannt,
Die in den verlorenen Acker versenkt?
Hier droben lebt keiner, der ihrer gedenkt.
Laß sie schlafen im Tod.
Uns lachen die Lippen und Wangen noch rot!

In der Schenke leuchtet uns Kerzenglanz,
Vorwärts, du Spielmann! Geige zum Tanz!"

Ein dreister Geselle packt mit der Hand
Die Schleierumhüllte am fahlen Gewand.
„Laß mich dein Antlitz, du Schöne, erschaun!
Was scheuchst du mich herrisch zurücke?
Ich löse den Schleier! Die fahrenden Fraun
Haben die feurigsten Blicke."
Sie stößt ihn von sich. „Laß los das Kleid,
Dein stürmisches Werben bringt leichtlich dir Leid.
Mein heißes Auge hat bösen Blick,
Keinem brachte sein Leuchten Glück.
Komm mit in die Schenke. Da will ich euch singen
Heißglühenden Sang;
Der soll euch die flüchtigen Füße beschwingen,
Der soll euch wie Fieber die Adern durchdringen
Mit feurigem Klang.
Tanzen sollt ihr, bis müde und matt
Die Füße taumeln zur Schlummerstatt."

In der Schenke hebt sich ein Geigen und Tönen,
Ein Springen und Tanzen, ein Schüttern und Dröhnen.
Der fremde Mann
Setzt leise streichend den Bogen an,
Da packt es sie alle mit Zaubergewalt
Und reißt sie hinein in den Reigen;
Der Boden zittert, das Haus erschallt,
Weit durch die Gassen der Jubel hallt, —
Spielmann, wer lehrte dich geigen?
Heißer und heißer werden die Klänge,
Schmeichelnde, werbende Liebesgesänge.
Dazwischen schwirrt es wie schrillende Glocken,
Sein Tamburin schüttelt das fahrende Weib;
Am Fenster steht es mit flatternden Locken,
Hochaufgerichtet den hageren Leib.
Aus den hallenden Stimmen steigt schmetternd sein Lied,
Wie über den Raben der Adler zieht.

„Kommt herbei, kommt herbei durch die duftige Nacht
Zum Spiele, zu fröhlichem Scherz.
Der Becher klingt, und das Liebchen lacht,
So klingt auch in Lachen mein Herz.
Was kümmern uns Tränen und kommendes Leid?
Wir sind noch jung und die Sorge weit.

Wir fliegen im Reigen mit schwingendem Fuß,
Ich halte dich schmeichelnd im Arm.

Aus feurigen Augen sprüht zärtlicher Gruß,
Und das Herz wird in Wonne uns warm.
Was kümmert uns fremdes Trauergeläut?
Wir sind noch jung und die Seuche weit.

Deine Rosen entblättert der werbende Wind?
Laß sie flattern, laß flattern, mein Lieb.
Wir pflücken uns süßere Rosen geschwind,
Deine lachenden Lippen mir gib!
O brennende Liebe, du Seligkeit!
Wir sind noch jung, und der Tod ist weit." —
Und jauchzend fallen die Tänzer ein:
„Wir wollen heut lieben und selig sein.
Was kümmert uns fremdes Trauergeläut!
Wir sind noch jung, und der Tod ist weit."

Der Spielmann lächelt und geht aus dem Saal:
„Kommt mit mir hinaus in das blühende Tal.
Die Schenke ist enge und qualmig die Luft,
Ich führ' euch zu besserer Stätte;
Es tanzen die Elfen in Schleiern von Duft
Über dem rasigen Bette.
Kommt mit, kommt mit!" und die Geige lockt
Hinaus aus dem Hause, hinaus aus dem Tor;
Aus allen Häusern strömt es hervor,
Und keiner zaudert, und keiner stockt.
Sie folgen trunken dem Saitenklang,
Sie folgen taumelnd des Weibes Gesang.
„Jubelt und tanzet! — die Pest ist im Land,
Jubelt und tanzet! — im fahlen Gewand
Schleicht sie vermummt durch die Gassen.
Küßt euch die Lippen so lockend und rot;
Singt euch vom Leben und weiht euch dem Tod. —
Eilt euch, die Freude zu fassen."

Länger und länger dehnt sich der Zug.
Wohin geht der Pfad? Sie haben's nicht acht.
Was schwebt dort so lautlos heran durch die Nacht
Und irrt durch den Reigen mit geisterndem Flug?
Mit geschlossenen Augen im Totenkleid
Schlingen im Tanze sich Knabe und Maid.
Ihr rasenden Tänzer, seht ihr es nicht
Im giftigen Nebel das grause Gesicht? —
Sie sehen nichts mehr. —
Sie irren umher
Den Berghang hinab ohne Straßen und Wege;
Der tolle Gesang
Und der lockende Klang

Führen sie irr im Gehege.
Schwarz hebt sich ein Haus
Aus dem Dämmer heraus,
Und die Fahrenden stehn auf der Schwelle.
„Herein nun, ihr Gäste, und ruhet euch aus,
Ihr seid an der richtigen Stelle.
Das Schloß ist erreicht;
Nun macht es euch leicht,
Nun schlummert vom Tanzen und Tosen. —
Heia! wie der Frühwind die Berge durchstreicht!
Heia! wie der faulige Nebel entweicht!
Die Wolken hängen voll Rosen."

Ein Windstoß saust, und der Nebel fällt,
Im dämmernden Tageslicht hebt sich die Welt.
Ein letzter, gellender Geigenton,
Ein Lachen des Weibes wie schneidender Hohn,
Und es reißt den Schleier vom grausen Gesicht! — —
Aufschreiend Entsetzen! Der Bann zerbricht.

Ringsum ein verlassenes Todestal,
Zerbrochene Kreuze, die Gräber kahl;
Mit hohlen Fenstern starrt in den Graus
Verfallen und öde das Leichenhaus.
Die Tänzer schwindelt. Es dreht sich im Rund
Vor ihren Augen der düstere Grund;
Die Füße zittern, es schauert der Leib, —
Wer ist das gespenstische, grinsende Weib? —
„Auf dem Pesthof sind wir! Nun gnade uns Gott!
Uns führte die Seuche! Uns geigte der Tod!"
Sie wenden zur Flucht
Bergauf durch die Schlucht.
Da taumeln die Glieder; sie sinken, sie fallen;
Ihr Hilferufen ein hilfloses Lallen,
Ein Stöhnen, ein Röcheln. —
Vorüber der Tanz,
Entblättert die Rosen, zerrissen der Kranz.

Und plötzlich durchschneidet ein Ton die Luft
Wie Schmerzensklage an frischer Gruft.
Schauerlich gellt es das Tal entlang, —
Der Tod zieht droben den Glockenstrang.





Die zukünftige Entwicklung der Mittel- und Klein-staaten im Deutschen Reich.

Von

* * *

In der Beurteilung der staats- und verwaltungsrechtlichen Stellung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten begegnet man immer wieder zwei diametral gegenüberstehenden Grundanschauungen: Auf der einen Seite steht eine ganz unhistorische unitarische Richtung, die stets nur die Schwächen der Kleinstaaterei und des Partikularismus vor Augen hat. Politisch wird diese Richtung gegenwärtig hauptsächlich durch den Radikalismus vertreten, war jedoch bis in die siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in ziemlich weiten gebildeteren Kreisen anzutreffen, bis kein Geringerer als Fürst Bismarck immer wieder auf die historischen Grundlagen und den bundesstaatlichen Charakter des Deutschen Reiches hingewiesen hat. Auf der anderen Seite steht eine ultrahistorische Richtung, die jede Tradition bis aufs I-Tüpfelchen erhalten wissen will. Die Vertreter derselben sind sich aber schwerlich darüber klar geworden, daß, was sie hochhalten, vielfach nur Barockbildungen der Territorialwirtschaft der letzten Jahrhunderte sind. Durch mannigfaltige Erbteilungen unter den verschiedenen Linien der Fürstengeschlechter sind, soweit nicht das Erlöschen einzelner Zweige wieder zu einer Vereinigung führte, Staatenbildungen möglich geworden, die in ihrer gegenwärtigen Zersplitterung als natürliche Staatswesen im modernen Sinne kaum gelten können. Es fehlte dort das eiserne Hausgesetz eines Albrecht Achilles, das glücklicherweise für Brandenburg-Preußen derartige Erbteilungen vereitelt hat.

Die ungünstige Finanzlage der meisten Kleinstaaten läßt ebenso wie die bekannten, mehrfach hervorgetretenen Schwierigkeiten in der Erbfolge der einzelnen Dynastien die Frage aktuell werden, ob nicht jener Fehler

in der künftigen staatsrechtlichen Entwicklung wieder gut gemacht werden kann. Bei voller ehrlicher Würdigung der großen kulturellen Bedeutung, die gerade die Mittel- und Kleinstaaten für das Geistesleben des 19. Jahrhunderts besessen haben, wird man ruhig an das Problem herantreten dürfen, die staats- und verwaltungsrechtliche Stellung dieser Staaten so umzugestalten, daß sie auch in Zukunft ihrer geistigen Mission in vollem Maße gerecht werden können.

Es kommt darauf an, unter Wahrung der großen historischen Momente, die Unsumme ganz unnötiger Verwaltungsarbeit in einer Reihe dieser aufs engste ineinander greifenden Zwerggebilde einzuschränken, die unverhältnismäßigen persönlichen und sächlichen Verwaltungskosten zu vermindern und gleichzeitig hiermit die Bahn für eine großzügige Regierungs- und Hauspolitik frei zu machen.

Die Idee, die im nachstehenden zu diesem Zweck näher vertreten wird, ist die Wiedervereinigung der durch Erbteilung unter den Zweigen desselben alten Fürstengeschlechts zersplitterten Territorien zu einem staatsrechtlichen Ganzen, die Übertragung der Regierung an den jeweiligen Ältesten der zur Erbfolge berechtigten Mitglieder dieser Linien, die Vereinigung der Stimmen der Bevollmächtigten zum Bundesrate nach dem bisherigen Verhältnis und, soweit erforderlich, die natürliche Zusammenlegung der betreffenden Reichstagswahlkreise.

Demnach handelt es sich keineswegs um eine Mediatisierung einer Anzahl von Linien zugunsten einer einzelnen, sondern nur um ein vorübergehendes Ruhen der eigenen Ausübung der Regierung zugunsten des Ältesten des Geschlechts — soweit dieser regierungsfähig und zur Regierung geneigt ist. Insofern jeder erbberechtigte Sproß des Fürstenhauses eine Anwartschaft auf die Leitung des Gesamtstaates erhält, wird die Bedeutung der Stellung sämtlicher Glieder der Dynastie nur erhöht.

Es braucht nicht erst auf das bekannte altrömische Bild des Liktorenbündels hingewiesen zu werden, um zu erkennen, daß die Macht und Bedeutung des in dieser Weise konsolidierten Gesamtstaates zweifellos eine größere sein wird, als die der gegenwärtigen Summe der Einzelstaaten. Bei voller Aufrechterhaltung des bundesstaatlichen Charakters des Reichs, der gerade durch kraftvolle Glieder nur eine Stärkung erfährt, wird gleichzeitig doch die Reichsregierung erheblich vereinfacht werden und an innerer Geschlossenheit gewinnen.

In Betracht kommen für diese Entwickelung zunächst die Einzelstaaten der Ernestiner, der Schwarzburger, der Reuß und der beiden Mecklenburger Linien. Ob nach nunmehr erfolgter Schlichtung des Erbstreits in Lippe-Detmold auch die lippischen Lande nach denselben Grundsätzen einheitlich regiert werden können (vergl. unten), mag dahin

gestellt bleiben. Die Grundlage einer derartigen Entwickelung kann selbstverständlich nur die gütliche Einigung der Fürsten und der verfassungsmäßigen Vertretungen ihrer Länder sein, die aus der Erkenntnis heraus zu erzielen sein wird, daß Bedeutung und Wohlfahrt der Einzelstaaten durch ihre Konsolidation nur gefördert werden wird.

Hinsichtlich der einzelnen Staaten sollen hier nur die Grundlinien dieser künftigen Entwickelung angedeutet werden.

1. Das Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, die Herzogtümer Sachsen-Altenburg, Coburg-Gotha und Meiningen werden im Laufe der Zeit zu einem Großherzogtum Sachsen-Thüringen vereinigt. Der Flächeninhalt wird 9344 qkm, die Einwohnerzahl 1 105 500 betragen; hiernach wird Sachsen-Thüringen das Großherzogtum Hessen-Darmstadt an Fläche etwas überragen, an Einwohnern ihm fast gleichkommen. Der Älteste der Ernestinischen Fürsten wird die Gesamtregierung übernehmen und den Titel Großherzog führen. Der Sitz der Gesamtregierung wird sich in der Residenz des Großherzogs befinden, sofern nicht zur Vermeidung des Wechsels ein für allemal die althistorische Stätte Eisenach am Fuße der Wartburg hierzu auserwählt werden sollte. Die Mitglieder des Staatsministeriums und der übrigen Zentralbehörden ernennt der Großherzog. Die persönlichen Hofhaltungen in den einzelnen Residenzen bleiben selbstverständlich bestehen. Die Zivillisten werden nach Maßgabe der bestehenden Verträge vom Gesamtstaate bestritten. Die Finanzverwaltung wird zusammengelegt und gerade hierdurch eine weit wirtschaftlichere Verwaltung ermöglicht; die Staatsschulden werden konsolidiert. Das Staats- und Verwaltungsrecht wird, unter Ausbau der Verwaltungsgerichtsbarkeit, möglichst einheitlich gestaltet. Dem zu errichtenden Oberhause gehören sämtliche Mitglieder des Ernestinischen Fürstenhauses, die Vertreter der Residenzen, der Landesuniversität Jena und die sonstigen zu berufenden „Herren“ an.

Die Anzahl der Stimmen der Bevollmächtigten zum Bundesrate würde in dem Falle, wenn tatsächlich alle vier genannten Staaten vereinigt wären, vier betragen. Hierin würde vielleicht insofern eine gewisse Schwierigkeit zu sehen sein, als das erheblich größere Baden nur über drei Stimmen verfügt. Billigerweise würde in jenem Falle Baden gleichfalls vier Stimmen erhalten.

Die Reichstagswahlkreise werden unter Fortfall der vielen jetzigen Enklaven und Exklaven möglichst zusammengelegt.

2. Die Schwarzburgischen Lande bestehen bekanntlich aus der Oberherrschaft am Thüringer Walde und der Unterherrschaft am Kyffhäuser. In beide Lande haben sich die beiden Linien in der eigenartigen Weise geteilt, daß Rudolstadt den größeren Teil der Oberherrschaft und den kleineren Teil der Unterherrschaft und Sondershausen umgekehrt das

übrige erhalten hat. Ganz Schwarzburg hat einen Flächeninhalt von 1802 qkm und 182 000 Einwohner. Nach der Vereinigung würde die Oberherrschaft und die Unterherrschaft je einen Verwaltungsbezirk von 1076 bezw. 726 qkm und gleichzeitig zweckmäßig je einen besonderen Reichstagswahlkreis bilden. Die persönlichen Hofhaltungen bleiben in beiden Residenzen bestehen; der Sitz der Gesamtregierung wird sich in der Residenz der jeweilig regierenden Linie befinden.

3. Die zurzeit bereits bestehende Personalunion der Länder der beiden Reußschen Linien wird in eine völlige Union umgewandelt. Gera und Greiz bilden den einen, Schleiz und Lobenstein den andern Reichstagswahlkreis.

4. Die jetzt erfolgte Beilegung des Erbfolgestreits um Lippe-Detmold hat zunächst rein privatrechtlich die große Bedeutung für die obsiegende Linie, daß dieser die Erbschaft des sehr wertvollen Krongutes von Lippe-Detmold auf alle Fälle sicher gestellt ist. Darüber hinaus würde sich aber auch hier, ebenso wie in den vorher berührten Fällen und unter Innehaltung derselben Grundsätze, eine gemeinsame Verwaltung beider lippeschen Lande durchführen lassen.*)

Die Anzahl der Stimmen dieser vereinigten Fürstentümer im Bundesrate würde ohne Schmälerung der bisherigen Rechte je zwei betragen. Eine mittelbare Folge hiervon würde die Erfüllung der unabweisbaren Forderung der Billigkeit sein, daß dann auch die Stimmenzahl des Großherzogtums Oldenburg und des Herzogtums Anhalt von 1 auf 2 erhöht wird. Dies würde um so mehr geboten sein, als sich diese beiden Staaten aus einer Anzahl selbständiger Teilstaaten bereits entwickelt haben.

5. Mecklenburg-Schwerin ist bekanntlich im Osten und Westen von den beiden Bestandteilen des anderen mecklenburgischen Großherzogtums, Strelitz und Ratzeburg umgeben, die ja bereits jetzt teilweise gemeinsame Landstände mit Schwerin haben. Die Reorganisation würde hier auch die so lang ersehnte Einführung einer konstitutionellen Verfassung nahe legen. Die Anzahl der Stimmen im Bundesrate würde 2 + 1 = 3 betragen, und somit derjenigen des Großherzogtums Hessen-Darmstadt gleichkommen.

6. Auf etwas andern als den oben dargelegten Grundlagen würde sich eine staatsrechtliche Vereinigung der drei freien Reichsstädte Hamburg, Lübeck und Bremen herbeiführen lassen. Unbeschadet der vollen i n n e r e n Selbständigkeit der Verwaltung dieser Stadtrepubliken, die

---

*) Vielleicht würde Schaumburg-Lippe dieser Entwickelung noch den Waldeckschen Verwaltungsmodus vorziehen, zumal die benachbarte Grafschaft Schaumburg (Kreis Rinteln) schon preußisch ist.

vielleicht nur für einzelne öffentlich-rechtliche Angelegenheiten gemeinsame Behörden aus reinen Zweckmäßigkeitsgründen errichten würden — schon jetzt ist dies im Gebiet der Justizverwaltung und des Reichsversicherungswesens der Fall — würde zweifellos sehr wohl eine staatsrechtliche Zusammenfassung der Hansestädte nach außen durchführbar sein, die diesen Gemeinwesen denselben geschlossenen Einfluß im Bundesrat sichert, wie ihn Hessen-Darmstadt besitzt und später auch Mecklenburg erlangen würde. So divergierend sind die Interessen der drei freien Städte in keinem Falle, daß nicht die Vorteile einer staatsrechtlichen Vereinigung die etwaigen Nachteile bei weitem überwiegen würden, welche in der Beeinträchtigung der vollen Selbständigkeit gesehen werden könnten.

Wenn man von dem laut Staatsvertrag seit dem 1. Januar 1868 unter preußischer Verwaltung stehenden Fürstentum Waldeck absieht, würden auf diese Weise auch die letzten Bundesstaaten zu einer organischen Zusammenfassung ihrer natürlichen Lebensbedingungen gelangen.

Bei Durchführung der gesamten Entwickelung ergibt sich folgendes Bild der bundesstaatlichen Zusammensetzung des Deutschen Reiches:

Die Bundesstaaten des Deutschen Reichs.

Staaten	Fläche in 1000 qkm*)	Bevölkerung i. Tausenden**)	Stimmen i. Bundesrat.
1. Königreich Preußen	348,3	37278,8	17
2. „ Baiern	75,9	6512,8	6
3. „ Sachsen	15,0	4502,4	4
4. „ Württemberg	19,5	2300,3	4
5. Großherzogtum Baden	15,1	2009,3	4 (3)
6. „ Thüringen	9,3	1105,5	4
7. „ Hessen	7,7	1210,1	3
8. „ Mecklenburg	16,2	728,1	3
9. Vereinigte freie Hansestädte	1,0	1244,3	3
10. Großherzogtum Oldenburg	6,4	438,2	2 (1)
11. Herzogtum Braunschweig	3,7	485,7	2
12. „ Anhalt	2,3	328,0	2 (1)
13. Fürstentum Schwarzburg	1,8	182,0	2
14. „ Reuß	1,1	215,1	2
15. „ Lippe	1,6	190,6	2
16. „ Waldeck	1,1	59,1	1
Dazu das Reichsland Elsaß-Lothringen	14,5	1814,5	—
Zusammen: Deutsches Reich	540,6	60 605,2	61 (58)

*) Nach Hue de Grais Hdbch. S. 9.
**) Am 1. Dezember 1905.

Aus dieser Zusammenstellung geht jedenfalls hervor, daß, wenn überhaupt eine Verschiebung der Machtverhältnisse durch diese Entwickelung bedingt sein sollte, eine zentralistische Richtung durchaus keine Stärkung erfahren würde, trotz der bedeutenden absoluten Abnahme der Zahl der Bundesstaaten. Denn während die Zahl der Stimmen Preußens und der übrigen Königreiche gleich bleibt, wird die Gesamtzahl im höchsten Fall von 58 auf 61 erhöht. Von dem Zuwachs würde eine Stimme unter Umständen Süddeutschland (Baden), eine Stimme Westdeutschland (Oldenburg) und eine Stimme Mitteldeutschland (Anhalt) zufallen. Wie bereits mehrfach hervorgehoben, kann vielmehr als erwiesen gelten, daß gerade der bundesstaatliche Charakter des Deutschen Reiches bei aller Vereinfachung der staats- und verwaltungsrechtlichen Verhältnisse den historischen Grundbedingungen entsprechend verstärkt werden würde. Immerhin würde die ja sehr wünschenswerte Vereinfachung nicht allzu teuer erkauft sein.





Lessing gegen die reformierten Heidelberger Ketzerrichter vom Jahre 1570 bis 1572.

Von

Friedrich Thudichum.

— Tübingen. —

Im Jahre 1570 wurden auf Betreiben der reformierten Theologen zu Heidelberg vier kurpfälzische Prediger wegen Leugnung der Lehre von der Dreieinigkeit angeklagt, zwei derselben, Jakob Suterus, Pfarrer zu Weidenheim, und Matthias Vehe, Diakonus zu Lutre, des Landes verwiesen, dagegen Johann Sylvanus, Inspektor zu Ladenburg, am 23. Dezember 1572 auf öffentlichem Markt zu Heidelberg „wegen Gotteslästerung" enthauptet, während es dem Adam Neuser, früherem Pfarrer an der Heiligen Geistkirche zu Heidelberg, gelang, sich durch die Flucht zu retten. Auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel fand Lessing einige auf diesen Prozeß bezügliche Urkunden, namentlich einen wichtigen Brief Neusers von Ostern 1574, sah sich dadurch zu einer näheren Prüfung dieses traurigen Beispiels grausamer Religionsverfolgung veranlaßt und veröffentlichte das Ergebnis seiner Forschungen im Jahre 1774 in seinen „Beiträgen zur Literatur", III. Beitrag, unter dem Titel „Von Adam Neusern, einige authentische Nachrichten." Mehrere Ausgaben seiner Werke bieten nur einen abgekürzten Abdruck, einen vollständigen dagegen: Lessings Sämtliche Schriften, herausgegeben von K. Lachmann und Fz. Muncker, 12, 202—254 (1897). Der Aufsatz bietet keine abgerundete Darstellung, enthält zahlreiche lateinische Stellen und bleibt deswegen, sowie wegen seiner nicht unbeträchtlichen Länge meistenteils ungelesen, Ungelehrten sogar unverständlich. Es erscheint daher angezeigt und eine Pflicht der Dankbarkeit gegen den edlen Lessing, den

Inhalt mit einigen notwendigen Ergänzungen kurz und übersichtlich zusammenzustellen, und so dem Leser die eigene Prüfung zu erleichtern.*)

Im Kurfürstentum der Pfalz war unter Otto-Heinrich 1556 bis 1559 die Reformation völlig eingeführt und dabei den verschiedenen Auffassungen über das Abendmahl nach den Ratschlägen Melanchthons ein gewisser Spielraum gelassen worden; der ihm folgende Kurfürst von der Simmernschen Linie, Friedrich III., 1559 bis 1576, brachte seit 1562 und 1563 aus landesherrlicher Machtvollkommenheit, ohne Mitwirkung von Landständen oder Synoden, die reformierte Lehr- und Gottesdienstordnung zur Geltung, in der Weise, daß er seiner Person in allen wichtigen Fragen die oberste Entscheidung vorbehielt. Lutherisch denkende Prediger und Lehrer, welche die Befolgung der neuen Kirchenordnung nicht angeloben wollten, wurden entlassen.

Im Jahre 1563 erhielt Johann Sylvanus, aus Südtirol gebürtig, und bisher, seit 1560, evangelischer Pfarrer in der württembergischen Stadt Calw im Schwarzwald, eine Anstellung als reformierter Superintendent zu Kaiserslautern und wurde alsbald zum Mitglied der Kommission ernannt, welche in Heidelberg eine neue Bibelübersetzung auszuarbeiten hatte; nach Beendigung dieser Arbeit übertrug ihm der Kurfürst die Superintendentur in dem nahen Ladenburg. In die Stelle eines Predigers an der St. Peterskirche zu Heidelberg wurde um das Jahr 1563 Adam Neuser berufen, ein Schwabe, über dessen frühere Lebensschicksale bis jetzt nähere Untersuchungen mangeln.

Einige Jahre nachher zog sich Neuser die Feindschaft des einflußreichen Heidelberger Theologen, Kaspar Olevianus, zu, aus folgendem Anlaß: Die Kirchenratsordnung vom 21. Juli 1564 hatte vorgesehen, daß gegen Prediger und Gemeindeglieder auch Kirchenzucht geübt, in schweren Fällen die Exkommunikation verhängt, ja, wenn der Exkommunizierte diesen Bann verachte und nicht Reue bezeige, weitere willkürliche Strafe durch den Landesherrn (!) verhängt werden solle. Olevianus betrieb beim Kurfürsten die weitere Ausdehnung dieser Kirchenzucht in der Weise, daß sie durch eine Anzahl von „Kirchen-

---

*) Außer dem von Lessing mitgeteilten Brief Adam Neusers liegen nur folgende Urkunden vor: 1. Bedenken der Theologen zu Heidelberg. 2. Brief Neusers an den türkischen Sultan, — beide abgedruckt in [Mieg, L. Chr.], Monumenta Pietatis et literaria. 1, 318—337 und 337—344. Francof. 1701, 4°, sowie in Struve, Burkh. Gotthelf (1704—1738 Professor in Jena), Pfälzische Kirchenhistorie, S. 213—235. Frankf. 1721. 4°. 3. Schreiben des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz an den Kurfürsten August von Sachsen vom 16. August 1571, bei Struve 227—228.

Im übrigen bleibt einzige Quelle über den Prozeß: Alting, Henricus, Historia Ecclesiae Palatinae, abgedruckt in Monumenta Pietatis et lit. 1, 206—211, geschrieben schon um das Jahr 1618. — Einige Ergänzungen bietet Hautz, J. F., Geschichte der Universität Heidelberg, 2, 78—80. 1863.

kollegien" gehandhabt werden sollte. Neuser konnte sich mit einer solchen Einrichtung nicht befreunden, hielt sie, ebenso wie Martin Luther, für ungeeignet und schädlich und beging die Unklugheit, von der Kanzel herab den Plan zu bekämpfen; er wurde deshalb seiner Pfarrstelle entsetzt und behielt nur eine almosenartige Unterstützung gegen die Verpflichtung, Frühbetstunden zu halten. Die Kirchenzucht wurde durch Befehl des Kurfürsten vom 13. Juli 1570 mit einigen Abschwächungen eingeführt.

Während des längeren Aufenthalts des Johann Sylvanus in Heidelberg hatte sich ein freundschaftliches Verhältnis desselben mit Neuser entwickelt und zu dem vertrauten Geständnis geführt, daß sie die Kirchenlehre von der Gottheit Christi und des heiligen Geistes nicht für im Neuen Testament gegründet, sondern erst später erfunden ansehen könnten. Auf der Kanzel beobachteten sie zwar vorsichtige Zurückhaltung, begnügten sich den Ausdruck der Dreieinigkeit zu vermeiden, Jesus lediglich als den „Messias" zu bezeichnen, die Erzählung von seiner übernatürlichen Geburt zu übergehen; aber unter vier Augen teilten sie einzelnen Amtsbrüdern und auch Laien ihre Ansichten mit und hingen mit solcher Begeisterung daran, daß sie nicht zweifelten, es würden dieselben von Millionen Protestanten angenommen werden, sobald sie nur einmal darüber genaueren Unterricht erhielten. Allerlei drohende Anzeichen belehrten sie indessen, daß sich Gefahren über ihrem Haupte zusammenzögen und ihnen vielleicht gar das grausame Schicksal zweier Vorgänger zuteil werden könne, Michael Servets, der im Jahre 1553 zu Genf auf Betreiben Calvins den Feuertod erlitten hatte, und des Joh. Valentin Gentilis, eines aus Cosenza im Königreich Neapolis gebürtigen Italieners, der in Genf Unitarier geworden, dafür aber am 9. September 1565 zu Bern mit dem Schwert hingerichtet worden war. Neuser hatte man ja ohnehin schon zum Bettler gemacht.

Beide dachten also daran, auszuwandern, sei es nach Polen, wo damals viele Unitarier Zuflucht fanden, sei es nach Siebenbürgen oder nach Ungarn. In letzteren Ländern war seit 1556 Johann Sigismund, der 16 jährige Sohn des vorigen Königs Johann, unter türkischer Oberhoheit zur Regierung gelangt und hatte auf einem Landtag zu Klausenburg sofort Religionsfreiheit zugesichert, wozu ihn der dem Sultan geleistete Eid ausdrücklich verpflichtete. Im Jahre 1563 nahm er einen ausgesprochenen Unitarier als Leibarzt in seine Dienste, Georg Blandrata aus Saluzzo in Piemont, der zuerst vor der Inquisition aus Padua, 1558 vor Calvin aus Genf geflohen war und mehrere Jahre in Polen Zuflucht gefunden hatte. Dieser und der reformierte Prediger Franz Davidis stimmten auch den Fürsten für die Lehre der Unitarier günstig, und nachdem deren Glaubensbekenntnis im Jahre 1566 zu Klausenburg im Druck veröffentlicht worden war, räumte ihnen ein Landtagsbeschluß

vom Jahre 1571 gleiche Rechte mit den Lutheranern und Reformierten ein. Dort im fernen Osten winkte für Sylvanus und Neuser nicht bloß volle Sicherheit, sondern auch die Freiheit, ihre Gedanken durch den Druck zu verbreiten und solche Schriften von da auch nach Deutschland hinüberzuspielen.

Im Spätherbst 1570, während versammelten Reichstags zu Speier, erschien dort ein Gesandter des Fürsten Johann Sigismund von Siebenbürgen, namens Kaspar Bekeß, um mit dem Kaiser Maximilian II. und dem Reich ein Bündnis gegen die Türken zustande zu bringen. Neuser, Sylvanus und der Diakonus Vehe begaben sich auf diese Nachricht nach Speier, hatten Unterredungen mit Bekeß, der ebenfalls Arianer war, und behändigten ihm Briefe an Blandrata. Sobald dieser Verkehr nur ruchbar wurde, erhoben die reformierten Theologen zu Heidelberg gegen die drei Männer Anklage wegen Ketzerei und Gotteslästerung und veranlaßten die Verhaftung von Sylvanus und Vehe, während Neuser, dem Sylvanus auf dem Weg nach dem Gefängnis durch einen Studenten namens Mader von der drohenden Gefahr Kenntnis gegeben hatte, rechtzeitig entfliehen konnte. Neuser schlug den Weg nach Ungarn ein, um von da nach Siebenbürgen zu kommen, überzeugte sich aber nach seiner Ankunft in Preßburg, daß er wegen Unkenntnis der ungarischen und türkischen Sprache und als Deutscher dort nicht ohne Gefahr für Freiheit oder Leben weiter kommen könne, kehrte also um und stellte sich zu Amberg in der dem Kurfürsten von der Pfalz gehörigen Ober-Pfalz dem dortigen kurfürstlichen Kanzler vor, im Bewußtsein seiner Unschuld, vielleicht aber auch in der Annahme, daß man zu Amberg von seiner beabsichtigt gewesenen Verfolgung nichts wisse. Allein das war Irrtum; der Kanzler lud ihn eines Tages in ein Kloster als Gast ein, ließ ihn verhaften und nach Heidelberg abliefern, wo nun die Untersuchung gegen ihn begann. Nach einer Gefangenschaft von 35 Wochen gelang es ihm zu entkommen, nach London, und nachher über Paris und Krakau nach Klausenburg in Siebenbürgen, wo ihm der Rat eine Predigerstelle übertrug.

Welche Urkunden und Zeugenaussagen in dem Prozeß gegen die Angeklagten vorgebracht worden sind, und was diese selbst erklärt und eingestanden haben, läßt sich nicht sicher feststellen, weil die sämtlichen Akten des Heidelberger Kirchenrats verschwunden sind und auch diejenigen des Oberrats über diesen Prozeß fehlen. Die Angaben Altings, welche allen späteren Berichten zugrunde liegen, sind sehr kurz und in wichtigen Punkten offenbar unglaubwürdig, namentlich in der Behauptung: Sylvanus und Neuser hätten dem siebenbürgischen Gesandten Bekeß Briefe an den Leibarzt des Königs Johann Sigismund, Georg Blandrata, zu Speier übergeben, worin sie sich als Leugner der Dreieinigkeit bekannt und gegen ihr deutsches Vaterland verräterische Absichten

geäußert hätten; diese Briefe seien von Bekeß dummer oder niederträchtigerweise dem Kaiser Maximilian behändigt, von diesem aber dem Kurfürsten Friedrich weiter gegeben worden. Der Wortlaut dieser Briefe ist nicht überliefert; seit 1701 ist nur ein in deutscher Sprache verfaßter Brief Adam Neusers an den türkischen Kaiser (Selim) im Druck veröffentlicht worden, welcher nach der Meinung aller älteren Schriftsteller zu denen gehören soll, die Bekeß dem Kaiser Maximilian übergeben haben soll; aber daß das unwahrscheinlich, ja geradezu unmöglich ist, hat Lessing schlagend bewiesen. Der Brief wurde vielmehr bei einer Haussuchung in der Wohnung Neusers unter seinen Papieren gefunden; er ist offenbar abgefaßt im Frühjahr 1570, also Monate vor dem Erscheinen des siebenbürgischen Gesandten auf dem Reichstag zu Speier, und läßt auf die damalige Absicht Neusers schließen, nach Konstantinopel zu gehen, mit seinen Kindern; einstweilen setzte er einen Brief auf, den er nach seiner Ankunft in Konstantinopel oder sonst auf türkischem Gebiet an den Sultan richten wollte.

Neuser schreibt darin: Er habe sich mit seinen Kindern in des Sultans Lande geflüchtet und bitte ihn untertänigst, ihn in die Zahl der Gottgläubigen seines Volkes und für einen Untertanen aufzunehmen; er sei nicht ein wegen Übeltaten aus seinem Vaterland Entwichener, sondern ein der Religion wegen, weil er mit Mohammed nur an einen Gott glaube, Verfolgter. Nachdem das des weiteren auseinandergesetzt ist, finden sich folgende Stellen:

„Derohalben, wenn Ew. Majestät die abgöttischen Christen zur Erkenntniß des einigen Gottes bringen, Euer Reich erweitern, und des einigen Gottes-Ehre in der ganzen Welt ausbreiten wollen, so ist es itzund Zeit fürzunehmen, dieweil der Christen Pfaffen und Prediger also zwieträchtig seyn, und das gemeine Volk im Glauben zu zweifeln anfähet, so treiben und drücken die Bischöfe und Obrigkeiten den armen Mann so heftig, daß er öffentlich Ewr. Majestät Ankunft begehret, damit Ewr. Majestät das teutsche Reich besitzen, und den Armen erledigen thue.“

„Ich meines Teils will nach allem Vermögen mit Schreiben und Vermahnen nichts unterlassen, damit sie, die abgöttischen Christen, zum rechten Glauben bekehret, Gottes Ehre gefördert und Ewr. Majestät Reich (das Türkische Reich) erweitert werde.“

„Derowegen ich meinen Dienst dem Kurfürsten aufgesagt und zu Ew. Majestät mich begeben (!), in Hoffnung die abgöttischen Christen mit mehrerm Nutzen und weniger Gefahr meines Lebens anzufechten.“

Lessing meinte, ein Brief an den Sultan habe nur lateinisch abgefaßt sein können, die deutsche Fassung sei nur eine von den Anklägern gefertigte Übersetzung, die den Verdacht mehrfacher absichtlicher Fälschung

erwecke, namentlich in betreff der Hülfe, die Neuser dem Sultan bei einem Angriff auf Deutschland zugesagt haben soll; denn „was konnte ein armer Prediger in Heidelberg dem türkischen Kaiser für Anschläge geben?“ In einem Punkt hat Lessing die Fälschung bewiesen; ähnliche Stellen, wie die vorher mitgeteilten, muß indessen der Briefentwurf enthalten haben; Neuser wurde während seiner Haft in Heidelberg darüber verhört und machte damals zu seiner Verteidigung geltend: der Brief sei nie von ihm abgeschickt worden; während des Reichstags zu Speier habe er mit dem siebenbürgischen Gesandten verabredet, in die Dienste des Woiwoden Johann Sigismund zu treten, der ja damals des Kaisers Freund und des Türken Feind gewesen sei, woraus klar hervorgehe, daß er die Absicht, sich auf Seite des Türken zu schlagen, gänzlich aufgegeben habe. Allein die Ankläger antworteten ihm: **voluntatem malefactionis pro facto reputari**, der Wille stehe der vollendeten Tat gleich. (!) Übrigens ging offenbar auch die Absicht Neusers nicht weiter, als sich dem Sultan zu empfehlen und bei ihm Aufnahme und Schutz zu finden. Das war ja gar nicht so leicht; im Jahre 1574 ließ er seinem in Heidelberg zurückgebliebenen Sohn sagen, er dürfe unter keinen Umständen versuchen, zu ihm nach Konstantinopel zu kommen; man werde ihn gefangen nehmen und verkaufen, so daß er nie seine Freiheit wiedererlangen möge.

Als Neuser entkommen war, schmiedete man aus dem Brief eine zweite Anklage gegen Sylvanus, indem man ihm, trotz seiner entschiedenen Verwahrung, Schuld gab, den Brief gekannt und gebilligt zu haben. Neuser erfuhr davon, als er sich in Polen, wohl in Krakau, auf dem Wege nach Siebenbürgen befand, und schrieb zweimal nach Heidelberg an den Kurfürsten selbst, um zu versichern, daß Sylvanus nicht um den Brief wisse. Er meinte später, die Briefe müßten nicht an den Kurfürsten gelangt sein, ansonsten man kein solches Urteil über Sylvanus gefällt haben würde.

Späterhin, nämlich vor Ostern 1574 hat er von Konstantinopel aus einen langen Brief an einen Landsmann in Deutschland gerichtet, von welchem Lessing auf der Wolfenbüttler Bibliothek eine alte, allem Anschein nach gleichzeitige Abschrift fand und ihn darnach zum Abdruck brachte.*) Neuser erzählt darin ausführlich seine Schicksale und setzt dann auseinander, was für eine Bewandtnis es mit seinem Briefe an den türkischen Sultan habe. Er leugnet nicht, einen solchen Brief geschrieben zu haben, und zwar vor vier Jahren, also im Jahre 1570; er habe ihn aber niemals abgeschickt, ihn auch niemals jemandem zu lesen

*) Die Anrede lautet „Lieber Herr Casper und Landsmann“; die Unterschrift „Euer Landsmann Adam Neuser“ nebst dem Beisatz: „Grüßt mir den Herrn D. Cratto, welcher, wie ich verstehe, Euern Brieff überantwortet hat.“

gegeben, vielmehr durch Randbemerkungen, hoc potest omitti, selbst kenntlich gemacht, daß er, wenn er abgehen solle, geändert werden müsse. Er habe damals allerdings vorgehabt, sich in die Länder des Sultans und zu den griechischen Christen zu begeben, welche über den heiligen Geist anders lehrten als der Papst, und dem Sultan so geschrieben, wie es nötig war, seine Gunst zu erwerben. Den Wortlaut, wie ihn die Heidelberger Theologen zu den Akten brachten, hat er nie erfahren, konnte ihn also im einzelnen weder bestätigen noch berichtigen.

Wenden wir uns wieder zurück zu dem in Heidelberg gegen Sylvanus schwebenden Prozeß.

Die Hauptanklage gegen denselben bildete ein von ihm verfaßter handschriftlicher Aufsatz mit dem Titel: „Wahre christliche Bekantniß des uralten Glaubens, von dem einigen wahren Gott und von Messia Jesu der wahren Christen, wider den drei-persönlichen Abgott, und zwei-genaturten Götzen des Wider-Christs, aus Gottes Wort mit Fleiß zusamen getragen und in solcher Kürze beschrieben, Anno 1570.“ Daß er diesen Aufsatz irgend verbreitet hatte, leugnete er durchaus und konnte ihm nicht bewiesen werden; nur daß das seine Endabsicht gewesen sei, sollte dargetan sein durch einen Brief an Blandrata, von dem man wohl eine Abschrift beschlagnahmt hatte, und worin es hieß: „Ich habe neulich ein Buch geschrieben von dem wahren einfältigen höchsten und einigen Gott, wider den Drei-Persönlichen. Wann ich von hinnen durch Gottes Hülf werde erlöset sein, will ich verschaffen, daß es ausgehe, oder in Druck komme.“ Also erst nach seinem Tode wollte er es drucken lassen.

Außerdem wurde ihm Mitwissenschaft an dem Briefe Adam Neusers an den Sultan schuld gegeben und daraus gefolgert, daß er landesverräterisch beabsichtigt habe, dem Türken bei einem Angriff auf Deutschland und das Christentum Beihülfe zu leisten. Umsonst beteuerte er, von dem Brief früher nie etwas erfahren zu haben.

Der Kurfürst, welcher mehrfach dem Verhör der Angeklagten beigewohnt, auch selbst Fragen an sie gerichtet hatte, erteilte am Schluß der Untersuchung den Theologen zu Heidelberg (ohne Zweifel den theologischen Mitgliedern des Kirchenrats und den Professoren der Theologie) den Auftrag, ein Gutachten über den Fall zu erstatten; und dieses fiel einstimmig dahin aus: Sylvanus habe sich durch Leugnung der Gottheit Christi der offenbaren Gotteslästerung schuldig gemacht und dadurch den Tod verdient, um so mehr, als auch noch landesverräterische Absichten dazu gekommen seien. Daß Todesstrafe die gebührende Strafe sei, ergebe sich klar aus dem Gesetz Moses, welches dafür Steinigung vorschreibe (III. Mose 24, 14; V. Mose 13, 3 und 5, 18. 20); dieses Gesetz sei aber von Gott selbst gegeben, und dabei noch besonders befohlen, die Strafe „standhaftig zu exequiren“; wenn man das unterlasse, werde man unfehl-

bar den Zorn Gottes über das ganze Volk heraufführen. Diesen Satz von der Unzulässigkeit jeder Gnade werden die Theologen nicht müde, wenigstens ein Dutzendmal umständlich zu wiederholen; „sie verlangten Blut, durchaus Blut," bemerkt Lessing sehr zutreffend; nur fügten sie bei: „Gewiß ist, daß an das Steinigen heutigen Tages eine christliche Obrigkeit nit gebunden ist, sondern daß sie das Schwert oder Hängen oder andere Mittel vom Leben zum Tode zu richten gebrauchen möge." Von ihrem Standpunkt, der unbedingten Verbindlichkeit des Mosaischen göttlichen Gesetzes aus, bedeutete das reine Willkür; aber freilich, wenn diese Frömmler und der Kurfürst selbst die ersten Steine auf das Haupt ihres Schlachtopfers hätten werfen sollen, wäre ihnen vielleicht doch der Arm herabgesunken.

Bezeichnend für das Gutachten der Theologen ist noch ihr beigefügtes Verlangen, den Sylvanus „einer fleißigen Quaestion oder peinlichen Frage", also strenger Folter zu unterwerfen, um von ihm noch die Angabe weiterer Mitschuldigen zu erreichen, wofür wiederum ein göttliches Gesetz, V. Mose 13, 14, angerufen wird.

Die Namen der Theologen waren unter der lateinischen Urschrift des Gutachtens unterschrieben, welches leider nicht mehr vorhanden zu sein scheint.

Lessing geißelt das Werk der Theologen mit folgenden Worten: „Welch ein Bedenken! Wem müssen die Haare nicht zu Berge stehen bei diesem Bedenken! Nein, solange Ketzergerichte in der Welt sind, ist nie aus einem eine sophistischere grausamere Schrift ergangen!" Angesichts des Satzes der Theologen: das Erbieten des Sylvanus, sich zu bessern, könne Gottes Gerichte nicht aufhalten, wenn ihm auch wohl zu wünschen sei, daß ihm Gott eine ernstliche Bekehrung verleihen wolle; aber das stehe bei Gott allein — ruft Lessing aus: „Also: nur erst den Kopf ab; mit der Besserung wird es sich schon finden, so Gott will! Welch ein Glück, daß die Zeiten vorbei sind, in welchen solche Gesinnungen Religion und Frömmigkeit hießen! Daß sie wenigstens unter dem Himmel vorbei sind, unter welchem wir leben! Aber welch ein demütigender Gedanke, wenn es möglich wäre, daß sie auch unter diesem Himmel einmal wiederkommen könnten!"

In entschiedenem Gegensatz zu den Theologen sprachen sich die weltlichen Räte des Kurfürsten gegen Todesstrafe aus und waren nur für mildere Strafe, da man den Reuigen die Rückkehr in die Glaubensgemeinschaft nicht abschneiden dürfe. Als maßgebend für die Bestrafung der Gotteslästerung kann ihnen, den Juristen, nicht das Mosaische Gesetz, sondern nur die Peinliche Gerichtsordnung Karls V. von 1532, Art. 106, gegolten haben, welche härtere oder gelindere Strafe zuließ und die Leugnung der Dreiheit Gottes keineswegs ausdrücklich als Gottes-

lästerung hinstellt;*) ohne Zweifel machten sie ferner geltend, daß die Schrift des Sylvanus ja noch gar nicht von ihm der Öffentlichkeit übergeben, eine Gotteslästerung gar nicht vollendet worden sei, ferner daß der von Neuser verfaßte Brief dem Sylvanus nicht zur Last gelegt werden dürfe, überdies seinem Inhalt nach kein hochverräterisches Unternehmen zu beweisen vermöge.

Nun war der Kurfürst bereits für die Meinung seiner Theologen ganz gewonnen und empfand den Beschluß seines Oberrats sehr übel, weil er nach dem bestehenden Recht Strafurteile nur nach Rat desselben verhängen konnte, dies auch selbst noch in seiner Kirchenratsordnung vom 21. Juli 1564 ausgesprochen hatte. Da verfiel er nun auf den unseligen Gedanken, den Kurfürsten August von Sachsen zu ersuchen, durch seine weltlichen Räte, nicht durch seine Theologen, ein Gutachten über den Fall erstatten lassen zu wollen (16. August 1571). Wie durfte er sich in Angelegenheiten seiner Untertanen von der Meinung fremder Räte abhängig machen? Denn mochte das Gutachten lauten, wie es wollte, es machte Schwierigkeit, es in den Wind zu schlagen. Ein Gutachten der sächsischen Theologen wünschte er nicht, „da dieselben ohne Zweifel der Meinung seiner eigenen Theologen sein würden", in Wirklichkeit aber vielmehr deshalb, weil er fürchtete, ein abweichendes Gutachten zu erhalten, wenn es auch nur aus lutherischem Gegensatz gegen die verhaßten reformierten Theologen gewesen wäre. Lessing wenigstens meint: „Unmöglich würden Lutherische Theologen den Genfischen Grundsatz, daß alles mit dem Tode zu strafen, was das Gesetz Mosis mit dem Tode zu strafen befiehlt, gebilligt haben."

Wie das Gutachten der sächsischen weltlichen Räte gelautet hat, ist unbekannt; nach etlichen Schriftstellern hätten sie für Todesstrafe gestimmt.

Aber sein eigener Oberrat blieb auch jetzt unbeugsam, und so entschloß sich Friedrich III. nach langem Bedenken am 11. April 1572 das Urteil selbst zu fällen und Sylvanus zum Tode mit dem Schwert zu verdammen; eigenhändig schrieb er das Urteil nieder mit dem Beifügen: „Er glaube, er habe auch den heiligen Geist, welcher in dieser Sache ein Meister und Lehrer der Wahrheit sei." Es steht diese Tat in der Geschichte deutscher evangelischer Länder einzig da und bildet einen unauslöschlichen Schandfleck im Leben Friedrichs; sie lehrt, zu welchem Machtdünkel sich der Kurfürst verirrt hatte, und wie die Vertiefung in

*) Ein Jurist durchaus alten Schlages, der Königl. Sächs. Hof- und Justizrat legte in seinem Handbuch der Strafrechtswissenschaft 2, 676, 1823, den Art. 106 dahin aus: „Was also über Christum, die Engel, Heilige usw. gegen die Lehren der Kirche Strafbares gesagt wird, kann nicht als Gotteslästerung betrachtet werden, sondern nur als ungenanntes Vergehen gegen die der Religion schuldige Ehrfurcht."

die Priestergesetze der Juden sein gesundes Urteil und sein menschliches Fühlen umnachtet hatten. Furcht vor seinen lutherischen Mitfürsten kann dabei keine Rolle gespielt haben, da ihn solche Furcht auch nicht abhielt, seinem Lande das reformierte Bekenntnis aufzunötigen, was so viele Fürsten verabscheuten; wenn er den Angeklagten mit Gefängnis bestrafte oder des Landes verwies, konnte ihm niemand vorwerfen, solche Ketzerei geduldet zu haben; aber sein „heiliger Geist“ verlangte, ebenso wie der seiner Theologen, nach Blut. „Das war,“ sagt Lessing, „der heilige Geist, der aus Genf wehte.“ Sein Gewissen blieb indessen offenbar durch Bedenken schwer geängstigt; noch ganze acht Monate zögerte er mit der Vollstreckung; endlich am 24. Dezember 1572 wurde auf dem Marktplatz zu Heidelberg das Blutgerüst aufgeschlagen und der fromme Sylvanus vom Henker enthauptet. Vier Monate nach der Pariser Bluthochzeit, wie Vierordt betrübt erinnert.

Die reformierten Verehrer des Kurfürsten und seines Hoftheologen Olevianus sind bemüht, den schwarzen Flecken in deren Leben abzuschwächen durch den Hinweis darauf, wie duldsam sich beide doch kurz vorher gegen die Wiedertäufer erwiesen hätten.*) Allein die Wiedertäufer waren schon von Kurfürst Ott-Heinrich geduldet worden; man hielt zweiundzwanzig Tage hindurch, vom 28. Mai bis 19. Juni 1571, zu Frankenthal Religionsgespräche mit ihnen, um sie um jeden Preis zu bekehren, erreichte aber nichts und ließ sie unverfolgt, verbot ihnen aber alles Lehren und alles Taufen (!); sie zu vertreiben nahm man wohl lediglich deshalb Anstand, weil sie in der Lehre vom Abendmahl wie der Landesherr selbst dachten (!). Seine Unduldsamkeit bewies er zur Genüge an den Lutheranern und übernahm dadurch Mitschuld an der bald nachher in den lutherischen Ländern ins Werk gesetzten Vertreibung der Reformierten. Mögen ihn reformierte Hoftheologen mit dem Beinamen des „Frommen“ schmücken, für den unbefangenen Geschichtsbetrachter bleibt er ein dünkelhafter, selbstgerechter, tyrannischer theologischer Grübler und Zänker.

Die Verurteilung des Sylvanus äußerte sehr nachteilige Wirkungen auf die Zustände in Heidelberg; einige der obersten Räte fielen beim Kurfürsten in Ungnade; gegen die Mitglieder der Universität, die das Urteil größtenteils mißbilligt hatten, begannen Anschwärzungen und förmliche Anklagen, ebenfalls der arianischen Ketzerei zu huldigen, und mehrere von ihnen legten ihre Stellen nieder und verließen das Land.**)

---

*) Das macht L. Häusser in seiner Geschichte der rheinischen Pfalz 2, 45—50, 1845, geltend. Seine Darstellung ist ungenau und zeigt einen Eifer für kirchliche Dogmen, der ihm nachher in gereifterem Alter ganz fremd geworden ist; die Grausamkeit des Kurfürsten aber verurteilt er ohne Rückhalt.

**) Hautz 2, 83—85.

Neuser war dem Tode durch die Flucht entgangen; aber dafür wurde er nun von den Frömmlern mit den abscheulichsten Verleumdungen verfolgt, die Lessing mit großer Sorgfalt bemüht ist zu entkräften. Wie oben erwähnt, war Neuser vom Rat zu Klausenburg zum Prediger angenommen worden, und der Fürst hatte die Berufung mit der Bedingung bestätigt, daß er keine neue Lehre einführen sollte; sehr bald aber sprengte des Fürsten Hofprediger Dipnisius gegen ihn aus, er habe aus Heidelberg entweichen müssen, weil er eine Jungfrau geschwächt und Ehebruch verübt habe, — Verleumdungen, wie sie von alten Zeiten her immer gegen Häretiker gebraucht worden sind. Das berichtet Neuser in seinem Brief von 1574 mit dem Beisatz: „Wie es denn pfleget zu gehen: ‚wenn der Wagen fällt, so hat er fünf Räder‘, das ist, jedermann schändet und schmähet einen solchen, der in das Elend um Unschuld verjaget ist.“ Aber auch einige Prediger zu Klausenburg zeigten sich ihm abgeneigt, weil er das Alte Testament nicht dem Neuen gleichstellen wollte, über die Auslegung des ersten Kapitels vom Evangelium Johannes anderer Meinung war als sie und leugnete, daß Jesus, wenn er ein bloßer Mensch war, durch seinen Tod, sein Blut, das menschliche Geschlecht habe von Sünde erlösen können. „Denn es ist gewiß,“ sagt Lessing, „daß Sektirer, wenn sie auch noch so wenig glauben, gegen die, welche auch dieses wenige nicht glauben wollen, bei Gelegenheit eben so intolerant zu sein geneigt sind, als der abergläubischste Orthodox nur immer gegen sie sein kann,“ wobei er zugleich nachdrücklich darauf hinweist, daß späterhin Socinus an dem fürstlichen Hofprediger Franz Davidis zum Verfolger geworden sei (weil dieser die Anbetung Jesu verwarf); „denn der eigentliche Socinianer, der weder kalt noch warm ist, möchte gern den Namen einer Religion beibehalten, deren innerstes Leben er vernichtet.“ Neusern kamen jetzt auch Briefe von Heidelberg zu, daß Kaiser Maximilian II., nunmehr Verbündeter des Fürsten von Siebenbürgen, seine Auslieferung verlangen werde, und er beriet sich hierauf mit Davidis, was er tun solle, und begab sich auf dessen Rat nach Ungarn unter die türkische Herrschaft, wo er hoffte, seine Ansichten durch Druckschriften verteidigen zu können. Allein er wurde von dem nächsten Pascha nach Konstantinopel geschickt und hier beim Dolmetscher des Sultan, einem Deutschen, angestellt.

Damals war Baron von Ungnad kaiserlicher Gesandter beim Sultan, und der Lutheraner (!) Stephanus Gerlach kaiserlicher Gesandtschaftsprediger (von 1573 bis 1578).*) Es wurde natürlich bald bekannt, daß Neuser beim Dolmetscher angestellt sei, und der Professor der Theologie in Tübingen, Heerbrand, beeilte sich, den Gesandtschaftsprediger vor Neuser zu warnen, und erhielt schon am 11. Oktober 1573 von Gerlach

---

*) Vergl. Lessing 12, 230. 249.

einen Brief, worin dieser ihn völlig beruhigt, seinem tiefsten Abscheu vor Neuser Ausdruck gibt:*) Neuser habe sich in Konstantinopel beschneiden lassen, mit den in Konstantinopel gefangen gehaltenen Deutschen täglich gezecht, sich wollüstigem Leben, auch zuweilen mit Männern (!), wie es in der Türkei sehr üblich sei, hingegeben, all sein Geld, welches er aus Deutschland und Siebenbürgen mitgebracht hatte (oh!), verloren und dann mit Zauberkünsten es wieder zu erlangen versucht. Wenn man ihm seinen Abfall vom Christentum vorwerfe, so leugne er, abgefallen zu sein; die Beschneidung habe er angenommen nach dem Vorbild gewisser von Matthäus bekehrter Völker, welche von alten Zeiten her Taufe und Beschneidung nebeneinander beibehielten.**) Die türkische Religion, fügt Gerlach bei, habe er nie mit ausdrücklichen Worten gebilligt. — Sodomie und Hexerei! Das sind die üblichen Beschuldigungen gegen Häretiker.

Gerlach schrieb das damals vom Hörensagen, da er Neusern noch gar nicht kennen gelernt hatte. Seine Schilderungen ergänzten dann der böhmische Baron Wenceslaus Budowez von Budowa, der übrigens erst um 1579 zur kaiserlichen Gesandtschaft nach Konstantinopel kam, Neuser also nicht mehr kennen lernte, und Michael Heberer, der erst 1588 in Konstantinopel eintraf. — Budowez gibt die gepfefferte Nachricht: Infolge seiner Ausschweifungen zog sich Neuser die Franzosenkrankheit zu, so daß er von Würmern gleichsam gefressen wurde und einen so abscheulichen Gestank von sich gab, daß niemand in seiner Nähe bleiben wollte, bis er endlich mit erschrecklicher Verfluchung Gottes und aller Religionen am 15. Oktober 1576 starb.***)

Diese Berichte waren nicht bloß den Lutheranern Wasser auf die Mühle, sondern auch den Reformierten, die darin eine Rechtfertigung der gegen Sylvanus geübten Strenge sahen, außerdem höchst erbost waren über eine von Neuser im Jahre 1574 zu Gerlach getane Äußerung: „Zu meiner Zeit ist niemand zum Arianismus gelangt, der nicht vorher Reformierter gewesen ist; wer sich also vor jenem wahren will, muß sich vor dem Calvinismus hüten."†)

Mit Vergnügen wiederholte der Reformierte H. Alting diese Berichte in seiner 1618 geschriebenen Historia Ecclesiae Palatinae, gedruckt 1701, woraus dann alle folgenden Schriftsteller geschöpft haben bis auf

*) Dieser Brief Gerlachs mit andern Briefen desselben befindet sich auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel und wird von Lessing 12, 231—233 mitgeteilt.

**) Nämlich die Äthiopier oder Abessynier.

***) Lessing 230. 252. Heberer, M., Aegyptiaca servitus. Heidelberg 1610. 4°. Budowez, W., V. Circulus Horologii lunaris et solaris etc., in der beigefügten Genealogia Socinianorum p. 234. — Hanoviae 1616. 4°.

†) Struve 237.

diesen Tag, da Lessings Arbeit von niemandem beachtet wird. Unter den älteren sind zu nennen: Joh. Mich. Heineccius, Vize-Generalsuperintendent in Halle, gestorben 1722, in seiner „Abbildung der alten und neuen griechischen Kirche", 1711, und sodann der Leipziger Professor und Bibliothekar Chr. Gottl. Jöcher, gestorben 1758, in seinem „Allgemeinen Gelehrtenlexikon" 1750—1751, der insbesondere nicht unterläßt beizufügen: „Neuser war ein wollüstiger Mensch, ein Trunkenbold und ein rechter Atheist (!), der deswegen auch von den Türken nicht weniger verachtet als von den Christen gehaßt wurde. Seine liederliche Lebensart stürzte ihn in eine schändliche Krankheit, usw." (wie Budowez). Lessing kann nicht umhin, über Jöcher zu urteilen, daß er „ein gar zu elender Compilator" sei, nämlich ein Mann, der gegen Andersglaubende jede Lüge ohne Kritik wiederholt. Glücklicherweise haben sich zwei Zeugnisse erhalten, welche die eben mitgeteilten Erzählungen widerlegen. Derselbe Gesandtschaftsprediger Gerlach hat nämlich seit 1574 ein Tagebuch geführt, worin er erzählt, mit Neuser näher bekannt geworden zu sein, und unter anderem folgendes einträgt: „Er hört auf, unsere Religion zu verdammen, über Gott will er nicht mehr streiten, die türkische Religion verlacht er als voll Fabeln, er verhehlt nicht seine Bereitwilligkeit, zu den Protestanten zurückzukehren, wenn sich Gelegenheit bietet. Aber er hegt im Herzen noch viele ungeheuere Irrtümer." Ferner: „Neuser starb am 15. Oktober 1576 zu Konstantinopel an der roten Ruhr (!), mitten unter seinen Freunden, im Trunke, ohne von Glaubenssachen im Geringsten zu reden."*) Dazu kommt bestätigend hinzu ein Bericht des kaiserlichen Gesandten von Ungnad an seinen Hof nach Wien: „Neuser hat gegen Gott die Verantwortung seines Gewissens halben allein auszustehen, sonst ist er nicht ein arger Mensch, noch Christenfeind."**)

Lessing weiß eigentlich keinen Schriftsteller zu nennen, der es in der Folge gewagt hätte, die Beschuldigungen gegen Sylvanus und Neuser zu widerlegen; nur E. S. Cyprian erhob einige vorsichtige Einwendungen***); dafür aber tischte der berühmte Leibniz, 1706 und 1716, ohne nähere Prüfung die herrschende Fabel über Neuser auf und pries die Christenheit glücklich, daß die Türken nicht auf dessen Ratschläge eingegangen seien, da sie sonst gewiß bei den Socinianern, Wiedertäufern und allen Fanatikern Beistand gefunden hätten (!). Lessing weist den Grund der Fehlschlüsse von Leibniz nach und macht sich am Schluß lustig über eine recht matte, farblose Bemerkung Leibnizens, die den unglücklichen Servet angeht.†) Mit vollem Recht konnte also Lessing aus-

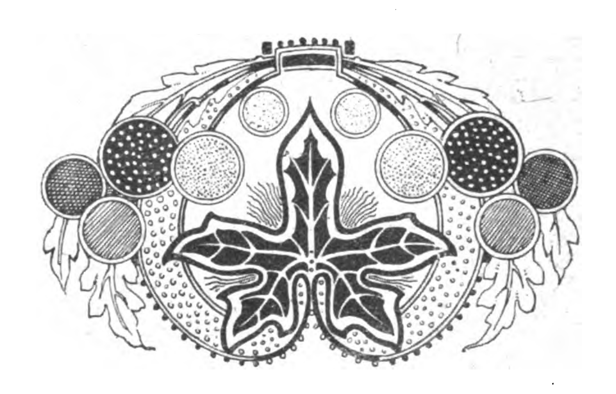
*) Lessing 12, 249. 252—253. Über das Gerlachsche Tagebuch vergl. 231, Anm.

**) Lessing 12, 252.

***) Cyprianus, E. S., Dissertationes varii argumenti, ed. Fischer, Diss. de mortibus Socinianorum. Lessing 12, 237, Anm.

†) Lessing 12, 242. 243. 253.

rufen: „Schlimm, daß nach zweihundert Jahren ich der Erste sein muß, der einem unglücklichen Mann bei der Nachwelt Gehör verschafft." Es wäre Sache eines Juristen gewesen, diese Aufgabe auf sich zu nehmen, aber wo wäre damals ein solcher zu finden gewesen, ein Mann, der zugleich erkannt hätte, daß es sich bei der Verteidigung des Sylvanus und Neuser um mehr als die Ehre einzelner Personen handle, nämlich um Verteidigung der Freiheit religiösen Denkens und die Geißelung roher Verfolgungssucht. Hier tat ein freier Geist und unbestechlicher Freund der Wahrheit not, wie Lessing war; nur ein solcher Mann konnte auch den Mut besitzen, noch in dem nämlichen Jahr, 1774, des Reimarus Schrift „Über Duldung der Deisten" und andere religiöse Fragen ans Licht zu ziehen und damit eine neue Epoche der Bibelkritik zu eröffnen.





Auf Korsika.

Von

Paul Zschorlich.

— Leipzig. —

In den Städten.

Auf der Insel Korsika wohnen zur Zeit etwa 300 000 Menschen. Davon entfallen auf Ajaccio vielleicht 21 000, auf Bastia 23 000 und auf Corte nicht viel mehr als 5000. Von einem städtischen Leben im Sinne von Handel und Verkehr, von Kunst und Wissenschaft kann also gar keine Rede sein, da Ajaccio und Bastia die beiden einzigen ansehnlichen Städte sind. Wenn ich das viel kleinere Corte, das mitten im Innern gelegen ist, den beiden Küstenstädten hinzufüge, so geschieht es lediglich, um auch über eine korsische Bergstadt etwas zu sagen. Schließlich ist Corte mit seinen 5000 Einwohnern zahlenmäßig immer noch den übrigen jedem Korsikareisenden bekannten Ansiedelungen mit Ausnahme von Sartène, das 6000 Einwohner zählt, überlegen. Sartène aber bietet außer seiner malerischen Lage dem Fremden sehr wenig.

Wer immer nach Korsika gefahren ist, hat Ajaccio einen Besuch abgestattet. Und es gibt viele, denen es genügte, Napoleons Geburtsstadt zu sehen. Auch gibt es selbst heute noch ängstliche Leute, die sich nicht recht in das Innere der Insel hineintrauen. Sie haben einmal etwas von den korsischen Banditen gehört und wittern nun hinter jedem Baum einen Meuchelmörder. Dabei reist man nirgends sicherer als gerade auf Korsika. Doch davon später.

Ajaccio pflegt man sich nach den Schilderungen, die zahlreich genug sind, als ein kleines Paradies vorzustellen. Und in gewissem Sinne hält die Stadt auch, was man sich von ihr verspricht. Aber nur, solange man sie nicht betritt. Wenn man so des Abends auf der herrlichen Route du Salario sacht emporsteigt und seinen Blick auf das Meer, die Stadt und die Ebene zu seinen Füßen schweifen läßt, so fühlt man sich hingerissen von so viel Schönheit. Die Farben der Landschaft sind so unvergleichlich wie ihre Szenerie. Das westlich gelegene neue Fremdenviertel hebt sich mit seinen geschmackvollen Villen wirkungsvoll ab von der kompakten Masse der französischen Mietshäuser, die im bekannten Hausmannstil erbaut sind. Landeinwärts liegen Ansiedelungen und Dörfchen in idyllischer Ruhe zerstreut, und den Hintergrund bilden hohe Berge, unter denen der Monte Renoso und der Monte d'Oro besonders imposant herübergrüßen. Zum Grün der Landschaft und dem Schnee der Berggipfel aber bildet das ewig blaue, unermeßliche Meer den reizvollsten Kontrast. Die Route du Salario dürfte in Europa kaum ihresgleichen haben. Sie über=

trifft vielleicht selbst die berühmte Route de la Corniche, die Nizza mit Mentone verbindet.

Weniger erfreulich wirkt der Anblick von Ajaccio, wenn man sich inmitten der Stadt befindet. Die Place des Palmiers allerdings ist einzig schön: Palmen von solcher Höhe und Stärke findet man selbst an der Riviera nicht. Auch die Spaziergänge am Strand entlang sind reizvoll. Aber selbst dort hat man unter dem Mangel an Reinlichkeitssinn zu leiden, der für die Südländer charakteristisch ist. Was nützt dir die salzigste Brise vom Meere her, wenn sie mit den Duftwellen übelriechenden Unrats ziehen muß? Was helfen dir die schönen Palmen, an denen die Gärten so reich sind, wenn ihr Anblick durch den Schmutz und die Verwahrlosung der Gassen beeinträchtigt wird? Man braucht sich nur das eine zu vergegenwärtigen, daß in den meisten Häusern Ajaccios das Klosett ein unbekannter Luxus ist, daß niemand etwas dabei findet, alles, was er innerhalb seiner vier Pfähle nicht dulden mag, einfach auf die Straße zu schütten oder zu werfen. Und man wird sich unschwer vorstellen können, daß die Luft in Ajaccio nicht ganz einwandfrei ist. Im Fremdenviertel draußen allerdings ist für alles gesorgt. Dort hat man Spülvorrichtungen, Dunggruben und Restebehälter. Zudem sind die einzelnen Häuser mit Gärten umgeben. Hier wird die Luft stetig rein und frisch erhalten. In der Stadt drinnen aber ist das ganz anders. Und wenn einer der zahlreichen Kranken und Rekonvaleszenten, die Ajaccio allwinterlich zu Erholungszwecken aufsuchen, zum erstenmal in die von unglaublichen Gerüchen erfüllte Rue Fesch gerät, dann wird er sie, wenn er um seine Gesundheit besorgt ist, schwerlich ganz durchwandern. Besonders gegen Abend, wenn alles Volk schwatzend vor den Türen sitzt und die Mütter, unbesorgt um die Blicke der Passanten, den Kindern die ungewaschene Brust reichen, ist das Bild geradezu widerwärtig. Alle Abfälle aus der Werkstatt, aus der Küche, alte Lumpen, Kleiderfetzen aus den Stuben der Näherinnen, faule Eier, Orangen und Fische, abgeschnittene Salat- und Gemüseblätter, kurz: alles, was man los zu sein wünscht, wirft man auf die Straße. Niemand denkt daran zu kehren. Allenfalls am Samstagabend greift einmal einer oder eine zum Besen, aber mitten im Schwatzen vergißt man das Kehren, und der ganze Effekt ist der, daß der Schmutz nicht entfernt, sondern an einen anderen Fleck gefegt wird. Das nennt man dort unten: beseitigen.

Was die Faulheit der Menschen liegen läßt, das errafft die Gier der Hunde. Ich habe im vorigen Sommer vier Nächte in Ajaccio zugebracht. Sie waren fast gänzlich schlaflos. Es sind wahre Höllenhunde, mit denen man es in Ajaccio zu tun hat. Es besteht die verhängnisvolle Gewohnheit, die Hunde des Nachts auf die Straße zu schicken. Während man sie in Deutschland einschließt, jagt man sie dort unten mit Eintritt der Dämmerung aus dem Hause, falls das überhaupt nötig ist. Denn meistens strolchen sie auch den ganzen Tag über auf den Gassen umher. Und nun kläfft und bellt es die ganze Nacht über an allen Ecken und Enden der Stadt. Man muß sich erst „akklimatisieren“, will man bei diesem eindringlichen, nervös machenden Lärm Schlaf finden.

Ein Städtchen von wilder Romantik ist das im Inselinnern gelegene Corte. Seine auf senkrechten Felsen aufgebaute Zitadelle gewährt einen kühnen und fast barbarischen Eindruck. In Corte war es auch, wo ich ein richtiges Tingeltangel vorfand. Zwei Französinnen und eine Italienerin gröhlten in das dichtgefüllte, qualmgeschwängerte Lokal, in welchem die korsischen Bauern wie verzückt lauschten. Für sie ist noch Kunst, was uns Großstädtern eine widerliche Travestie bedeutet. Aber dieses Tingeltangel erfüllt auch noch einen Nebenzweck, und zwar einen sozialen. Corte hat Garnison. Und wo französische Soldaten sind, da sind auch Frauenzimmer. Die Gedankenverbindung zwischen den weiblichen Kräften des Tingeltangels und der korsischen Besatzung ist so schwer nicht herzustellen.

Im übrigen bezeichnet man auf Korsika mit Stadt, was in Wirklichkeit nur Dorf ist. Das Landleben beherrscht diese Städte ganz und gar. Der Bauer verschwindet nie,

selbst in dem größten Café Ajaccios, das einen etwas großstädtischen Anstrich hat, sitzt er mitten unter den Stammgästen.

Das Landleben bestimmt auch den Charakter und die Sitten der Insel. Und natürlich auch ihre geistige Kultur, die rein bukolischer Natur ist.

Auf dem Lande.

Die Korsen haben Phantasie. Sie sind nicht geistig stumpf. In ihren Trauer- und Klageliedern, die sie beim Tode einer geliebten Person anstimmen und die auch heute noch manchmal improvisiert werden, verraten sie Natursinn und Geschmack an poetischen Bildern und Vergleichen. In ihrer Gesamtkultur sind sie konservativ. Die berüchtigte Vendetta, die Blutrache, ist nicht ausgestorben und wird nicht aussterben unter ihnen. Alle Verfügungen, Strafandrohungen und Überwachungen haben nichts gefruchtet. Und die Behörden haben sich allmählich an die Landessitte gewöhnt. Sie verfolgen die Banditen nicht.

Auf Korsika ist der Bandit meistens ein sehr harmloser Mensch. Er ist keineswegs das, was wir unter einem Banditen verstehen; er ist kein Wegelagerer, kein Einbrecher oder Meuchelmörder. Im Gegenteil, er attackiert nicht nur nicht die menschliche Gesellschaft, sondern er sucht ihr auszuweichen. Er ist ein Réfugié, ein Verbannter und Entrechteter. Er ist nichts weiter als der wegen Blutrache Verfolgte. Zu zweit und zu dritt leben diese Banditen in der Macchia, einem dichten, undurchdringlichen Gebüsch, in das sie niemand verfolgt. Verwandte oder Freunde stecken ihnen von Zeit zu Zeit Lebensmittel zu. Im übrigen schießen sie sich ihre Mahlzeit vom Himmel oder von der Erde weg. An Wild ist ja kein Mangel. Ohne Flinte wird man den Banditen nie sehen, wenn man ihn überhaupt zu Gesicht bekommt. Aber dem Menschen gegenüber macht er von seiner Flinte nur dann Gebrauch, wenn er um seine Freiheit zu kämpfen sich gezwungen sieht. Polizisten, die ihm in die Macchia folgen, würden mit einer Salve empfangen werden. Aber die Polizei hütet sich ihnen zu folgen. Denn in dieser Macchia kennt sich niemand aus als eben der Bandit. Der Kampf ist viel zu ungleich. Und wozu soll auch ein armer Familienvater sein Leben wagen gegenüber einem an sich ganz harmlosen Menschen? Von Raub und Mord hört man auf Korsika fast nie etwas, es sei denn, daß es sich um den Mord aus Blutrache handelt. Wird einmal ein Raubmord bekannt, so kann man zehn gegen eins wetten, daß kein Korse, sondern ein eingewanderter Italiener der Täter ist.

Man reist also völlig sicher im Innern Korsikas. Mindestens so sicher wie in der nächsten Umgebung Berlins, wo sich mehr lichtscheues Gesindel herumtreibt, als auf ganz Korsika überhaupt zu finden ist. Die Einwohner der Insel sind freundlich und schätzen noch die gute alte Sitte des Gastrechts und der Gastfreiheit hoch. Wenn man mit einem Korsen in der Eisenbahn oder im Stellwagen zusammentrifft, so wird er selten von seinem Mundvorrat nehmen oder aus seiner Weinbuddel trinken, ohne dem Mitreisenden anzubieten. Das französische Volk ist in seinen unteren Kreisen überhaupt viel wohlerzogener, umgänglicher und rücksichtsvoller als das deutsche. Auch auf Korsika spürt man das.

Während die Männer sich durch derbe, scharf geschnittene Gesichtszüge auszeichnen und Charakterköpfe unter ihnen nicht selten sind, fallen die Frauen durch ihre Häßlichkeit geradezu auf. Und die Summe zum Teil schwerer körperlicher Arbeit, die sie im Dienste der Männer verrichten, prägt sich in ihren Zügen deutlich aus. Kommt hinzu, daß ein großer Teil von ihnen stets schwarz gekleidet geht. Die äußere Trauer um die Toten dauert auf Korsika fünf und sechs Jahre. Während dieser ganzen Zeit kleiden sich die Frauen völlig in Schwarz. Kein Wunder also, daß sie nicht geeignet sind, die Landschaft so reizvoll zu beleben wie in Italien.

Mit der Verpflegung auf dem Lande hapert es insofern, als man sich sehr bald an die Landeskost gewöhnen muß. Wer das nicht kann, der kann auch in Korsikas Bergen nicht wandern. Aber diese Kost ist durchaus schmackhaft. Der Bruggio, ein leichter und sehr schmackhafter Käse aus Ziegenmilch, ist überall zu finden. Fleisch wird wenig oder

gar nicht gegessen, dagegen um so mehr Fische, insbesondere an der Küste. Die Hummern und die Languisten sind billig und die Forellen kennt man nicht als Luxusartikel, sondern man verspeist sie nicht anders als bei uns in Deutschland den Schellfisch oder den Kabeljau. Ungemein reich ist das ganze Land an Früchten. Die Feigen, Orangen, Pfirsiche, Kastanien, Mandeln und Nèvres wachsen dem Korsen in den Mund. Es ist eine solche Überfülle, daß selbst das Vieh massenhaft mit Kastanien gefüttert wird. Der korsische Landwein ist stark, herb und äußerst wohlfeil. Für dreißig oder vierzig Pfennige ist schon ein ganzer Liter zu haben. Und zu den Mahlzeiten wird er, wie überhaupt in Frankreich, gratis geliefert.

Daß in einem so gesegneten Land und unter so südlicher Sonne nicht viel gearbeitet wird, kann man sich denken. Die Korsen machen unter den Romanen keine Ausnahme. Was sollen sie auch viel tun? Was sie brauchen, das haben sie. Der Acker wird nach der Väter Sitte bestellt. Neue Maschinen sind so gut wie unbekannt. Geld ist teuer. Wofür soll der korsische Bauer Geld ausgeben? Seinen Wein und seinen Schnaps (ein brennend scharfes eau de vie ist besonders beliebt) fabriziert er sich selber, und Vergnügungen gibt es so gut wie keine, trotz des Tingeltangels in Corte.

Da das Geld wertvoll ist, so läßt es sich auch heute noch billig reisen auf Korsika. Billiger als irgendwo auf dem Kontinent. Ich habe wiederholt ein Nachtlager für dreißig und vierzig Centimes erhalten. Dabei sind die Betten durchweg gut, und von Ungeziefer hat man nicht so viel zu leiden, als man befürchten sollte. Selbst in Ajaccio fand ich für achtzig Centimes pro Nacht (also für sechzig Pfennige) ein schönes, gut möbliertes Zimmer. Ebenso ist das Essen durchweg billig und reichlich.

Übrigens handelt man da, wo man überteuert zu werden fürchtet. Das ist durchaus der Brauch. Ja, selbst bei der offiziellen Post, welche den Personenverkehr ins Landinnere vermittelt, ist eine erfolgreiche Diskussion um die Taxe möglich. Ich fuhr von Piana nach Ajaccio anstatt für 5 Francs für 2 Francs 50 Centimes. Wenn man bedenkt, daß man für diesen Preis etwa acht Stunden zu fahren hat, kann man ermessen, wie billig er ist. Aber was tut nicht die liebe Konkurrenz, nicht wahr? Man droht dem Postillon, daß man die (eine Stunde später abfahrende) Post des Konkurrenzunternehmers benutzen werde, und er gibt nach.

Abgesehen von den herrlichen Wäldern von Aitone und Vizzavona ist Korsika waldarm. Vorwiegend sind Kastanien. Aber die Bäume stehen nicht so dicht beisammen, daß man den Eindruck eines richtigen Waldes empfängt. Das Wandern zu Fuß ist darum eine mißliche Sache, da, ganz abgesehen von den großen Entfernungen, die Landstraßen arm an Schatten sind. Der Korse reitet auf Maultieren oder Eseln. Auch die korsischen Frauen reiten, und ein Fremder, der zu Fuß kommt, wird angestaunt. Die Wege sind, einige ganz hervorragend gute Landstraßen ausgenommen, ungemein steinig, und da sie mit großen Terrainschwierigkeiten zu kämpfen haben und unablässig auf steinigem Boden steigen oder fallen, werden sie dem Wanderer sehr beschwerlich. Darum wird ein jeder, der Fußwanderungen beabsichtigte, sehr bald den Wagen benutzen oder das Maultier besteigen.

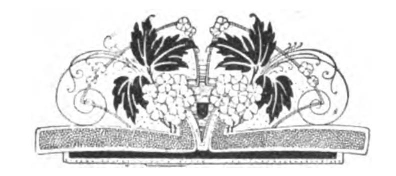
Nur auf den Monte Rotondo oder einen der anderen bis bald 3000 Meter hoch ansteigenden Bergriesen Korsikas muß man sich zu Fuß bemühen. Ich habe diesmal den Rotondo bestiegen. Bis zu den Hütten von Timozzo führt ein leidlich guter Weg, der gegen Ende stark ansteigt und im ganzen von Corte ab einen Marsch von fünf Stunden erfordert. Von den Schäferhütten indessen, wo man auf hartem Fußboden zu übernachten pflegt, hat man einen etwa vierstündigen, wegelosen und sehr beschwerlichen Aufstieg mit Traversen über Schneefelder, Übergängen über Wildbäche und Klettergängen. Das Panorama freilich ist herrlich. Zu beiden Seiten blaut in der Tiefe das Mittelländische und das Tyrrhenische Meer, und in der näheren Umgebung wird der Blick durch romantische Felsentäler gefesselt.

Ohne Führer ist der Aufstieg kaum möglich, da die Terrainbildung dem nicht Ortskundigen fortwährend Rätsel aufgibt. Auch ich hatte einen Führer gedungen. Es war ein braver und ehrlicher Korse, aber so faul wie seine Landesgenossen. Als wir des Nachts um drei Uhr in den Hütten von Timozzo aufbrachen, suchte er alle möglichen Ausflüchte,

um den Aufstieg zu verhindern. Es stellte sich bald heraus, daß er selbst die Route nur mangelhaft kannte.

Keinesfalls darf man an diese „Führer" mit denselben Ansprüchen herantreten wie etwa in den Alpen. Sie sind nicht ausgebildet, kennen das Panorama, das man auf den Bergspitzen genießt, ganz und gar nicht und würden auch bei Unglücksfällen in Bezug auf sachliche Behandlung versagen. Vor dem Schnee hatte unser Korse geradezu Furcht, und erst als ich es ihm vorgemacht hatte, wie man ein Schneefeld traversiert, stand er davon ab, die noch zu passierenden zu umgehen, was natürlich mit erheblichem Zeitverluste verbunden gewesen wäre.

Ein starker Fremdenverkehr besteht auf Korsika nicht. Es ist auch nicht anzunehmen, daß er in nächster Zeit entstehen wird. Die Insel ist und bleibt eben isoliert. Für den Touristen hat diese Tatsache die große Annehmlichkeit, daß er für sich ist, daß er sich nicht mit Hunderten und Tausenden in die Genüsse der Natur zu teilen braucht, daß seine Naturandacht kein Unberufener stört und daß er vorläufig noch in der Lage ist, die Preise selbst zu bestimmen. Diese Wohltaten werden insbesondere alle die empfinden, denen das Menschengewimmel in den Alpen auf die Nerven geht. Und da ich zu diesen Empfindlichen gehöre, ging ich, die Alpen durchquerend, nach Korsika. Dieses buen retiro hat mich nicht getrogen. Und ich kann es jedermann empfehlen, der für die noch nicht „kultivierte" Natur Sinn und Verständnis hat. Möchten doch viele die an erhabenen Schönheiten reiche Insel besuchen! Aber bitte nicht zu viele.





Die Sage von der weißen Frau.

Von

Dr. Thomas Stettner.

— München. —



In der mittelfränkischen Ebene liegt nahe der Regnitz das kleine Dörfchen Gründlach, gleichweit von Nürnberg und dem alten Hohenzollernsitz Kadolzburg entfernt. Die Kirche wurde im dreißigjährigen Kriege verbrannt und am Ende des XVII. Jahrhunderts schmucklos wieder aufgebaut; das gleiche Schicksal hatte das Herrenhaus. Ein ummauerter Friedhof und Schloßgarten, ein kleiner Hain lenken noch flüchtig unsere Blicke auf sich, sonst gleicht das Örtchen den Hunderten anderer in der an Reizen armen Weite. Und doch wird der, welcher gerne an Stätten weilt, wo die Stimme verschollener Zeiten zu ihm spricht, hier Einkehr halten, denn in der Kirche steht, von wenigen gekannt, der Grabstein Kunigundens von Orlamünde, der weißen Frau des Hohenzollernhauses. Er ist in die innere Nordseite der Kirche eingelassen, und ernst steht uns die Gestalt gegenüber, wenn wir durch die Pforte eintreten. Jahrhunderte lang sind die frommen Beter über ihn geschritten, solange er noch die Gruft deckte, in der ihre Gebeine ruhten, aber dennoch hat er uns den Eindruck ihrer Erscheinung bewahrt. Das Abendlicht des Herbstes spielt in warmen Tönen um ihn, und im Dämmerlicht des Chores wollen wir dem lauschen, was die Geschichte und die heute noch lebende Sage uns von dem Schicksal der hier Bestatteten berichten. Die Geschichte erzählt:

Burggraf Friedrich IV. von Nürnberg kaufte 1326 Markt und Feste Gründlach, um sie zu einer Stadt zu erweitern. Seine Söhne aber unterließen, als er 1332 starb, die Ausführung dieser Absicht, da sie von anderen Plänen in Anspruch genommen waren. Als nämlich die Ehe des letzten Sprosses des Orlamündischen Geschlechtes, des Grafen Otto mit Kunigunde von Leuchtenberg, der Tochter Elisabeths von Meran,

kinderlos blieb, schloß der ältere jener Söhne Friedrichs mit ihm einen Erbvertrag, um die einst zwischen den beiden Häusern geteilten meranischen Güter wieder ganz in Zollerschen Besitz zu bringen. Der Vertrag trat in Kraft, als Otto kinderlos starb, und Kunigunde blieben zur Sicherung ihres Wittums aus den meranischen Gütern die Plassenburg, Kulmbach und drei weitere Orte verpfändet. Gegen diese Güter traten ihr die Hohenzollerschen Brüder 1343 Markt und Feste Gründlach ab. Wenige Wochen danach übergab sie mit ihrem gesamten Vermögen auch Gründlach an Konrad Groß, Schultheiß von Nürnberg, zu ihrer Seele Heil, dann „um ihres Gatten, ihres Vaters, ihrer Mutter und all ihrer Vorfahren Seelen willen", damit er davon im neuen Spital in der Stadt ein Kloster der grauen Schwestern gründe. Es erhielt den Namen Himmelsthron, und die Stifterin nahm selbst, noch nicht vierzig Jahre alt, den Schleier und trat in dasselbe ein. Als die Räume in der Stadt zu eng wurden, siedelte sie 1348 nach Gründlach in die Burg über. Die Trennung vom Spital schuf verwickelte Verhältnisse, und im Streit mit dem Pfleger wahrte Kunigunde in sehr herrischer Weise ihre Rechte und maßte sich zu Unrecht solche an, so daß sie vor dem versammelten Konvent dafür Abbitte leisten mußte. Trotzdem wurde sie zur Äbtissin gewählt. 1382 starb sie und wurde in der Klosterkirche bestattet. Auf dem Grabstein ist sie im Nonnenschleier und im langen, weißen Gewand der Frauen von Cisterz dargestellt; die Rechte hält den Äbtissinnenstab, die Linke ein Gebetbuch. Die Umschrift läßt sich nicht mehr ganz entziffern, doch lautet sie wohl:

Anno MCCCLI . . . obiit d(o)m(in)a C(u)negontis (de) Orlam(un)d funda(t)io(n)is (huius) abatissa in Celi Throno.

Um nun zu sehen, wie es kam, daß ihre Gestalt mit der der weißen Frau verschmolzen wurde, müssen wir die etwas verschlungenen Pfade verfolgen, die die Sage ging, und zuerst die ursprünglich selbständige Sage von der weißen Frau betrachten. Diese Gestalt auf einen mythologischen Ursprung zurückzuführen — wir könnten dann nur an eine Walküre, nicht an die Göttin Perchta denken — geht wohl zu weit.

Zum ersten Male wird nach dem Tode des Markgrafen Albrecht Achilles berichtet, daß in den dunklen Gängen und Gewölben der Plassenburg eine gespenstische Erscheinung im weißen Gewand sich zeigte. Sie stiftete soviel Unruhe und Unheil an, daß Albrecht der Krieger ihr weicht und die Hofhaltung nach Bayreuth verlegt; aber auch dort erscheint sie, ebenso in Berlin und bald überall, wo Hohenzollern sitzen. In Minutolis Geschichte der weißen Frau sind alle bekannten Fälle ihres Erscheinens aufgezeichnet — wir heben nur einige heraus:

Der Tod des großen Kurfürsten soll von ihr voraus verkündet worden sein, und Friedrich I. wollte sie selbst mehrmals gesehen haben. Die französischen Generale wurden in Bayreuth 1806 von ihr beunruhigt,

General d'Espagne verließ mitten in der Nacht das neue Schloß, und auch Napoleon wollte keine zweite Nacht in dem maudit château übernachten. Und wie über diese Zeit hinaus der Glaube an ihr Erscheinen lebendig blieb, weiß jeder, der in der Nähe eines Hohenzollernschlosses aufgewachsen ist oder auch nur ein solches besuchte. Da sie aber anfangs in einer Gestalt auftrat, die Schrecken erregte oder Unheil ankündigte, deutete das Volk sie als einen Geist, der für begangene Sünden im Grabe nicht Ruhe finden kann, und naturgemäß regte sich die Frage, wer die Schuldige sei und was die Schuld.

Von der Sage der weißen Frau ganz unabhängig ist die Sage vom orlamündischen Kindermord entstanden. Ihre ursprüngliche Fassung lautet: Die Gräfin von Orlamünde war nach dem Tode ihres Gatten in heißer Liebe zu Burggraf Albrecht dem Schönen von Nürnberg entbrannt, der ihre Liebe erwiderte und äußerte, er würde sie zur Frau nehmen, wenn nicht vier Augen im Wege stünden. Er meinte damit wohl seine noch lebenden Eltern; die Gräfin aber glaubte, die Äußerung beziehe sich auf ihre beiden Kinder, und tötete dieselben, indem sie ihnen im Schlafe eine goldene Nadel durch den Kopf stieß. Zur Sühne dafür sei sie nach Rom gepilgert und habe vom Papst gegen das Versprechen, ein Kloster zu stiften und selbst sich dem klösterlichen Leben zu weihen, Vergebung erlangt. Aber seit ihrem Tode erscheine sie den Nachkommen Albrechts, um ihnen das Nahen der letzten Stunde oder anderes Unheil anzukündigen.

Wer ist nun mit dieser Gräfin gemeint? Der erste, der der Sage Erwähnung tut, beantwortet auch die Frage in einer allen Zweifel ausschließenden Weise. In einer Beschreibung der deutschen Klöster erzählt der gelehrte Bruschius 1552, daß er in Himmelskron in Oberfranken die unverwesten Leichen zweier Kinder gesehen habe, welche ihre eigene Mutter, eine Gräfin von Orlamünde und Herzogin von Meran, ermordet habe. Das weitere darüber werde man dereinst bei der Beschreibung des Klosters Gründlach lesen. Also hat er unzweifelhaft Kunigunde als die Täterin nennen hören. Das Versprechen eines späteren genaueren Berichtes löst er nicht ein, vielleicht weil er in Gründlach von der Grundlosigkeit der Sage sich überzeugte. Später wurde in Himmelskron eine Gräfin Agnes als die Täterin bezeichnet und ihr und Albrechts steinernes Bild gezeigt; aber die Inschrift auf dem Sarkophag zeigt einen anderen Namen als den der Gräfin Agnes, und Albrecht liegt in Heilsbronn begraben. Wie man aber Beatrix von Orlamünde zur Geliebten Albrechts und Mutter der Kinder machen konnte, ist unerfindlich, sie war seine Großtante und damals, sofern sie noch lebte, eine uralte Frau. Ebenso unhaltbar sind die Aufstellungen anderer Namen.

Dagegen vermögen wir noch wohl zu erkennen, wie die Gestalt Kunigundens in den Kreis jener Sage eintrat. Die Plassenburg war orla-

mündischer Besitz gewesen. Ihre schöne Herrin, die lange dort gewohnt hatte, war in blühendem Alter ins Kloster gegangen, kurz nachdem Burggraf Albrecht eine andere gefreit. In der orlamündischen Gruft zu Himmelskron nahe der Plassenburg fand man unverwest geblieben die Leichen zweier Kinder, deren Namen keine Inschrift und kein Bild meldete. Als nun die Kunde sich verbreitete, daß in jenem Schlosse ein Geist in weißem Gewande sich zeige, da mochte vor das innere Auge eines Besuchers jener orlamündischen Kindergruft die Gestalt der Gräfin von Orlamünde treten, wie er sie in Gründlach auf ihrem Grabstein gesehen. Da dieser ursprünglich farbig war, mochte der Eindruck der hohen Gestalt im weißen Kleide wohl ein bleibender sein! Sie hatte ja nach ihres Mannes Tode heiß einen andern geliebt, war ins Kloster gegangen, wohl um begangener Schuld willen; aber der Himmel hatte die Sühne nicht angenommen, und in dem Gewand, in dem sie auf dem Grabstein steht, war sie verurteilt, ruhelos umher zu wandern. Durch den Zusammenhang mit Albrecht war erklärt, warum sie ein Gast der Hohenzollernschlösser sei, und so war Kunigunde von Orlamünde zur weißen Frau geworden.

Nun webt die Sage weiter. Um das Unbegreifliche der Tat zu erklären, wurde die Erzählung von dem Mißverständnis ersonnen, welche begreifen läßt, wie ein solcher Entschluß in der liebebetörten Frau entstehen konnte, und das Schreckliche etwas zu mildern geeignet ist. Im Laufe der Zeit wird der Erscheinung der Charakter des schreckenden Gespenstes genommen, und sie wird zur mildgesinnten Warnerin. Denn, erzählt die spätere Sage, als Kunigunde ihr Ende herannahen fühlte, gedachte sie mit rührenden Worten ihrer schweren Missetat; das zweideutige Wort des geliebten Mannes, das sie dazu verführt habe, wolle sie dem burggräflichen Hause in all seinen Gliedern im guten vergelten und jedem aus demselben durch göttliche Kraft ankündigen, wenn sein letztes Stündlein sich nahe, damit er sein Haus bestellen könne und nicht unvorbereitet vor dem ewigen Richter erscheine. Später wurde der Zusammenhang mit Kunigundes Gestalt vergessen und andere Denkmäler gezeigt, aber ganz wurde die Spur nicht verwischt, welche beweist, daß Kunigunde der weißen Frau ihre Gestalt gegeben hat. Ob zwischen Kunigunde und Albrecht ein Liebesverhältnis bestand, vermag die Geschichte nicht zu entscheiden, es ist aber weder unmöglich noch unwahrscheinlich. Über die Sage vom Kindermord aber vermag die Geschichte ein sicheres Urteil zu fällen. Hätte sie Kinder gehabt, so wäre der Erbvertrag mit den Hohenzollern nie in Kraft getreten, oder sie hätte, wenn sie einst deren Dasein im Dunkel lassen wollte, doch ihrer Seelen Erwähnung tun müssen bei der Klosterstiftung, um nicht an dessen Schwelle eine neue Sünde auf sich zu laden; auch war, wie wir sahen, ihr Verhalten im Kloster nicht das einer zerknirschten Büßerin. Was sie also

auch in ihrem an Enttäuschungen reichen Leben gefehlt haben mag, von der Anklage des Kindermordes ist ihr Andenken freizusprechen.

Worin liegen nun, das soll unsere letzte Frage sein, die Quellen für die beispiellose Lebenskraft unserer Sage? Haben wir ja doch in den Tagen, als des greisen Kaisers Wilhelm Leben zu erlöschen drohte, selbst gesehen, daß der Glaube an die Erscheinung in weiten Kreisen des Volkes lebendig war wie je, und daß im Lichte der elektrischen Lampen die Kunde von ihr raunend von Mund zu Mund ging, wie einst in des großen Kurfürsten Tagen. Der Grund hierfür scheint mir darin zu liegen, daß die Sage lebendig blieb, das heißt, daß sie mit der Zeit sich änderte, und zwar sich veredelte. Anfangs ein Gespensterspuk wie tausend andere, nahm sie die Züge einer bestimmten Persönlichkeit an, für deren Schuld und Buße die ausgebildete Sage unsere Teilnahme und unser Mitleid weckt. Die Schuld, die sie aus übergroßer Liebe begangen, erscheint gesühnt durch ein Leben der Buße, aber als selbstgewollte Vollendung nimmt sie auf sich, jeden Sproß aus dem Geschlecht des einst Geliebten davor zu bewahren, daß er unvorbereitet in die Ewigkeit abgerufen werde. So ist sie also nicht mehr eine zu ewiger Unrast Verdammte, sondern sie ist zu einer milden Mahnerin geworden, und indem die Sage sie das, was sündige Liebe verbrochen haben soll, durch Taten nie ermüdender Liebe sühnen läßt, ward sie zu einem Schutzgeist des geliebten Herrscherhauses.*)

*) Wir glauben kurz noch der Kinderreime gedenken zu sollen, in denen die Sage vom Orlamündischen Kindermord heute noch nachklingt. Offenbar entstand sehr bald über jene Sage ein Volkslied, aus dem die Verse erhalten blieben:

Lieber Hager, laß mich leben,
Ich will dir Orlamünde geben,
Auch Plassenburg die neue,
Es soll mich nicht gereuen —

und die Worte des Schwesterchens:

Lieber Hager, laß mich leben,
Ich will dir all meine Docken geben.

Diese Verse sind ein gutes Beispiel für das Werden und Wandern des Volksliedes; sie entstammen ursprünglich einem Lied über die Ermordung des Grafen Otto II. von Meran, welcher als Anhänger der welfischen Partei vom Kaiser geächtet, 1248 von seinen Dienstleuten auf der Plassenburg oder in Niesden ermordet worden sein soll. Ein Herold von Hage (— der Ort Haag liegt bei Auerbach —) wird in jenen Jahren in seiner Begleitung genannt, diesen machte der Volksmund zum eigentlichen Täter, und auf ihn gehen die Verse, die der Herzog im alten Liede spricht:

Lieber Hager, laß mich leben,
Ich will dir Rondeck und Niesden geben,
Auch Plassenburg die Neue,
Das soll dich nicht gereue.

Seine Gestalt wurde dann in die Erzählung der neuen Schreckenstat in jenem Hause herübergenommen, und so lebt der ungetreue Vasall nun als schreckhafte Gestalt im Kinderreime fort.



Politischer Monatsbericht.

Von

Dr. Hugo Böttger,

Mitglied des Reichstags.

— Steglitz. —

Die Parlamente sind vertagt, die Minister suchen die Sommerfrischen auf, da könnte auch die Politik eine Pause machen. Indessen ohne Ferien gehen die Ereignisse ihren Gang weiter, die Zeitungen stellen den Betrieb nicht ein, und es reißt der politische Faden keineswegs ab; hier und da wird nur eine andere Nummer gesponnen, bald gröber, bald feiner. Die Monarchen reisen ebenfalls, und die Diplomaten mit ihnen. So feiert also die Staatskunst nicht, und es wird nach wie vor Geschichte gemacht. In einzelnen Staaten kommt es sogar zu bedeutenden Peripetien.

Die österreichische Monarchie ist mit dem neuen Ministerpräsidenten liberalisierender Färbung, mit dem Prinzen Hohenlohe verhältnismäßig schnell fertig geworden. Nach 25 Tagen wenig glücklicher Regierung hat der „rote Prinz" das Ministerpalais wieder verlassen; die den Deutschen und Polen gewährten Zugeständnisse zogen ihm die Empörung der Tschechen zu, und als gar die Ungarn wenigstens dem Titel nach ihren besonderen Zolltarif bei Kaiser Franz Josef durchsetzten, da glaubte Hohenlohe das nicht mehr vor dem österreichischen Parlament verantworten zu können, nicht so sehr aus Rechthaberei, sondern vielmehr deswegen, weil er damit die im Jahre 1907 zu erwartenden Ausgleichsverhandlungen als in wesentlichen Punkten vorzeitig festgelegt erachtete. Das neue Ministerium Beck ist ein Konzentrationsministerium, das aus allen Parteien seine Vertrauensleute geholt hat. Es hat sich mit einer versöhnlichen Rede seines Leiters, der zugleich kräftige Töne gegen Ungarn anschlug, nicht ohne einigen Erfolg eingeführt; indessen das Volk will Taten sehen und sieht sie vorläufig nur bei den Magyaren, deren Begehrlichkeit die Ausgleichsverhandlungen sehr erschwert. Somit ist nicht zu sagen, wie lange das neue Regiment dauern wird.

Unser anderer Verbündeter, Italien, hatte ebenfalls Ministerwechsel im großen Stil, welcher den alten Giolitti wieder auf Deck brachte. Zum dritten Male tritt Giovanni Giolitti an die Spitze der italienischen Regierung; ihm traut man die eiserne Faust zu, um im Innern Ordnung zu halten; zugleich vermutet man nach seiner Vergangenheit, daß er eine feine Hand hat, um das zarte Gespinst der Beziehungen zu Deutschland und Österreich wieder haltbarer zu gestalten, was schon daraus hervorgeht, daß in dem neuen Kabinett Tittoni, der stets auf gute Verhältnisse mit Deutschland hingearbeitet hat, das Ministerium des Auswärtigen übernommen hat. Im übrigen ist durch die Zusammenkunft Kaiser Wilhelm II. mit Kaiser Franz Josef in Wien, an die sich ein freundschaftlicher Depeschenwechsel mit dem italienischen Monarchen anschloß, dem Dreibund eine festere Gestalt und Haltung zurückgegeben worden, ohne daß dadurch Italiens freundschaftliche Stellung zu Frankreich und England berührt wurde. Wenn diese zweiseitige Politik auch die europäische Konstellation ein wenig verzwickt macht, so kann man sie mit ihren Konsequenzen auch als eine Gewähr für den Frieden auffassen, denn ohne friedliche Verhältnisse wäre sie kaum denk- und haltbar. Und das dürfte das Beste daran sein.

Die Lage unseres Nachbarn im Osten ist mit der Ablehnung der Dumaforderungen wiederum sehr ins Problematische gerückt. Die Duma war mit Siebenmeilenstiefeln vorangeschritten, sie hatte alle Ausnahmegesetze zum alten Eisen werfen, die ganzen Kabinetts-, Kloster- und Kirchengüter einziehen, Ministerverantwortlichkeit einführen, in manchen Punkten also über das Regime der konstitutionellen Staaten hinausspringen wollen. Dem warf der Sprecher der Regierung, Goremijkin ein Veto entgegen, während die Regierung für Wahlrechtsänderung, für Volksschulreform, Preß- und Versammlungsfreiheit einiges platonische Verständnis zeigte. Die Antwort der Duma war: Fort mit dem Ministerium, und die revolutionären Chancen sind nicht unbedenklich gewachsen, da natürlich die Reaktion auf die verstiegene Politik der Duma hin die rücksichtslose Knebelung und Unterdrückung der bescheidenen Volksrechte fordert. Eine unheimliche Entwicklung hat die politische Leidenschaft in Spanien durchgemacht. Das junge königliche Ehepaar wurde mit Bombenwürfen empfangen, welche katalonische Anarchisten sorgfältig vorbereitet hatten, und welche zwanzig und mehr Leuten das Leben kosteten. In seinen jungen Jahren und in seiner vierjährigen Regierung hat der König Alfonso bereits drei Attentate überstanden. Armes Land, armer König!

In unserer deutschen Politik haben wir auch einige schmerzhafte, wenn auch weniger gewalttätige Katastrophen erlebt. Eine unliebsame Überraschung, die indessen für Kundige nicht völlig unvorbereitet kam, lieferte der Reichstag in der letzten Sitzung vor der Vertagung, indem er das selbständige Kolonialamt ablehnte und eine neue Koalition des Zentrums mit der Sozialdemokratie offen legte. Fehlt nur noch der dauernde Anschluß des Freisinns, und die Neuauflage der früheren Konstellation Windthorst-Richter-Grillenberger auf der

einen, der Kartellparteien auf der anderen Seite wäre wieder da. Die Kolonialforderungen, bei denen der Stimmungswechsel zum Ausdruck kam, waren an sich gar nicht komplikationenreich oder so kritischer Natur, daß darüber so viel politische Erregung, so viel Worte- und Tintenverbrauch und Kombinationen notwendig gewesen wären. Die elektrischen Spannungen lagen aber offenbar schon länger in der Luft und verlangten schließlich eine Entladung. Die Regierungspartei, das Zentrum, lehnte die Bahn Kubub-Keetmanshoop ab, strich $10^1/_2$ Millionen Farmerentschädigung und verwarf das von der Regierung, von den Kolonialpolitikern, sowie von den Nationalliberalen und von den rechten Parteien so dringend verlangte Kolonialamt. Die Verweigerung des Bahnbaus wird damit zu erklären versucht, daß sie als Kriegsbahn überflüssig sei, denn die Linie nach Keetmanshoop könne erst in zwei Jahren fertig sein, inzwischen sei hoffentlich der Aufstand beendigt. Als wirtschaftlichen und kulturellen Faktor will man sie aber auch nicht gelten lassen. Augenblicklich werden nämlich von dieser Partei, um den stellvertretenden Kolonialdirektor Erbprinzen Hohenlohe, zu ägrieren, unsere kolonialen Unternehmungen in Südwest als Trödelwert zum Verkaufen an einen Liebhaber eingeschätzt. Den demokratischen Hintersassen des Zentrums schließlich ist die gouvernementale Haltung ihrer Partei unangenehm, und die kirchlichen Interessen scheinen auch ein stärkeres Betonen des Oppositionellen in der Reichspolitik zu verlangen; so wird denn eben mal wieder in Deutschland schlecht Wetter gemacht. Kommt ihnen noch gar ein ungeschickter Regierungskommissar, wie der Oberst von Deimling, unfreiwillig zu Hilfe, dann ist im gegenwärtigen Augenblick die beste Regierungsvorlage nicht zu retten. Das Kolonialamt war in zweiter Lesung bereits angenommen und Fürst Bülow hatte mit der Erwartung, daß kein Unfall eintreten würde, sein altes Sommerbad Norderney aufgesucht. Und in der Tat, kaum eine Forderung hat so viel sachliche Fürsprache aufzuweisen, wie diese. Mit der Entwicklung unserer Kolonien, mit dem Aufkommen eines eigenen Kolonialrechtes und mit den kriegerischen Verwicklungen waren auch die Arbeiten der Zentralstelle über die Maße einer bloßen Abteilung des Auswärtigen Amtes weit hinausgewachsen. Die Kolonialdirektoren wurden rasch verbraucht, die Vorgesetzten im Auswärtigen Amt und in der Reichskanzlei verloren die pflichtmäßige Kontrollmöglichkeit und empfanden ihre staatsrechtliche Verantwortlichkeit als eine Anomalie; die peinlichen Unzulänglichkeiten hatten auch Mißstände in der Verwaltung der Kolonien zur Folge, welche gerade das Zentrum in der parlamentarischen Kritik scharf aufs Korn nahm, und solche Unzulänglichkeiten und Mißstände ließen sich, wie Sachkenner nachwiesen und wie dem Unbefangenen einleuchtet, nur durch Umgestaltung der Kolonialabteilung zum Kolonialamt beheben. Aber das Zentrum wollte nicht, der präsumtive Unterstaatssekretär war nicht nach seinem Geschmack oder man hielt die Frucht noch nicht für reif und zeigte inzwischen seine Macht, um vielleicht die Bewilligung einer klerikalen Forderung einzuhandeln. Darüber gestattete man sich ohne großes

Federlesen eine Linksschwenkung so überraschender Art, daß damit unsere Herbstaussichten im Partei- und Parlamentsleben einigermaßen verwirrt und unklar geworden sind.

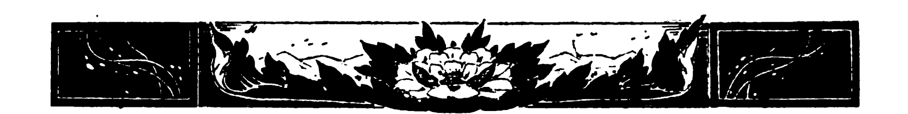
Sicherlich ist der Reichstagsausgang eine Niederlage für die Regierung, die umso schmerzlicher empfunden wird, als sonst vieles den verbündeten Regierungen geglückt ist und beträchtliche Eroberungen von nationaler Bedeutung ihnen zugefallen sind. Mag man an den Einzelheiten der Finanzreform vieles auszusetzen haben, mag man überhaupt bestreiten, daß eine organische Reform unseres Reichshaushalts damit geboten sei, das eine ist doch erreicht, daß die erschöpften Finanzen aufgefrischt und der Schuldenwirtschaft ein Ziel gesetzt worden ist. 180 bis 200 Millionen Mark neue Reichseinnahmen hat bisher nicht leicht ein Reichsschatzsekretär auf einmal bewilligt erhalten. Die Flottenvorlage, die zustande gekommen ist, ohne daß die Regierung sich in große rednerische Unkosten zu stürzen brauchte, läßt noch einen großen Teil der Volkswünsche hinter sich. Mit beträchtlichem taktischen Geschick wurde diese Aufgabe gelöst, ohne den Weg zu weiteren Ausgestaltungen unserer maritimen Macht zu versperren und zu verbauen. Aber schwieriger noch war die dringliche Regelung des Militärpensionswesens. Wie oft war schon der Ansatz gemacht worden, die Pensionierung der Offiziere und der Mannschaften der Unterklassen so zu regeln, daß die fortgesetzte „Verjüngung der Armee" nicht mehr oder minder proletarische Existenzen alle Jahre in die bürgerliche Gesellschaft schickt und daß wegen der unsicheren Lebensstellung der Offiziere und Unteroffiziere in den späteren Lebensjahren der Zufluß zur Militärkarriere unterbunden und überhaupt die Dienstfreudigkeit in der Armee vermindert wird. Es ist neben dem preußischen Kriegsminister dem Grafen Oriola ein Verdienst zuzurechnen, daß es endlich gelungen ist, den zähen Widerstand der Finanzgewalten und der oppositionellen Parteien zu überwinden. Zwar immer noch mit Einschränkungen, denn einmal ist den Pensionsgesetzen die rückwirkende Kraft versagt, die mißliche Lage der bereits Verabschiedeten wird durch das Gesetz nicht alteriert, und es sind auch die Versuche, mehr für die Verstümmelten herauszuschlagen, als die Regierungsvorlage angesetzt hatte, zu Boden gefallen. Die rückwirkende Kraft hätte jedoch 17 Mill. gekostet, und das getraute sich ein Reichstag nicht zu bewilligen, der soeben aus allen Ecken die Mehreinnahmen zusammengekratzt hatte.

Das preußische Abgeordnetenhaus konnte vor Pfingsten noch nicht definitiv in die Ferien gehen, es muß wegen des Schulgesetzes, das vom Herrenhaus zurückkommt, noch einige Sommersitzungen abhalten, die indessen, falls nicht in dem andern Hause Überraschungen passieren, kaum mehr als formaler Natur sein werden. Eine gesetzgeberische Materie mit vielem und geräuschvollem Zündstoff kann alsdann für längere Zeit als geordnet betrachtet werden, und man wird auf allen Seiten den Wunsch hegen, daß sich das Schulunterhaltungsgesetz einigermaßen befriedigend einführt, was die finanzielle und was die konfessionelle Seite angeht. Es hat schon etwas für sich, daß in Zukunft

einheitlich die Gemeinden und Gutsbezirke in Preußen zu Trägern der Schullasten gemacht werden, und daß man statt der vielfach unvermögenden Hausväter der früheren Schulsozietäten jetzt alle Gemeindesteuerpflichtigen einschließlich der Aktiengesellschaften, der juristischen Personen und Forensen zu den Schullasten heranziehen kann. Die Leistungsfähigkeit der Schulverbände wird damit erhöht und die Last auf die passenden Schultern gelegt. Aber man hat auch den Augenblick nicht vorübergehen lassen, ohne den Vater Staat an seine Pflichten gegenüber der Staatsschule zu erinnern; er soll demnächst 15 Millionen Mark mehr an Zuschüssen leisten, ohne daß sein Mitverwaltungsrecht vergrößert wird. Ist dies Jean qui rit, so ist die konfessionelle Seite des Schulunterhaltungsgesetzes Jean qui pleure. Die Konfessionsschule hat in Preußen gesiegt, und nur mit Mühe und Not ist es den Liberalen gelungen, von der Simultanschule einiges in die Zukunft hinüber zu retten.

Die Gemeinden können zur Bildung von Konfessionsschulen gezwungen werden, wenn in den Städten und Landgemeinden von mehr als 5000 Einwohnern über 120, in kleineren Gemeinden über 60 Kinder der konfessionellen Minorität vorhanden sind. Zu harten Konflikten war es auch wegen der künftigen Schulverwaltung gekommen. Erfreulich ist ja, daß die übermäßige Buntscheckigkeit der Selbstverwaltungsorgane beseitigt und eine gewisse Rechtssicherheit hergestellt ist, die hier und da freilich Vorrechte der Gemeinden aufgehoben, aber doch auch in vielen Fällen den Gemeinden erst Rechte verliehen hat. Liberale Ideen sind durchgedrungen bei der Frage der Lehrerberufung, indem den Schulverbänden das allgemeine Wahlrecht für gewöhnliche Lehrer zugestanden und das Recht der Rektorenwahl durch die Selbstverwaltungsorgane beibehalten ist, abgesehen von denjenigen Rektorenstellen, die durch den Wegfall der Sozietäten, Patronate &c. frei geworden und deren Wahl man dem Staate überantwortet hat. Nicht erreicht ist zum Leidwesen weiter Volkskreise die Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht, die besser durch Fachaufsicht ersetzt werden sollte. Man muß hier auf die Zukunft hoffen und hinarbeiten, ein relativer Trost, den ja das neue Gesetz auch an manchen anderen Stellen und unsere Politik überhaupt läßt.





Literarischer Monatsbericht.

Von

August Friedrich Krause (Breslau).

Romane.

Georg Wasner: „Steine." — Otto Hauser: „Angelika und Malwine." — Max Kretzer: „Was ist Ruhm?" — Adolf Wilbrandt: „Irma." — Arthur Achleitner: „Exzellenz Pokrok." — „Tugendloses Gestein." — Siegfried Trebitsch: „Das Haus am Abhang." — Felix Freiherr von Schlicht: „Frauchen." — Emil Kaiser: „Karneval." — Mite Kremnitz: „Ausgewanderte." — Ludwig Ganghofer: „Gesammelte Schriften."

Vor einer Reihe von Jahren veröffentlichte ein gelesener Unterhaltungsschriftsteller in der „Zukunft" einen Aufsatz, der wohl eine Art öffentlicher Selbstrechtfertigung darstellen sollte, und bekannte darin, was ihn getrieben habe, unter Verzicht auf jeglichen literarischen Wert seiner Schöpfungen, nur für die breite Masse des stoff- und sensationshungrigen Publikums zu schreiben. Zuerst habe er versucht, mit allen Kräften und reinem Willen echte Dichtungen zu schaffen. Aber die, von denen er meinte, sie seien sein Bestes, wurden von allen Redaktionen, von allen Verlegern abgelehnt, daß er mit Weib und Kind bald Mangel litt. Da aber schließlich jeder Mensch den Trieb zum Leben in sich spürt, so warf er kurz entschlossen sein künstlerisches Gewissen über Bord und schrieb, wie Redaktionen, Verleger und Publikum haben wollten. Nun konnte er sich eine feine, herrschaftliche Wohnung mieten, seiner Frau zwei Dienstmädchen halten und jeden Sommer mit Weib und Kind für sechs und mehr Wochen ins Bad reisen.

Ich erwähne diesen Aufsatz nicht, um an dem Herrn Unterhaltungsschriftsteller und seiner etwas sentimentalen Klage irgend welche Kritik zu üben, oder auf das böse Publikum zu schimpfen, das immer nur mit seichtestem Zeug gefüttert sein will. Mir kam dieser Fall nur gerade ins Gedächtnis, als ich Georg Wasners neuen Berliner Roman: „Steine" las. (Verlag von Egon Fleischel u. Co., Berlin.) Wasner erzählt in einer Nebenhandlung dieses Romans von einem Schriftsteller, der an dem Dilemma zugrunde ging, aus dem der Herr Unterhaltungsschriftsteller, von dem ich eben sprach, mit kühnem Sprung in eine herrschaftliche Wohnung und zur jährlichen Badereise sich rettete — weil's schließlich manchen Naturen nicht ganz leicht wird, sich zu verkaufen. Freilich wirkt die Wasnersche Schilderung von dem Schicksal dieses Mannes nicht völlig überzeugend, es macht sich in dieser Episode geltend, was sich im ganzen Roman bemerkbar macht: kräftiges Anfassen eines Problems, feines psychologisches Vertiefen und dann plötzliches Versagen, ein Kraftloswerden, ein Verrinnen im Sand. Aber eine Stelle — sie scheint mir der Höhepunkt dieser Episode zu sein — wirkt in ihrer verhaltenen tiefen Schmerzlichkeit erschütternder als die sentimentale Jeremiade des zitierten Unterhaltungsschriftstellers mit der herrschaftlichen Wohnung. Ich meine die Stelle, da sein Doktor Scheinpflug Abrechnung mit sich selber hält und sich klar macht, was er als Schriftsteller für die Gegenwart und in der Zukunft bedeutet: „Was bedeutete er und all die andern, die auch für die Blätter schrieben, die schrieben, um davon zu leben? Spreu, die fast in dem Augenblick verwehte, in dem das Heft aus der Hand gelegt wurde. Wer würde von ihnen noch in dreißig Jahren sprechen? . . . Jetzt wußte er, wie es um ihn stand. Ein kleines Talentchen. Und das würde er bleiben, immer, ewig, selbst wenn ihm der Zufall einmal einen Erfolg

in den Schoß werfen sollte. Immer Mittelware, vielleicht einmal in der Mode, aber stets in der Tretmühle, Monat um Monat, Jahr um Jahr." Vielleicht wirken diese Worte, die durch das Herausreißen aus dem Zusammenhang viel von ihrem schmerzlichen Klang einbüßen, gerade darum so erschütternd, weil sie ein Stück Selbsterkenntnis des Dichters darstellen. Daß diese Selbsterkenntnis das Rechte trifft, beweist wieder aufs neue der vorliegende Roman. Es sind manche guten Ansätze darin, das ist nicht zu leugnen, und nicht wenige fein psychologische Züge verraten den scharfen Beobachter, den eindringlichen Seelenkünder. Aber dann mit einem Male läßt — wie ich schon sagte — die Kraft nach, als wenn er nichts mehr zu sagen wüßte, die Darstellung wird müde, wird langweilig. Sie macht auch den Eindruck des Flüchtigen, als ginge es Wasner so wie seinem Doktor Scheinpflug: Das Geld geht auf die Neige, da muß der neue Roman recht rasch fertig werden, damit wieder neues ins Haus kommt.

Das wäre aber schließlich noch nichts Ausschlaggebendes für die Beurteilung des ganzen Wasner, jeder neue Roman kann in sich geschlossener, konzentrierter, bis ins letzte sorgfältig durchgearbeitet sein. Was aber schon in der „Stelle im Wege" auffiel, in diesem Roman noch stärker in die Erscheinung tritt und immer bleiben wird, das ist der Eindruck des Nüchternen und Kalten, des Allzuwirklichen und Unerlebten. Zola definiert Kunst als ein Stück Wirklichkeit, gesehen durch ein Temperament. Die Wirklichkeit ist bei Wasner vorhanden, das Temperament aber fehlt. Seine Wirklichkeit ist nur gesehen, nicht erlebt. Bei der „Stelle im Wege" riß die spannende Handlung noch mit fort, daß man wenigstens etwas Interesse an den Menschen und ihrem Schicksal gewann. Der neue Roman läßt uns ganz kalt. Dieser Vonbrink und das, was ihm widerfährt, bleibt uns herzlich gleichgültig, und als er zum Schluß die Pistole seinem Gegner vor die Füße schleudert und einfach „kneift", so paßt das wohl sehr hübsch zu seinem ganzen Charakter; aber es nötigt uns ein Lächeln ab. Und dieses Lächeln ist ein Urteil über den Dichter und sein Werk. Um eines solchen Menschen willen, wie Vonbrink einer ist, schreibt man doch schließlich keinen 438 Seiten langen Roman.

Wasner ist kalt und nüchtern und will auch gar nicht anders sein, denn es entspricht seiner Natur. Nicht einmal macht er den Versuch, seinen Menschen wärmeres Leben einzuhauchen, und immer ist er ängstlich bemüht, sie nicht aus sich heraustreten zu lassen. Das ist bei Otto Hauser, dessen Erzählung: „Angelika und Malwine" (Verlag von Adolf Bonz u. Co. in Stuttgart) mir vorliegt, anders. Hauser will seinen Menschen stärkeres Gefühlsleben mitgeben, er möchte geben, was nach Wasners Bekenntnis die Kunst geben sollte: „Hohe Gefühle und tiefe Sehnsucht, Rausch und Leidenschaft und Erwartung" — doch auch seine Darstellung läßt kalt, und wir gewinnen für seine Menschen kein Interesse. Ich habe lange während des Lesens über die Ursache nachgedacht, konnte aber zu keiner Klarheit kommen. Die Gestalten sind voll und rund, die psychologischen Vorgänge durchaus wahr, die Handlung läuft einfach und klar; auch eine Entwicklung der Charaktere ist vorhanden und glücklich durchgeführt. Was man nur denken kann, ist da, und doch strömt uns aus dem Innersten des Werkes eine Kälte entgegen, die uns keine Anteilnahme gewinnen läßt. Da stieß ich fast am Schlusse des Buches auf eine Stelle, die das ganze Problem löst, eine winzige Stelle, leicht zu übersehen, und doch verratend, was Hauser so gerne verborgen gehalten hätte mit viel Mühe und Anstrengung. Angelika erzählt dem Kinde ihrer Schwester Märchen von goldnen Kreuzen auf der Spitze von Türmen, von smaragdgrünen Brücken, die über das Weltmeer zur Insel der Seligen führen, „von Palästen, in denen hundert Könige thronen". Hier hat Hauser die Überlegung ganz verlassen. Ein König ist — und ganz besonders im Märchen — der Inbegriff des Höchsten, der Vollkommenheit und Macht. Und nun stelle man sich Paläste vor, in denen hundert Könige thronen. Diese Stelle ist so undichterisch, so völlig dilettantenhaft, daß man schon darum von ihr aus auf Hausers Wesen schließen darf. Je mehr ich aber über diese eine Stelle und das, was sie verrät, nachdachte, um so mehr fielen mir andere ein, die zwar nicht so offensichtlich, aber doch merkbar denselben Stempel tragen: kleine Übertreibungen sowohl im Realistischen, als auch im Psychologischen, ein Zuweitgehen der Darstellung, mangelnde Plastik in der Schilderung, kleine Unstimmigkeiten in den Charakteren — alles Kleinigkeiten, aber zusammengehalten und vor allem zusammengehalten mit der zitierten, gänzlich undichterischen Stelle, geben sie genügend Aufschluß über Otto Hausers künstlerisches Vermögen. Man begegnet diesem Schriftsteller jetzt häufig als Übersetzer von Werken aller möglichen Literaturen. Er ist einer von denen, die, mit großer Anschmiegsamkeit und vielem Feingefühl begabt, sich vortrefflich in andrer Seelen, in

fremdes Wesen einfühlen können. Das zeigen auch seine Erzählungen. Aber er vermag nicht darzustellen, was er auf diese Weise sich aneignete, und erweist sich so nur als Nachschaffender, nicht als Eigenschaffender. Aber er hat viel gelernt und weiß, wie's gemacht wird, verrät darum auch nicht so leicht sein geringes künstlerisches Vermögen.

Da ist Max Kretzer doch ein andrer, einer, der aus dem vollen schafft, ein Eigengestalter, dessen Menschen plastisch aus dem Stein springen und volles, warmes, blutendes Leben haben. Er mag manchmal in der Stoffwahl daneben greifen — das geschieht, wenn er es unternimmt, Dekadencemenschen darzustellen — er mag manchmal matter wirken, auch einmal ganz versagen, er findet sich aber immer wieder zurück. Kretzer ist nicht Meister der tiefgreifenden psychologischen Analyse, sein Reich ist die Wirklichkeit, und er weiß — im Gegensatz zu Wasner — diese Wirklichkeit so darzustellen, daß wir sie erleben. Seine Menschen sind rund und voll, nicht bloß Verkörperungen dieser oder jener Eigenschaft, und voll Leben ist jedes seiner gelungenen Werke. Zu diesen dürfen wir auch seinen neuesten Roman zählen, der den wenig glücklichen Titel: „Was ist Ruhm?" trägt (Verlag Eigen, Berlin-Charlottenburg.) Ein Künstlerroman, wie der Titel schon andeutet, aber keiner von denen, die nur und nichts weiter als eine Schilderung der Künstlerbohème und des Atelierlebens sind. In den beiden Bildhauern Kempen und Lorensen stoßen zwei Welten aufeinander, und der erst kaum geahnte, nur im Innersten sich abspielende, allmählich aber immer offener hervortretende Kampf dieser beiden Welten ist Gegenstand dieses Romans. Kretzer zeigt sich hier wieder als feiner Menschenkenner und Menschenschilderer. Es ist ihm nicht geschehen, was so vielen geschehen ist, die Künstlerromane geschrieben haben, seine Menschen haben auch nicht die geringste Spur von Karikatur an sich, er hat es verstanden, allen, auch den gegensätzlichsten Naturen gerecht zu werden. Freuen wir uns, daß Kretzer seine alte Kraft wieder gewonnen hat.

Das scheint bei zwei älteren Meistern deutscher Erzählungskunst nicht mehr möglich zu sein, bei Adolf Wilbrandt und Arthur Achleitner. Wilbrandt hat im Herbst vorigen Jahres einen neuen Roman herausgebracht: „Irma" (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart), der ein Frauenleben schildert und dabei im dritten Buch auch das Leben und Treiben in Künstlerkreisen — diesmal der darstellenden Künstler — streift. Aber wie unlebendig ist das alles, wie flach hingelegt sind die Menschen, wie wenig interessierend die ganze Handlung. Verhältnismäßig am besten ist das erste Buch gelungen, das die Kinderjahre Irmas, der späteren Opernsängerin, schildert. Da ist noch etwas Frische und Lebendigkeit, und man freut sich an dieser Jugend und ihren Streichen, wenn auch manche Gedanken dieses Kindes recht unjugendlich scheinen. Je weiter aber die Erzählung fortschreitet, um so müder wird die Darstellung, um so leichter macht sich's der Erzähler mit seinen Menschen und mit der Handlung. Personen, die er erst im dritten Buche einführt, zeigen geradezu etwas erschreckend Totes gegen andre, die wir vom Anfang der Erzählung her kennen. Wilbrandt täte gut, langsamer zu arbeiten, vielleicht ein paar Jahre das Schreiben ganz zu lassen und mehr mit dem Leben sich zu beschäftigen; vielleicht, daß er von seiner alten Kraft etwas zurückgewinnt. Jedes Jahr ein Buch, das hält schließlich auch auf die Dauer der stärkste Mann nicht aus.

Schlimmer noch steht es um Achleitner. Er ist schon so erfindungsmüde, daß er — für eine Nebenhandlung wenigstens — ganz offen eine Anleihe bei dem eben besprochenen Wilbrandt macht und für die Wahrheit der Theorien, die dieser in seinem vor einigen Jahren erschienenen Buche „Villa Maria" verfocht, einen neuen Beweis zu liefern bestrebt ist. Das geschieht in seinem Roman „Exzellenz Pokrok". (Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin.) Die Idee der Haupthandlung ist noch dürftiger. Der Finanzminister Prokop von Bentfeld, einer der seßhaftesten Minister seines Landes, der in Kürze sein 25 jähriges Ministerjubiläum feiert, wird in der Kurliste als Pokrok von Bentfeld eingetragen. Ein Witzblattredakteur macht ausfindig, daß Pokrok im Tschechischen „Fortschritt" bedeutet, und kann's nicht unterlassen, seine Glossen über diesen neuen Namen des reaktionären Ministers zu machen, von dem man schon seit 24 Jahren eine Finanzreform vergeblich fordert. Die Folgen dieses Druckfehlers in Verbindung mit der zuerst angedeuteten Nebenhandlung machen den Inhalt des Romans aus, über den ich im übrigen schweigen möchte. Ein bißchen mehr Kraft und Plastik findet Achleitner für seine Darstellung, wenn er in die Berge geht, und so ist seine Gewerksnovelle aus Steiermark: „Tugendloses Gestein" (ebenda) um ein weniges besser und lesbarer geraten, als der Roman. Doch darf man allzu hohe Anforderungen an die Menschenschilderung ebenfalls nicht stellen. Die Handlung selbst besteht in nichts weiter als einer Eheirrung und ihren Folgen.

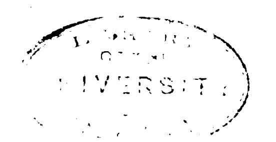
Ein eigenartiges und kühnes Problem behandelt Siegfried Trebitsch in seinem Roman: „Das Haus am Abhang" (Berlin, S. Fischers Verlag). Der Gemeindearzt einer kleinen österreichischen Stadt gibt dem Glücksverlangen einer todkranken Patientin nach und gewährt ihr, was er nicht gewähren darf. Die Kranke stirbt aber erst, nachdem sie das Kind, die Folge jener verhängnisvollen Stunde, zur Welt gebracht hat. Der Arzt, der glücklich verlobt ist, sieht sich von allen verlassen und geht in den Tod. Diesem kühnen Problem ist die Kunst Siegfried Trebitschs völlig gewachsen. Er ist keiner von denen, die glatt und leicht darauf los erzählen; nur schwer und ganz allmählich gerät seine Erzählung in Fluß. Am Anfang ist sie sogar etwas weitschweifig und langweilig. Darstellung äußerer Ereignisse und der Handlungen seiner Menschen gelingen ihm nicht immer. Darum macht der erste Teil des Buches fast den Eindruck des Dilettantenhaften. Je tiefer aber Trebitsch in die Darstellung des Psychologischen hinein gerät, um so wärmer und voller wird seine Schilderung, um so lebhafteren und innigeren Anteil nimmt man an den Kämpfen und Leiden seines Helden, sowenig man am Anfang auch seine folgenschwere Tat begriffen hat. Mit einem vollen und reinen Akkord schließt das Buch, und man legt es aus der Hand mit dem Gefühl herzlicher Freude über die zarte, innerliche und durchaus echte Kunst dieses Dichters. —

Der Frauenfrage wendet Freiherr von Stenglin seine Aufmerksamkeit zu in dem Roman: „Frauchen" (Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig). Stenglin will nicht etwa mit diesem Buche einen Beitrag zur Lösung dieser Frage liefern, er ist der Meinung: „Große Umwälzungen gibt es kaum, oder sie dauern nicht an, eine leichte Verschiebung, das ist alles, was sich erreichen läßt." Und so behandelt er vielmehr in leichter humoristischer Darstellung das Durcheinander, das eine Frauenrechtlerin in der Familie ihres Bruders und in dem kleinen Garnisonstädtchen mit ihren Ideen anrichtet. Das Buch ist an manchen Stellen ganz unterhaltend zu lesen, literarische Ansprüche aber darf man nach keiner Richtung stellen.

Das darf man auch nicht bei dem viel ernster und ehrlicher gemeinten Buche von Emil Kaiser: „Karneval. Ein Sittenroman aus dem Köln des 20. Jahrhunderts." (Köln, Verlag von Paul Neubner). Dem Verfasser hat die Entrüstung über das sittenlose Leben und Treiben der Kölner zur Karnevalszeit die Feder in die Hand gedrückt, und es ist anerkennenswert, daß er trotzdem nur selten in den Fehler so vieler sittlich Entrüsteter verfällt: zu schelten und zu predigen. Kaiser stellt dar, nicht gerade mit starker anschaulicher Kraft, auch nicht mit feinerer psychologischer Motivierung (er geht ihr am liebsten aus dem Wege), aber er erzählt doch, erzählt nicht selten sogar spannend, und verrät ein anerkennenswertes Geschick in der Schilderung des öffentlichen Treibens. Man gewinnt wirklich zuletzt ein buntes und lebendiges Bild vom Kölner Karneval.

Von dem Roman: „Ausgewanderte" von Mite Kremnitz (Verlag von Alfred Kröner, Stuttgart), der vor kurzem gelegentlich einer ausführlichen Würdigung des Schaffens der Dichterin in diesen Blättern besprochen wurde, ist vor nicht langer Zeit die zweite Auflage erschienen. Der Roman, eine vortreffliche Schilderung der rumänischen Gesellschaft und Zustände, verdient es, gelesen zu werden. Die Dichterin weiß plastisch und farbenvoll darzustellen und gibt eine eindringliche, objektive Schilderung der Kulturzustände in dem halbasiatischen Rumänien.

Zum Schluß möchte ich auf ein dankenswertes Unternehmen des Verlages Adolf Bonz u. Co. in Stuttgart aufmerksam machen. Der Verlag hat sich entschlossen, von den Schriften des gern und viel gelesenen Ludwig Ganghofer eine billige Volksausgabe zu veranstalten, die auch in Lieferungen bezogen werden kann. Die erste Serie wird in 10 Bänden folgende Romane und Erzählungen umfassen: Schloß Hubertus, Der Herrgottschnitzer von Ammergau, Hochwürden Herr Pfarrer, Der Jäger von Fall, Edelweißkönig, Der Unfried, Der laufende Berg, Die Martinsklause, Das Gotteslehen, Der Klosterjäger. Wenn die Serie abgeschlossen vorliegt, werde ich auf dieses Unternehmen und Ganghofer selbst noch einmal zurückkommen.





Illustrierte Bibliographie.

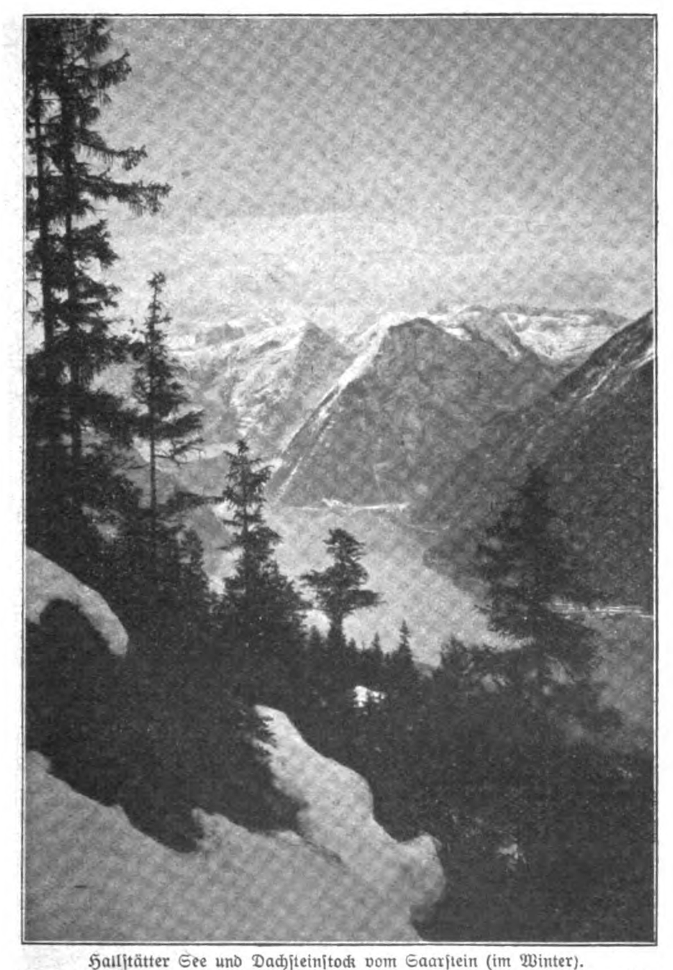
Alpine Gipfelführer. 1.—11. Bändchen: 1. „Die Zugspitze" von Ernst Peter. 2. „Die Elmauer Haltspitze" von F. Bohlig. 3. „Der Ortler" von Dr. Niepmann. 4. „Der Monte Rosa" von Dr. F. Hörtnagl. 5. „Der Dachstein" von Alfred v. Radio-Radiis. 6. Bettelwurf und Speckkarspitze" von H. Cranz. 7. „Der Großglockner" von Jos. Gmelch. 8. „Der Triglav" von Dr. Rudolf Roschnik. 9. „Der Watzmann" von F. Bohlig. 10. „Der Monte Cristallo" von Hans Biendl. 11. „Die Wildspitze" von Richard Schucht. — Alle Bändchen sind mit zahlreichen Abbildungen und einigen Routenkärtchen ausgestattet. — Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.

Das tägliche Leben zwingt den Menschen in Kleinheit und Enge, es bindet ihn an Kleinarbeit und lenkt seinen Blick auf das Einzelne und Besondere. So geht seinem Wesen der Zug ins Große verloren, er fühlt sich kaum noch als Glied der großen Entwickelungskette und kann seinen Zusammenhang mit der Natur nicht mehr finden. Der Mensch ist durch dieses Leben wohl selbständiger, aber er ist auch kleiner geworden. Das Spezialistentum seiner täglichen Arbeit hat ihn kurzsichtig, die Enge seines Lebenskreises kleingeistig gemacht. Aber die Sehnsucht nach Weite und Größe und Ewigkeit ist seiner Seele geblieben, und nie ist darum wohl die „Flucht in die Natur", wo er alles dies findet, was seinem Leben fehlt, so allgemein gewesen, wie in der gegenwärtigen Zeit. Wohl mag es bei den kleinen und dumpfen Seelen nur die Mode sein, die sie in die Berge oder an die See lockt, oder das Verlangen nach einem Wechsel der Sinneseindrücke und darum nach einem Wechsel der Kulissen ihres täglichen Tun und Treibens. Es ist aber ohne Zweifel, daß es einem großen Teil dieser modernen Kulturflüchtlinge wirklich Ernst ist mit ihrer Sehnsucht nach der ewigen Größe und erhabenen Einsamkeit der Natur.

Heiligenblut.

Aus: „Alpine Gipfelführer." Bd. VII. Der Großglockner von Jos. Gmelch. Mit 18 Abbildungen und zwei Karten. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1906.

Der moderne Alpinismus in seiner reinen Ausprägung ist eine Folge dieser großen und starken Sehnsucht. Es haben sich wohl manche andere, zum Teil weniger lautere und edle Motive mit eingemischt, die ihn großgemacht — oder sagen wir besser: in die Breite getragen haben. Es gibt aber unter den Alpenreisenden, unter den Jochkraxlern und Hüttenwanzen sowohl als auch unter den Spitzenbezwingern ein gut Teil Leute, die erfüllt sind von jener großen Sehnsucht, die in die Berge gehen — um ihrer wundersamen



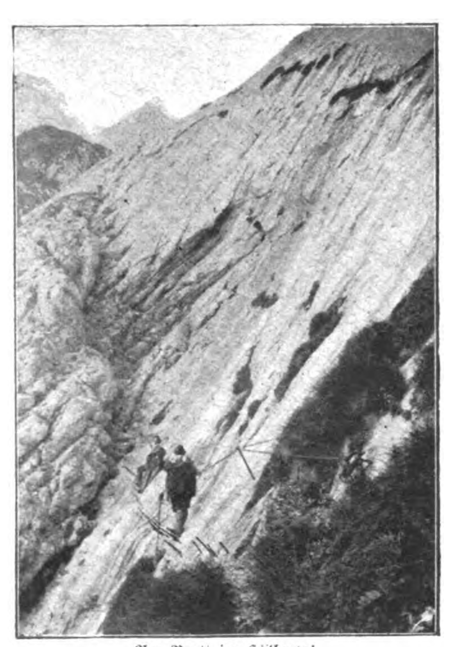
Hallstätter See und Dachsteinstock vom Saarstein (im Winter).

Aus: „Alpine Gipfelführer." Bd. V. Der Dachstein von Alfred v. Radio-Radiis. Mit 16 Abbildungen und 2 Karten. — Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1906.

Schönheit willen, denen der Berg an sich, seine Ersteigungsschwierigkeit wenig, alles aber das ist, was er ihnen an Schönheitsgenuß bietet. Es gibt unter ihnen viele, die es nur mit solchen Bergen aufnehmen können und wollen, die verhältnismäßig geringe Schwierigkeiten, aber eine großartige Aussicht oder einen instruktiven Einblick in eine Berggruppe gewähren.

Für diese Alpentouristen ist ein neues verdienstvolles Verlagsunternehmen der

Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart gedacht, die „Alpinen Gipfelführer". Für jeden, der mit offener Seele und aufmerksamen Sinnen durch die gewaltige Schönheit unserer Alpenwelt geht, ist aber ein Berg nicht bloß eine Aussichtswarte, er wird ihm etwas Lebendiges, zu dem man trachtet in das rechte Verhältnis zu treten, dessen Wesen und Eigenart man in sich aufnehmen und verarbeiten möchte. Dabei wollen und sollen die „Alpinen Gipfelführer" helfen. Wie aus den oben angeführten Titeln der einzelnen Bändchen schon hervorgeht, behandelt jedes nur einen einzelnen Berg oder (wie das 6. Bändchen) die Umgebung einer Hütte. Das ist ein Vorzug, weil dadurch der behandelte Berg vollständig in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt wird und plastisch hervortritt, er wird gleichsam als Individuum gefaßt und behandelt. Dennoch fehlen die Verbindungen mit der Gesamtheit nicht. Die Verfasser stellen diese her durch ihre Beschreibung der verschiedenen Talstationen, der hauptsächlichsten Zugänge, durch ihre ausführliche Schilderung der Gipfelpanoramen. So lernt man den Berg auch als Glied der ganzen Berggruppe, deren Haupt und Führer er oft ist, kennen. Dazu helfen auch die Notizen über seinen geologischen Aufbau, den er ja mit seiner Gruppe fast immer gemein hat, über die Flora, die Sagen und das Volksleben der Umgebung, die Skizzierung der Tallandschaften und die Anführung interessanter Details der nächsten Umgebung. Aber auch als vortreffliches Orientierungsmittel können die Bändchen dienen. Sie unterrichten den Touristen in ausführlicher, lebendiger Schilderung, die fast immer den Eindruck des Selbstgeschauten, Selbsterlebten macht, über die besten und leichtesten Anstiege, so daß jeder, der den Berg besteigen will, sich die Route auswählen kann, die seinen Kräften und seinen touristischen Leistungen am angemessensten ist. Er kann sich vergewissern, ob es für ihn notwendig ist, einen Führer mitzunehmen, oder ob er den Berg allein „machen" kann. In einzelnen, freilich wenigen Fällen, werden so die „Alpinen Gipfelführer" die Mitnahme eines Bergführers ersparen. Die Bändchen geben auch Auskunft über Unterkunftsverhältnisse im Tal und am Berge, die Zugangsmöglichkeiten zu den Talstationen (Eisenbahn und Post), über Führerwesen und Führertarife. Die letzteren findet man leider nicht in jedem Bändchen; ich möchte darum der Verlagshandlung zu erwägen geben, ob es sich nicht empfehlen würde, bei Neuauflagen, resp. bei Herausgabe neuer Bändchen darauf noch mehr Bedacht zu nehmen. Vielleicht ließe sich's auch einrichten, den Bändchen im Anhang die Fahrzeiten der wichtigsten Postverbindungen (die ja im wesentlichen dieselben bleiben) beizugeben, ebenso die Fahrpreise dieser Posten, wie es bereits im 10. Bändchen: Der Monte Cristallo bereits geschehen ist.



Am Brett im Höllental.

Aus: „Alpine Gipfelführer." Bd. I. Die Zugspitze von Ernst Peter. Mit 16 Abbildungen und 2 Karten. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1905.

Die Auswahl der behandelten Berge muß vortrefflich genannt werden. Es sind die besuchtesten und lohnendsten Aussichtswarten der Ostalpen gewählt worden, und man findet die wichtigsten Berggruppen vertreten. Nur eine fehlt zurzeit noch: die Stubaier Gruppe. Doch sind, wie der Verlag mitteilt, auch aus dieser Gruppe, die wohl die besuchteste der Ostalpen ist, bereits Zuckerhütl und Habicht in Aussicht genommen. Vielleicht würde es sich empfehlen, dem „Becher" eine besondere Monographie zu widmen, der die Monographie des Zuckerhütls angegliedert werden könnte.

Der Wert der „Alpinen Gipfelführer" wird durch die beigegebenen Karten und die

vorzüglichen, auf Naturaufnahmen beruhenden Illustrationen noch wesentlich erhöht, so daß sie jedem Alpenreisenden, der eines der behandelten Gebiete besuchen will, aufs wärmste empfohlen werden können. A. F. K.



Bettelwurfhütte.
Aus: „Alpine Gipfelführer." Bd. VI. Bettelwurf und Speckkarspitze von H. Cranz. Mit 24 Abbildungen und einer Karte. — Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1906.

Die stumme Mühle. Roman von Otto von Leitgeb. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin.

Man sollte niemals unternehmen, das Buch einer reichen Persönlichkeit zu besprechen, wenn man die voraufgegangenen Werke nicht kennt. Leicht erscheinen Zufälligkeiten, die der Stoff oder das Milieu bedingte, als charakteristische Eigenheiten, leicht werden charakteristische Eigenheiten, wenn sie einmal nicht so stark hervortreten und das Ganze bestimmend beeinflussen, zu Zufälligkeiten. Nur schwer habe ich mich darum entschlossen, über Otto von Leitgebs Roman: „Die stumme Mühle" zu berichten. Der Roman ist keiner von den gewöhnlichen, die man mit ein paar Zeilen, die man mit knappen Zensuren: gut, genügend, schlecht, abtun kann — Otto von Leitgeb ist eine reiche und bedeutende Dichterpersönlichkeit, der man voll gerecht werden muß, deren Wesenheit darzustellen man auch bei Besprechung eines einzelnen Werkes bemüht sein muß. Wenn ich es trotzdem wage, so tue ich es, weil in diesem Roman das Charakteristische dieser Persönlichkeit so stark betont erscheint, daß man fast gewiß sein kann, es nicht mit Zufälligem zu tun zu haben.

In einer autobiographischen Skizze, die das „Literarische Echo" veröffentlichte, sagt Leitgeb von sich: „Das wirklich Äußerliche hat niemals Macht über mich besessen, und ich bin mir bewußt, von Kindheit an nur dasjenige erlebt zu haben, was ich innerlich verarbeitet habe." Weil das Äußerliche niemals Macht über ihn besessen, hat er es auch niemals für wichtig genug befunden, es anzuschauen, es darzustellen. Leitgeb sieht die Welt, die um ihn sich breitet, gleichsam nur in sich und nie außer sich — und er stellt diese Welt nur dar — wenig in ihrer äußeren Erscheinungsform, meist nur in den Gefühlen und Stimmungen, die sie in seiner Seele wachruft. Es muß eine äußerst fein empfindende, auf jeden Anreiz von außen, auch den leisesten und fernsten, mit Eigenart und Feinheit reagierende Seele sein, die in Leitgeb die Welt spiegelt, denn seine Dichtung ist so reich und voll, daß man mit Bewunderung und Freude diese Fülle sieht. Auf und nieder wogt und wallt dieses innerliche Leben, niemals freilich stürmisch erregt und wild, immer aber voll Lebendigkeit, vielgestaltig, vielfarbig. So ganz mit ihrem innersten Erleben der Außenwelt beschäftigt sind die Menschen dieser Dichtung, daß es Stellen gibt, da man sie für

arm oder sonderbar halten möchte — mühselig scheint ihr Seeleninhalt oft sich in Worten zu formen, zusammenhanglos mit den äußeren Begebnissen — bis der Reichtum voll durchbricht und ein sieghaftes Glitzern und Funkeln über den wechselnden Wellen ihres Innenlebens tanzt. Am glücklichsten dargestellt erscheinen in diesem Roman die Menschen, in denen des Dichters Wesen am reinsten sich offenbaren konnte ... Der praktische, lebensfluge, mehr auf das Äußerliche des Lebens gerichtete Robert Willmut, der dem Empfinden des Dichters ferne steht, ist zwar auch plastisch geformt, aber es ist manchmal, als sei er unlebendiger, weil weniger seelische Wirkungen von ihm ausgehen. Das ist kein Mangel der Dichtung; wirkungsvoller nur treten Wolf Fischmeister und Marie Willmut, Roberts Frau, hervor — auch Klara, Wolfs Schwester, deren Wesen, trotz manchen, dem Bruder verwandten Zuges im geistigen Antlitz, mehr dem sicheren und klugen Robert sich zuneigt.

Das rein Innerliche des Romans gibt ihm wohl Fülle und seelische Bewegtheit ... auf die Dauer aber empfindet man doch lebhaft den Mangel einer kräftigeren Handlung. Alle Vorgänge scheinen so ganz nur in ihren seelischen Wirkungen dargestellt, daß man nicht selten die Empfindung für ihre Realität verliert, und oft erscheint das Innenleben so völlig losgelöst von dem äußeren Geschehen, daß man es nur fühlt und nicht schaut. In der oben erwähnten autobiographischen Skizze sagt Leitgeb: „Es wird wohl in allen Naturen, in denen sich die nötige Begabung dazugesellt, so sein, daß sie aus dieser Innenwelt wieder einen Weg suchen, der sie mit der äußeren verbindet: das ist der Weg der Kunst." Diese Verbindung ist in dem vorliegenden Roman noch nicht völlig hergestellt — und das empfinde ich als einen Mangel der Dichtung. Das Innenleben muß — das ist ja eben der Weg aller Kunst — äußere Gestalt gewinnen, nicht bloß in Worten, nein, lebendige Gestalt aus Fleisch und Knochen, in der der Kreislauf innerlichen Lebens sich vollzieht. Wenn Leitgeb diesen Ausgleich, das Gleichgewicht zwischen Innenwelt und Außenwelt gefunden haben wird, dann wird er auf der Höhe seiner Entwicklung stehen.

A. F. K.

Bibliographische Notizen.

Der Stein der Weisen. Illustrierte Halbmonatschrift für Haus und Familie. — Wien, Hartleben.

Von dieser Zeitschrift liegt vom 18. Jahrgang (1905) der 2. Band (Heft 12—24) vor. Wie die früheren Hefte enthalten auch diese recht interessante, allgemein verständlich gehaltene Aufsätze aus allen Gebieten des Wissens, und kann auf diese, namentlich für Haus und Familie vortrefflich geeignete Halbmonatschrift nur wiederum ganz besonders hingewiesen werden. — Bei den zahlreichen Abbildungen, die die Zeitschrift enthält, ist der Preis pro Heft 50 Pfg. ein sehr billiger. Jeder Jahrgang oder Band ist auch beliebig einzeln käuflich.

K.

Kosmos. Handweiser für Naturfreunde. Herausgegeben vom Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. — Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung.

Vom Band II (1905) dieser Zeitschrift liegen hier die Hefte 1—6 vor. Die Zeitschrift bringt Originalaufsätze von allgemeinem Interesse über Themen aus sämtlichen Gebieten der Naturgeschichte und Naturforschung, ferner regelmäßig orientierende Berichte über Fortschritte und neue Forschungen auf den genannten Gebieten, interessante Miszellen, Mitteilungen über Naturbetrachtungen, bibliographische Notizen und schließlich Vereinsmitteilungen. Zur Orientierung seien aus den bezgl. Heften einige Aufsätze angeführt: „Klein und Groß im Rätsel des Lebens von Bölsche; Insektenleben von Fabre; die Entstehung des Humusbodens von R. H. Francé; das Rätsel der Eiszeit von Dr. Wilhelm Meyer; Atome und Weltkörper von Dr. Wilhelm Meyer, u. s. w." — Die empfehlenswerte Zeitschrift erscheint jährlich 10 mal. Der Vorstand des Kosmos ladet alle Naturfreunde zum Beitritt ein, und nimmt jede Buchhandlung Beitrittserklärungen an. Der jährliche Beitrag beträgt nur 4 Mk. 80 Pf., wofür noch der Handweiser kostenlos geliefert wird. —

K.

Bestimmungen über den Diensteintritt der Einjährig-Freiwilligen im deutschen Heere und in der Marine. Mit Anlagen und Mustern. — Von Werner, Oberleutnant im Füsilier-Regiment No. 35, Adjutant des Landwehrbezirks IV Berlin. — Berlin, Milit. Verlag von Liebel.

Der Verfasser hat in dem vorliegenden Heft mit Sorgfalt alle Bestimmungen des Wehrgesetzes, der Heer- und Wehrordnung, sowie die in Betracht kommenden kriegsministeriellen Verfügungen, die für Einjährig-Freiwillige von Wichtigkeit sind, zusammengetragen und durch besondere, der Praxis entlehnte Beispiele derartig erläutert, daß nach genauer Durchsicht derselben unnütze und nur belästigende Anfragen an Behörden vollständig überflüssig werden. — Der Verfasser hat hierbei in schätzenswerter Weise auch auf solche Verhältnisse Rücksicht genommen, die selbst in besser unterrichteten Kreisen doch nicht genügend bekannt sein dürften (Dienstpflicht bei der Marine, in Südwest-Afrika, in Kiautschou, Dienstpflicht der Mediziner, Apotheker und Veterinäre, Laufbahn der Einjährig-Freiwilligen, die kapitulieren, um Zahlmeister zu werden oder zur Intendantur zu gehen u. s. w.). — Das Heft, ein vortrefflicher Ratgeber, hilft einem tatsächlichen Bedürfnis ab und dürfte sich bald weitester Verbreitung zu erfreuen haben. K.

Praktische Winke für Einjährig-Freiwillige und deren Eltern, Vormünder 2c. — Wahl der Waffengattung und des Truppenteils, Zusammenstellung der Kosten. Von Hilken, weiland Major z. D. 2. verbesserte Aufl. von Werner, Oberleutnant im Füsilier-Regiment No. 35, Adjutant des Landwehrbezirks IV Berlin. — Berlin, Milit. Verlag von Liebel.

In dem vorliegenden Heft gibt der Verfasser eine kurz gefaßte, klare Darstellung über die Ableistung der einjährigen Dienstpflicht, im speziellen über die Wahl des Truppenteils nebst Zusammenstellung der bezgl. Kosten, sowohl während des Dienstjahres, als auch während der beiden achtwöchentlichen Übungen. Alle, die sich zum Eintritt als Einjährig-Freiwillige melden wollen, seien auf dieses Heft mit seinen recht guten, praktischen Winken ganz besonders aufmerksam gemacht. K.

Ein Tagebuch Kaiser Wilhelms II. Nachtrag 1902—1906, nach Hof- und anderen Berichten. Von E. Schröder, Herausg. von Werken Friedrich des Großen. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Im Jahre 1903 ist im obigen Verlage ein Tagebuch Kaiser Wilhelms II. erschienen, über das auch an dieser Stelle referiert worden ist. Das vorliegende Buch ist ein Nachtrag zu diesem Tagebuch und umfaßt, chronologisch geordnet, bis in die jüngste Zeit die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben Kaiser Wilhelms II., sowie auf Grund authentischer Quellen bedeutsame Stellen aus seinen Ansprachen, Briefen, Erlassen u. s. w. Für den Historiker wie für den Politiker besitzt das Tagebuch hohen Wert und sei daher auch dieser viel Interessantes und Belehrendes bietende Nachtrag hiermit warm empfohlen. K.

Die Sagen der Hohenzollern. Von Oskar Schwebel. 3. Aufl. — Mit einer Abbildung der Burg Hohenzollern. — Berlin, Liebel.

Der früh verstorbene Verfasser hat als märkischer Geschichtsschreiber in dem vorliegenden Buch, das nunmehr in 3. Auflage erschienen ist, mit großer Sorgfalt aus den Stammessagen der Hohenzollern alles Bemerkenswerte zusammengetragen und so ein anziehendes Bild von der Entwickelung dieses Herrschergeschlechts entworfen. Wie er in der Vorrede zur 2. Aufl. hervorhebt, erachtet er als den Zweck des Buches, die Begeisterung für das Kaiserhaus bei jung und alt, im vornehmen, wie im schlichten deutschen Hause anzuregen und zu nähren — ein Unternehmen, das gerade in heutiger Zeit sehr anzuerkennen und zu fördern ist. Die 2. Aufl. war dem damaligen Kronprinzen — weiland Kaiser Friedrich III. — gewidmet. K.

Europäisches Verkehrsleben (vom Altertum bis zum Westfälischen Frieden.) Eine Studie von J. v. Doblhoff. Mitt. d. K. K. Geogr. Gesellschaft in Wien 1905. Heft 10—12.

Verf. hat ein gewaltiges Material zu bearbeiten gehabt und die schwierige Aufgabe in anerkennenswerter Weise gelöst. Schade nur, daß ein so grundlegendes Werk wie A. Schultes „Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien" gar nicht erwähnt wird. — Das Ophir der Alten an der Malabarküste zu suchen, hat bisher am wenigsten Anklang gefunden. O. L.

Kaliforniens Reichtum ist seine Landwirtschaft. Von Nikola Kaumanns. Straßburg, Verlag von Jos. Singer.

Kalifornien ist als Goldland für die Weltwirtschaft ganz zurückgetreten. Dafür hat es in verhältnismäßig kurzer Zeit in der Landwirtschaft, insbesondere in der Obstkultur, wie die vorliegende kleine Arbeit zeigt, schon so glänzende Resultate erzielt, daß es heute bereits die verschiedensten Obst-

sorten, „im Werte von über 25 Millionen Dollar, das sind 20 Prozent der Obstproduktion der Vereinigten Staaten" exportiert.
O. L.

Ästhetik der deutschen Sprache. Von O. Weise. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von Teubner.

Vor allem möchte Ref. dem Leser den Glauben, oder soll man sagen die Furcht, benehmen, als handle es sich bei dem vorliegenden Buche um ein dickes, mit stattlichem gelehrten Apparate ausgestattetes Werk, das nur Sprachgelehrte fesseln könne. Das Gegenteil ist der Fall. Es ist für jeden gebildeten Deutschen geschrieben, der Liebe für seine Muttersprache hegt, und fesselnd, bei welchem Kapitel man es auch aufschlagen mag. Auch darin liegt ein Vorzug des Buches, daß es kein systematisches Lesen erfordert, sondern mit gleichem Gewinn an jeder Stelle gelesen werden kann. Bekannt ist desselben Verfs. Werk über die Muttersprache; wie dies zeichnet sich auch das vorliegende aus durch lebendige, frische Schreibweise und durch feinsinniges Verständnis für die Eigenart und Schönheit unserer Sprache, wohlgeeignet, Liebe zu ihr zu erhalten oder zu wecken. Es dürfte sich daher auch als passendes Geschenk für Schüler der oberen Klassen höherer Lehranstalten empfehlen.
H. Sch.

Deutsches Lesebuch für Gymnasien. (Sexta.) Herausgegeben von H. Steuding, bearbeitet von Otto Hartlich. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.

Endlich fängt man auch an, die Lesebücher von patriotisch-ethisch-religiösen Tendenzstücken zu säubern, die mit Kunst nichts zu tun haben, und das Prinzip der Hamburger Lehrer: „Die Jugendschrift (etwas anderes ist doch auch das Lesebuch nicht) in dichterischem Gewande muß ein Kunstwerk sein!" als oberstes bei der Auswahl anzuerkennen. Das vorliegende Lesebuch gehört noch nicht zu den einwandsfreien, aber zweifellos zu den besseren. Unter den „Märchen, Schwänken und Fabeln" und unter den „Erzählungen" finden sich Stücke, die man bisher in Lesebüchern nicht antraf und die mit Freuden zu begrüßen sind. Damit soll nicht gesagt werden, daß sich nicht noch trefflicheres Material hätte finden lassen. Gefreut hat es mich, daß der Abteilung: „Aus Sage, Völker- und Kulturgeschichte" große Aufmerksamkeit zugewandt worden ist, daß sie die umfangreichste des ganzen Lesebuches wurde. Im poetischen Teil vermisse ich — das ist der schwerste Vorwurf, den ich dem Buche machen muß — die moderne Literatur ganz. Warum hat man solche Scheu vor ihr? Vielleicht, weil man sie nicht kennt!
A. F. K.

Illustrierte Mythologie der Hellenen, Römer, Germanen, Iranier und Inder. von Dr. H. Göll. 8. neubearbeite Auflage. Leipzig, Verlag von O. Spamer.

Eltern und Lehrer sind noch heute der Meinung, Mythologie sei ein eigentümliches Gemisch von Dichterstellen, Gipsfiguren, Aberglauben, Tempeln, Heldengedichten und Sittlichkeit. Daran ist die ältere Jugend auch schon gewöhnt, und für jüngere Jugend ist Mythologie nicht geeignet. Ihr gebührt das Märchen, wie dem Knaben die Heldenmäre, während der Erwachsene für den Mythos oft noch zu jung erscheint. Herabsteigen geht heute nicht mehr, das läßt sich mit wissenschaftlichem Gewissen ebenso wenig verantworten wie mit erziehlichen Grundsätzen.

Heraufziehen, das pflegt das Publikum nicht zu wünschen, und Lehrer und Schulreglement verbieten es, und damit muß der Verleger rechnen.

Wie sieht es aber mit der Wissenschaft aus?

Seit Mannhardt ist die unselige Konfusion verbreitet worden, daß Mythengötter und Gestalten des Aberglaubens in irgend einem Deszendenzverhältnis zueinander stünden. Die Notwendigkeit, den Quellen einmal näher auf den Zahn zu fühlen, hat die Forschung in den letzten Jahrzehnten im wesentlichen den Philologen ausgeliefert, die aus der Mythologie etwas Ähnliches angefertigt haben, wie aus allen andern Wissenschaften, die ihnen in die Hände fielen, d. h. die Unantastbarkeit der durch Konjekturen verbesserten Texte steht allemal höher, als jede sachliche Möglichkeit. —

Die Vertreter dieser Anschauung sind wissenschaftliche Forscher, leider nur nicht auf dem Gebiete der Mythologie, und es gehört immer ein gewisser Mut dazu, bei solcher Sachlage unbekümmert die Wahrheit zu reden.

Der Bearbeiter des Buches von Göll hat das nicht getan, und es ist begreiflich genug, daß er es unter den obwaltenden Umständen nicht konnte. Er hat das Buch, das noch in voriger Auflage jenem oben geschilderten Sammelsurium durchaus entsprach, nur soweit verändert, daß Lehrer und Eltern, wie auch Philologen und Literarhistoriker nicht gut etwas dagegen einzuwenden haben können. Das Buch bricht nicht mit den liebgewordenen Angewöhnungen, kann daher für Schulen wie für das Haus

ohne jede Gefahr empfohlen werden. Immerhin sind all die Dinge, die eigentlich nicht hineingehören, erheblich gemindert und gemildert worden, und im Aufbau des Ganzen wie in der Auswahl und Gruppierung des Stoffes im einzelnen taucht bereits so viel Neues auf, daß es auch zur Fortbildung geeignet erscheinen dürfte. Zudem ist endlich der notwendige Schritt getan worden, die indogermanischen Völker zusammenzustellen und den stark verkürzten Abschnitt über Ägypten erst folgen zu lassen; dazu hat sich eine jedenfalls wünschenswerte Beigabe für unsere Zeit, im Anhange ein kurzer Abschnitt über das alte Westasien, gesellt. Im einzelnen ist aus der griechischen und römischen Mythologie (in leider noch sehr bescheidenem Maße) nicht hierher Gehöriges gestrichen worden. Ganz neu aufgebaut ist die germanische und indische, und völlig neu geschaffen die iranische Mythologie. Es gibt also des Neuen genug, und vom Alten wird nichts Wesentliches vermißt werden. Das Buch ist für die reifere Jugend wie für den Erwachsenen eine sehr unterrichtende und anregende Schrift, für die Schule aber und auch für die Hand des Lehrers ein sehr nützliches Hilfsbuch. Möge es in den Schulbibliotheken wie in den Familien die ihm gebührende Aufnahme finden. A. H.-K.

Reuters Werke, herausgegeben von W. Seelmann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe (Meyers Klassiker-Ausgaben) Bd. 2. Stromtid I. II. Bd. 3. Stromtid III. Franzosentid. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut.

Die uneingeschränkte Anerkennung, die Ref. dem 1. Bande der Seelmannschen Reuter-Ausgabe an dieser Stelle zollte, besteht auch für die beiden jetzt vorliegenden Bände. Einleitungen und Anmerkungen am Schlusse eines jeden Bandes enthalten eine auf gründlicher Kenntnis der einschlägigen Literatur beruhende Fülle von Bemerkungen, die geeignet sind, dem Leser einen deutlichen Einblick in die Entstehung der Werke zu geben. Die Anmerkungen erläutern vielfach den Text und gewähren dem Leser, der mit niederdeutschen Sitten und Gebräuchen nicht vertraut ist, ein volles Verständnis dafür. Dadurch bietet der Herausgeber zugleich ein interessantes Stück Kulturgeschichte. Was er über die Personen in den beiden Meisterwerken Reuters anführt, ist für den Reuterkundigen im allgemeinen nichts Neues, hat aber den Vorzug, daß es die Forschungen von Gaedertz, Römer, Raatz u. a. vereinigt; für etwas bedenklich hält Ref., daß der Herausgeber hinsichtlich der Bräsigfigur der Konjektur Glagaus folgt. Alles in allem entsprechen auch diese beiden Bände durchaus den Erwartungen, die der erste geweckt hat. H. Sch.

Meyers Volksbücher. No. 1443 bis 1449. Mörike, Maler Nolten. No. 1450 Mörike, Mozart auf der Reise nach Prag. No. 1432—1437. Goltz, Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Meyers Volksbücher bringen in ihren letzten Nummern zwei der bekanntesten Schriften von Mörike. Die Ausgabe des „Maler Nolten“ ist ein Abdruck der Originalausgabe von 1832, die Mörike bekanntlich später überarbeitet hat, ohne sie jedoch völlig zu vollenden (nach Mörikes Tode von J. Klaiber ergänzt und herausgegeben). Mag auch die Bearbeitung für den jetzigen Geschmack lesbarer sein als die Originalausgabe, so ist es doch jedenfalls literarisch von Wichtigkeit, daß letztere einen Neudruck erfahren hat.

Ebenso dankenswert ist die Ausgabe der oben angeführten Schrift von Goltz, der mit Recht neuerdings wieder der Vergessenheit entrissen wird. Abschnitte wie über das deutsche Volkslied, das deutsche Volksmärchen, den deutschen Humor, den deutschen Witz zeichnen sich durch eine Fülle feinsinniger Beobachtungen aus. H. Sch.

Max Hesses Volksbücherei. No. 287 bis 300. (Mörike.)

In dem Hesseschen Verlage (Leipzig) ist neben der „Klassiker-Ausgabe' von Mörikes Sämtlichen Werken in 6 Bänden“ eine Heftausgabe erschienen. Sie unterscheidet sich von der Klassiker-Ausgabe nur dadurch, daß die biographische Einleitung stark gekürzt und von den Gedichten der 2. und 3. Sammlung nur eine Auswahl aufgenommen ist; es fehlen „Die Regenbrüder“ und „Spillner“. Der Herausgeber ist R. Krauß, der auch die vollständige Ausgabe bearbeitet hat. Die Heftausgabe bietet also dieselben Vorzüge wie die vollständige und gewährt den Vorteil, daß sie die Möglichkeit bietet, einzelne der Mörikeschen Schriften zu beschaffen, die etwa besonders interessieren. H. Sch.

Das deutsche Volkslied. Ausgewählt und erläutert von Prof. Dr. Sahr (Sammlung Göschen). Leipzig, Göschensche Verlagshandlung.

In der rühmlichst bekannten „Sammlung Göschen“ ist „Das deutsche Volkslied“ in 2. Auflage vermehrt und verbessert erschienen.

Was die Erweiterung des Büchleins anbetrifft, so ist rühmend hervorzuheben, daß das niederdeutsche Volkslied häufiger als früher vertreten ist; die Verbesserung bezieht sich auf die Verwertung der Ergebnisse der neuesten Forschungen. Nicht jeder Freund unserer deutschen Volksdichtung hat Gelegenheit und Muße, die größeren Sammlungen durchzulesen oder die einschlägige Literatur zu verfolgen. Ihnen bietet das Büchlein einen Ersatz, zumal die Einleitung zum Ganzen sowohl wie zu den einzelnen Liedern deren Verständnis vermittelt. So wird auch diese 2. Auflage gleich der ersten in seiner anspruchslosen, aber wirksamen Weise dazu beitragen, unsrer herrlichen, gemütvollen Volksdichtung neue Freunde zu erwerben.
H. Sch.

Otto Ludwigs Erzählungskunst. Von Dr. R. Müller-Ems. Berlin, Verlag von Köhler.

Der Verf. hat sich in dieser Arbeit einem Gebiete zugewandt, das bisher in der Literatur ziemlich vernachlässigt ist und erst in neuester Zeit verdiente Beachtung findet: die Form, der Stil der Dichterwerke wird Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung. Die vorliegende Arbeit behandelt im ersten Teile die Erzählungen, im zweiten die Studien und Entwürfe in je vier sich entsprechenden Kapiteln: Motive und Charaktere, Komposition, Darstellung, Mittel der Charakteristik. In allem zeigt sich der Verf. als gründlichen Kenner und feinfühligen Beobachter; zu befürchten ist nur, daß die Arbeit außer in Fachkreisen nicht die verdiente Beachtung finden wird, — denn wer kennt im großen Publikum außer der „Heiterethei“ noch andere Erzählungen von Otto Ludwig? Vielleicht dient die billige und vollständigste Ausgabe von Bartels (Hessescher Verlag) dazu, dem Dichter auch in weiteren Kreisen Verehrer zuzuführen und damit auch der vorliegenden Arbeit weitere Verbreitung zu verschaffen. H. Sch.

Briefe Nietzsches. 2 Bände. Berlin, Schuster und Löffler.

Die Bedeutung dieser Briefsammlung ist genugsam betont worden. Es erübrigt sich, auf sie näher einzugehen. Sie ist mir die notwendige Ergänzung zum Werke Nietzsches, der selbstgeschriebene Roman des schöpferischen Teils seines Lebens: man ist um ihn herum, belauscht und betrachtet ihn, wie er ißt, trinkt, sich freut, krankt, Probleme spinnt, und gewinnt an diesen blasseren Fäden seines Wesens, an diesem Alltäglichen, Menschlichen, Häuslichen, an gewissen Ausbrüchen und jähen Intervallen, die jedesmal eintreten, wenn er an seinem Schreibtisch ein neues Werk vollendet, eine vollkommene und unmittelbare Fühlung und Anschauung für das Drum und Dran und die innere Bewegung seiner großen Produktion.
A. K. M.

Jugenderinnerungen von Therese Devrient. — Stuttgart, Carl Krabbe Verlag.

Der Herausgeber dieser Jugenderinnerungen schließt sein Vorwort mit: „Mögen sie dem deutschen Haus willkommen sein.“ Sein Wunsch wird sich gewiß erfüllen. Die schlichte Darstellung des bewegten Lebens einer guten und glücklichen Frau wird Ungezählte erfreuen. Wahrheit und Vornehmheit und dabei eine so tiefe Innerlichkeit, wie sie vielleicht nur eine Deutsche besitzen und verstehen kann, sprechen aus diesem Buche. Nichts ist in gewöhnlichem Sinne heldenhaft an den Menschen und Dingen, die in Therese Devrients Leben treten, aber die Gesinnung der durch alle Prüfungen sich stets zur Freudigkeit durchringenden Schreiberin ist es. Heldenhaft sind auch fast alle hier geschilderten Frauen in ihrer rührenden Duldsamkeit. Dem Buche sind einige Porträts und ansprechende Zeichnungen beigegeben. M. Kr.

Stimmungsbilder. Von Malwida von Meysenbug. Vierte und vermehrte Auflage. Berlin und Leipzig, Schuster und Löffler.

Die gebildete Welt ist Herrn Professor Gabriel Monod in Paris, dem Gatten von Malwida von Meysenbugs geliebter Pflegetochter Olga Herzen, zu aufrichtigstem Danke verbunden, daß er neben den beiden Werken aus ihrem Nachlasse „Himmlische und irdische Liebe“ und „Eine Reise nach Ostende“ (1849) die „Stimmungsbilder“ in vermehrter Auflage veröffentlicht hat. Man hat mit Recht Malwida von Meysenbug eine Vorkämpferin der Frauenbewegung, eine Erzieherin und Bildnerin des Menschengeschlechts genannt, und in erster Reihe ist sie zur Erzieherin ihres eigenen Geschlechtes berufen gewesen. Sie, die keine Standesvorurteile gelten ließ, suchte und fand ihre Freunde unter an Geist und Gemüt hervorragenden Menschen, die sich gleich ihr für die höchsten Ideale des Lebens begeistern, deren Religion Humanität hieß, und da frühzeitig die Zweifel am Dogma in ihr erwachten, fühlte sie sich durch Unduldsamkeit, Engherzigkeit und begrenzte Auffassung ihrer Umgebung bedrückt. Fraglos sind die

„Stimmungsbilder“ im späteren Leben der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin“ entstanden, zeigt sich doch in ihnen die abgeklärte Ruhe und Milde des Greisenalters. In den „Stimmungsbildern“ spiegelt sich, wohin wir blicken, ihre edle Gesinnung wider. Klar und einleuchtend weiß sie über die Kulturaufgaben der Frau zu reden. Sie, die sich an ihrer Wahltochter als wahrhaft geistige Mutter, als die trefflichste Erzieherin bewährt hat, versteht vorzugsweise Ratschläge über die Erziehung der heranwachsenden weiblichen Jugend zu erteilen, und wir können nur wünschen, daß diese von allen denkenden Frauen und Müttern beherzigt werden. Malwida von Meysenbug hat es verstanden, Freundschaft zu geben und sich Freunde unter den besten und edelsten ihrer Zeitgenossen zu erwerben. Kunst und Literatur, Philosophie und Religion zieht sie in das Reich ihrer Betrachtungen, die auf den Leser einen wahrhaft erhebenden, nachhaltig wirkenden Eindruck machen. Sie bewundert Viktor Emanuel, den Schöpfer des geeinigten Italiens, sie freut sich neidlos der Erfolge großer und bedeutender Männer und Frauen, sie widmet tiefempfundene Erinnerungsblätter ihren Freunden Alexander Herzen und Richard Wagner und bespricht höchst interessant die wichtigsten Fragen, welche die Welt bewegen.

In „Ein neues Testament“ finden wir die höchsten Lebenswahrheiten, und auch von einer neuen Seite, als feinsinnige Dichterin, lernen wir die ausgezeichnete Frau kennen.

Malwida von Meysenbug hat nicht umsonst gelebt. Ihre Schriften zählen zu jenen Büchern, die uns nicht nur einige Stunden flüchtigen Genusses bereiten, sondern zu denen wir immer gern wieder und wieder zurückgreifen, und so wird diese treffliche Frau, die unablässig nach Wahrheit, Veredelung und Vervollkommnung gerungen, stets höchste Humanität geübt, noch einer späteren Generation, insbesondere ihrem Geschlecht, Vorbild sein. R. N.

Hans Alienus. Von Werner von Heidenstam. Übersetzt von E. Stine. München, Dr. Marchlewski & Co.

Ich wünsche diesem Buch sehr ernste und ein wenig hartnäckige Leser, Erwachsene und Reifgewordene mit der spürsinnigen Geduld der Kinder, die den Kuchenberg vor dem Schlaraffenland unermüdet durchessen. Ein Mann von grüblerischer Gemütsart, geistreich und ein tiefblickender Betrachter der Menschenseele, ein phantomloser Kritiker aller Illusionen, ein Flüchtling aus schmerzlichen Träumen und einem nimmer ruhenden Begehren versucht hier dem zerwühlten Gemenge, der Trümmerwelt seiner inneren Formen, deren keine dem drängenden Wachstum der Seele widerstand, Ordnung und Typ zu geben, in der Art einer symbolischen Objektivierung, in der Figur einer unwirklichen Persönlichkeit, deren Leben, anekdotisch oder parabelhaft gefügt, den Grund- und Zielgedanken rein sich enthüllen läßt. Das Ganze ist eine wundersame Geschichte, Gegenwart und Vergangenheit greifen unvermittelt ineinander, und zwei Jahrtausende sind im Leben des Helden nicht mehr als die kurze Spanne, wo der Mann sich ein Weib nimmt und gesättigt aufgibt. Aber die gestaltende Hand war unsicher, das Unwirkliche der Komposition gewann kein Leben. Und die Fiktion, die sich der Gegenwart bedient, um des Autors Reflexionen anschaulich zu machen, scheitert an unserem besseren Wissen vom gegenwärtigen Menschen, gibt weniger Psychisches als Programmatisches, Theorie und keine Lebendigkeit und ergötzt nur durch die witzige spielerische Beweglichkeit des Wortes. Wohl aber beginnt man mit der Vergangenheit mitzuleben, die man nicht kennt, und die Kapricen können nicht toll genug sein, daß sie unter dem Stabe des Zauberers nicht wahrscheinlich würden. Hans Alienus bei Sardanapal, bei Pontius Pilatus, als römischer Kaiser, als Gott — das sind Erdichtungen, an die man glaubt wie an Märchen und von denen man sich fortführen läßt wie von alten Historien. Der Reiz des Fremden wird suggestiv, und wie vom Duft narkotischer Kräfte entzaubern sich die Visionen in dem schweren und bangen Lichte, nach dem die Sinne sich sehnen und das die Herzen fürchten, und das zwischen Grauen und Sehnsucht jene bis zur Ekstase gespannte Kluft auftut, in der wir uns schauernd verlieren. Um dieses Stigmas willen mag man das Buch ernsthaft lesen, denn es will mehr wie stigmatisieren. Es will euch auf einen Gipfel führen, wo ihr das Leben, eurer Leben, euer Verschwiegenes und kaum Bewußtes, das in euch aufstieg raunend und mit dumpfem Brausen wie das Blut des Kindes im Leibe der jungen Mutter, klar aus euch scheidet und tief unter euch lasset, zu sehen, zu staunen und inne zu werden, welch einen Dämon ihr unwissend nährtet. A. K. M.

Das Moordorf. Kulturroman in zwei Büchern von Max Geißler. Mit Federzeichnungen von J. v. Eckardstein. Leipzig, Verlag von L. Staackmann.

Es wäre gewiß nicht nötig gewesen, diesen Roman zu illustrieren. Solche hübsche Poesie, wie man sie heutzutage auf Ansichtskarten, die Dutzendserie zu fünfzig Pfennig, haben kann, hat sicherlich mit dem künstlerischen Wert dieses Werkes nichts zu tun. Gerade, daß Max Geißler auf jede Art Phrase verzichtet, daß sein Roman hinfließt, wie ein großer Strom, leuchtend von bunten Lichtern, wenn der Sonnenglanz über dem Wasser schimmert, schwer und dumpf, wenn bleigrauer Wolkendunst darüber hängt, und ist doch immer derselbe große Strom, still und dennoch voller Kraft, das ist der künstlerische Wert dieses Buches. Für solche Bücher müßte man verblichenes gelbliches Papier haben und jenen schlichten Einband, wie man ihn in alten Privatbibliotheken für Goethes Wilhelm Meister findet. O. G.

Die von Wintzingerode. Ein Roman aus dem 16. Jahrhundert von Paul Schreckenbach. Leipzig, Verlag von Poeschel u. Kippenberg.

Man geht diesen historischen Romanen immer mit einem gewissen Argwohn entgegen, der gewiß seine Berechtigung hat. Denn welcher Schriftsteller hat in der heutigen schnellebenden Zeit Muße genug, umfangreiche, kulturgeschichtliche Studien zu machen, um nicht nur die Bauart der alten Häuser, die Straßen und Plätze, die Trachten der wohledlen Ratsherren, den Schmuck der sittsamen Jungfrauen anschaulich zu schildern, nicht nur äußere Gebräuche darzustellen, nicht nur die geistigen Strömungen oder die Gedanken, welche jene Zeit bewegten, zu behandeln, sondern uns vor allem mit der Empfindungsweise der vergangenen Jahrhunderte vertraut zu machen. Der vorliegende Roman zeigt das ernste Bestreben, gerade dieser letztgenannten Anforderung gerecht zu werden. Der Autor verzichtet, — mit gutem Grunde, wie mir scheint, — auf aller Art stilistische Tüfteleien, die ja in den meisten historischen Romanen zur Veranschaulichung des Zeitkolorits angewendet werden, und die doch meist nur ein braver, glänzender Firnis sind, der die schadhaften Stellen ein bißchen verschmieren soll. Sein Stil ist knapp und lebendig, die Zeichnung der Charaktere vielleicht ein bißchen schablonenhaft, aber dennoch scharf und persönlich gesehen. O. G.

Wen du nicht verläßest, Genius. Roman von Georg Mengs. — Berlin, Otto Janke.

Ein wenig interessantes Buch, nach alten Romanrezepten gebraut, das einer trivialen Lebensauffassung, als ob Liebe und Kunst einander im Herzen des Weibes entgegenstünden, in papierenem Stil Vorschub leistet. Sätze wie: „Denn dem Manne vor allem ist es vergönnt, auch den ‚Segen der Sünde' auszukosten, nicht so dem Weibe", bedürfen wohl keiner Kritik. Kein Mensch in dem Buche lebt, jeder ist konstruiert. M. Kr.

Unter Marsmenschen. Erzählung von Oskar Hoffmann. Erstes Tausend. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

In dem Verfasser des vorliegenden Buches lernt man einen, man kann sagen „deutschen Jules Verne" kennen. So wie der letztere sich den Mond für seine Spekulation als Thema auserkoren hatte, so dreht sich hier alles um den Planeten Mars. Mit einer staunenswerten Phantasie begabt, beschreibt der Verfasser, auf wissenschaftliche Hypothesen gestützt, die Ausrüstung einer Expedition nach dem Mars, die Reise dorthin und Ankunft daselbst, die Beschaffenheit des Mars, das Leben und Treiben seiner Bewohner und schließlich die Rückkehr zur Erde. — Summa Summarum eine ganz interessante und unterhaltende Lektüre, die hiermit bestens empfohlen sei. K.

Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte von Bertha von Suttner. Volksausgabe. — Dresden, E. Piersons Verlag. Preis M. 1.

Die Tatsache, daß Bertha von Suttners bekannter Roman „Die Waffen nieder!" nunmehr in einer wohlfeilen „Volksausgabe" erschienen ist, würde — auch abgesehen von allen Ehrungen und Anerkennungen, die der Schriftstellerin namentlich in jüngster Zeit zuteil geworden, — schon allein zur Genüge für den großen Erfolg sprechen, den das Buch bisher erzielte, andererseits aber auch deutlich davon zeugen, wie tiefe Wurzeln die von der Verfasserin verfochtene Tendenz, die Friedensbewegung, in weitesten Kreisen bereits gefaßt hat. Darum ist diese Volksausgabe mit Freuden zu begrüßen, mag man auch den künstlerischen Wert der Erzählung nicht allzu hoch veranschlagen und — mag man der Friedensbewegung selbst gegenüber einen etwas modifizierten Standpunkt einnehmen. Wohl wird kein vernünftig Denkender heutzutage eine kriegerische Verwickelung herbeisehnen, in voller Würdigung der entsetzlichen Schrecken und Grausen des Krieges, die man übrigens aus wirklichkeitsentsprechenden Kriegsschilde-

rungen ebenso gut kennen lernen kann wie aus vorliegendem Roman; aber:

„Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.“

Es kann und wird Fälle geben, wo das Wohl, ja die Existenz des Vaterlandes nicht anders als mit den Waffen verteidigt werden kann, wo es als heiligste Pflicht jedes Bürgers erscheinen muß, nach seinen besten Kräften den Waffengang zum Heile des Vaterlandes zu unterstützen, anstatt mit dem Rufe „Die Waffen nieder!“ den siegesfrohen Kriegesmut und die Opferfreude der Nation abzuschwächen. S. B.

Gott Zufall. Dem Leben nacherzählt von Josef Gruenstein. Berlin, Verlag Karl Siegesmund.

Drei Novellen in Versen sollen es sein, und die Verse wollen ernst genommen sein. Hier als Kostprobe ihrer zwei, für viele oder alle:

„Der Chef riet Friedrich drum zum Schluß im barschen Ton,
Daß er auf Urlaub geh', sich auch wie andre schon'.“

M. Kr.

Der Leuchtturm am Ende der Welt. Von Julius Verne. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Dieses nachgelassene Werk des bekannten französischen Schriftstellers versetzt den Leser in den äußersten Süden von Südamerika. Auf Staten Island hat die argentinische Regierung einen Leuchtturm errichten lassen. Das Schicksal der Turmwächter auf der einsamen Insel wird recht spannend und fesselnd geschildert. Allerdings reicht diese Erzählung lange nicht an die früheren heran. — Die Südspitze von Amerika heißt nicht Kap Horn, sondern Hoorn; Holländer haben es nach einem Orte ihrer Heimat benannt. Wann wird endlich einmal diese fehlerhafte Schreibweise verschwinden?

O. L.

Roma Sentimentale. Diego Angeli. Römische Stimmungsbilder. Autorisierte Übertragung aus dem Italienischen von E. Müller-Röder. Leipzig, Friedrich Rothbarth.

„Eine Welt zwar bist du, o Rom, doch ohne die Liebe wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom! Sind nicht seine Museen, seine Villen, seine Campagna, seine stillen geistlichen Stadtviertel, seine Straßen, seine Klostergänge, seine Gärten, seine Paläste ebenso viele Oratorien der Liebe, deren Altäre der Auserwählten harren? Hat nicht ein jeder dieser Orte eine Seele, die im Einklang mit unsrer Seele zu vibrieren vermag?“ — So erklärt der Dichter die Entstehung seiner „Römischen Stimmungsbilder“. Sie verdanken ihren Ursprung seelischer Harmonie; sie gleichen guten Gedichten. Ihre durch tiefe Empfindung hervorgerufenen Gedanken wecken Stimmungen, werden wieder poetische, leidenschaftliche Gefühle. N.

Kleine Leute. (Lütte Lüd.) Drei Einakter von Peter Werth. Leipzig—Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Der Autor zeichnet sich durch bedeutende Bühnengewandtheit aus. Das ist der erste Eindruck, den man von seinen scharf gezeichneten Bildern empfängt, und er ist so stark, daß die rechte Schätzung des künstlerischen Werts dieser Dramen beinahe ein wenig darunter leidet. O. G.

Die steinerne Stadt. Von Ernst Schur. — Im Verlage des Verfassers erschienen. —

Das Buch soll Berlin verherrlichen — zum Teil auch geißeln. Beides ist nicht vollkommen gelungen, da das Dichterische den Betrachtungen meist geopfert ist. M. Kr.

Das letzte Menschenpaar. Von Hermann Kunibert Neumann. Zweite Auflage. Leipzig, Hermann Lautenschläger.

Wer kennt diesen geist- und gemütvollen Dichterphilosophen, den Erfinder des Wortes „Das Volk in Waffen“? Ein schneidiger Kritiker der Reichshauptstadt lobte jüngst den am 8. 11. 75 in Neiße Verstorbenen als talentvollen Anfänger. Sich selbst verspottend schrieb H. K. N.: „Bin ein glücklicher Dichter gewesen, über mich gab es nur Gutes zu lesen. Weil mein Name blieb ohne Klang, störte der Neid nicht meinen Sang. Wenn mein Name Klang wird haben, dicht' ich im Himmel — auf Erden begraben.“ Das ist leider in Erfüllung gegangen. Erst jetzt — nach 64 Jahren! — wurde die dramatische Dichtung, die in schön poetischer Sprache seine hohen Gedanken über Gott, Geist, Natur, Weib, Liebe, Freiheit, Freundschaft wiedergibt, einer zweiten Auflage für würdig erachtet. War der Inhalt daran schuld? Wohl kaum; er ist ganz modern. Kai Jans in Gustav Frenssens „Hilligenlei“ bekennt denselben Glauben, wie Adam im „letzten Menschenpaar“. „Nie ausgestorben sind die Fauste, die Don Juane und Satane, denn jeder schwur zu ihrer Fahne, dem's mächtig

in dem Innern brauste.“ Der Kampfruf Adams verhallt nicht, er bleibt das Siegeslied jedes Idealisten: „Kämpft es im Herzen auch, bleibe ein Freier! Immer war ohne Rauch göttliches Feuer. Immer nach obenhin richte die Blicke, daß dich gemeiner Sinn niemals umstricke.“ N.

Claudia Porticella. Ein Sang aus dem Trentino von Arnold von der Passer. Mit Text-Illustrationen von Theodor Kühne. Leipzig, Verlag Johannes von Schalscha-Ehrenfeld.

Wie Philippine Welser in Nordtirol, so lebt die tragische Gestalt der schönen Claudia Porticella, der Geliebten des Bischofs Karl Emanuel, noch heute in den Sagen des trientinischen Volkes. A. v. d. P. verwebt Sage und Geschichte, Dichtung und Wahrheit zu einem klang- und stimmungsvollen poetischen Ganzen. Er versteht, sowohl für Liebe und Haß, für Schwermut und Humor die rechten Töne anzuschlagen, als auch für die sonnige Natur des Trentino die entsprechenden Farben zu finden. N.

Hamburg. Ein Buch Balladen von Ewald Gerhard Seeliger. Mit Bildern von Theodor Herrmann. Hamburg, Alfred Janssen.

E. G. S. ist wiederholt als ein guter und fruchtbarer Erzähler gerühmt worden. Auch seine Balladen sind erfreuliche Beweise einer rechten Auffassung und Behandlung dieser lyrisch-epischen Dichtungsart. Sie geben nichts Nachgeahmtes, sondern Eigenes, im Spiegel eines Dichterauges Geschautes. Ihr natürlicher, markiger Grundton ist auf den reinen, rührenden Klang des echten Volksliedes gestimmt. In den Adern ihrer Helden fließt gesundes hanseatisches Blut. Das von Theodor Herrmann mit Bildern schön ausgestattete Buch bietet ein gut Stück alter und neuer hamburgischer Chronik in farbig plastischer Gestaltung und dramatisch bewegter Handlung. N.

Nach Sonnenuntergang. Dresden, E. Piersons Verlag.

Für diese Gedichte spricht dreierlei. Erstens: die Bescheidenheit der anonymen Verfasserin, zweitens: das echt weibliche Gefühl, dem sie entsprungen sind, drittens: die in Aussicht gestellte Verwendung ihres Reinertrages für das Rote Kreuz.

Der Inhalt entspricht ihrem Vorwort: „Die Lieder müssen aus dem Herzen kommen, sie finden nimmer sonst ins Herz hinein.“ N.

Aus Sinim. Gedichte von J. A. Hermann. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

J. A. H. ist noch kein Meistersänger, singt aber seine eigene Melodie. Sind auch seine Gedichte in Form und Ausdruck nicht immer makellos, so entschädigen sie doch dafür durch Frische der Empfindung und Neuheit der poetischen Stoffe. N.

Lyrische Gedichte. Von Maler Friedrich Müller. In Auswahl von Professor O. Kohl. Kreuznach, Verlag von Karl Scheffel.

Gelegentlich der Einweihung eines Denkmals für den Dichter und Maler Friedrich Müller, der, ein Mitglied des Hainbundes, von 1749—1825 lebte, hat Professor Kohl eine kleine, hübsche Auswahl aus den Dichtungen dieses Dichters zusammengestellt, die vielen literarisch Interessierten, die sich nicht durch alles, was Müller geschrieben hat, hindurch lesen mögen, willkommen sein wird. A. F. K.

Stille Einkehr. Von Heinrich Niedner. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Wenn der Autor die dichterischen Qualitäten, die diesem Buche eigen sind, ausreifen läßt, dann darf man auf ein gutes Werk poetischen Schaffens gefaßt sein. N. ist einer der Dichter, bei dem man das Gefühl hat, daß er die Schönheiten der Natur mit lebendigem, natürlichem Auge sehen kann. Die Verse sind prägnant und anschaulich. Auch die Prosa-Skizzen sprechen an. Viel Stimmung, guter kerniger Humor, lachende Lebensweisheiten. Das Buch hat mir viel Vergnügen bereitet. W. M.

Lieder und Bilder. Von Fritz Gräntz. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Kommt über den Durchschnittswert des Dilettantismus nicht hinweg. Man merkt den „Reimen“ das Gesuchte und Gekünstelte zu sehr an. Ein Beispiel:

Komm und eile, gib die Hand,
Denn die Sonne will versinken,
Laß' uns, eh' sie ganz verschwand,
Ihre letzten Strahlen trinken . . .

Teilweise auch hübsche Gedanken, und zuweilen gut geschaute Bilder. W. M.

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1904. Herausgegeben von Rudolf Schwartz. Leipzig, Verlag von C. F. Peters, 1905.

Der elfte Jahrgang dieser gediegenen Publikationen gibt zunächst den trationellen

Bericht über den Besuch der Musikbibliothek Peters, deren neue Erwerbungen und Personalnotizen über Mitglieder ihrer Beamtenschaft. Dann folgt eine tabellarische Übersicht über die der Bücher- und Musikaliensammlung entliehenen theoretischen und praktischen Werke in numerischer Abstufung. — Den musikwissenschaftlichen Teil eröffnet Max Seiffert mit einem Aufsatz über „Neue Bach-Funde", einer Ergänzung zu den Arbeitsdokumenten der Leipziger Bachforschung und -pflege. Hiermit für immer verbunden ist die Person Hermann Kretzschmars, des bedeutendsten unter den akademischen Musikschriftstellern der Gegenwart. Im Petersschen Jahrbuch ist Kretzschmar diesmal vertreten durch eine Würdigung der „musikgeschichtlichen Bedeutung Simon Mayrs", eines im Strome der Zeit allmählich versunkenen Zeitgenossen der großen „Klassiker", und durch den ersten Abschnitt seiner Untersuchungen über „Kants Musikauffassung und ihren Einfluß auf die folgende Zeit". — Einem allgemeineren Interesse dürfte Richard Wallascheks feiner und kluger Beitrag zu dem seit Sudermanns Tiraden mehr denn je aktuellen Thema „Kritik der Kritik" begegnen: sein Titel lautet: „Das ästhetische Urteil und die Tageskritik". — Einen noch größeren Kreis aufmerksamster Leser haben wohl die 34 bisher ungedruckten Briefe gefunden, die Hugo Wolf an Paul Müller in den Jahren 1896—98 geschrieben hat. P. Müller selbst, ein um die Wolfpropaganda hochverdienter Musiker, hat der Briefsammlung einige Anmerkungen mit auf den Weg gegeben. — Den Schluß des interessanten Heftes bildet ein bibliographisches Verzeichnis. Der Herausgeber Dr. Rudolf Schwartz hat hier die in allen Kulturländern im Jahre 1904 erschienenen Bücher und Schriften über Musik mit Einschluß der Neuauflagen und Übersetzungen zusammengestellt und die von der Musikbibliothek Peters erworbenen Exemplare besonders gekennzeichnet. Er hat dadurch einen sehr gut orientierenden Katalog geschaffen. — Die Notenbeilage besteht — wohl mit Rücksicht auf Seifferts Bachstudie — in einem „Trio ex Db a Violino et Clavecin obligé di Mon. Bach." Paul Riesenfeld.

Goethe-Kalender auf das Jahr 1906. Herausgegeben von O. J. Bierbaum. — Leipzig, Theodor Weicher.

Bierbaum bezweckt mit diesem Kalender, „recht vielen den Verkehr mit Goethe zu einem Bedürfnis zu machen, indem er Jahr für Jahr zeigt, daß mit Goethe verkehren heißt: sein eignes Leben mit Genuß und Erkenntnis bereichern und die Kraft des Triebes nach Vervollkommnung zu erhöhen". Mögen ihn viele lesen, und das Resultat sei: man suche die Stellen auf, aus deren Zusammenhang die Aussprüche notwendigerweise (und nicht ohne Geschmack) herausgerissen wurden, und lese und lebe sie. — A. Halbert.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Aus dem Unglücksjahre 1807. Erlebnisse und Wahrnehmungen eines hohen französischen Offiziers in Ost- und Westpreussen. Mitgeteilt von E. Joachim. I. Die Grenzboten 65, 20 (17. Mai 1906).

Austattungswesen und Drama. Von Eugen Kilian. Westermanns Monatshefte. 50, 9 (Juni 1906).

Dingelstedt. (Zum fünfundzwanzigsten Todestag.) Von Karl Fr. Nowak. Die Schaubühne II, 21 (24. Mai 1906).

Dorfdichterinnen, Die deutschen. Von Heinrich Bischoff. I. (Norddeutschland.) Das literarische Echo. VIII, 16 (Mai 1906).

Emerson, Ralph Waldo, ein Dichterphilosoph. Von J. Sauer. Hochland III, 8 (Mai 1906).

Eysoldt, Gertrud. Von Julius Bab. Die Schaubühne, II, 18 (3. Mai 1906).

(Flaubert.) — Gustave Flauberts Nachlass. Von Dr. E. W. Fischer. (Schluss.) Das literarische Echo VIII, 16 (Mai 1906).

Goethes Idee des Göttlichen. Von Curt L. Walter. Deutschland IV, 8 (Mai 1906).

Grisebach, Eduard. Von Josef Adolf Bondy. Das freie Wort. VI, 3 (Mai 1906).

(Grün, Anastasius.) — Der Sänger des Geisterfrühlings. Ein nachträgliches Gedenkwort. Von Gotthold Schulz-Labischin. Das freie Wort VI, 4 (Mai 1906).

Gymnasialdirektoren, Vier. Von Max Schneidewin. Preussische Jahrbücher 124, 2 (Mai 1906).

Halm, Friedrich, als moderner Dichter. Von Julius Bab. Die Schaubühne II, 17 (26. April 1906).

Handel-Mazzetti, Enrica von. Von Dr. Johann Ranftl. II. Heimgarten 30, 8 (Mai 1906).

Herakles in den Dramen des Euripides, Sophokles und Aristophanes. Von Erich Buszler. (Teil II.) Deutschland IV, 8 (Mai 1906).

Hildebrand, Adolf. Von Karl Scheffler. Kunst und Künstler IV, 8 (Mai 1906).

Hoffmann von Fallersleben und Ferdinand Freiligrath. Ihre freundschaftlichen, ihre dichterischen Beziehungen und ihr Briefwechsel. Von Dr. H. Gerstenberg. Deutsche Rundschau 32, 8 (Mai 1906).

Huch, Ricarda. Von Heinrich Meyer-Benfey. Preussische Jahrbücher 124, 2 (Mai 1906).

Hudler, August. Von Georg Treu. Kunstwart 19, 16 (Mai 1906).
Japanische Architektur. Von Oskar Münsterberg. Westermanns Monatshefte 50, 9 (Juni 1906).
Jordan, Wilhelm. Von Dr. Paul Vogt. Preussische Jahrbücher 124, 2 (Mai 1906).
Kapitalismus, Der, und die Geldreform. Von F. Norikus. Monatsschrift für christliche Sozialreform. 28, 4 (April 1906).
Karl der Erste, König von Rumänien. Von Karl Theoder Zingeler. Die Grenzboten 65, 17 (26. April 1906).
Kolumbus. Zum vierhundertsten Todestage des Entdeckers. Von Franz Hümmerich. Westermanns Monatshefte 50, 9 (Juni 1906).
Kritik als Instinkt und Erkenntnis, Über die. Von Kurt Walter Goldschmidt. Kritik der Kritik. II, 7.
Kultus und Kunst. Von Heinrich Steinhausen. Kunstwart 19, 15 (Mai 1906).
Lear und Gegen-Lear. Von Franz Servaes. Die Schaubühne II, 16 (19. April 1906).
Märchen, Vom deutschen. Von Fritz Lienhard. Hochland III, 8 (Mai 1906).
Marxismus, klassische Nationalökonomie und materialistische Geschichtsphilosophie. Von Georg Jäger. Preussische Jahrbücher 124, 2 (Mai 1906).
Meininger Art und Kunst, Von. Von Max Grube. Bühne und Welt. VIII, 14 (April 1906).
Memphis und die Pyramiden. Von Ed. Högl. Die Grenzboten 65, 17—19 (26. April—10. Mai 1906).
(Psychologie.) — Die verschiedenen Forschungswege in der Psychologie. Bericht über den V. internationalen Psychologenkongress zu Rom. Von Ludwig Deinhard. Deutschland IV. 8 (Mai 1906).
Sernftal, Das, und seine Bewohner. Kulturhistorische Skizze von Ernst Stöckhardt. Westermanns Monatshefte 50, 9 (Juni 1906).
Staatsformen, Über. Von E. Fitger. Deutsche Rundschau 32, 8 (Mai 1906).
Swinburne, Algernon Charles. Von Sigmar Mehring. Das literarische Echo VIII, 17. (Juni 1906).
Verhaeren, Emile, als Dramatiker. Von Georg Brandes. (Übersetzung von Ida Anders.) Die Schaubühne II. 14 (5. April 1906).

Eingegangene Bücher. **Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.**

Achleitner, Arthur, Tugendloses Gestein. Eine Gewerksnovelle aus Steiermark. Berlin, Gebrüder Paetel.
Ammon, Die Bedeutung des Bauernstandes für den Staat und die Gesellschaft. 2. durchgesehene Auflage. Berlin, Trowitzsch & Sohn.
Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben mit Anderen von Dr. Hans Gross. 23. Band. Heft 1, 2, 3 u. 4. Leipzig, F. C. W. Vogel.
Armee-Einteilung, Neueste. Vollständige Übersicht und Unterkunftsliste des gesamten Deutschen Reichsheeres, der Kaiserlichen Marine und des ostasiatischen Detachements etc. Bearbeitet nach amtlichen Quellen. 41. Jahrgang, 157. Auflage. Berlin, Richard Schröder Verlag.
Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Bändchen: 15. 91. 93. Leipzig, B. G. Teubner.
Berg, Max, Die Wacht an der Weichsel. Roman. Göttingen, Hermann Peters Verlag.
Blaubuch, Das. Wochenschrift für öffentliches Leben, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Dr. H. Ilgenstein und Dr. A. Kalthoff. I. Jahrgang. Nr. 18 u. 20. Berlin, Verlag des Blaubuchs. G. m. b. H.
Böhi, Bernhard, Der Finanzhaushalt des Kantons Thurgau in den Jahren 1803—1903. Separatabdruck aus der „Zeitschrift für schweizerische Statistik". 6. Lieferung. Jahrgang 1905. Frauenfeld, Kommisssionsverlag von Huber u. Co.
Bormann, Edwin, Francis Bacons Reim-Geheimschrift und ihre Enthüllungen. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.
Charon. Monatsschrift. Dichtung, Philosophie, Darstellung. Herausgeber Rudolf Pannwitz und Otto zur Linde. III. Jahrg. Heft 3. Leipzig, Charonverlag: K. G. Th. Scheffer.
Christaller, Helene, Magda. Geschichte einer Seele. Jugenheim a. d. Bergstrasse, Suevia-Verlag.
Delphobe, Briefe an Eltern. Berlin, Leonhard Simion Nachfolger.
Deutschlands Jugend. Illustrierte Wochenschrift für Knaben und Mädchen. 2. Jahrgang. Nr. 16—30. Berlin, C. Regenhardt.
Ebner-Eschenbach, Marie von, Erzählungen. 5. Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta-sche Buchhandlung Nachfg.
Eelbo, Bruno, Aphrodite. Ein Dämmerungstraum. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Ein Ausflug in die „Deutschböhmische Ausstellung Reichenberg" 1906. XXIII. Deutsches Frühlingsfest in Prag am 26. u. 27. Mai 1906. Prag, A. Haase.
Ernst, Franz, Bruder Frantzius. Roman aus dem Leben eines Idealisten. Schwerin i. M., F. E. A. Müllers Verlag.
Falkenberg, Wilhelm, Die Hausaufgaben. Ein Wegweiser für Eltern, Hauslehrer und Gouvernanten. Dresden, E. Piersons Verlag.
Fischer, Wilhelm, in Graz. Lebensmorgen. Erzählungen. München, Georg Müller.
— **Marthe Renate,** Toska baut. Thüringer Geschichten. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.
Francé, R. H., Das Leben der Pflanze. I. Abteilung: Das Pflanzenleben Deutschlands und der Nachbarländer. Lieferung 7—13. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. (Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlg.)
Franzos, Karl Emil, Ein Kampf ums Recht. Roman. 5. Auflage. 2 Bände. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.
Frey, Ernst, Zugvogel. Skizzen. Aus der Heimat und überm Ozean. Zürich, Arnold Bopp.
Friedmann, Hermann, Der erste Tag. Dichtungen, Szenen und Sentenzen. Dorpat, Ed. Bergmanns Verlag.
Frommel, Otto, Die Poesie des Evangeliums Jesu. Ein Versuch. Berlin, Gebrüder Paetel.
Führer durch die deutschen Nordseebäder 1906. Herausgegeben vom Vorstand des Verbandes deutscher Nordseebäder. Jahrgang 1906.

Ganghofers, Ludwig, gesammelte Schriften. Volksausgabe. Erste Serie. Lieferung 3—7. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.

Gittermann, Wilhelm, Ein Antichrist. Erzählende Dichtung. Dresden, E. Piersons Verlag.

Goethe, Wolfgang von, Reineke Fuchs. Mit Zeichnungen von Wilhelm v. Kaulbach, auf Holz gezeichnet von Julius Schnorr in Stuttgart. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Professor Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 19. u. 28. Band. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Griebens Reiseführer. Band 2: Harz. 1906—1907. Band 4: Dresden und die Sächsische Schweiz. 1906—1907. Band 6: Berlin und Umgebung. 1906. Band 43: Karlsbad und Umgebungen. 1906—1907. Band 55: Die Ostseebäder. 1906—1907. Bd. 65: Die Insel Rügen. 1906—1907. Berlin, Albert Goldschmidt.

Haberlands Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der englischen Sprache. Herausgegeben von Prof. Dr. Thiergen und Alexander Clay u. a. I. Kursus (Brief 16 bis 20.) Leipzig-R., Verlag von E. Haberland.

Haberlands Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der französischen Sprache. Herausgegeben von Rektor H. Michaelis und Prof. Dr. P. Passy. Brief 16 bis 20. Leipzig-R., E. Haberlands Verlag.

Hanfstaengls Musik-Katalog. Kunstblätter nach Darstellungen aus Musikdramen und Opern; Komponisten- und Musiker-Porträts etc. München, Franz Hanfstaengl.

Hanstein, Otfried v., Theater-Prinzesschen. Bühnenmysterien und Theatermisere. Ein Theaterroman nach dem Leben. Mit einer Einführung von Kurt Küchler. Göttingen, Hermann Peters Verlag.

Hebel's, Johann Peter, sämtliche poetische Werke nebst einer Auswahl seiner Predigten, Aufsätze und Briefe in 6 Bänden. Herausgegeben und erläutert von Ernst Keller. Mit des Dichters Bildnis, zwei Abbildungen, einem Briefe als Handschriftprobe und einem Wörterbuch der alemannischen Mundart. In zwei Bänden gebunden. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Heine, Heinrich. Dichtungen. Für die deutsche Familie ausgewählt von Dr. A. Lohr. Köln a. Rh., J. P. Bachem.

Hermany, Max, Gedichte. München, Georg Müller.

Hilfsbuch für schriftstellerische Anfänger. Herausgegeben von der Redaktion der „Feder". Berlin, Feder-Verlag.

Hoechstetter, Sophie, Vielleicht auch träumen. Verse. Mit einem Porträt. München, Georg Müller.

Hofmann, A. v., Die Grundlagen bewusster Stilempfindung. Stuttgart, W. Spemann.

Immanuel, Major, Der russisch-japanische Krieg. In militärischer und politischer Beziehung dargestellt. 5. und 6. Heft. (Schlussheft.) Mit 9 Kartenskizzen. Berlin, Richard Schröder, Verlag.

Jugend- und Volksbibliothek, Naturwissenschaftliche. 27. 28. 29. 30. Bändchen. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Kerner's, Justinus, sämtliche poetische Werke in vier Bänden. Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung und erläuternden Anmerkungen von Dr. Josef Gaismaier. Mit drei Bildnissen, drei Abbildungen, 41 Nachbildungen der Klecksographien und einem Stammbuchblatt als Handschriftprobe. In zwei Bänden gebunden. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Key, Ellen, Der Lebensglaube. Betrachtungen über Gott, Welt und Seele. Übertragung von Francis Maro. 3. Auflage. Berlin, S. Fischers Verlag.

Kosmos. Handweiser für Naturfreunde, herausgegeben und verlegt vom Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart. III. Bd. 1906. Heft 3. 4. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung.

Kröger, Timm, Heimkehr. Skizzen aus einem Leben. Hamburg, Alfred Janssen.

Kroepelin, Hermann, Jesus. Epos. Malchow i. Meckl., Selbstverlag.

Küchler, Karl, Unter Mitternachtssonne durch die Vulkan- und Gletscherwelt Islands. Mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte von Island. Leipzig, Abel & Müller.

Kunstschatz, Der. Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Mit erläuterndem Text von Dr. A. Kiss. Lieferung 29. 30. 31. 32. Stuttgart, Wilh. Spemann.

Kurz, Isolde, Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der Florentinischen Renaissance. 3. Auflage. Mit 15 Abbildungen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung.

Laufen, Paula, Im Bannkreis der Musik. Münchner Roman. München, Georg Müller.

Lazarus', Moritz, Lebenserinnerungen. Bearbeitet v. Nahida Lazarus und Alfred Leicht. Mit einem Titelbild. Berlin, Georg Reimer.

Lorenz, Max, Das Deutschland der Gegenwart. Vier Reden gehalten im „Wirtschaftlichen Schutzverband" zu Hamburg. Berlin, Verlag Dr. Wedekind & Co. G. m. b. H.

Lublinski, Samuel, Peter von Russland. Tragödie in fünf Akten und einem Vorspiel mit einer Einleitung „Der Weg zur Tragödie". München, Georg Müller.

Ludwig, Herbert, Müller-Rellüm. Die Examenskandidaten! Göhrensche Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Meyers Grosses Konversations-Lexikon. Sechste Auflage. 13. Band. (Lyrik bis Mitterwurzer.) Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Meyers Kleines Konversations-Lexikon. 7. gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. 120 Lieferungen zu je 50 Pfg. (Gesamtpreis 60 Mk.) mit etwa 5800 Seiten Text und 520 Illustrationstafeln (darunter 56 Farbendrucktafeln und 110 Karten und Pläne, sowie 100 Textbeilagen. I. Band. Heft 1. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Möbius, P. J., Über Robert Schumanns Krankheit. Halle a. S., Carl Marhold.

Musik-Mappe, Die. Mit den vier Gratis-Notenbeilagen: 1. Im frohen Kreise. 2. Klassische Reminiszenzen. 3. Vergessene Lieder. 4. Aus der Jugendzeit. I. Band. Heft 20. Salonstücke. Leipzig, W. Vobach u. Co.

Noailles, A. de, Sehnsucht. Autorisierte Übersetzung von Nora Tanneck. Berlin, Dr. Franz Ledermann.

Odermatt, Franz, Hartes Holz. Eine Erzählung aus den Bergen der Urschweiz. Zürich, Arnold Bopp.

Pichler, Adolf, Marksteine. Gesammelte Dichtungen. Der Marksteine Band I. II. Dritte vermehrte Auflage. (Adolf Pichler, Gesammelte Werke. Vom Verfasser für den Druck vorbereitet Band XIII.) München, Georg Müller.

— Wanderbilder. Aus dem Nachlasse. (Adolf Pichler Gesammelte Werke. Vom Verfasser für den Druck vorbereitet. Band IX(. München, Georg Müller.

Prittwitz, E. von, Rittmeister a. D., Ernst und Humor in Krieg und Frieden. Dresden, E. Piersons Verlag.

Queux, William le, Die Invasion von 1910. Einfall der Deutschen in England. Die Seeschlachtkapitel von Admiral H. W. Wilson. Übersetzt von Traugott Tamm. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.

Raiquel, C. M., Strandlieder. Berlin. Friedrich Stahn.

Rummel, Walter von, L'assesseur de Prusse und anderes. Mit einer Umschlagszeichnung von F. von Reznicek. München, Georg Müller.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Friedr. Umlauft. XXVIII. Jahrg. Heft 9. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Sacher-Masoch, Wanda von, Meine Lebensbeichte. Memoiren. 1.—5. Tausend. Berlin, Schuster & Loeffler.

Schaukal, Richard, Kapellmeister Kreisler. Dreizehn Vigilien aus einem Künstlerdasein. München, Georg Müller.

Schaumburg, Konrad, Der Roman des Gefangenen. Deutsches Gefängnis und deutsche Strafjustiz im Lichte fertiger Kultur. Leipzig. Moderner Dresdner Verlag.

Scheichl, Franz, Heldenbauern. Ein Roman aus dem Zeitalter der Gegenreformation. Jugenheim a. d. Bergstrasse, Suevia-Verlag.

Scheufler, Paul, Bahn frei. Skizzen und Erzählungen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Schlemm, Ernst Friedrich (Ernst Freihold), Gedanken und Empfindungen. III. Bd. Wien, Carl Fromme. Hof-Verlagsbuchhandlg.

Schmidt, Karl Eugen, Der perfekte Kunstkenner. Vademekum für Kenner und solche, die es werden wollen. Stuttgart, W. Spemann.

Schullern, Heinrich von, Genussmenschen. Drei Einakter. München, Georg Müller.

Soltau, Wilhelm, Das Fortleben des Heidentums in der altchristlichen Kirche. Berlin, Georg Reimer.

Speck, Georg, Am Rheinfall. Historischer Roman aus dem XV. Jahrhundert. Zürich, Arnold Bopp.

Sprenger, Jakob, und Heinrich Institoris, Der Hexenhammer. Zum ersten Male ins Deutsche übertragen und eingeleitet von J. W. R. Schmidt. Berlin, H. Barsdorf.

Stein der Weisen, Der, Illustrierte Halbmonatschrift f. Haus u. Familie. 19. Jahrgang. Heft 9. 10. 11. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Swoboda, Privatdozent Dr. Hermann, Die gemeinnützige Forschung und der eigennützige Forscher. Antwort auf die von Wilhelm Fliesz gegen Otto Weininger und mich erhobenen Beschuldigungen. Wien, Wilhelm Braumüller.

The Anglo-Russian literary society. (Founded in 1893) (The imperial Institute, London, S. W.) Proceedings February, March and April 1906. Printed for the society. Entered at Stationers' Hall. All rights reserved.

Traducteur, Le, Halbmonatsschrift zum Studium der französischen und deutschen Sprache. 1906. 14. Jahrg. Nr. 9. 10. La Chaux-de-Fonds (Suisse), Verlag des „Traducteur".

Translator, The, Halbmonatsschrift zum Studium der englischen und deutschen Sprache. 1906. III. J. Nr. 9. 10. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Translator".

Warte, Die. Monatsschrift für Literatur und Kunst. Herausgeber: Dr. Jos. Popp. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Unser Bayerland. Herausgegeben vom Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in München und im bayrischen Hochland (e. V.) München.

Walter, K., Pinselzeichnen. Vorbilder und Vorlagen. I. Serie. Ravensburg, Otto Maier.

Weigand, Wilhelm, Der Messiaszüchter und andere Novellen. München, Georg Müller.

Westermann, Albert, Bunte Reimgebilde. Strassburg i. E., Josef Singer.

Zahn, H., Rom und die Deutschen. Einige Tatsachen von vielen, zur Aufklärung für Evangelische und Katholiken. Berlin, Georg Nauck (Fritz Rühe).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.


OF THE
UNIVERSITY
OF



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

CXVIII. Band. — August 1906. — Heft 353.

(Mit einem Portrait in Radierung: Ernst Zahn.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Nord und Süd.

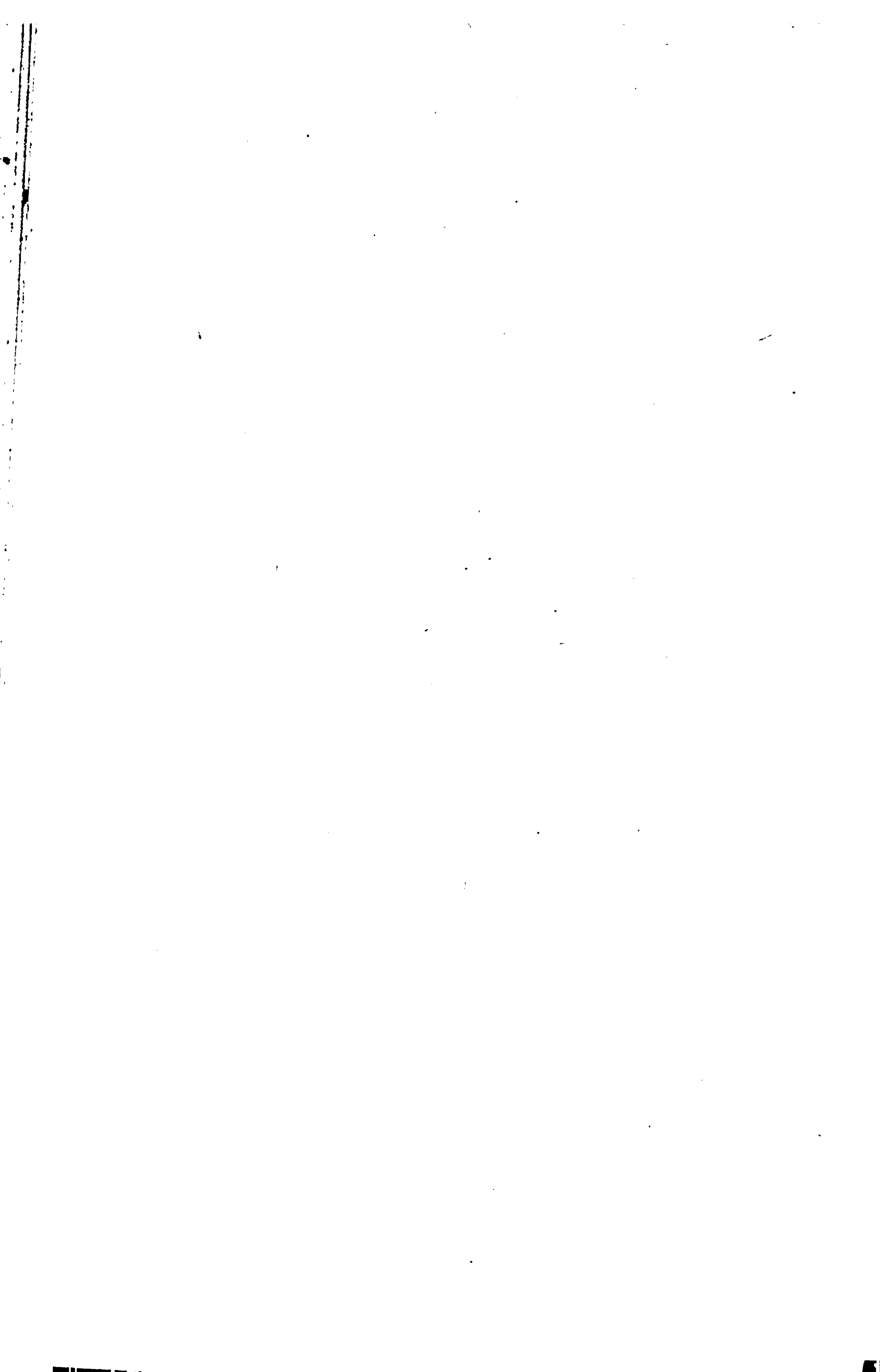
Eine deutsche Monatsschrift.

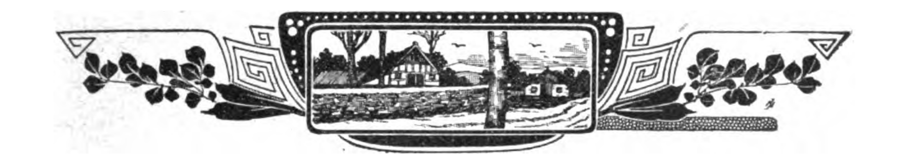
CXVIII. Band. — August 1906. — Heft 353.

(Mit einem Portrait in Radierung: Ernst Zahn.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.





Die beiden Ostlinning.

Eine Emsgeschichte.

Von

Adrian Schücking.

— Pyrmont. —

Mein Freund hatte Chopin gespielt. Und da, bei den ersten Tönen des wundervollen Fis-Dur-Nokturne, die wie auf ein Silberbecken niederfielen und als klingende Tropfen versprühten, da fing es an sich zu gestalten, und deutlich stand der Schluß meiner Geschichte vor mir. Erst nach langer Zeit hörte ich in einer westfälischen Provinzialstadt von allem anderen. Aber die Töne hatten doch verständlicher gesprochen. Jene waren müheloses Begreifen, hier mußte alles Wirre und Krause aus dem „Seelenfremden" in die Tonart des Beobachters transponiert werden.

Nun will ich berichten.

I.

Draußen stöhnte und tobte der Strom — gurgelnd, klatschend, ein Motiv aus wenigen Tönen ewig wiederholend schlugen die schmutzigen Wellen an die zitternden Hausmauern. Das alte zweistöckige verwitterte Gebäude, das an seiner Front die Firma „Ritter und Ostlinning" trug, gehörte zu einer Häuserreihe, die mit ihren Fundamenten tief in das Flußbett tauchte. Dicht an dem Kaufhaus vorbei führte eine schwere alte Holzbrücke zum jenseitigen Stadtteil.

Drinnen in dem auf den Fluß sehenden Ausbau eines niedrigen großen holzgetäfelten Raumes saß der eine der Geschäftsinhaber, ein nicht mehr junger Mann von robustem Körperbau, zeitunglesend an dem gedeckten Erkertisch. Sein Kompagnon, ein schmaler, blasser Fünfziger, stand in gebeugter Haltung an dem großen Pult in der Mitte des

Zimmers und war damit beschäftigt, aus dickleibigen Geschäftsbüchern Notizen auszuziehen.

„Siehst du, Ritter, das ist ein hübsches Bild unserer sozialen Verhältnisse," meinte der am Fenster sitzende Paul Ostlinning, die Zeitung niederlegend, mit einem Blick auf den Fluß. „Draußen die tobende Flut — die wild um ihre Rechte kämpfende, unaufhaltsam vorwärts drängende und selbst fortgedrängte Masse des Proletariats, ewig sich erneuernde Eintagsfliegen, hier das schützende Patrizierhaus mit den Doppelfenstern und den behaglichen Winkeln — und drin, wie in stiller Bucht, ein paar glückliche Differenzierte. — Ach, dieser Schädel!" stöhnte er und richtete sich mit einem Griff an die Schläfen aus dem Lehnstuhl auf. — „Dieser Schädel! —"

„Zu zwanzig Pfund! —" schloß sein Kompagnon, der am Pulte stehend einen englischen Scheck revidierte.

„Nicht weniger!" lachte Paul.

„Siehst hübsch jämmerlich aus," tarierte der Kompagnon sich umwendend das Äußere Pauls. „Deine Nächte haben solche Morgen!"

„Ja?" fragte der andere. „Du möchtest moralisieren, Vetter? — Ah, diese erquickenden Ausschweifungen! — Freilich, Gift für Magen und Leber — aber Erfrischung für den Geist. Das verstehst du nicht!"

„Mag sein!"

„Übrigens, ohne diesen Jammer, könntest du vielleicht jammern über den Fehlbetrag der ausgleichenden Gerechtigkeit!"

Ein hübsches, anscheinend zum Hauspersonal gehörendes junges Mädchen erschien. Sie stellte das Frühstück auf den Tisch.

„Süße Mimmi!" sagte Paul, die Hand aufs Herz legend.

„Schämen Sie sich, Herr Ostlinning!" flüsterte die Kleine errötend. Sie warf dabei einen besorgten Seitenblick auf Ritter, der jetzt am Telephon beschäftigt war.

„Hier trinken Sie einmal!" forderte Paul auf. „Nur um leere Becher abzuräumen, sind Sie nicht geboren. Die Haselhühnersalmi scheint ja vorzüglich. Es soll sozusagen meine Morgenandacht bilden."

Das junge Mädchen zwinkerte ihm schalkhaft zu, nahm ein Brett mit Gläsern und Tassen und ging mit züchtiglicher Bescheidenheit vorbei an dem in die Arbeit vertieften Chef hinaus.

„Für diesen allerliebsten Schwarzkopf wäre die Tugend doch eine mäßige Karriere," meinte Paul.

„Pfui!" rief Ritter.

„Mit Pfui! genießen, mit Kyrie! darben, — dazwischen hat das kleine Ding die Wahl. — Übrigens, die Unschuld der meisten Geschöpfe ist ein Geschöpf unserer Unschuld. — Aus der Sammlung meiner Denksprüche! Sage mal, hast du etwas vor, du schuftest ja fieberhaft."

„Der Zug . . ."

Paul stand auf. „Da wird es Zeit . . . Auch der Bankdirektor hat sich ja angemeldet, der Mann, der es uns ersparen soll, das Hamburger Guthaben zu kündigen. Überhaupt dieses Guthaben! Heute Nacht habe ich von unserem Konkurs geträumt. Solch eine Pleite hat etwas Transzendentales. Sie führt auf die elementarsten Bedingungen des Daseins zurück."

„Male, bitte, nicht solche Dinge an die Wand."

„Dinge an die Wand! Nicht übel! — Aber Freund! Freilich, der Glaube versetzt noch Berge — wenn sonst nichts mehr zu versetzen ist. — Wenn nun das Guthaben faul wäre!" Paul holte eine Taschenbürste hervor und bearbeitete seinen Haarwuchs. — „Der Teufel ist ein Optimist — 350 000 Mark — bester Freund! Nimm zur Vorsicht einmal an, daß wir an dem mit Recht so unbeliebten Abgrund ständen! Gottlob, daß es nicht mein Vermögen ist."

„Wie du sprichst! — Abgrund! — Das ist ja ganz ausgeschlossen. Unsere Firma!"

„Firmen und Weiber — wer will sagen, sie fallen nicht. Wenn der Direktor nicht gleich hilft, werde ich ihn, wie gewöhnlich, ein wenig frozzeln, Volkswirtschaft, Moral oder sonst etwas, was ihm fern liegt. Er zappelt dann, wie eine gemästete Ente, die man vom Turme fliegen läßt, und zeigt sich gefügig. Er bedarf durchaus schlechter Behandlung, sonst schenkt er keinen Kredit."

„Mach es nur nicht zu schlimm mit ihm!"

Man hörte die Haustüre gehen. Ritter horchte auf. „Marie!" Dann verschloß er eilig sein Pult. „Der magnetische Rapport ist hergestellt," spottete Paul.

Man hörte Stimmen vor der Tür, Paul ergriff seinen Hut. „Deine Frau! — Ich entweiche seitwärts, damit ich die Feier des Wiedersehens nicht störe. Adieu!"

Die junge Frau, der Ritter die Tür öffnete, war noch im Reisekostüm. Sie war eine zierliche jugendliche Erscheinung; blond, mit einem feingeschnittenen Gesicht und temperamentvoll blickenden braunen Augen.

„Du bist ja ganz verwildert, Richard," sagte sie mit komischer Entrüstung. „Du warst ja nicht einmal an der Bahn!"

„Ich horchte am Fernsprecher, ob mir die Ankunft meines Bankdirektors angemeldet wurde."

„Du," meinte sie mit liebenswürdigem Lächeln, „euer Geschäftsbetrieb ist nicht so übel! Ein opulenter Frühstückstisch, Zigarettenduft —!"

„Ja — mein Kind — das hängt mit einer Überraschung für dich zusammen," erwiderte Ritter.

„Eine Überraschung?"

„Dort ging jemand hinaus, der während deiner Reise wieder hier eingetroffen ist . . ."

„Doch nicht Paul?" fragte Marie.

Ihr Gesichtsausdruck veranlaßte ihn zu fragen.

„Hast du etwas mit dem Vetter vorgehabt?"

„Würdest du glauben, Richard, daß es an mir gelegen — wenn . . ." Sie stockte und sah ihn wie hülfesuchend an.

„Ja," sagte er, ihre beiden Hände ergreifend, „es lag an dir, daß du jung und hübsch warst. — Ich kann es mir denken — er hat dir in seiner ungenierten Weise den Hof gemacht —"

„Und das ist dir gleichgültig?"

„Mein liebes Kind — ich nehme seine Art, sich zu geben, nicht für ernst. Am Ende meint er es doch ehrlich . . ."

„Mit sich!" unterbrach ihn Marie.

„Ah — du bist unversöhnlich?" fragte er bekümmert.

„Nein — ich verteidige mein Glück!"

Ritter zog seine Frau zärtlich an sich und küßte sie. „Wie dein Herz pocht! Das meinige kann diesem Tempo nicht mehr folgen!"

Marie sah ihn lächelnd an.

„Ja, diese Pulsdifferenz erinnert mich, daß ich recht viel älter bin als du. — Statt jenes berauschenden Glücks, das jedes echte Weib einmal in seinem Leben genießen will, erhältst du Ärmste doch nur ein Surrogat."

„Abscheulich! Was sprichst du da!" entgegnete sie unwillig.

„Ja, ja — ich bin töricht; ich quäle mich unnötig — ich weiß ja —"

„Du siehst blaß und nervös aus — gewiß arbeitest du zu viel!"

Ein Klopfen an der Tür unterbrach die Auseinandersetzung.

„Herr Direktor Bahlmann," meldete das Mädchen an.

Bahlmann, ein würdiger, wohlbeleibter Herr mit weißer Weste, Brillantbusennadel und goldenem Kneifer, begrüßte das Ehepaar mit der höflichen Reserve eines Mannes, dessen Wort auf der Börse nur mit Ehrfurcht entgegen genommen wird.

„Mein lieber Herr Ritter," sagte er mit seiner schleimigen Geschäftsstimme, nachdem sich die Hausfrau entfernt hatte, „Sie haben sich an mich als an einen alten Freund des Hauses gewendet."

Jedes Wort floß wohltemperiert über die Lippen und wurde durch leichte Handbewegung unterstützt.

„Hier ist die Aufstellung, die Sie mir eingereicht haben. Ich bedauere — hm! — daß meine Antwort nicht günstig ausfallen kann. Sie haben ja in Ihrem Feldbahnen- und Eisengeschäft recht hübsche Erfolge gehabt — aber die Geschäftsunkosten, die persönlichen Ausgaben. Und dann die Geschäftsspesen Ihres Herrn Kompagnon!"

Paul war eingetreten. Die Herren begrüßten sich.

Paul, der sehr wenig empfänglich für eine Kritik seiner Lebensführung war, bemerkte: „Sie rügten gerade bei meinem Eintritt unsere persönlichen Ausgaben! Ich halte sie nicht für zu groß. — Und mein Gott — was kommt es schließlich bei einem so großen Geschäft auf ein paar Mark mehr oder weniger an? Das Geschäft trug es. Warum knausern?" fuhr er mit einer künstlichen Feierlichkeit fort, „durch große und kleine Ziffern wird zum Schluß ja doch derselbe Querstrich gemacht, die Bilanz des Sargdeckels."

„Das ist ja recht hübsch — sehr philosophisch ausgedrückt — gewiß!" meinte Bahlmann, mit einem ungeduldigen Händereiben. „Aber wir sind doch Geschäftsleute — wir müssen verdienen! Durch solche Ausgaben für persönliche Zwecke wird das Geschäft geschwächt — wird . . . hm . . ."

„Aber bester Direktor," meinte Paul mit der ernstesten Miene von der Welt, „zu welchem Zweck arbeiten wir denn? Sie lieben derartige Betrachtungen nicht, aber sagen Sie bitte — das Geld ist doch nicht Selbstzweck! — Ah, dann würde Ihr Geschäft ja nur ein Verkaufsautomat sein, in den Sie Ihre schöne Zeit, Ihre Arbeitskraft, Ihre Genußfähigkeit hineinwerfen — und was herausspringt, ist Geld — nichts als totes Geld. — In meinem Automaten aber werfe ich mein Geld hinein und heraus kommt die Freude an allem Schönen, am Schaffen und Vorwärtsstreben, am Genuß aus vollen Bechern — heraus kommt . . ."

„Der Bankerott, selbstverständlich nicht in bezug auf die Anwesenden gemeint, sondern ganz im allgemeinen," sagte der Direktor mit Nachdruck, indem er sich würdevoll erhob. „Mein bester Herr Ritter," wandte er sich an diesen, „die Lebensanschauungen Ihres jungen Freundes und die meinigen sind zu verschieden, um uns zu einem Verständnis gelangen zu lassen. Und eigentlich bin ich ja auch nicht dazu hergekommen, um über die letzten Ziele dieses Daseins mich mit den Herren zu unterhalten. Kurz, ich wollte mir erlauben, Ihnen die Eröffnung zu machen, daß unsere Bank bedauert, die bereits gezahlten Amortisationsquoten nicht wieder zurückgeben und als neues Darlehen eintragen lassen zu können. Die angebotenen Sicherheiten konnten nicht als genügend angesehen werden. Meine Herren! Ich spreche nochmals mein aufrichtiges Bedauern aus — ich habe die Ehre!" Er empfahl sich mit derselben Höflichkeit und Gemessenheit, mit der er gekommen.

„Dann muß ich in Hamburg kündigen," sagte Ritter, als sich die Tür hinter dem Abgehenden geschlossen.

„Telephoniere sofort! — Weiß deine Frau etwas von diesen Dingen?" fragte Paul.

„Nichts!"

Die Erwähnte trat in diesem Augenblick ein.

„Bitte, leiste Paul einen Augenblick Gesellschaft," wandte sich Ritter an seine Frau, nachdem sich beide begrüßt hatten. „Ich habe einige dringende Anweisungen zu geben."

Als jener sich entfernt hatte, standen sich die beiden stumm gegenüber. Endlich fragte Paul mit entschlossenem Ton: „Wie werden Sie mich in Zukunft behandeln, meine Gnädigste?"

„Als den Freund meines Mannes!"

„Edel und weise!"

„Weise? . . ."

„Ja — da wir gemeinsame Interessen haben. — Unter anderem auch eines, das noch mein Geheimnis ist."

„Geheimnis?"

„Nicht, daß ich Ihnen den Hof gemacht und daß Sie mit mir kokettiert und mich dann sehr schlecht behandelt haben. Das war schon nach unserer beiderseitigen ontogenetischen Entwicklung eine Notwendigkeit . . . Nein! Aber mein Geheimnis hängt doch damit zusammen."

„Und wie . . ."

„Mein Onkel will die stärkste seiner Beschwörungen aussprechen, er will mich enterben, wenn ich wiederum mit Ihnen unter einem Dache weile. Meine verliebte Torheit ist ihm damals nicht verborgen geblieben, und die Tugend der Frauen beurteilt er nach den Regeln der Mechanik. Er berechnet dieselbe aus den feststehenden Größen von Druck und Querschnitt, d. h. Widerstandsfähigkeit. Letztere setzt er nicht sehr hoch ein."

„Das ist ja infam — er glaubt an ein Einverständnis!"

„Er weiß auch um den Vorschuß, den ich Ihnen seiner Zeit für Ihren Bruder gegeben; Sie wollten es leider vermeiden, Ihren Mann darum anzugehen." Er stockte. Ritter war eingetreten.

„Darf man fragen, wovon Ihr Euch unterhieltet?" fragte der Eintretende.

„Vom Onkel Wagner!" erwiderte Paul.

„Dessen Vermögen du unbeschränkt verwaltest und dessen präsumtiver Erbe du bist?"

„Leider! . . ."

„Wie? Bist du böse auf ihn? . . ."

„Dieser Onkel Wagner ist an dem ganzen Unglück meines Lebens schuld . . ."

„Ich bin gespannt, was da wieder zutage kommt."

Paul zündete sich eine Zigarette an, blies behaglich einige Rauchwölkchen und sagte dann: „Ja, mein Wohltäter! Lieber wäre es mir, wenn er dich zum Erben eingesetzt hätte! Schon als schuldloser Säugling soll ich das Unglück gehabt haben, dem Onkel Wagner zu gefallen. Daß ich später, von einem dunklen Triebe geleitet, regelmäßig die Zunge

hinter ihm auszustrecken pflegte, wenn er uns verließ, änderte nichts an diesem Mißgeschick. Du wirst den Onkel Wagner beerben, hieß es, du kannst darum studieren, und dein Bruder bekommt den Bauernhof."

„Schuldest du ihm nicht dafür Dank?" warf Ritter ein. Paul zuckte die Achseln. „Der Gedanke an die Reichtümer des Onkels sterilisierte in mir jede Tätigkeit. — Wozu sich anstrengen? — Auf der Universität wäre niemand meiner Kommilitonen zweifelhaft darüber gewesen, daß mir der Lorbeer des Nichtstuns, die Palme der Liederlichkeit zu reichen sei. — Trotzdem ich zweihundert Points auf dem Billard hintereinander machen konnte, fiel ich durch das Referendarexamen. Meine Unwissenheit soll phänomenal gewesen sein und die abgehärtetsten Examinatoren verblüfft haben. — Aber ich beerbte ja den Onkel Wagner. Ich verlobte mich mit einem allerliebsten jungen Mädchen — die Eltern waren ehrgeizig, wünschten, daß ich nach einem Titel strebte, und da ich auf meine Visitenkarten die Erbschaftsziffer nicht lithographieren lassen konnte, so ging die Verlobung prompt zurück. — Mir war es, als ob ich am Eingang eines guten Diners fortgerufen wurde."

Frau Ritter räusperte sich.

„Na ja! Da ich doch irgend etwas werden mußte, so wurde ich Lebemann. Es gibt bekanntlich nichts Langweiligeres als das Leben eines Lebemannes — und jetzt steuere ich krampfhaft vergnügt in diesem geistlosen Herz und Leber verfettenden Dasein auf der Welle des Augenblicks dahin — im Kielwasser der Onkel Wagnerschen Erbschaft."

„Armer Freund!" lachte Ritter. — Seine Gattin, die nur zerstreut zugehört zu haben schien, stand auf und gab an, im Haushalte beschäftigt zu sein; auch Ritter ließ Paul allein. Diensteifriger als sonst erschien die hübsche Mimmi zum Abräumen.

„Wie gefällt es Ihnen hier, Mimmi?" knüpfte Paul die Unterhaltung mit ihr wieder an.

„Wie soll es mir nicht gefallen! Man behandelt mich ja wie ein Kind vom Hause. — Fast hätte ich es vergessen — draußen steht ein alter Bauer, der Sie zu sprechen wünscht."

Paul erhob sich. Ein Bauer! Doch nicht etwa sein Vater, der trotz seines großen Besitzes niemals den Bauernrock ablegte. Sollte er schon jetzt von seinem Eintreffen gehört haben? Er bat, ihn hineinzuführen.

Ein hochgebauter alter Mann mit weißem Haar, trotz seines einfachen blauen Kittels eine würdige Erscheinung, stand auf der Schwelle. Paul erhob sich.

„Vater . . . !"

„Ja, mein Junge, ich bin mit dem Zuge angekommen."

„Und wußtest du, daß ich hier war?"

„Nein! Hol' mir nur gleich deinen Kompagnon — den Herrn Ritter und seine Frau."

„Wie du wünschest!“ Paul drückte auf die Klingel und ließ die Gewünschten bitten.

„Aber so setz dich doch, Vater!“ bat er.

„Nach diesem! — Zuvörderst liegt mir eine ernste Mitteilung ob.“

„Nun, so schieß endlich los!“ sagte Paul, als Herr und Frau Ritter gekommen waren und seinen Vater begrüßt hatten.

Der alte Mann räusperte sich und begann dann bedächtig: „Unser Leben ist wie Gras, sagt der Psalmist!“ nachdrücklich und würdevoll fielen die Worte des Alten wie Hammerschläge auf einen Amboß.

„Recht sympathisch für die vielen Wiederkäuer unter uns,“ bemerkte Paul.

„Staub ist der Mensch!“ fuhr der Alte unbeirrt fort.

„Vater!“ fragte Paul, von einem Gedanken, der ihn vom Sitz emportrieb, erfaßt, „Du willst uns doch nicht mitteilen . . . .“

„Ich habe euch das Ableben des Ohms Wagner anzuzeigen.“

„Wagner tot! Ist es wahr, Vater?“

„Ja!“

„Ah, das ist sehr traurig,“ meinte der Kompagnon. Paul lief unruhig einige Male im Zimmer auf und ab.

„Ist es traurig, wenn jemand als ordentlicher Christenmensch stirbt?“ fragte sein Vater. „Ich hätte euch schreiben können,“ fuhr er umständlich auf dem angebotenen Sitz sich niederlassend fort. „Ich habe mir aber damit nicht genug getan. Ich bin selbst gekommen, da ich euch etwas Absonderes zu sagen habe.“

Er machte eine Pause und fuhr sich mit einem kattunenen Taschentuch, auf dessen Mitte der augenblickliche Reichskanzler in schwarzrotem Drucke prangte, über die schweißbedeckte Stirn.

„Also der Ohm ist am Schlage in meinem Hause gestorben. — Sein Anwesen, der Kaltenhof liegt ja nur eine Pfeife Tabak von meinem Hofe. Heute morgen trat Wagner bei mir ein. Ich biete ihm die Tageszeit, wie sich's gehört, und frage, was man so fragt. ‚Wegen der Rindviehzählung komme ich,‘ sagte er. ‚Euern Christoph‘ — das ist nämlich der Großknecht — ‚könnt ihr gleich mitaufführen‘ — den konnte er nicht leiden. ‚Und dann ist ein Schreiben vom Katasteramt gekommen, wegen unserer Grenze.‘ — Ihr wißt,“ holte der Alte zur Erklärung aus.

„Ja, gewiß, wir kennen die Grenzangelegenheit,“ fiel Paul ein.

„Diese Katasterbeamten müssen recht notwendig sein, denn sie machen uns viel Unannehmlichkeiten. Das meinte der Ohm auch. Er befand sich auf dem Wege zur Stadt und wollte unter anderem dort sein Testament niederlegen. Er glaubte, daß er schon bald mit dem Tode abgehen würde.“

„Der Tod geht leider mit uns ab,“ warf Paul ein.

„Auch von dir, mein Sohn, sprach er. Er schien etwas ärgerlich

über dich zu sein. Ich tröstete ihn, daß er es doch vielleicht noch eine Zeitlang machen könne. Dann wurde es ihm auf einmal schlecht, und er wollte mir gar nicht gefallen."

„Mir hat er nie gefallen," meinte Paul pietätlos.

„Ich gab ihm ein Glas Wein, und wie er so nachdenklich meinen Aßmannshäuser schlürfte, da sagte er: ‚Schulze, der Aßmannshäuser ist zwar etwas sauer, aber lustig macht er mich doch nicht. — Ich habe etwas in dies Testament hineingeschrieben, was böses Blut machen könnte.‘ Da bemerkte ich, daß er dann freilich aus dem Leben gehen wolle, als ob man eine Teufelsmaschine, eine Höllenuhr oder sonstigen Unfug unter ahnungslosen Menschen anzünde und dann sachte davonschliche und die Tür hinter sich zumache."

„‚Ein guter Vergleich,‘ meinte er, ‚gebt mir Feder und Tinte, ich will es ändern.‘ Und da —"

„Und da —?" fragte Paul gespannt.

„Da fiel ihm das Glas aus der Hand und ich sah, daß er kaput war."

„Verschieden war," milderte Ritter.

„Verschieden noch nicht, aber kaput," wiederholte Ostlinning mit freundlicher Bestimmtheit. „Nach einer halben Stunde hatte er das Zeitliche gesegnet, ohne zu sich gekommen zu sein. Der Arzt konnte ihm nicht helfen und nannte einen lateinischen Namen — wie sich's gehört."

„So ist er hinübergegangen," bemerkte Ritter in aufrichtiger Betrübnis.

„Das Testament, das auf meinem Tische lag, habe ich zu mir genommen." Er zog ein großes, in graues Papier gehülltes Paket hervor. „Von solchen Dingen verstehen die Herren Skribenten mehr als ich. — Nun wollte ich euch fragen, was damit zu tun ist. Die Angelegenheit hat Eile — ein frischer Hecht riecht nicht, und wenn es not tut, gehe ich sogleich damit auf unser Gericht."

„Das wird wohl das Beste sein," sagte Ritter. „Den Inhalt des Testaments kennen wir ja genugsam — Paul ist Universalerbe, und Legate zu stiften, beabsichtigte der Verstorbene wohl kaum."

„Es hat nur den einen Haken," bemerkte Ostlinning.

„Welchen?" fragte Paul.

„Das, was ich euch vorhin sagte. Und da er das Testament vor sich hinlegte, lachte er."

„Warum soll nicht einmal der Erblasser lachen, statt der Erben."

„Es war sein kurioses Lachen. Ihr kennt es ja von ihm — auf der einen Seite greinte er."

„Seine alte Facialislähmung," sagte Paul.

„Er sprach auch von Ritters Frau — das war, als ihn die Reue

erfassen tat. Wenn der Mensch schwach und elend wird, dann tun ihm seine Schlechtigkeiten leid."

„Und was war es, was er Ihnen über mich mitteilte?" fragte Marie ein wenig stockend.

„Nichts Genaues — er schien Ihnen gram zu sein."

„Meiner Frau?" fragte Ritter ungläubig. „Er hatte keine Veranlassung, ihr zu zürnen."

„Ich will gerne hoffen, daß es keinen Verdruß gibt, der euch in den Knochen stecken bleibt," meinte ruhig der Alte.

„Zuvor stärkt sich der Vetter ein wenig nach der Reise," lud Ritter jetzt ein. „Darf ich bitten, mit mir heraufzukommen. Das Paket legen wir mittlerweile in das Schreibpult."

Man begab sich in das Gesellschaftszimmer, das im ersten Stock belegen war.

Als die Rede wieder auf das Testament kam, meinte Paul, daß vielleicht nur ein ungültiger Entwurf vorliege.

„Das ist doch wohl kaum anzunehmen," widersprach Ritter, „da es bestimmt war, auf dem Gerichte deponiert zu werden."

Als Frau Ritter sich im Nebenzimmer beschäftigte, trat Paul an ihre Seite.

„Wäre es nicht an der Zeit, Ihren Mann vorzubereiten," raunte er ihr hastig zu.

Marie sah ihn blaß und verstört an. „Es ist mir entsetzlich! — Ich müßte ihm gestehen, daß ich in dieser ganzen langen Zeit ein Geheimnis vor ihm gehabt — mit Ihnen. Das ist das Schlimmste! — Er wird es nicht überwinden. — Nie! — Ist das Dokument verschlossen?"

„Es liegt verschlossen im Schreibpult."

„Ich muß es sehen . . . vorher . . . allein . . ."

„Das ist ja nicht möglich."

„Ich muß es lesen . . . Paul, Sie müssen mir beistehen — ich beschwöre Sie — denken Sie, wenn wir eines verbrecherischen Einverständnisses beschuldigt werden — durch die Worte eines Toten! Haben Sie nicht außer meinem Manne den Schlüssel?"

„Ja— aber ich werde ihn nicht hergeben."

„Ich muß," erwiderte Marie, „der Gedanke macht mich wahnsinnig, daß ihm dieser Schmerz durch mich bereitet werden soll. Geben Sie mir den Schlüssel!"

„Bestehen Sie nicht darauf!"

„Bitte, schnell! Es ist ja nichts Schlimmes, was ich will. Und ich muß und will es sehen. Alles andere ist mir gleichgültig."

„Ich darf nicht . . . Sie wollen mich zu einem Vertrauensbruch verleiten."

„Ah! Sie haben Furcht!“

„Ich bitte Sie, bedenken Sie, was Sie von mir verlangen.“

„Sparen Sie Ihren guten Rat. Das ist Ihre Freundschaft! Sie lassen mich allein! Ah — pfui!“ Sie verließ das Zimmer.

Paul kehrte zu den anderen Herren zurück, die in eifriger Beratung über die Testamentsangelegenheit ihre Meinungen austauschten.

Es war einige Zeit verflossen, als Marie mit geröteten Wangen über die Schwelle des Zimmers trat, in dem sich die drei Herren befanden. Niemand achtete in diesem Augenblick auf sie, niemand außer Paul hatte ihr Fortgehen bemerkt. „Ja, meine Herren,“ sagte gerade Ritter, „ich möchte trotz allem bei meinem ersten Vorschlag verharren, das Testament dem Gericht übergeben zu lassen. Die Tatsache, daß dasselbe im Nachlaß des Verstorbenen gefunden wurde, ist festgestellt, und wenn im übrigen die erforderlichen Formen in den letztwilligen Verfügungen inne gehalten sind, so wird die Gültigkeit der Bestimmungen wohl nicht anzuzweifeln sein.“

„Ich weiß allerdings nicht, ob das Gericht bemüht werden muß,“ warf Paul ein. „Das Testament ist da — wir sind die nächsten Angehörigen, also dürften wir auch berechtigt sein, es zu eröffnen; indes wir könnten uns ja darüber noch informieren. Ist das Testament versiegelt und mit der Aufschrift ‚Dies ist mein Testament‘ versehen,“ fragte er seinen Vater, „wie es die Vorschrift ist?“

„Ich glaube es,“ sagte dieser, „wir können ja einmal nachsehen. Willst du mir nicht deinen Schlüssel geben?“ wandte er sich an Ritter.

Als dieser selbst aufstehen wollte, drückte er ihn wieder in seinen Lehnsessel zurück mit den Worten: „Ich bin dazu noch gottlob rüstig genug,“ — dann stapfte er mit schweren Schritten die Treppe hinunter.

Marie saß bleich da. Sie bückte sich auf eine Stickerei, die sie vom Nähtischchen genommen.

Jetzt schallte die kräftige Stimme des alten Bauern die Treppe hinauf: „Ritter! Paul!“ Beide sprangen auf, auch Frau Ritter stand auf, sie hielt sich an dem Stuhl fest. Paul warf ihr einen forschenden Blick zu. Als sie sich von ihm abwandte, ging auch er hinunter.

„Das Testament ist fort!“ rief der alte Ostlinning, am Fuße der Treppe stehend, hinauf. „Das Pult ist erbrochen!“

„Das ist nicht möglich, das kann nicht sein!“ erwiderte Ritter und eilte hinunter.

Als alle vier in das Bureau traten, fanden sie die Alarmnachricht Ostlinnings bestätigt. Der Alte und Richard standen wie vom Donner gerührt da — das Testament fort — in den wenigen Minuten, die sie hinauf gegangen waren — sozusagen vor ihren Augen entwendet! — Und welcher Fremde konnte Interesse daran haben. Die Unter-

suchung des Raumes ergab nicht den geringsten Anhalt. Die Fenster waren verschlossen und gingen auf den Fluß hinaus.

„Niemand von uns vieren hat das Zimmer oben verlassen,“ erklärte Ritter, „nur du hast einen Augenblick im Vorzimmer zugebracht,“ wandte er sich an seine Frau. „Aber du bist dort geblieben — ich hörte dich ja — nicht wahr?“

Diese stand am Türpfosten, so daß ihr Gesicht im Schatten blieb. Sie nickte nur.

„Der Gedanke, daß das Mädchen oder daß Mimmi die Täterin sein könnte, ist wohl bei uns allen ausgeschlossen,“ sagte Ritter. Paul und Marie stimmten zu. „Es bleibt nur die Frage, ob ein Fremder in dieser Zeit das Haus betreten hat. Wäre es geschehen, so hätten es unbedingt die Mädchen hören müssen. Der zweite Ausgang, der dicht neben dem Bureauzimmer liegt, ist stets fest verschlossen. Da der Weg zum Bureau an der offenstehenden Küchentür vorbeiführt, so hätte das Küchenmädchen jeden Passanten, der vom Hausflur aus gekommen wäre, bemerken müssen.“

Ritter ließ beide Mädchen eintreten. Beide erschienen unbefangen und harmlos. Das junge Mädchen war im vorderen Zimmer neben dem Hausflur gewesen, das Dienstmädchen, wie Ritter schon vorher angenommen hatte, in der Küche.

„Hat jemand in der letzten halben Stunde das Haus betreten oder dasselbe verlassen?“ fragte Ritter.

Die Frage wurde von beiden verneint. Man stellte noch fest, daß beide Mädchen sich in dieser Zeit hätten gegenseitig hören können. Das weitere mit ihnen angestellte Examen ließ jeden Verdacht gegen sie selbst ausschließen. Dann wurden sie entlassen.

Der einzige, der keinen Augenblick seine Ruhe verloren zu haben schien, war Paul. „Resümieren wir kurz den Tatbestand dieses sonderbaren Ereignisses,“ sagte er jetzt. „Das Dokument ist vor kurzem hier vor unsern Augen in das Pult gelegt worden; bei uns vieren liegt eine moralische und physische Unmöglichkeit vor, das Dokument entwendet zu haben. Ebenso ist jeder Verdacht bezüglich der Mädchen ausgeschlossen. Die Fenster dieses Zimmers konnten von außen nicht geöffnet werden, die Möglichkeit, daß ein Fremder eingedrungen ist, kann wohl ausgeschlossen werden. Wir stehen einem Rätsel gegenüber, einem vollständigen Rätsel. Und trotzdem zweifle ich nicht, daß das Schriftstück sich wieder finden wird.“

„Haltet ihr dafür, daß wir der Polizei eine Anzeige machen?“ fragte der alte Schulze.

„Ich bin vorläufig entschieden dagegen,“ meinte Paul. „Das könnte doch mit recht unangenehmen Folgen verknüpft sein.“

„Der Vorfall hat dich recht angegriffen, mein Herz! Man sieht

es," sagte Ritter zu seiner Frau, aus deren Antlitz jeder Blutstropfen gewichen war. Er faßte sie am Arm und brachte sie mit sanfter Gewalt zum Sitzen.

„Es ist kein Wunder. Ich kenne ihr reizbares Nervensystem," meinte Ritter dann, „solche Vorfälle wirken wie Gift auf sie. Der Arzt war in diesen Tagen sogar genötigt, ihr ein narkotisches Mittel, ich glaube Morphium, zu geben."

„Wenn ihr eine Anzeige an die Polizei absolut für notwendig haltet, so sorgt wenigstens dafür, daß Frau Ritter in ihrem leidenden Zustand von den Folgen derselben unbehelligt bleibt," bemerkte Paul.

„Wenn ihr es nicht wünscht," meinte der Schulze, „ich kann es abwarten!"

„In erster Linie geht es dich als den Erben an," sagte Ritter zu Paul.

Dieser drehte nervös an seinem Schnurrbart, warf einen Blick auf Frau Ritter, der jedoch von dieser nicht beantwortet wurde, und bemerkte: „Ich hoffe, daß wir das Testament bald wieder haben werden. Die Aufklärung wird nicht ausbleiben."

„Um nichts zu versäumen, werden meine Frau und ich das Haus und namentlich die Zimmer der Mädchen gründlich durchsuchen. Die Haussuchung will ich unter diesen Umständen mit Ostlinning zusammen vornehmen."

Sie schlossen das Bureau ab, und Marie ging von ihrem Mann sorglich gestützt die Treppe hinauf. Paul folgte beiden.

Ritter bettete seine Frau besorgt auf den Diwan, breitete ihr eine Decke über und entfernte sich dann mit dem Schulzen.

„Mein Gott, was haben Sie getan?!" sagte Paul, als sich die Tür geschlossen.

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Sie müssen dies Dokument zurückgeben, Frau Ritter, ich verlange es. Es handelt sich um eine Urkunde, deren Unterschlagung die schwersten Folgen nach sich ziehen wird. Wir wissen ja nicht einmal, ob ich zum Erben eingesetzt bin oder nicht, oder unter welchen Bedingungen. Wenn das Schriftstück vielleicht infame Verleumdungen enthält — wenn es auch Ihren Mann hart treffen würde — Sie müssen es hergeben. — Es ist doch nicht zu spät dazu?"

Frau Ritter sah ihn angstvoll mit weit geöffneten Augen an: „Wer der Erbe ist, darüber gibt's doch keinen Zweifel."

„Sie haben aus Ihren ersten Impulsen heraus gehandelt. Eins hat sich an das andere geschlossen, und so haben Sie etwas begangen, über dessen Ungeheuerlichkeit Sie sich nicht bewußt geworden sind. Ich will jede Entschuldigung gelten lassen, aber geben Sie das Dokument heraus."

„Ich habe kein Dokument!“ flüsterte sie heiser.

„Zerstört!“ rief Paul entsetzt aus.

Sie nickte nur.

„Dann weiß ich nicht, was werden soll!“

Draußen stöhnte und tobte der Strom — gurgelnd und klatschend schlugen seine schmutzigen Wellen an die festen Hausmauern, der Boden schien unter den wütenden Stößen zu zittern.

Ritter trat ein. Er musterte besorgt ihre erschöpften Züge und hob zärtlich ihr Haupt in die Höhe. — Sie sah ihn mit großen verstörten Augen an und schmiegte sich wie schutzflehend eng an ihn.

II.

Paul Ostlinning saß am Herdfeuer seines Elternhauses. Ein niedersächsisches Bauerngehöft war es — mit weitgedehnter „Deele“, auf die von den offenen Stallungen aus die Kühe brüllend ihre Köpfe vorreckten — mit der ungeheuren Küche, in der blitzende Kupfer- und Zinngeschirre die Wände deckten und allerlei gute geräucherte Dinge von dem rauchgeschwärzten Deckengebälk herabbaumelten. Winzige Schlafkammern mit schiefen und krummen Treppen und Türen, die man, ohne sich zu bücken, nicht passieren konnte, mündeten auf den Küchenraum. Haus und Hof waren von dem ganzen sinnvollen Durcheinander, dem Lärm und dem durchdringenden Geruch einer regsam betriebenen Landwirtschaft erfüllt. Die verspätet noch einmal in Tätigkeit gesetzte, bald im tiefen Baß brummende, bald lauter aufheulende Dreschmaschine draußen auf dem Hofe gab eine Art Grundstimmung an.

Der alte Ostlinning saß neben Paul auf einem niedrigen Schemel mit strohgeflochtenem Sitz und schnitzte den Stiel zu einer Schaufel. „Unsere Hausmannskost steht dir wohl nicht mehr an, mein Junge,“ sagte er freundlich, „daß du schon sobald wieder fort willst.“

„Die Zeiten, in denen Pflaumengrütze und Schlippermilch mein Leibgericht waren, liegen allerdings hinter mir,“ sagte Paul. „Ich verachte das Gericht nicht — im Gegenteil,“ lächelte er, „ich habe allen Respekt davor. Aber das ist kein Grund für mich, meinen Aufenthalt abzukürzen. — Ich reise ja auch nicht sogleich.“

Der Alte klopfte ihm freundlich auf das Knie.

„Höre, Vater! Ich habe in diesen Tagen über euer Leben hier nachgedacht.“

„Das ist kein Schaden für dich. Das Nachdenken wirst du wohl von mir geerbt haben.“

„Wie kommt es, daß ein Mann wie du, in deinem Alter, der doch genug zum Leben hat, wie zwei Tagelöhner arbeitet und wie ein Knecht lebt?“

„Das ist eine sonderbare Frage."

„Es ist doch nur die Macht der Gewohnheit, denn andere Gründe, bei diesem Leben auf der heimischen Scholle festzuhalten, kann es nicht geben."

„Auszufahren — viere lang, Pfropfen ziehen, Karten dreschen, — nein," lachte der Alte, „Rüben ziehen und Korn dreschen, das ist mein Metier!"

„Das Leben, von dem du sprichst, meine ich nicht. Aber freiwillig in der Einfachheit unserer Ureltern von der Wiege bis zum Grabe zu vegetieren, wer zwingt dich dazu?"

„Meinen Hof verlassen, in die Stadt ziehen, auf Zimmers wohnen und dem Herrgott den Tag abstehlen, allerweltsnett! Für mich die größte Strafe! Sieh mal hier hinaus, mein Junge," er trat an das niedrige Fenster, mit den paar kleinen, in allen Farben schillernden Scheiben, „sieh dorthin auf den Eichenkamp, die lange Wanne und die Weide, auf der im Sommer die Schecken gehen, und da drüben Fenn, Heide und Wald, — hier bin ich Herr, und wie unser allergnädigster König unser Land regiert, so regiere ich hier auf Ostlinnings Hofe."

„Ohne Konstitution," lächelte Paul.

„Beide haben wir einen über uns — ich den König und der König unsern Herrgott."

„Hast du es durchaus nötig, dich zu schinden und zu plagen?"

„Wenn ich mich hier nicht zeitlebens geschunden hätte, da würde dir der Teufel bald den Schwanz auf dein Plaisiervergnügen gelegt haben."

„Gewiß," sagte Paul, „ich bin dir herzlich dankbar, aber es dauert mich, daß unser gewaltiges Kulturleben, die großen Fragen, die draußen die Menschheit bewegen, in diesem Winkel kein Echo finden."

„Nur eine große Frage gibt es," erwiderte der Alte kaltblütig, „daß aus dem einen Korn, das wir dieses Jahr in die Furche säen, im nächsten Jahre ein paar Körner mehr werden, trotz Frost, Dürre, Notwasser und Mäusefraß! — Schaffen und sparen! Vor allem die Tugend der Sparsamkeit!"

„Eine Notwendigkeit ist sie, wenn man arm, und ein Laster, wenn man reich ist."

„Deine Zunge und dein Bauch sind Mitschuldige." Paul lachte. „Ja, denn was der eine mit Schlemmen und Prassen gesündigt hat, des spricht die andere ihn frei!" schloß der Alte die kraftvolle Sentenz.

„Die Glocken der Dorfkirche!" meinte Paul lächelnd.

„Die Wahrheit der Dorfkirche ist nicht die schlechteste — aber ihr hört deren Glocken läuten — und tretet nicht ein."

Das Gespräch wurde durch eine Magd unterbrochen, die mit hochgeschürztem Rocke, die Füße in klappernden Holzschuhen, in die Küche trat und den mächtigen, über dem Herde schwebenden Kessel abhakte.

„Wie geht's, Christin?" fragte Paul, ihr die Hand gebend, „zur Großmagd avanciert? — Verantwortlicher Minister des Innern — he? —"

„Ik sin iilig, junge Här!" bemerkte sie geschäftig.

„Denkst du noch daran, Christin, wie du mich hier malträtiertest, als ich noch Student war?"

„T'was ja män dumm Tüg!"

„Ich suchte mich bei dir liebenswürdig zu machen — es war übrigens sehr harmlos von mir gemeint — ich hatte mir als schlechter Stratege die Milchkammer zur Operationsbasis ausersehen, — na, wie war's, Christin?"

„He tubelde un fümmelde an mi herum un wüll mi schlümpig en Müülken stiälen."

„Ja, deine Antwort bestand darin, daß du mit muskulöser Hand den gefüllten Milcheimer ergriffst und ihn mir schweigend über den Kopf stülptest. Der reine Milchschleuderapparat!"

„Ich habe ihr die Milch vom Lohn abgezogen," sagte der Schulze, „aber dir war recht geschehen, mein Sohn!"

„Jau — ik loat enmoal nich von jedweden Spargitzenmaker un Schuumschliäger an mi herum grapsen!"

Paul lachte herzlich. Die Großmagd wollte gehen. „Bleib doch noch etwas, Christin!" sagte Paul.

„Muß futtern!" gab Christin zurück.

„Ja, die lieben Unvernünftigen spielen bei euch die Hauptrolle!"

„Freilich, wo der junge Herr zurück ist!" Mit dieser Bemerkung machte sie sich einen guten Abgang.

„Das war wieder ein Eimer!" sagte Paul. „Man ist hier auch witzig!"

„Wenn man dich so leichtfertig an dieser herumkaressieren sieht, so könnten deine Sitten nicht die besten scheinen."

„Das nennt man hierzulande noch schlechte Sitten! — Jetzt möchte ich aber etwas Ernstes besprechen. Also unsere Geschäftsflagge soll Halbmast gezogen werden!"

„Halbmast?"

„Wir waren in Schwierigkeiten geraten, hatten aber ein Guthaben in Hamburg, mit dem alles eben gedeckt worden wäre. Ich hatte immer so eine Ahnung. Mein Kompagnon erhielt heute einen Brief, daß, wenn wir das Guthaben kündigten, unser Gläubiger seinen Konkurs anmelden müßte. Und dann kämen zehn Prozent heraus. Jetzt kämpfen wir den letzten Kampf. Der Firma geht die Puste aus."

„Aber als guter Soldat müßtest du dann in dieser Bataille an der Seite deines Geschäftskameraden stehen.“

„Auch mit meiner Hülfe wird das Geschäft bald ausgerungen haben.“

„Du wirst selbstverständlich alles tun, was in deinen Kräften steht,“ sagte der alte Bauer.

„Gewiß, wenn es einigermaßen rationell wäre. Es handelt sich vorläufig ausschließlich um die Firma, nicht um unser persönliches Vermögen. In der Firma bin ich Teilhaber — Kommanditär —, wir haben miteinander geteilt, so lange noch zu teilen war. Jetzt hört das Teilen und wahrscheinlich auch die Teilnahme auf.“

Das Summen der Dreschmaschine hatte mittlerweile aufgehört, und jetzt kam Frau Ostlinning mit mehreren Mägden, die einen Tisch trugen, in die Küche.

„De Wichter sallt 'et Jätten up'n Disk setten!“ kommandierte Frau Ostlinning mit lauter Stimme.

„Libbetken, Drüksken, hännig! De Mannsmensken kummet. Settken gau de tinnernen Kröse — tapp 'et Bier af!“ ergänzte Christine den mittaglichen Kriegsbefehl.

„Sett de Miälke up'n Disk, dat de Katte nich dran slabbert!“ bemerkte der alte Ostlinning verweisend zu einer jungen Magd.

Die Leute des Hofes kamen jetzt langsam nach und nach herein und setzten sich auf die Bänke um den langen frisch gescheuerten Eichentisch. Zwei mächtige Schüsseln wurden aufgetragen. Jeder der Leute hatte sich einen hölzernen Löffel, die in einem Brett an der Wand hingen, geholt und vor sich hingelegt.

Der alte Ostlinning, neben ihm seine Frau, hatten in der Mitte des Tisches Platz genommen. Man bekreuzte sich, betete, und nun tauchte langsam und würdevoll der Alte seinen Löffel in die Suppe. Nachdem er ihn zum Munde geführt, kam seine Frau, dann folgten in streng abgemessener Ordnung die übrigen Knechte und Mägde je nach Stellung und Alter.

Die schrägen Strahlen der Novembersonne blitzten auf den rundbäuchigen kupfernen Bierkrügen und streiften den blankgescheuerten Eichentisch, um den diese Menschen friedlich vereint die Löffel taktmäßig hoben und senkten. Die hartknochigen arbeitsmüden Physiognomien schauten aus wie zur Kirchzeit. Die Andacht einer wichtigen physiologischen Funktion erfüllte sie ganz und gar. Die Mittagsstunde, die Stunde des Genusses im gleichmäßigen Gange der täglichen schweren Arbeit, die Zeit, in der die menschlichen Akkumulatoren geladen werden, war ja gekommen.

Ein verspäteter Ankömmling, der sich in seiner Kleidung von den übrigen durch nichts unterschied, trat, ehe er sich an den Tisch setzte,

auf Paul zu und gab ihm die Hand. Es war sein Bruder Bernhard. Sie begrüßten sich herzlich. Nach Beendigung der Mahlzeit, deren zweiter und letzter Gang aus großen dicken Stücken Buchweizen-Pfannkuchen bestand, die von einer zinnernen Schüssel verspeist wurden, setzten sich die Familienmitglieder um das gemeinschaftliche Herdfeuer.

Ein Jäger mit seinem Hunde erschien jetzt in der hinteren, zum Garten führenden Tür. Derselbe rückte kurz an der Mütze und ging auf den Herd zu. „n'lück Füer för 'n Jiägersmann!" Mit diesem Vermerk legte er eine glühende Holzkohle auf seine Pfeife, setzte sich, ohne ein weiteres Wort zu verschwenden, nieder und versandte mächtige nicht sehr wohlriechende Dampfwolken aus dem Maserkopf.

Draußen spielten ein paar vagierende Musikanten. Der eine rumpelte in den tiefsten Baßtönen auf seinem Cello, der andere quietschte auf der Klarinette, daß es sich anhörte, als würden Ferkel eingefangen.

Rump—pump—pump arbeitete das Cello. Da wurde die obere Öffnung der zweiteiligen vorderen Tür zurückgeklappt und eine große braune Faust, über der ein militärischer roter Aufschlag sichtbar wurde, faßte die innere Klinke. Hinein schob sich die Figur des Ortspolizeidieners. Sein Antlitz mit dem zahnbürstenartigen Schnurrbart und einer „Fliege" beschämte in der Fülle der Runzeln und Falten einen ausgedienten Reiterstiefel. In dienstlicher Haltung den Finger an die Mütze legend, grüßte er: „'n Tag, Schulze Ostlinning!"

„Tag auch!"

„Herr Amtmann," meldete der Polizeidiener, „lassen den Herrn Schulzen fragen, und ob der Herr Schulze die Papiere von dem hier im Hause verstorbenen Gutsbesitzer Wagner dem Gerichte abgeliefert oder den Verwandten mitgeteilt hat?"

„Ich habe die Papiere den Verwandten übergeben," sagte der alte Schulze nach kurzem Besinnen.

„Welches ich Herrn Amtmann zu wissen tun werde!"

„Woher hat denn der Herr Amtmann erfahren? . . ."

Der Polizeidiener, der bisher stramme dienstliche Haltung bewahrt hatte, löste jetzt die Starre seiner Glieder und bemerkte gemütlich: „Unser Oller hat sich bei Lebzeiten an ihn herangepirscht, und neugierig ist der doch wie 'ne Ziege."

„Hat der Herr Amtmann Einsicht in die Papiere genommen?" fragte Paul.

„Die Einsicht ist gut, sagte der Knecht, als er in die Mägdekammer stieg. — Darüber hat Herr Amtmann nichts geäußert."

„Nehmt wohl en Schnäpschen, Polizeidiener? — 's ist kalt!"

„Ja, die Witterung ist kalt, und wenn es da draußen mit dem Sturm so doll hergeht, das fällt in meine Knochen, wie die neue Einrichtung auf dem Postamt."

„Ei,“ lachte Paul, „der Sturm telephoniert auf Ihren Knochen?“

Christine kam schon mit einem wie das Stundenglas von Freund Hein geformten Schnapsgläschen herein. Ehe sie es kredenzte, wischte sie bedächtig mit dem Rücken der linken Hand die Unterseite des Glases ab.

„N' oallen Kloaren, Polseidiener! — So'n Slücksken achter de Krawatte te geiten ist biäter, äs en Apteker fett maaken,“ meinte sie.

Der Polizeidiener stieß einige an das Quäken eines Hasen erinnernde Töne aus, die ein Lachen markieren sollten und sich mit den schrillen Tönen der Klarinette draußen seltsam mischten. Dann trank er den Schnaps mit einem Schluck aus.

Er ließ sich bedächtig nieder und streckte seine Beine weit aus.

„Das tut gut,“ sagte er dann, auf die Hüfte deutend, „hier sitzt sie!“

„Was ist damit?“ fragte Ostlinning.

„Gregorjus Elvenkämper nennt es eine Ischia!“

„Das ist eine Insel, mein Freund, da draußen im blauen Meer,“ bemerkte Paul, „Ischias hat der Chirurgus wohl gemeint.“

„Ob es eine Krankheit oder eine Insel ist,“ sagte der Polizeidiener mit Bestimmtheit, „ich habe sie. Daher möchte ich nur noch zwei Wünsche erfüllt wissen in meinem Leben —“

„Das wäre?“ fragte Paul gespannt.

„Erstens möchte ich mich mal kneten lassen; davon hat mir nämlich der Gregorjus erzählt; das gibt's in der Stadt und das ist für solche Krankheiten wie die Katze für die Mäuse!“

„Sehr richtig,“ meinte Paul, „warum fahrt Ihr denn nicht zur Stadt?“

„Zu der Kur braucht der Mensch Zeit, besonders zum Nachschwitzen, sagt Elvenkämper.“

„Nehmt doch Urlaub!“

„Bekomme ich nicht, weil niemand da is, auf den sich Herr Amtmann verlassen kann. Auf dem Polseidiener beruht doch am Ende die ganze menschliche Ordnung.“

Alles schwieg. Paul nickte mit ernster Miene.

Rump-pump-pump-pump! klang es von draußen.

„Und der andere Wunsch?“ munterte ihn Paul auf.

„Das is,“ sagte er verschämt, als gestände er eine heimliche Liebe ein, „ich möchte mal 'nen schweren Verbrecher im Dorfe haben, ich habe mal einen hier gehabt — im Betretungsfalle. — Ich sollt' en abliefern — ins Kreisgefängnis. Weil es spät war, mußt wir'n hier einsperren. — Der Kerl hat 'nen Loch durch die Mauer getreten und war weg.“

„Nicht hübsch von ihm,“ sagte Paul. „Da habt Ihr wohl eine tüchtige Nase bekommen?“

Bärmann zwinkerte mit einem Auge und wandte sich zum Gehen.

„Der gehört in einen Glasschrank eures neuen Provinzialmuseums," bemerkte Paul.

Schon in der Tür kehrte der Polizeidiener noch einmal um. „Hätte beinahe das Wichtigste vergessen. Also" — meldete er wieder in dienstlicher Haltung, — „daß der Herr Gutsbesitzer hier gestorben ist, dagegen ist amtlich nichts zu erinnern. Indes, lassen Herr Amtmann dem Herrn Schulze sagen, daß ein Protokoll aufgenommen werden möchte, nämlich über die bei dem Verstorbenen vorgefundenen Dokumente."

„Ein Protokoll?" fragte Ostlinning.

In vertraulicher Parenthese fügte der Polizeidiener hinzu: „Dat is ja auch man dummes Seug!" In dienstlicher Haltung fuhr er dann fort: „Wir können aber von diesem Protokoll Abstand nehmen — nu kommt's! — falls die Papiere, die der Verstorbene bei sich getragen haben, von dem Herrn Schulze den Angehörigen, was die Verwandten sind, publiziert worden, oder sie — nämlich die Papiere — sind gerichtlich niedergelegt worden."

Der alte Ostlinning wollte sprechen. Paul kam ihm zuvor. „Lieber Freund," sagte er, „der Herr Amtmann kann ruhig schlafen. Die Papiere sind in besten Händen — wir werden mit dem Herrn Amtmann selbst sprechen."

„Das habe ich mir gleich gedacht," bemerkte Bärmann, „'s is doch wohl keine Hoffnung mehr zum Leben, wie der Schneider fragte, als man seine Schwiegermutter sezierte — aber, unser Herr Amtmann hört die Mücken sich schnäuzen. Mancher ist zu klug. Adjüs!" Damit empfahl er sich.

Der alte Schulze nahm jetzt bedachtsam Mütze und Rock vom Nagel.

„Wohin willst du, Vater?" fragte ihn sein Sohn, der gerne die Gelegenheit zu einem Spaziergang ergriffen hätte.

„Gehst du mit?"

„Wohin?"

„Zum Amtmann!"

„Du wolltest wirklich?" fragte Paul.

„Der Wahrheit die Ehre geben!"

„Aber die Folgen!"

„Welche Folgen?"

„Man wird eine große Untersuchung anstellen. Was kann sich nicht alles daraus entwickeln! Eine einfache Versicherung von dir, daß alles in Ordnung, würde diesen Dingen ein Ende machen."

„Eine einfache Versicherung?! Ein einfacher Meineid, denn für diesen Mann ist mein Wort so gut wie ein Schwur. Ich werde noch heute mit ihm sprechen!"

„Du nimmst das alles zu schwer."

„Was einer schwer und was er leicht nimmt, das macht wohl seine innerste Natur aus. Und daran unterscheidet man vielleicht die Leute am besten."

Der Alte blickte sich um. Die Küche war leer. Die einzige noch anwesende Person, außer ihnen, der Jäger im Lehnstuhl war fest eingeschlafen und schnarchte kräftig.

Der Alte setzte sich nochmals und schob auch seinem Sohn einen Stuhl hin. Nach einer Pause, in der der Schulze offenbar nach dem geeignetsten Ausdruck für den Gedanken suchte, der ihn bewegte, bemerkte er: „Mein lieber Sohn, ich habe nicht nur in dieser Sache, ich habe immer das Gefühl, als müßten wir alle mehr tun, als von uns verlangt werden kann. Ihr jungen Leute sprecht: Die Sache geht mich nichts an — also kümmere ich mich nicht drum. Ich meine aber, uns geht jede Sache etwas an. Wir sind als Könige in diese Welt gesetzt und haben Königsverantwortlichkeit, daß jede Sache, mit der wir zu tun haben, einen guten und gerechten Ausgang nehme. Der Amtmann erwartet von mir, daß ich ihm reinen Wein einschenke, und ich werde ihn nicht täuschen."

„Wenn jeder für sich sorgt, so ist auch das Ganze gut aufgehoben."

„Jeder für sich, das ist die Welt, in der man bedauert, andern nützlich gewesen zu sein, und sich über des Nachbarn Wunden freut."

Paul schüttelte den Kopf. „So ist's nicht, Vater. Es weht nur jetzt ein schärferer Wind draußen, als hier in eurem stillen Winkel."

„Ah! Davon höre ich gern. Ein scharfer Wind, ja, ein Sturm, wie er da draußen durch den alten Wald heult, der ist gut. Er hat das Abgestorbene weggefegt, Mühlen bewegt, Korn gemahlen, das Schiff mit fremden Würzen zu uns hinübergeblasen. Und ist was dabei kopfheister gegangen — immerhin! Durchgänger vor dem Erntewagen sind gut." Er klopfte seinen Sohn auf das Knie. „Aber nur vor dem Erntewagen! Auch eure Sozialdemokraten — spannt sie nur ein! — Aber blanke Ichsucht — die gibt keinen Sturm, die ist wie fauler Schwaden, der über dem Fenn steht. Wohl fühlst du dich und rein und stolz nur, wenn du gut gewesen bist. — Über die andere Sache spreche ich noch mit dir."

Langsam und mit nachdenklich gesenktem Haupte ging der Alte zur Tür hinaus, um nach den Arbeitern zu sehen.

„Jedenfalls macht ihn seine Lebensweisheit glücklich. Das scheint ja immer die Hauptsache!" monologisierte Paul.

Als er auf die Deele hinaustrat, traf er seinen Bruder Bernhard mit der Häckselmaschine beschäftigt an.

„Na, Bernhard, immer tätig und zufrieden?" fragte Paul.

„Warum nicht? In der Wirtschaft geht alles seinen Gang. — Das Göpelwerk ist freilich nicht in Ordnung, die Knechte sind beschäftigt,

da muß ich selbst an der Handmaschine arbeiten. — Wenn nur nicht bald Tauwetter eintritt. Wir wollen Mergel fahren."

„Na, mach dein Herz nicht zu einer Mergelgrube!"

Paul wollte gehen. „Auf ein Wort — Paul!" hielt ihn Bernhard auf. „Du kennst das junge Mädchen im Hause deines Kompagnons. — Ich habe sie vor einem Vierteljahr dort kennen gelernt." — Er hielt den Blick schamhaft zu Boden gesenkt.

„Freilich kenn' ich sie," sagte er dann. „Seht mir den Duckmäuser! Gesundes Ding! Figur — nicht wahr?"

„Sprich nicht so," sagte Bernhard unwillig.

„Warum nicht?"

„Ich werde um ihre Hand anhalten."

„Du?! — Du willst wie zu des seligen Tacitus Zeiten aus purer Neigung heiraten? — Denn wer sie ist, weißt du?"

Bernhard nickte.

„Ich bin der Mann ohne Vorurteile. Eine Liebesheirat! Dieser Vorgang gehört also nicht mit dem letzten Mastodonten oder mit dem Pithecanthropus erectus einer entschwundenen Epoche an. Aber eins: Die Mimmi hat Temperament — ist vergnügungssüchtig — so ein Ding mit tüchtigen Armen und Beinen — mit Verlaub, so eine Kraftmaschine, wie die Christine, wäre mir für den Hof lieber."

„Lieber Bruder, die Art mir Ratschläge zu geben — —"

„Nimm's nicht übel! Bist ja förmlich weißglühend! Diese Hochzeit wird die Feuerbestattung deiner Ruhe sein."

„Ich hatte gedacht, weil du Fräulein Mimmi täglich siehst —"

„So soll ich etwa mit ihr sprechen? Bei der Tugend für die Unschuld werben? Als Beweismittel könnte ich ihr ja die hübsche Geschichte erzählen, weißt du, wie wir als kleine Bünsel mit den niedlichen kleinen Mädchen zusammen in der Ems badeten — in aller Harmlosigkeit natürlich. Der Pastor faßte es schief auf und examinierte dich in der Christenlehre, ob du gesehen hättest, daß dort auch kleine Mädchen gewesen seien. Wie kann ich das wissen, Herr Pastor, sagtest du, sie hatten ja keine Kleider an!"

Bernhard lächelte ein wenig.

„Deine Wahl halte ich nicht für eine unbedingt glückliche," meinte Paul.

„Es handelt sich — —"

„Um das Glück deines Lebens!"

(Schluß folgt.)



Die Wehrsteuerfrage.

Von

Oberstleutnant

Rogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

Die Wehrsteuer ist zwar seinerzeit mit der Annahme der Erbschaftssteuer, der Fahrkartensteuer, der Brausteuer, der Tantiemensteuer, Zigarettensteuer 2c. aus dem Steuerprogramm der Kommission ausgeschieden, jedenfalls völlig in den Hintergrund gedrängt worden. Allein daß die Steuer bei Beginn der Kommissionsverhandlungen von einer bedeutenden Majorität aller Parteien, mit Ausnahme der linksliberalen, angenommen wurde, kann nebst anderen Vorgängen, wie zum Beispiel der Stellungnahme der Kriegervereine, der sich Beamtenvereine anzuschließen beginnen, als ein Symptom dafür gelten, daß sich betreffs der Wehrsteuer ein Umschwung in der Stimmung des Landes anzubahnen beginnt. Zwar war, wenn auch die Beschlüsse der Kommission keine definitive Bindung bedeuteten, kaum anzunehmen, daß die Wehrsteuer etwa im Plenum des Reichstags noch eine Majorität erhielt. Allein es war vielleicht nicht ausgeschlossen, daß bei Ablehnung der einen oder der anderen beträchtlichen der von der Kommission angenommenen Steuern man doch auf die Wehrsteuer zurückzugreifen veranlaßt wurde. Unter diesen Umständen und in Anbetracht neuer, die Wehrsteuer betreffenden Anregungen beansprucht die Erörterung des Für und Wider dieser wichtigen Steuer, deren Einführung sich *in Anbetracht der jährlichen Zunahme der Bevölkerung des Reiches um 800 000 Köpfe auf die Dauer kaum vermeiden läßt*, besonderes Interesse.

Mit ihr würde das Reich über eine Steuer von bleibender, bedeutender Höhe verfügen, die nicht nur keinen Abwärtsschwankungen unterworfen ist, sondern vielmehr mit dem stetigen Anwachsen der Bevölkerung sogar eine *beständige Zunahme* verspricht. Der Ertrag

dieser Steuer wird auf 30 bis 40 Millionen, von gewiegten Finanzkennern, bei einem Durchschnittsergebnis von 0.80 Mark pro Kopf der Bevölkerung, selbst auf 50 Millionen geschätzt. Diese Steuer würde keine „blühende Industrie“ vernichten oder bedrohen, und den Handel und sonstigen Verkehr nicht einschränken, sondern eine geringe und, bei prozentualer Steigerung für die mehr Bemittelten, zugleich eine gerechte und billige Belastung der von ihr Betroffenen repräsentieren, die für die schwächeren Schultern erträglich ist, da sie, bei einem Jahresbetrage von etwa 12 Mark pro Kopf der großen Masse derselben, eine Abgabe von nur 1 Mark pro Monat und somit von etwa $3^1/_3$ Pf. pro Tag auferlegt, die der Durchschnittsbetrag des Tagesverdienstes des einzelnen ohne empfindliche Belastung zu erheben gestattet.

Wenn gegen die Steuer der Einwand erhoben wird, daß die meisten jungen Leute im dienstpflichtigen Alter noch nicht so erwerbsfähig sind, um die Wehrsteuer aus eigenen Mitteln entrichten zu können, und daß daher, wie im Entwurf von 1881 vorgesehen, die Eltern für sie für die Zeit haften müßten, während der sie die Söhne zu unterhalten rechtlich verpflichtet sind, daß jedoch sehr häufig überdies mehrere Söhne gleichzeitig bei der Fahne dienten, so daß die Wehrsteuer in diesen Fällen eine sehr schwere Belastung bilden würde, so bemerken wir dem gegenüber, daß die Löhne und sonstigen Accidentien in den letzten Jahrzehnten auch auf dem Lande, namentlich aber in den Städten, derart gestiegen sind, daß selbst die jüngsten Leute im wehrpflichtigen Alter, d. h. die von 20, 21, 22 und 23 Jahren, heute einen Durchschnittsverdienst haben, der ihnen die geringe Wehrsteuer von $3^1/_3$ Pf. pro Tag leicht zu ertragen gestattet, und die sie jedenfalls, vor die Wahl gestellt, dem Dienen mit allen seinen für ihr Erwerbsleben nachteiligen Konsequenzen vorziehen würden. Was aber die unseres Erachtens nicht sehr häufigen Fälle betrifft, wo von den Eltern für noch nicht genügend erwerbende Söhne die Wehrsteuer zu zahlen wäre, während auch noch gleichzeitig ein oder gar mehrere, Zuschuß beanspruchende Söhne im Heere dienen, so könnte das betreffende Gesetz hier um so mehr die entsprechenden Erleichterungen für derartige Familien gewähren, als die Gesamtzahl dieser Fälle kein für die Abminderung des Wehrsteuerertrages erhebliches Resultat zu ergeben vermag.

Wenn der Reichsschatzsekretär, Freiherr von Stengel, bei der Besprechung der auf die Wehrsteuer bezüglichen Zentrumsresolution in der Kommission die ethischen Bedenken der Steuer berührte, und alsdann darauf hinwies, daß dieselbe in erster Linie die minderbemittelten Schichten der Bevölkerung treffen würde, so ist dem gegenüber zu erwidern, daß dies auch mit der von der Reichsregierung in ihrer ursprünglichen Form vorgeschlagenen Bier- und Tabaksteuer der Fall gewesen sein würde, da die unausbleibliche Verteuerung dieser Nahrungs- und

Genußmittel für jene Schichten weit empfindlicher wäre, wie für die besser situierten. Steuern aber, die beträchtlich zu Buch schlagen sollen, werden sich stets auf beträchtliche Massen der Bevölkerung, und somit auf die minder Bemittelten, erstrecken müssen. Was die ethischen, vom Schatzsekretär nur kurz berührten Bedenken betrifft, so hatten die verbündeten Regierungen dieselben bekanntlich bereits vor 25 Jahren bei ihrer Einbringung der Wehrsteuer überwunden, und es liegt somit kein Grund vor, heute, bei in wirtschaftlicher Hinsicht veränderten und namentlich dringenderen Verhältnissen, auf jene Bedenken zurückzukommen. Wenn der Schatzsekretär ferner bemerkte: Der Hinweis, es sei Ehrenpflicht des Reiches, Invaliden und Veteranen besser zu stellen, dürfe als Grund für die Wehrsteuer nicht herangezogen werden, zur Lösung einer so hohen Aufgabe müsse man alle Staatsbürger zur Steuer veranlagen, so wurde bereits in der Presse auf die Rede des Abgeordneten Reichensperger-Olpe vom 7. Juni 1881 aus Anlaß des Wehrsteuerantrags der Regierung hingewiesen, in der derselbe, wenn er auch schließlich die Steuer ablehnte, u. a. äußerte: „Wer nicht mit Gut und Blut dem Vaterlande diene, der müsse es wenigstens mit dem Gute tun," und dieser Äußerung eine längere Verteidigung des Grundgedankens der Wehrsteuer folgen ließ. Überdies würde die vom Staatssekretär erwähnte Veranlagung aller Staatsbürger zu einer Steuer für die Besserstellung der Invaliden und Veteranen ebenfalls in erster Linie die minder bemittelten Schichten der Bevölkerung am empfindlichsten treffen. Was ferner die Vorteile betrifft, die den Nichtdienstpflichtigen, und die Nachteile, die den Dienstpflichtigen erwachsen, so sind dieselben für beide, wie nachgewiesen wurde, sehr bedeutende, und selbst in Beamtenkreisen beginnt man, wie der Vorgang in Magdeburg beweist, aus diesem Grunde für die Wehrsteuer einzutreten. Immerhin stellte der Staatssekretär nochmals ernste Erwägungen der verbündeten Regierungen in Aussicht, obgleich er nicht recht an einen positiven Erfolg glaubt.

Hinsichtlich der verschärften Bedenken des Finanzministers, Freiherrn von Rheinbaben, ist zu bemerken, daß, ob nun die Wehrsteuer in einer Beziehung das Wiederaufleben der alten preußischen Klassensteuer, in anderer Beziehung eine verkappte Reichseinkommensteuer bedeute, diese Bedenken in dieser Hinsicht nur prinzipieller Natur sind, und daß die Regierung, in Anbetracht ihres sehr starken Steuermehrbedarfs, Anlaß gehabt hätte, bei einer so ergiebigen Steuer wie die Wehrsteuer, die ihr in der Kommission angeboten ward, zuzugreifen, mochten hinsichtlich ihrer auch manche gewichtige Bedenken bei ihr obwalten. Was ferner die steuertechnischen Bedenken betrifft, die der Finanzminister als geradezu unüberwindlich bezeichnete, so ist nicht erfindlich, weshalb die Steuerbehörden bei der Feststellung der Erwerbsfähigkeit bezw. Unfähigkeit der vom

Dienst Befreiten nicht dem Gutachten der Ärzte folgen sollen, weil dasselbe immer subjektiv und keine feste Norm sei. Denn bei der Feststellung der Erwerbsfähigkeit bezw. Unfähigkeit der vielen Tausende von den im Dienst beschädigten*) Halb- und Ganzinvaliden folgen die Obermilitärersatzkommissionen, wenn auch die schließliche Entscheidung in der Hand der Militärvorsitzenden liegt, lediglich dem Urteil der ihnen beigegebenen Militärärzte, und dieses Urteil wurde bisher von keiner Seite, weil es ein stets subjektives sei, beanstandet. Den Ersatzkommissionen und Oberersatzkommissionen würde daher bei Einführung der Wehrsteuer, mit gleichem Vertrauen wie bisher den letzteren, die Feststellung der Erwerbsfähigkeit der vom Dienst Befreiten überwiesen werden und zu den Zivilmitgliedern der Ersatzkommissionen der Gewerbebetriebe kundige Persönlichkeiten herangezogen werden können. Die Bedenken des Finanzministers hinsichtlich etwaiger zwangsweiser Einziehung der Wehrsteuerbeträge zum Nachteil des sozialen Friedens mit dem Ergebnis sozialer Erbitterung sind nicht belangreich. Es ist nicht abzusehen, weshalb die Einziehung der Wehrsteuer größere praktische Schwierigkeiten machen sollte, als die Einziehung der Steuern, die bereits von den Millionen junger Leute der arbeitenden und dienenden Klassen ohne besondere Friktion erhoben werden. Bei der Bemessung der Leistungsfähigkeit für die Zensiten, die mit Kindern gesegnet sind, könnten, wie bereits angedeutet, im Einklang mit den Bestrebungen der modernen Einkommensteuergesetzgebung, besondere Abzüge von der Wehrsteuer und selbst Befreiung von ihr eintreten. Allerdings wird Veranlagung, Einziehung und Kontrolle eine Verstärkung des Beamtenpersonals erfordern; allein diese Verstärkung dürfte, namentlich wenn die Steuererlegung künftig vom Zensiten erfolgt, wie sie in manchen Städten bereits geschieht, in einigen geplant ist, keine so gewaltige sein, wie die Regierung annimmt. Den ethischen, im Hinweis auf das Wort Treitschkes: „Der Dienst sei eine Ehre," vom Finanzminister berührten Bedenken ist gegenüberzustellen, daß, da der Heeresdienst eine hohe Ehre ist, er auch mit der Wehrsteuer eine solche bleiben würde, daß aber sein logischer Grundcharakter doch wohl weniger der einer Ehre, wie vielmehr der einer notwendigen, für das Wohl des Vaterlandes zu erfüllenden Pflicht ist, zu dem auch die vom Dienst befreiten nach Maßgabe ihrer Leistungsfähigkeit beizutragen, alle Veranlassung haben. Wie aus der Andeutung des Finanzministers hervorgeht, besorgt die Regierung von der Steuer soziale Erbitterung. Allein alle neuen Steuern, die sich an beträchtliche Massen der Bevölkerung wenden, werden in ihnen mehr oder weniger Verstimmung hervorrufen. Betreffs

*) Ihre Anzahl beträgt einer jüngsten statistischen Angabe zufolge jährlich 8000—9000.

der nicht ermunternden Erfahrungen in anderen Ländern endlich, so zum Beispiel in Österreich, wo 1903 nur 40 Prozent des geschätzten Wehrsteuerbetrages eingegangen sind, ist darauf hinzuweisen, daß bei der Schärfe der Kontrolle der Zensiten und ihres Einkommens in Deutschland und dessen genau funktionierendem Steuerapparat, unterstützt durch eine sehr sorgfältige Statistik, ähnliche Erfahrungen bei uns keineswegs zu erwarten sind. Die Bedenken der Regierung gegen die Wehrsteuer können nach alledem nicht als unüberwindliche erkannt werden.

Der Ausblick nach neuen Steuerquellen hat bekanntlich mit Rücksicht auf den neuen Steuerbedarf von 200 Millionen weite Kreise beschäftigt, und die Stimmen mehrten sich, die für die Wehrsteuer als eine, bei richtiger und nicht drückender Verteilung recht ergiebige und in der Billigkeit liegende Steuer eintraten. Man berief sich dabei auf Artikel 58 der Reichsverfassung, der besagt: „Die Kosten und Lasten des gesamten Kriegswesens des Reiches sind von allen Bundesstaaten und ihren Angehörigen gleichmäßig zu tragen," so daß weder Bevorzugung noch Prägravationen einzelner Staaten oder Klassen grundsätzlich zulässig sind. Wo die gleiche Verteilung der Lasten sich in Natura nicht herstellen läßt, ohne die öffentliche Wohlfahrt zu schädigen, ist die Ausgleichung nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit im Wege der Gesetzgebung festzustellen. Nun schlagen bekanntlich diejenigen Steuern am meisten zu Buch, die von der Masse oder doch einer bedeutenden Menge der Bevölkerung erhoben werden. Allein sie dürfen für die wenig Bemittelten keine drückenden und müssen zugleich gerecht sein. Den ethischen Bedenken gegen die Wehrsteuer, die darin gipfeln, daß die Dienstpflicht eine Ehrenpflicht sei, die nicht durch ein Steueräquivalent der nicht von ihr Getroffenen herabgesetzt werden dürfe, ist unseres Dafürhaltens ein bis jetzt noch nicht genügend betonter Gesichtspunkt gegenüber zu stellen, und zwar der, daß es doch auch für alle, die vom Heeresdienst frei kommen, nicht nur eine Ehrenpflicht, sondern gebotene Pflicht sein müßte, nach Maßgabe ihres Einkommens, als Ersatz für ihre nicht persönlich abgeleisteten Dienste, mit einem ihren Verhältnissen angemessenen Betrage, wenn auch indirekt, für die Verteidigung des Vaterlandes beizutragen. Überdies würden wahrscheinlich 99 Prozent der Dienstpflichtigen, befragt, ob sie dienen oder eine geringe Wehrsteuer zahlen wollten, sich für das letztere entscheiden.

Schon lange bevor das Wehrsteuergesetz 1881 dem Reichstage vorgelegt wurde, hob der frühere Direktor des preußischen statistischen Bureaus, Engel, die Nachteile hervor, die den im Heere Dienenden im Vergleich zu den vom Dienst Freikommenden erwachsen. Die ersteren

widmeten ihre ganze aktive Dienstzeit ihrem Lande, in Kriegszeiten aber setzten sie ihr Leben aufs Spiel, in Friedenszeiten seien sie den Anstrengungen des Dienstes unterworfen. Für sich selbst könnten sie nichts erhoffen, der Staat gewähre ihnen einen nur notdürftigen Unterhalt, dessen Ergänzung durch Liebesgaben der Familie oder anderer sehr wünschenswert sei. . . Die wegen körperlicher Fehler ꝛc., die ihre Erwerbstätigkeit nicht beeinträchtigen, vom Dienst Befreiten behielten dagegen ihre Stellung inne, erwürben und sicherten ihre Laufbahn. Von anderer Seite wurde neuerdings auf die direkten und indirekten Geldopfer der ihre Dienstpflicht erfüllenden Wehrpflichtigen hingewiesen, und zwar die wünschenswerte, in den meisten Fällen gegebene, im Durchschnitt auf 2, 3 bis 5 Mark monatlich veranschlagte Zulage von zu Hause, die Beschaffung oder Ergänzung des Zivilanzugs nach der Entlassung. Vier Übungen in der Reserve und Landwehr von mindestens 14 tägiger Dauer, zuweilen verbunden mit Verlust der bisherigen Arbeitsstelle. Beiwohnung von 10 Kontrollversammlungen im Reserveverhältnis und von 5 in dem der Landwehr, unter Ausfall des Arbeitsverdienstes für je einen halben bis einen Tag. Unentgeltliche Zurücklegung von zuweilen mehrere Meilen betragenden Wegen zu den Kontrollversammlungen und dem Gestellungsort. Anrechnung der Dienstzeit bei Berechnung einer Rente nur im Betrage der zweiten Lohnklasse, so daß zur ersten Lohnklasse gehörige, als erwerbsunfähige Invaliden, eine geringere Rente wie die Nichtgedienten beziehen. Vor Ablauf von vier Jahren nach der Entlassung erwerbsunfähig werdende, gediente, an ihrer Gesundheit durch den Dienst, ohne nachweisbare Dienstbeschädigung geschädigte Mannschaften verlieren den Anspruch auf Invalidenrente auch vom Militärfiskus, wenn ihr Anspruch nicht innerhalb eines Jahres nach der Entlassung gemacht wurde. Man veranschlagt die derart gebrachten Geldopfer des dienenden Mannes auf mindestens 150 Mark. Ein noch nicht so hohes würde der vom Dienst Befreite jährlich bringen, wenn er während seiner Dienstverpflichtung im stehenden Heere, Reserve und Landwehr I. Aufgebots monatlich 1 Mark Wehrsteuer zahlte.

Dieser realistischen Auffassung der Wehrsteuer steht die ideale gegenüber, daß der Heeresdienst lediglich als Ehrensache zu betrachten und hoch zu halten sei und nicht durch eine Geldsteuer statt seiner herabgesetzt werden könne. Wer als diensttauglich ausgehoben werde, befinde sich im vollen Besitz seiner Kraft und Gesundheit und sei dadurch vor den Dienstuntauglichen bevorzugt. Es sei keine größere Ungerechtigkeit denkbar, als die, einen Mann dafür bezahlen zu lassen, daß er mit einem körperlichen Fehler behaftet sei.

Außer Heinrich von Treitschke trat auch Feldmarschall Moltke, wenn auch bei der Abstimmung über das sie betreffende Gesetz für die Regierungsvorlage stimmend, mit den von ihm ausgesprochenen Bedenken

ihr entgegen, wenn es erst heiße: „Wer nicht dient, zahlt," so werde es auch bald heißen: „Wer zahlt, dient nicht." Nun schützen jedoch die genaue Kontrolle unseres Aushebungswesens, die Integrität der dasselbe handhabenden Militär- und Zivilbeamten und sonstigen beigeordneten Personen, die Abkommandierung fremder Ärzte aus entfernten Bezirken und namentlich der Umstand, daß der Militärvorsitzende, sei es der Bezirks- oder der Brigadekommandeur, allein die Entscheidung in der Hand hat und selbst gegen den Ausspruch des Arztes einen von diesem für dienstuntauglich erklärten Mann versuchsweise einstellen lassen kann, vollkommen ausreichend gegen einen etwaigen Mißbrauch in der Dienstbefreiung. Überdies weisen sowohl historische Vorgänge wie auch solche auf ethischem Gebiet überzeugend auf die Zulässigkeit der Wehrsteuer hin. Denn man kann keineswegs behaupten, daß etwa nur Heere, in denen der obligatorische Heeresdienst in erster Linie als Ehrenpflicht galt, das Höchste in kriegerischer Tüchtigkeit erreicht, oder daß Länder, in denen die Wehrsteuer eingeführt ist oder war, wie in Frankreich,*) Österreich, der Schweiz, Serbien, Bulgarien, Griechenland und der Türkei, bezw. Bayern und Württemberg, wo sie von 1868 bis Ende 1871 bestand, durch die sie an ihrer Kriegstüchtigkeit eingebüßt hätten. Die Heere Napoleons und Friedrichs des Großen, das erstere ein Konskriptions-, das letztere zwar überwiegend ein Konskriptions-, jedoch zugleich auch Werbeheer, waren gewiß ausgezeichnet, ohne daß das Dienen in ihnen lediglich zur „Ehrenpflicht" gestempelt wurde. So sehr der Gedanke „des Volkes in Waffen" auch ein Heer moralisch zu heben geeignet ist, so schafft er allein noch kein tüchtiges Heer, jedenfalls aber schließt er die Idee in sich, daß auch jedermann in der Bevölkerung, und daher auch die nicht Dienenden, sich an der Rüstung des Landes nach Kräften zu beteiligen haben. Ferner weist das beständige Anwachsen der Bevölkerung des Reiches, mit dem die Zunahme des Heeres nicht gleichen Schritt zu halten vermag und braucht, heut gebieterisch auf die Wiederaufnahme der Wehrsteuergesetzvorlage von 1881 hin, die damals, von der Regierung nicht energisch vertreten, fiel, da sie an den erwähnten idealen Einwänden scheiterte.

Zu Ende des Jahres 1871 betrug die Bevölkerung des Deutschen Reiches inklusive der Nichtortsanwesenden rund etwa 41 Millionen und die Stärke des stehenden Heeres 402 733 Köpfe. Im Jahr 1906 beträgt die Bevölkerung etwa $60^1/_2$ Millionen, das Heer 609 544 Köpfe. In Anbetracht dessen, daß Frankreich nunmehr definitiv an der äußersten

---

*) Mit Einführung der für alle obligatorischen 2jährigen Dienstzeit in Frankreich, mit Ausnahme der Dienstuntauglichen, aufgegeben, während eine Entschädigung von 300 Frcs. jährlich für die zu Hause wirtschaftlich Unentbehrlichen, jedoch Eingestellten, vom Staat gezahlt wird.

Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt ist, und daß das voraussichtlich auf Jahrzehnte mit der inneren Konsolidierung beschäftigte, uns befreundete Rußland für diesen Zeitraum für kriegerische Unternehmungen gegen Mittel-Europa als ausgeschaltet gelten kann, sowie der jährlichen Zunahme der Bevölkerung Deutschlands um 800 000*) Köpfe erscheinen neue Verstärkungen unseres Heeres nicht notwendig, und muß sich daher ein sich beständig steigernder Überschuß an vom Dienst Befreiten ergeben.

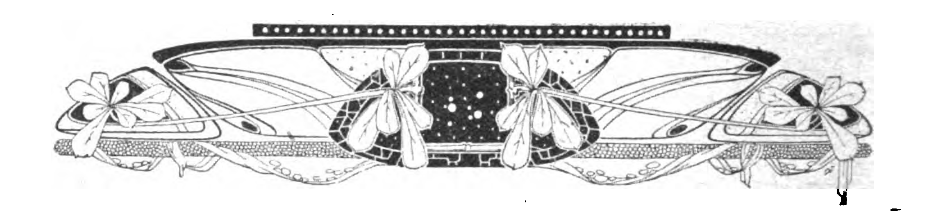
Nach den Ergebnissen des Heeresergänzungsgeschäfts für das Jahr 1904 wurden von den 1 088 801 in den Listen geführten Militärpflichtigen 218 962, und somit nur gegen $^1/_5$, ausgehoben. Davon wurden für das Landheer zum Dienste mit der Waffe ausgehoben 206 702, zum Dienst ohne Waffe 3842, für die Marine 5420 aus der Landbevölkerung und 2991 aus der seemännischen oder halbseemännischen Bevölkerung. Als Einjährigfreiwillige sind eingetreten in das Heer 9768, in die Marine 615, ferner in das Heer 636 Volksschullehrer und 39 801 sonstige Freiwillige, in die Marine 2773 sonstige Freiwillige. Von dem Rest der Militärpflichtigen wurden vom Heeresdienst ausgeschlossen 1092, ausgemustert 34 961, dem Landsturm überwiesen 388 wegen bürgerlicher Verhältnisse, 3754 Überzählige, 106 158 aus sonstigen Gründen, der Ersatzreserve überwiesen: 7945 wegen bürgerlicher Verhältnisse, 2028 Überzählige und 77 880 aus sonstigen Gründen, und der Marineersatzreserve überwiesen insgesamt 1451. Schon bei dem Gesetzentwurf von 1881 rechnete man, bei einer Kopfsteuer von 4 Mark und einer Steuer von 3 Prozent bei einem Einkommen über 3000 Mark und einer solchen von 10 Mark bei den Einkommen von 1000 bis 1200 Mark, die sich allmählich bis 6000 Mark Einkommen auf 3 Prozent steigern sollte, auf einen Ertrag von etwa 20 Millionen. Bei der heutigen Bevölkerungsziffer des Reiches wird der Ertrag der Wehrsteuer bei einem Durchschnitts-Steuersatz von 12 Mark jährlich für 12 Jahre, bei rund etwa 3 Millionen Nichtdienenden in 2 Jahrgängen, abzüglich der arbeitsunfähigen Krüppel :c., auf 36 Millionen, von einigen, unter Anrechnung der Mehrbesteuerung der Vermögenden, auf 40 Millionen veranschlagt. Überdies beginnt sich in den letzten Jahrzehnten ein Umschwung in der Bevölkerung hinsichtlich der Anschauungen über die Wehrpflicht zu vollziehen, der, wie erwähnt, schon aus der Bewegung in den Kriegerverbänden hervorgeht, von denen der größte, im Namen aller übrigen und von $1^1/_2$ Millionen gedienter Soldaten, die Wehrsteuer beantragte, „um endlich die bestehende Ungerechtigkeit aus der Welt zu schaffen.“ Alle, die gedient hätten, wurde erklärt, erkennen in der Befreiung der nicht Dienenden von allen Kriegslasten eine Ausnahmestellung vor dem Gesetz und verlangten mit Recht die Durch-

*) Nach der Schätzung des Kaiserlichen statistischen Amts.

führung des einen Ausgleich zusichernden Artikels 58 der Reichsverfassung, und zwar Gleichheit aller vor dem harten Gesetz des Kriegsdienstes. Selbstverständlich würden alle Gebrechlichen und Geistesschwachen ꝛc., die ganz erwerbsunfähig oder nur beschränkt erwerbsfähig sind, von der Wehrsteuer, wie schon im Gesetzentwurf von 1881, auszunehmen sein. Ihre Gesamtzahl von den 3 Millionen der Wehrsteuer zu Unterstellenden wird nur auf etwa 6000 bis 7000 veranschlagt.

Alljährlich werden etwa 235 000 junge Männer vom Dienst im Frieden befreit, obgleich sie, abzüglich der geringen Zahl von etwa 8000 körperlich Gebrechlichen ꝛc. und Ausgeschlossenen, voll erwerbsfähig sind, was schon daraus hervorgeht, daß sie zum Dienst im Kriege verpflichtet sind. Würde man die in Bayern von 1868 bis 1872 von ihnen in 10 Stufen von 3 Fl., 6 Fl., 9 Fl. bis 1000 Fl., erhobene Wehrsteuer bei 12 Jahrgängen zugrunde legen, so würde sich ein jährlicher Wehrsteuerertrag von etwa 50 bis 51 Millionen ergeben, und legte man den württembergischen Wehrsteuersatz von 34 Mark zugrunde, nahezu das Dreifache. Allein beide Sätze sind viel zu hoch, während der des Gesetzentwurfs von 1881 von 4 Mark zu niedrig gegriffen war. Der noch nicht in der Mitte liegende Satz von 12 Mark jährlich aber erscheint kein drückender, da der Arbeitsverdienst des einfachen Arbeiters, abzüglich seiner Unterhaltungskosten, auf jährlich durchschnittlich etwa 100 bis 150 Mark zu veranschlagen ist. Das Reich würde somit in der Lage sein, mit einer derartigen Wehrsteuer einen in der Billigkeit liegenden, die Bevölkerung nicht drückenden, sehr zu Buch schlagenden, beständig wachsenden Steuerertrag zu gewinnen, der nicht nur die Befriedigung der beständig wachsenden Forderungen für die Flotte, sondern auch derjenigen für die Aufbesserung der Gehälter und Pensionen der Beamten wesentlich erleichtern und auf manche mißliebige, drückende andere Steuer zu verzichten gestatten würde.





Ernst Zahn.

Von

Hans Lindau.

— Berlin. —

Belohn' dir Gott dein Malen!
Goethe, Kenner und Enthusiast.

„Ich, Ernst Zahn, bin geboren zu Zürich am 24. Januar 1867.“ So beginnt des Dichters eigene Lebensbeschreibung (— zuerst in der „Illustrierten Welt“ erschienen —), aus der den Lesern einige aufklärende Mitteilungen vielleicht willkommen sind.

Der Vater Wilhelm mußte sich früh auf eigene Faust durchschlagen. Mit schlichten, klaren Worten wird das verflossene Wanderdasein des armen Kellners in dem Abglanze festgehalten, den die Erzählungen in der Seele des Sohnes hinterlassen haben. Das war eine „Zeit, da noch nicht in jedes Tal die Eisenbahn sich einschlängelte, sondern noch die aller Behaglichkeit feindlichen Stellwagen den Verkehr vermittelten.“ . . . In Zürich gelang es Wilhelm Zahn sich selbständig zu machen, und die Betriebsleitung des „Café Littéraire“, in dem unter anderen vortrefflichen Leuten auch Gottfried Keller sich blicken ließ, durfte die erste Betätigung bilden. In Zürich heiratete Wilhelm Zahn nun auch des Johannes Buck aus Reutlingen viel umworbenes Töchterlein Anna.

Von seinem Großvater spricht Ernst Zahn als von einem vollendeten Biedermann. Er hatte Gelegenheit, ihn mit den empfänglichen, lang festhaltenden Kindesblicken früh kennen und lieben zu lernen; denn die Eltern zogen nach Siders (Sierre im Kanton Wallis), wo sie einen Gasthof leiteten; die dortige Dorfschulbildung war auf die Dauer unzulänglich, und so verstand man sich dazu, den Knaben der großelterlichen Pflege in Zürich zu überliefern, woselbst er auf den städtischen Anstalten vollständigeren Schulunterricht erhalten konnte.

In des Großvaters bester Stube hing an der Wand ein lockendes Büchergestell. Der Kleine verschlang die Klassiker, freilich mit knabenhafter Vorliebe für Zweikampf und Schlachtengetümmel. Schillers und Shakespeares Dramen standen in höherer Gunst als Lessing und Goethe. Freiligraths Balladen wirkten besonders erfreulich, am allererfreulichsten allerdings das mit lyrischen Ergüssen bunter Herkunft angefüllte Poesiealbum der Tante Minna. Der angehende junge Dichterling schrieb eifrig ab, was er da vorfand, und bemühte sich bald, einen ähnlichen Ton anzuschlagen. Er verfaßte schwärmerische Gedichte, denen es an sachlicher Veranlassung mangelte. Er erntete reichlichen Spott und berichtet selbst lächelnd von solchen der künstlerischen Formausbildung gewiß vorteilhaften Spielereien.

Da trat ein ernster Gast in des Großvaters altes, steifes Haus in der Kirchgasse und nahm dessen liebes Eheweib von hinnen. Des Kindes Seele ward in allen Tiefen aufgewühlt, aber so tief saß ihm die Versbegabung noch nicht, daß es sich singend Luft machen mußte. Erst viele Jahre später kam ein wehlinderndes Klagen von seinen Lippen, in dem ältesten einer Sammlung einverleibten Gedichte des Jünglings. Die Lebensbeschreibung sagt in einem tränenvollen Satze: „Sie war eine unendlich gute, tätige, ängstliche und liebevolle Frau gewesen." —

Nun siedelten die Eltern bald wieder nach Zürich über. Der Vater hatte Verluste erlitten, er arbeitete jetzt im Geschäft seines Schwagers.

Mit herbem Selbstanklagen läßt der Dichter verlauten: „Ich, der für die Sorgen der Eltern blinde Älteste, der reif hätte sein können, jene zu verstehen, war in der Schule lässig und faul." Ein Versuch mit der schlummernden Dichtungsgabe andere zu beglücken, mußte auch in jener Zeit noch wieder kläglich fehlschlagen.

„Wie ein Aufatmen der Erlösung ging es durch das väterliche und großväterliche Haus," als im Jahre 1880 der Vater vor vielen Bewerbern zum Pächter der Bahnhofsrestauration in Göschenen auserwählt wurde. „Ich war inzwischen mühsam bis zur dritten Gymnasiumsklasse hinaufgerückt, aber in meinem Lernen war kein Leben und keine Lust." So nahmen ihn denn die Eltern nach Göschenen mit.

Nicht allzu leicht ward es dem Dichtergemüte, auf dem fremden Boden recht innerlich Wurzel zu schlagen. Wohl wurde er der ersten nächtlichen Heimwehqualen im Aufnehmen der vielen Eindrücke des lichten Taglebens ledig; „allein lange," heißt es, „lange bedrückte mich die Nähe der gewaltigen Bergwände, die das enge Tal umschlossen, . . . lange war es, als müßte ich einer Beklemmung in lautem Aufschrei Luft machen und flatterte der Blick, gleich einem gefangenen Vogel immer wieder an Bergwände prallend, nach Ausschau lechzend zu dem schmalen Stück Himmel empor, der auf diesen Wällen ruhte." Das Einsamkeitsgefühl mußte dergestalt zum Dichten veranlassen. Der Vater

ließ dabei auch den Jüngling pflichttreuen Arbeitsdienst schmecken. So wuchs er in Zucht der Berge und Menschen heran. Die Eltern ließen ihn alsdann auch noch zu weiterer Schulbildung an die aus allen Weltgegenden besuchte Anstalt Breidenstein in Grenchen (Kanton Solothurn) gelangen.

Hier glückte es besser. Gute Zeugnisse durften den Eltern nach Göschenen von den Fortschritten des fleißigen und erfolgreichen Sohnes melden. Er freute sich herzlich des eigenen aufblühenden Geisteslebens. Gereimte Briefe an den befreundeten Hans Schacht (jetzt Professor in Lausanne) ließen ihn sodann mit größerer Sorgfalt am Ausdrucke feilen. Freilich mißlang es noch, Verse zu veröffentlichen, allein der zurückgeschlagene Ehrgeiz brannte als heimliches Flämmlein in der Asche fort. Gleichzeitig durfte sich der Blick durch die Wanderjahre des beruflichen Lebens stählen. Er hatte sich in Genf und Genua, später auch in Hastings als ein allmählich zu höheren Stellungen und Kenntnissen aufsteigender Lehrling zu tummeln, bis der Vater ihn in das eigene Geschäft nahm, in das er kräftig hineinwuchs, um mit den stählernen Armen dem Vater selbst die Last tragen zu helfen, ja zuletzt allein sie sich aufzuhalsen, die Eltern aber der wohlverdienten Ruhe pflegen zu lassen.

Erst zwanzigjährig saß er schon als Gemeinderat unter den Göschener Bauern. Ein Gedicht an die gefallenen Arbeiter, die bei der Erbauung des Gotthardtunnels Verunglückten, trug er bei der Denkmalsenthüllung des Erbauers auf dem Dorffriedhofe vor. Das Gedicht ließ der Archivar Dr. Wanner im „Luzerner Tageblatt" erscheinen und sagte Freundliches über den jugendlichen Verfasser.

Dem sanken die Jugendschleier langsam vor den Augen, und die Weltwunder enthüllten sich seinen Blicken, frisch und blank im Sonnenlichte, wie sie sich Dichtern zu enthüllen pflegen. Er sah, wo er stand, und es war ihm gegeben, zu sagen, was er sah und spürte. Aus seinem Innern tönte tiefer, herzbeseligender Glockenklang, die Stimme eines Volkssängers, eines echten, reinen Dichters; zaghaft zuerst wohl noch, oder auch noch jugendschrill und knabengrillig, aber seltsam stärker und schöner werdend, jahraus, jahrein. Er selbst ist der Jodelbub, von dem er ein feines Lied gesungen. Dem geschah es nämlich, daß er als Belohnung für einen schlichten Bescheid sich eine Wunscherfüllung wählen durfte, und da wählte er sich das Jodeln. Auch dem Dichter von Göschenen ist es verliehen, weil er nach nichts anderem fragte als der lautersten, einfachen Seelenspeise, die Lauschenden durch den jubelnden oder schluchzenden Wohllaut seiner klangvollen Stimme zu erlaben. Hoch oben in seinem Bergschloß haust er und wirft uns seine Sträuße herab, an denen die Tautropfen der allbelebendsten Liebe hangen. Und über seine Schulter beugt sich neben ihm eine

schlanke, feine Gestalt mit seelenvollen Zügen, Frau Lina, die all den Phantasieschifflein die Segel schwellen läßt, daß sie dahingleiten über die uferlosen Flächen hinaus in die blauen, unendlichen Weltweiten.

* * *

An anderer Stelle („Frankfurter Zeitung“, 11. November 1905) habe ich über die Art und Weise zu schreiben versucht, wie Ernst Zahn dahin gelangt, dieselben Stoffe durch vielfache Abschleifung und Verwandlung zu veredeln. Der Schriftsteller gibt sich nicht damit zufrieden, für ein sittliches Anliegen in einmaliger poetischer Behandlung eine Erledigung gefunden zu haben. Ihn beseelt ein tiefsinniger Hang, die Wahrheit auf zuvor nicht eingeschlagenen Wegen jedesmal vollendeter zu ergrübeln, gleichsam über den Horizont des alten Gesichtskreises hinaus jedesmal einen tieferen, helleren himmlischen Glockenraum zu wölben.

So erblicken wir in „Erni Behaim“ den ansehnlichen „Gallus am Hofe“ mit Faustine, einem haltlosen, dem Trunke verfallenen Weibe, ehelich verbunden. Er ist einer trefflichen Bauernmagd zugetan, und sie erwidert seine Liebesneigung. Solche Stellung — ein Willensstarker, der sich in der Gewalt hat, zwischen zwei weiblichen Wesen, von denen die eine nach der überlieferten Satzung Recht über ihn hat, die andere den leidenschaftlichen Wunsch zu entfesseln von der Natur bestimmt ist — wird mit manchen Anklängen im einzelnen, so z. B. daß der Mann die unbegehrte Frau mit Lebensgefahren aus den Flammen rettet, in der Erzählung „Menschen“ noch einmal geboten. Der Hofer in „Erni Behaim“ hat sich durch einen Schwur vor allem Volke festgeschnallt, so daß er auch nach dem Tode seines angetrauten Weibes die andere krampfhaft meiden zu sollen glaubt. Peter, die Prachtgestalt in „Menschen“, steht auf der menschlichen Sittlichkeitsleiter tiefer als der entsagende Hofbauer. Er begeht den Verhältnissen trotzend — ähnlich wie der wundersam eindrucksvoll hingestellte Vinzenz in den „Alltagshelden“ — sträflichen Ehebruch; allein der Dichter hat es hier wie später mit leuchtender Kunst verstanden, die Schuldverstrickung durchsichtig entschuldbar erscheinen zu lassen.

Eine Vertiefung der Behandlung in der gleichen Richtung mochte sich nicht leicht ermöglichen lassen. Ernst Zahn aber gelingt es, dadurch abermals neue Wirkungen hervorzuzaubern, daß er die Willensstärke des Mannes abschwächt und das vollere Licht auf die seelische Entwicklung des der Versuchung ausgesetzten weiblichen Wesens fallen läßt. Das erste geschieht in dem glänzenden Roman „Albin Indergand“, wo der anscheinend so starke Präses in sich zusammenbricht vor dem Gluthauche der schmeichelnden Sinnenbetörung, obwohl er einem treuen Herzen angetraut ist; das letztere vollzieht sich in einer von unserem

Poeten zuvor vielleicht noch nicht erreichten Vollendung und Schönheit in einer Erzählung der Sammlung „Schattenhalb", wo Walter Muheim die Gelegenheit gibt, der armen Stina rechtzeitig warnenden Schrecken vor dem Allzumenschlichen einzuflößen.

Und noch einmal greift der Sänger in die Saiten und singt das Lied vom tapferen Frauenleben, von dem edlen Weibe, das in Entsagung willigen und dulden kann, dem das Glück vorüberzueilen scheint mit allerflüchtigstem Gruße, die aber eine seltene, beseligende Regung den anderen mitzuteilen vermag: Menschenachtung, so daß auch ihr die Gotteskrone nicht fehlen kann; ist's kein leichtes Rosenkränzlein, so strahlt's unter den Dornen nach lichten Heiligenstrahlen; „Verena Stadler" die erste Perle der langen, prachtvollen letzten Novellenkette „Helden des Alltags", ist eine Dichtung von einem sehr köstlichen Glanze.

Wer wissen will, was es mit dem sittlichen Gehalte der evangelischen Religion im Schweizerlande auf sich habe, findet hier die schönsten Aufklärungen.

Ja, wunderbare Gestalten lernen wir durch Ernst Zahn kennen. Da ist die Dorfärztin, die rauh aus Glaubensenge ihre Hülfe den Leidenden versagt, wo sie dem Gottesgerichte nicht in den Arm fallen möchte, Veronika, die Schmiedin, der Erni die Verse entgegenschleudern mag:

„Wer ist dein Gott, der keine Gnade leiht,
Der ewig nergelt, mißt und wägt und scheidet?
Da du ihm nahmst die Allbarmherzigkeit,
Hast seiner Würdigkeit du ihn entkleidet . . ."

Da ist die andere, die den Frauen in ihrer schweren Stunde so sonderbar Mut macht. Das liegt so in ihrer Art, weil sie selber vor nichts Angst hat. Etwas in ihrer Kürze richtet die Schwachen auf. Was, wissen sie nicht; sie wissen nur, daß es wie frische Luft ins dumpfe Zimmer gekommen ist, wenn sie da ist, die Clari! Und unwillkürlich zieht man vor ihr den Hut und grüßt sie, wie man einen großen, einen ganz großen Herrn grüßt. Einen innerlichen Kampf hat ihr starker, aber in seinem Wissensumfange beschränkter Sinn gegen die mächtig anklopfende Neuzeit zu erleben.

Da sind ferner auch die wohlgezeichneten Schwächlinge wie der Florian Bennet in „Grundwasser", schlimme Mägdlein wie die Gret in „Albin Indergand", dann auch solche Nonnenseelen wie die Regine in „Menschen", milde Geistliche wie besonders der gute Beschützer Albins, Eiferer, sittenstrenge Fromme und die Scheinheiligen, Geizhälse, Grobiane und Helden an Güte, Sanftmut und edler Treue wie Lentin in „Schattenhalb", wie der mit dem guten Hunde zur lieben Herrin aufblickende Held der „Prangerbank".

Bisweilen erklingen Töne auf Zahns Harfe, die an den weisheitsvollen Russendichter Tolstoi gemahnen. („Wie der Huber-Dres zu Ehren kam.“ — „Das Erbe“ in der Sammlung „Menschen“.) Aber dies legendenhaft Belehrende ist wohl doch nicht sein Innerlichstes. Es gibt einen gwissen kleinen Umkreis von Herzenstönen, in dem Ernst Zahn wirklich seinesgleichen nicht zu haben scheint. In der kleinen, leidenschaftlichen Erzählung mit tragischem Ausgange erreicht er vielleicht das Höchste.

Solche Erzählungen enthält die traurige Sammlung „Schattenhalb“, solche Erzählungen die „Helden des Alltags“. Wer sie gelesen hat, weiß, daß er einen Dichter hat kennen lernen. Zahn hat eine sehr feine, unaufdringliche Art, durch seelenvolle Schilderung der Landschaft das Drama der nachfolgenden Handlung einzuleiten. Ein Verklingen von Glockenklängen in den Lüften wird dem hellhörigen Poeten gelegentlich zum geheimnisvollen Gleichnis.

Das Verklingen kann vielerlei bedeuten. Er plaudert es nicht aus. Wozu auch? Wer es nicht fühlt, wer, nach Verstandesaufklärung in Worten tastend, über den Sinn stolpert, wie es in Zelters Briefen heißt, dem kann mit Worten nicht geholfen werden.

Wie ein Gemälde von Böcklin ist die letzte Erzählung der Alltagshelden. Der Gegensatz zwischen einem alltäglichen seelenlosen, aber bürgerlich geachteten Ehepärchen und einer wilden, adligen Bettlerehe wird glaubhaft eindrucksvoll in kecken Farben dargeboten. Dem geräuschvollen Festestreiben ist unser Dichter sehr abhold (vergl. z. B. auch „Die Schießnarren“ in „Menschen“), er fürchtet den Übermut als Frevel gegen die ernsten Mächte des Lebens, die ernst genommen werden müssen. Was ihm Achtung abnötigen soll, muß aus der Tiefe klingen.

In „Der Geiger“ wird eine wehmütige Spielmannsgestalt vor Augen geführt. Die Eitelkeit wird hier durch stille Verklärung ein klein wenig ins Dichterisch-Heldenhafte aus der Alltagswelt emporgeadelt, ähnlich wie der Standeshochmut in „Elisabeth“. Beide Erzählungen entsprechen einander durch dies Versittlichen der im Grunde freilich verdammungswürdigen Mächte. Der Stolz hat jedenfalls für den bloßen, leeren Anblick seine Erfreulichkeit, solange nicht die viel vollkommenere Seelenschönheit allen falschen Wipfeln die Stirn beugt.

Herzinnig schön ist die Kindererzählung: „Das Leni“, und auf wenigen Blättern (S. 148—165) wird das Wunder erreicht.

Die Lammwirtin ist gestorben. Das Leni, ein kleines Mägdlein, übernimmt die Führung des ganzen Haushalts. Vater, Brüder, alles ist dumpf und schlaff. Sie läßt keine fremde Hilfe ins Haus. Sie arbeitet sich müde, bis sie den einen Bruder durch reiche Heirat geborgen und alle die Ihrigen somit im rechten Hafen weiß. Da legt sie sich zur ewigen Ruhe nieder.

Aber wie schön ist Lenis Tod vorbereitet! Wenn es plötzlich im Berichte der Alltagsbegebenheiten z. B. heißt: „Schlafen schien dem Leni eines Tages das höchste Glück." Wie weiß der Dichter Stimmungen zu malen, wenn er des Kindes Ruhe im Kirchenstuhle schildert!

Und nun lasse man den einfachen, unendlich tief beruhigenden Schlußakkord der Geschichte auf sich wirken: Lenis endliches Entschlafen. Da ist keine künstliche Spannung, alles glatt gestrichen, ausgeglichen, gestillt.

Die folgende Erzählung „Wie dem Kaplan Longinus die Welt aufging" behandelt in eigener Melodie das alte Liedlein vom katholischen Pfarrherrn, dem die liebe Dirne nicht gehören darf. Der hochwürdige Herr Kaplan, den Zahn zum Helden seiner zum Herzen sprechenden Alltagserzählung gewählt hat, ist ein verschüchtertes Männchen, den der Sturmwind in die Welt hinaus geblasen hat — er weiß nicht aus, nicht ein. Sein Lebtag hat er sich demütig geduckt. Er wagt nicht den Blick zu erheben, sieht nicht, wie schön sie ist, die weite, weite Welt.

Als die Liebe in ihm erwacht, wünscht er sich weit weg, zurück in die gefesselten Jugendzeiten. Er weiß stets, daß er dem Leben nicht gewachsen ist. Es geht rasch genug mit ihm zu Ende. Aus des Dichters Schlußwort aber tönt es wie schluchzende Geigenklage, wenn im „Don Juan" der Gouverneur hat verbluten müssen.

„Tod ist der junge Kaplan Longinus, dem, ehe er gestorben ist, die Welt aufgegangen, die liebe, schöne, weite Welt, in die hinein für ihn kein Weg gewesen." —

Nur wenige Gestaltungen sind hier aufs Geratewohl herausgelangt worden aus der so holdseligen Fülle. Es ist aber wohl auch nicht angebracht, auf Vollständigkeit der Aufzählung zu halten, wenn der Empfänger ohne den Anspruch einer klüglichen Ungeblendetheit den Dank für empfangene Wohltaten ausspricht.

Von Ernst Zahns Dramen ist noch keins zur Aufführung gelangt, doch wird das wohl nicht lange auf sich warten lassen. Ihre Bühnenwirksamkeit wird der Leser nicht leicht zu bestreiten wagen. In dem Einakter „Der Arzt" kommt der Tod als Person auf die Bühne, wie ihn denn auch der Dichter in einer seltsamen kleinen Erzählung („Herr Herr!") unheimlich packend zur persönlichen Erscheinung gezwungen. Bei dem geschichtlichen Befreiungsdrama „Sabine Rennerin" wird die Erinnerung an Tell lebendig, doch steht Zahn vollständig auf eigenen Füßen. Der Grundgedanke ist die reinigende Kraft der Liebe zum Vaterlande, welche Mannesgesinnung sich hier jedoch an einem weiblichen Wesen zu entfalten hat. Knapper und vielleicht noch bühnengerechter als diese Versdichtung ist „Josepha".

Überall begegnet uns bei Zahn eine schöne kräftige Sprache, über deren Eigenheiten der Genießende als über ebenso viele Reize zu staunen

findet. Gelegentlich weiß der Künstler auch die Ungefügigkeit bäurischer Wendungen so fein zu benutzen, daß man sich an Adolf Menzels Art, mit dem plumpen breiten Stifte umzugehen, erinnert.

Tiefe, warme Herzlichkeit bildet Zahns innerstes Wesen. Er ist ein urwüchsiges, echtes Naturkind, und ihm liegen die Stoffe, die, als ganz ungekünstelte Herzensmelodien vorgetragen, lediglich durch die ernsthafte, wortkarge Wahrheit uns erschüttern und erheben. Einen hohen sittlichen Adel hat seine Muse. Sie ist nicht zierlich und witzig, nicht tändelnd, „keine zum Spielen", wie die jungen Dirnen auch nicht, denen des Poeten Herz schlägt. Es ist ein leidenschaftlicher Lebensernst in allen ihren heißen Blicken. Tod oder Liebe gilt's hier, kein Salongeschwätz, kein belangloses Vögleingezwitscher. Die Glut der sinnlichen Liebe wird in ihrer wilden, natürlichen Kraft und Allgewalt dargestellt, ohne jedes süßliche Beiwerk, erhaben wie der majestätische Tod selbst in seiner gletscherhaften Übermacht. Zahns Helden und Heldinnen sind Gestalten, die lange und einheitlich begehren, festhalten, grollen, die nicht loslassen, wenn sie lieben, auch wohl rührende Kinder, die mit zartem Gefühl Pflichten erleben lernen. Überall aber haben wir ein einfaches, klares In-die-Tiefe-Leuchten und ein ruhiges, großes Hinmalen der allgemeinen Verhältnisse. Die rechte Farbe, der rechte Ton steht dem Dichter wundersam klar und rein zu Gebote.

Er muß einen trefflich geschulten, herzensstarken Willen haben, um in seinem tätigen, gefüllten Leben so lauter blicken, so unverzerrt spiegeln zu können. In der ergötzlichsten Weise hat er wohl gelegentlich von seinem zwiegespaltenen Tun und Treiben gesprochen, wie er sein Inneres gleichsam fortwährend umschalten müsse, wenn im Laufe des Arbeitstages ganz andere als poetische Anliegen an ihn herantreten und dringliche Erledigung erheischen. Denn unser Poet ist gerade das Gegenteil von einem lebensverlorenen Traumholden.

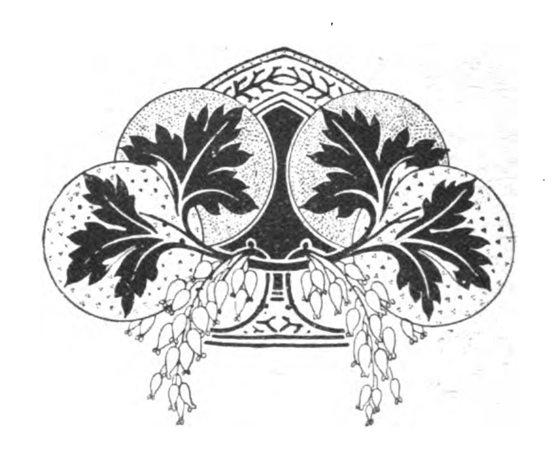
Und wer nachtwandlerischen, verträumten Grüblern allein den Dichterberuf zuzuerkennen gelernt hat, wird in Ernst Zahn den Dichter vermissen. Er trägt nicht die Kleidung des Künstlers zur Schau — wie gerade die größten auch, mit denen er sich in dieser Beziehung trösten kann, keine Dichteruniform getragen haben, sondern die heiligen Flügel unter manchen äußerlichen Hüllen versteckt gehalten. Doch ist dem Apoll der Poet noch stets wie einer, dem er bisweilen auch das Lästige nicht erspart, — denn er weiß, der kann's schön vollenden, — wohl bekannt und vertraut geblieben, und auch Zahn hat zu dem Leuchtenden über alle irdischen und überirdischen Dinge sein besonderes, eigentümliches, inniges Verhältnis.

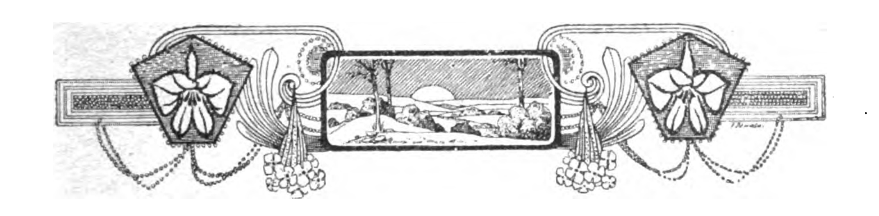
Wenn der Dichter mitten in seiner heiligsten Andacht gestört wird durch hereinbrechende sogenannte „Prosa", so zieht er nicht allzu lang die Stirne kraus. Er weiß in aller Stille: diese Prosa ist des Lebens

echteste Poesie. Er weiß, daß das geschäftige Treiben der Außenwelt größer und göttlicher ist als die eigenen Hirngespinste, und er kniet andächtig vor den Befehlen dieser übergroßen Welt, wird ihr ein treuer Diener. Er weiß, daß alles nur auf das eine ankommt, sich in reiner Herzensfassung dem Unendlichen gegenüber zu bescheiden. Und so gibt ihm der Himmel seine Speise zu seiner Zeit. Der sich nichts abtrotzen läßt, erbarmt sich seiner und schickt ihm die Engel der wundervollsten Dichtereingebungen, zumal im Winter, wenn eingeschneit die hohen Berge schlafen.

Und so entstehen vollendete Menschenbildnisse auf dem Arbeitstische, wenn „die Hand des Frühlings den Herzschlag der Erde sucht"; denn der Göschener Erzähler fühlt die tiefe Leidenschaft:

„Mit frohem Aug' die herrlichen Gestalten
Der schönen Welt begierig festzuhalten."





Memoiren

von

Dr. Achscharumow.

Autorisierte Übersetzung von K. in B.

II.

Aus meinen Erinnerungen von 1850 und 51.

Dieses Schriftstück enthält die Fortsetzung meiner Memoiren vom Jahre 1849, welche ich vor sechs Jahren niedergeschrieben*), und die wahrscheinlich erst nach meinem Tode gedruckt werden können. Sowie damals, beim Beginn des ersten Teiles meiner Erinnerungen des Längstvergangenen, fühle ich mich auch jetzt der von mir unternommenen Arbeit nicht gewachsen; unentschlossen und schwankend trat ich zum Beginn derselben an die schwere Aufgabe heran, ließ vielmal davon ab, das Geschriebene vernichtend, und begann nach einiger Zeit die Arbeit wieder von neuem. So auch jetzt, indem ich mit dem Aufzeichnen der späteren, aber von den früher schon beschriebenen ganz verschiedenen Erlebnisse meines Lebens beginne, befinde ich mich wieder in derselben Verlegenheit und Unentschlossenheit; eine trockene Beschreibung der Fakta hatte niemals Reiz für mich, und eine volle Beschreibung aller von mir erlebten Eindrücke mit lebendigen Bildern fordert besondere Stimmung, ein vollständiges Vergessen alles später Erlebten und der so sehr die Kräfte anspannenden Gegenwart — und ein Untertauchen in eine andere, längstentschwundene Welt mit ganz anderen, besonderen Eindrücken. Nur indem ich die Augen und Ohren für alles mich Umgebende verschließe, ist es möglich, das längst Vergangene, — die hellen Farben der verblichenen, kaum erkennbaren, mit dem Staub und der Asche von 4½ Jahrzehnten bedeckten Bilder zu erschauen. Sie liegen, wie tief in der Erde vergraben,

---

*) Veröffentlicht in „Nord und Süd" 1902, Heft 304, 305 und 306.

mit einem schweren, meiner schwachen Hand kaum nachgebenden Deckel einer auf ewig verschlossenen und versiegelten Gruft bedeckt!

Lang, lang ist's her! Ja, sehr lange!

Riga, den 2. April 1891.

I.

Unser Wagenzug fuhr mit seiner bewaffneten Bedeckung wieder in den Hof der Peter-Pauls-Festung ein. Es war schon gegen 10 Uhr; der Wagen, in dem ich mit dem Soldaten saß, hielt an, und als die Tür geöffnet wurde, fand ich mich vor dem Eingange des mir nur zu gut bekannten Gefängnisses. Und wie zum Empfang oder Willkommen stand am Wagenschlag der mir bekannte, immer hustende, rothaarige, im ersten Teil meiner Memoiren beschriebene Festungsoffizier; doch war er sich diesmal gar nicht ähnlich: seine Augen waren verweint, und Tränen flossen über seine Wangen. Als ich dies bemerkte, fragte ich ihn: „Sie weinen! ... Warum weinen Sie denn?" — „Um Sie," — antwortete er mit bewegter Stimme, „was hat man Ihnen angetan! — ..."

Es schien, als ob er seine Pflicht und die Festung ganz vergessen; er konnte kaum sprechen. Dieser Mensch, welchen ich für so gefühllos hielt, brachte auf mich einen unauslöschlichen Eindruck hervor.

Ich ging die Stufen hinan und wurde wieder in meine Zelle geführt und eingeschlossen. Ich war immer noch in dem übelriechenden Schafpelz; ihn ablegend, blieb ich in meinen eigenen Kleidern. Bald kam der Doktor in Begleitung des Offiziers, einen jeden von uns nach seinem Befinden zu befragen — die Sorge des Festungskommandanten um unser Wohlergehen nach der sogenannten Vollstreckung des Todesurteils.

Nach meiner Gesundheit befragt, antwortete ich, daß ich mich ganz wohl befinde.

Drei Tage verlebte ich noch in der Festung. Nachdem ich einige Minuten in der geschlossenen, warmen Zelle verweilt, spürte ich die übelriechende Ausdünstung der schmutzigen Schafwolle aus dem uns durch kaiserliche Gnade auf den Weg gegebenen Pelze. Dieser Geruch war so unerträglich, daß ich beim nächsten Eintreten des Offiziers denselben bat, den stinkenden Pelz irgendwohin bringen zu lassen, bis ich ihn für die Reise brauchen werde. — Doch wohin diese Reise gehen sollte, wußte ich immer noch nicht und konnte es auch durch die mich im Dienst besuchenden Offiziere nicht erfahren. Es war nun eine besondere Ruhe über mich gekommen. — Alles ist nun nach meinen Wünschen gegangen, die hauptsächlichsten Befürchtungen — begnadigt oder in irgend eine andere Festung wieder in Einzelhaft gesteckt zu werden, lagen nun nicht mehr auf meinem Herzen.

Den Tag über kehrten meine Gedanken immer wieder zu der Frage zurück: ob ich meine Brüder und meine Tante wohl vor meiner Abreise noch wiedersehen würde? Spät am Abend wurde zu ungewöhnlicher Zeit im Korridor gegangen, und aus einigen Zellen wurden einzelne Kameraden herausgeführt. Ich ging ans Fenster und sah in der Dunkelheit vor- und bald wieder abfahrende Kibitken. In dieser Nacht waren es wenige; manchmal hörte ich auch abgerissene Worte der Abfahrenden.

Ich legte mich spät schlafen, und noch im Entschlummern beschäftigten mich die beiden Fragen: Wohin man mich schickt, und ob man mir gestatten wird, von meinen Verwandten Abschied zu nehmen? Ich werde in irgend ein Zuchthaus als Sträfling verschickt, komme also aus dieser gottverdammten Festung heraus und werde nun doch mit Menschen, mit Arrestanten zusammenleben. Nach meiner Anschauungsweise hielt ich dieselben für Opfer unserer gesellschaftlichen Ordnung, nicht für schlechte Menschen, und sagte mir, ich werde nicht allein sein, sondern mit Menschen, die vielleicht nicht schlechter sind als die, welche mich in meinem früheren Leben umgaben, fühlte mich sogar zu ihnen hingezogen, wie zu leidenden, unglücklichen, vom Schicksal verfolgten und in vieler Hinsicht zu meinem Seelenzustand passenden Leuten. Ich wünschte sie recht bald zu sehen und träumte von unserem gemeinsamen Leben. Nach dem von mir Erlebten war eine lustige, lachende Gesellschaft jetzt gar nicht nach meinem Geschmack, sondern eben ein Zusammenleben mit Unglücklichen, Bedrängten zog mich an. Und je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr ruhte ich von den mich früher bedrückenden Gedanken aus. Im Nachsinnen darüber entschlief ich ruhig, nach den schweren Eindrücken des verflossenen Tages.

Am Morgen erwachend, war ich von dem Bewußtsein meiner neuen Lage angenehm überrascht; ja, der gestrige Tag hatte in mein Seelenleben wieder Ruhe und ganz neue Elemente zum Nachdenken gebracht. Er löste die mich so lange quälenden Zweifel und gerade in der Weise, wie ich es mir gewünscht, — darüber fühlte ich mich fast glücklich.

An diesem Morgen begann ein ungewöhnliches Hin- und Hergehen im Korridor, und auch zu mir kam der diensttuende Offizier und gab mir ein eröffnetes Couvert. In demselben waren Briefe von allen meinen Geschwistern und meiner Tante, und ich begann sie eifrig zu lesen. In ihnen waren in den herzlichsten Worten der Gram um mich und die heißesten Wünsche und Hoffnungen, mich meinem früheren Leben wiedergegeben zu sehen, ausgesprochen. Ich las sie mit den Gefühlen der innigsten Freundschaft und Liebe . . . und weinte beim Lesen. Besonders bewegten mich die glühenden, unter Tränen niedergeschriebenen, mich tröstenden und ermunternden Worte meines ältesten Bruders Nikolai, welche er mir, mich beruhigend, auf die Reise mitgab, mit dem Versprechen, daß er mich überall, wohin mich auch die Kurierpferde führen, immer auffinden werde.

Diese Briefe verwahrte ich mein ganzes darauffolgendes Leben hindurch

mit der Aufschrift: „Die für mich allerteuersten Briefe!“ Sie befanden sich im Gewahrsam meiner verstorbenen, ersten Frau. Nach ihrem Tode, im Jahre 1882, als ich mich unter dem Einflusse einer besonders schweren Mutlosigkeit befand, beschloß ich, viele mir teure, schriftliche Andenken zu verbrennen, welche mir für niemanden von Nutzen zu sein schienen, mir aber immer Tränen erpreßten. Und auch diese Briefe wurden, zusammen mit anderen Kostbarkeiten, verbrannt und ihre Asche bewahre ich als Heiligtum. — Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie ich diesen Tag weiter verlebte, doch spät am Abend begann wieder das Gehen im Korridor, und eine neue Gruppe unserer Kameraden wurde in die Verbannung abgefertigt. Wieder fuhren jene Kibitken auf Schlitten, mit ihren über den Schnee knirschenden Kufen vor, wieder wurden Stimmen laut, auf welche ich an der offenen Fensterpforte stehend horchte. „Reisen denn wirklich alle ab, ohne von den Gefährten Abschied zu nehmen, wird denn keiner zu mir hereinkommen?!“ fragte ich mich. Unter anderen glaubte ich auch die mir bekannte Stimme von Hippolit Debu zu vernehmen. Er sagte zu jemandem: „Leben Sie wohl!“ Verwundert und betrübt über seine Vergeßlichkeit rief ich ihm zu: „Hippolit, du reisest ab, ohne von mir Abschied zu nehmen?“ Ich erhielt keine Antwort, der Schlitten knirschte über den Schnee, und die Kibitka fuhr ab. Ich stieg sehr niedergeschlagen vom Fenster herunter. Viele Beleidigungen und Kränkungen hatte ich während dieser letzten Monate erfahren, doch alle von mir fremden Menschen, welche ich bis dahin gar nicht gekannt; aber diesmal war ich schwer getroffen durch dieses Vergessen meines besten, von mir so sehr geliebten Freundes. Ja, was heißt denn das eigentlich, ist er nicht verrückt geworden? . . . Dieser Unglückliche! Er muß den Verstand verloren haben, daß er sogar nicht zu mir gekommen, um, vielleicht für dieses ganze Leben, Abschied zu nehmen?!!

Ich ging zur Tür und begann aus allen Kräften zu klopfen, um zu erfahren, wer abgereist sei. Als der Vorhang an der Tür aufgehoben wurde und ich die gedankenlose Fratze des Wächters erblickte, wurde es mir klar, daß meine Fragen nach der Persönlichkeit des Abgereisten ganz umsonst sein würden, und so ging ich, ohne ein Wort zu sagen, von der Tür fort. So endigte auch dieser Tag.

Am andern Tage wurden mir meine Kleider gebracht und mir angezeigt, daß ich meine Verwandten, welche schon angekommen, sprechen dürfe. Ich kleidete mich schnell um und eilte zu ihnen mit dem heißen Wunsche, sie recht bald zu sehen und zu umarmen. In demselben weißen Hause, in welchem ich verhört worden, sah ich sie alle in einem Zimmer um einen Tisch herum sitzen. Alle meine 4 Brüder, meine Schwester und meine alte Tante (die Schwester meiner verstorbenen Mutter). Sie fest an meine Brust drückend, umarmte ich sie. Der mich begleitende Offizier entfernte sich; wenigstens war seine Anwesenheit im anstoßenden Zimmer



keinem von uns bemerkbar, und wir sprachen ganz ungeniert miteinander. Ich hatte mit ihnen mein ganzes bisheriges Leben zusammen verlebt, und die achtmonatliche Trennung an und für sich, ohne die Kerkerhaft, schien mir schon unendlich. Der gegenseitigen Fragen war kein Ende, und viele Familienneuigkeiten erfuhr ich von ihnen. Doch endlich, mich erinnernd, fragte ich: „Wohin werde ich nur geschickt? Wißt ihr es vielleicht?"

Ja, sie wußten es, und ich erhielt die Antwort: „Nach Cherson." Diese Neuigkeit erfreute mich sehr, — an die Ufer des Schwarzen Meeres, wie ich irrtümlich glaubte. — Das ist gut. Ich interessierte mich sehr für Südrußland, wo ich noch nie gewesen war.

Die Anwesenheit meiner Schwester, Ljubow Dmitrijewna Messing, welche ich gar nicht gehofft hatte wiederzusehen, da sie zu jener Zeit in Kowno lebte, gab unserer Zusammenkunft noch größere Fülle und herzliche Befriedigung. Ihre Gesichter schienen mir ganz außergewöhnlich lieb und teuer, und sie betrachtend ruhte mein Blick von den mich umgebenden fremden teilnahmlosen Gesichtern aus. Doch mischte sich das bittere Gefühl bei, daß ich mich wieder auf unbestimmte, vielleicht sehr lange Zeit, ja am Ende für immer von ihnen trennen muß. — Ja, diese Stunde, welche ich mit ihnen verlebte (es war am 24. Dezember 1849), bewahre ich lebendig in meiner Erinnerung und wohl als das teuerste Andenken meines Lebens! — Die Freude eines solchen Wiedersehens ist nur der imstande zu schätzen, durchzukosten, der von seinen heißgeliebten, teuren Freunden lange Zeit durch eine hoffnungslose, qualvolle Trennung geschieden war.

Die Stunde verging schnell, und der mich begleitende Offizier erschien wie ein Schicksalsbote, mich zu nehmen und wieder von meinen Lieben zu trennen. So schreibe ich, und doch war es, wie ich mich genau entsinne, derselbe gute Mensch, welcher um uns geweint hatte. — Hinrichten, wenn ihm das auch als Dienstpflicht auferlegt worden wäre, hätte er nicht gekonnt, davon bin ich fest überzeugt; aber mir sagen kommen: „Es ist jetzt Zeit, daß Sie wieder zurück in Ihr Gefängnis kommen, dort werde ich Sie einschließen und damit basta," — das war für ihn eine ganz einfache, leichte Sache, und niemand kann ihn dafür verurteilen, daß er den Dienst eines Festungsoffiziers verrichtete, solange zur Erhaltung der menschlichen Ordnung noch Festungen und Gefängnisse bestehen.

Es war nichts zu tun, ich mußte gehen; meine Lieben alle herzlich umarmend, verabschiedete ich mich unter Tränen, wandte mich beim Verlassen des Zimmers nochmals nach ihnen um und sah dann, auf den Hof hinaustretend, wieder auf das Fenster des Zimmers, in welchem ich sie verlassen.

Am Abende dieses Tages brachte man mir meine Sachen zur Reise: einen Koffer, einen Pelz, eine warme Mütze, Fausthandschuhe und warme Stiefeln. In den Koffer waren verschiedene Wäsche und zum Leben

nötige Sachen hineingelegt, Tee und Zucker auf den Weg und ein besonderes Päckchen für die erste Zeit nach meiner Ankunft am Bestimmungsorte. Der Anblick dieser, mit großer Sorgfalt zurechtgelegten Sachen versetzte mich in tiefe Trauer über die Trennung, vielleicht auf ewig, von den mir so teuren Menschen, und ich überließ mich dem Ausbruch meiner Betrübnis, bald mit allen, bald mit jedem einzelnen der lieben Abwesenden sprechend. Meine Gedanken waren ganz ungeteilt bei ihnen, und ich fand die Möglichkeit, die Festungszensur umgehend, auf den Rändern eines großen Buches, mit meinem eisernen Stifte, den ich noch immer besaß, ihnen noch einen Brief zu schreiben. Und so saß ich und schrieb, mich still mit ihnen unterhaltend und vor mich hin weinend.

Nachdem ich meinen Brief beendigt, begann ich die wenigen Bücher, welche ich mitzunehmen gedachte, zu sammeln; die übrigen legte ich aufs Fensterbrett zur Rückgabe an meine Verwandten und das mit dem eingekratzten Briefe in die Mitte hinein. Später erfuhr ich, daß dieser in Keilschrift eingekratzte Brief sein Ziel erreicht, von meinem Bruder Nikolaus gelesen und mit Tinte nachgeschrieben worden. Dieses Schriftstück war bei mir später, mit den früher erwähnten Briefen, als teures Andenken verwahrt und teilte in der Folge das Schicksal derselben, was ich jetzt sehr bedauere. Es waren lebendige Abdrücke der zu jener Zeit erlebten Ergüsse unserer gegenseitigen Gedanken und Gefühle alter getrennter Freunde. Spät an jenem Abende begann wieder das Laufen und Schlüsselklappern im Korridor, und wieder wurden einzelne unserer mitgefangenen Gefährten aus ihren Zellen geführt und in die Verbannung abgefertigt. Was die nächtliche Abreisezeit anbetrifft, so erklärt sie sich durch die gewöhnliche Heimlichtuerei bei allen derartigen Verfügungen unserer Regierung. —

Ich wußte nicht, wann ich nach ihren Berechnungen an die Reihe kommen würde, doch plötzlich hielten die Schritte auch vor meiner Tür, sie wurde geöffnet, und ich sah Alexej Nikolajewitsch Pleschtschejew*) zu mir eintreten. Er war im Pelz, mit der Mütze in der Hand, reisefertig. Wir kannten uns längst als Universitätskameraden. Unsere Begegnungen waren nie lang, aber sehr oft und ließen in meinen Erinnerungen die aufrichtigsten kameradschaftlichen Gefühle zurück. Sein Abschiedsbesuch vor der Reise rief in meinem Herzen den freundschaftlichsten Willkommen und Beifall wach. Unser Abschied war kurz, aber herzlich, — wir umarmten uns, und als er fort und der Schall seiner Schritte im Korridor verhallt war, weinte ich und begleitete ihn weinend an der offenen Fensterpforte stehend. Doch warum ist denn Hippolit Debu nicht zu mir gekommen, wenn es doch erlaubt war Abschied zu nehmen? — Nach dem Besuche Pleschtschejews begann ich diese Kränkung noch lebhafter zu empfinden. Später, nach Verlauf vieler Jahre, als ich Hippolit wiedersah und ihm diesen Vorwurf

---

*) Ein bekannter russischer Dichter.

machte, antwortete er mir: „Ach, mein Freund, waren wir denn damals zurechnungsfähig? Wir hatten wohl alle den Kopf verloren; ich habe auch von meinem Bruder keinen Abschied genommen. — Erinnerst du dich denn nicht, in welchem Zustande wir uns damals befanden?! . . . Ich habe dich darum doch nicht aufgehört zu lieben und liebe dich jetzt ebenso wie früher . . .“

So lösen sich viele Rätsel im Leben. Doch es blieb bis jetzt noch ein anderes ungelöst, welches sich auf unsern Prozeß bezieht. Alle meine Gefährten in dieser Sache, denen ich später im Leben begegnete, wichen, über ihre Wanderungen und Erlebnisse sprechend, den Fragen über die Zeit ihrer Gefangenschaft in der Peter-Pauls-Festung gleichsam aus, keiner fragte den andern über diese Zeitperiode, — wie er die Einzelhaft ertragen und in welchem Verhältnis er zum Gericht gestanden. Ihre Erlebnisse waren so verschieden wie der Charakter eines jeden, je nach seiner Eindrucks- und Ertragungsfähigkeit und dem Grade seiner geistigen Bildung, welcher nicht immer mit dem zunehmenden Alter gleichmäßig fortschreitet. Die erste Zeit, solange sie noch nicht abgequält waren, bewahrten wahrscheinlich alle ihre Geistesfrische und Selbstbeherrschung; doch später, nach der auf dem Simonsplatze verlesenen Konfirmation eines jeden zu urteilen, konnte man das nicht sagen, wenigstens von den meisten nicht. Was mich selbst anbetrifft, so lag während der letzten Monate in der Einzelhaft, sowie auch später, wie ein Stein auf meinem Herzen die Verleugnung meiner Überzeugungen, in der Hoffnung auf Begnadigung (d. h. von der Todesstrafe). Dasselbe hatten, wie ich später erfuhr, fast alle meine Kameraden in den verschiedensten Ausdrücken getan. Hiermit erklärt es sich vielleicht, daß bis jetzt keiner der unseren irgend welche Memoiren über jene Zeit und unsern Prozeß hinterlassen, trotzdem doch viele von ihnen dies in einer besseren Weise hätten erfüllen können, als ich mir jetzt die Mühe gebe, das von mir Erlebte wiederzugeben. — Ich sage vielleicht, weil ich das mit Gewißheit nicht behaupten kann.

Die letzten 3—4 Tage während meines Aufenthaltes in der Festung bewegten sich meine Gedanken fortwährend in Mutmaßungen und Voraussetzungen über mei'n Leben in Cherson, und ich tröstete mich über die nicht erfüllten Wünsche in betreff der Reise nach Sibirien damit, daß mir als Verbannungsort der Süden und nicht der Norden Rußlands bestimmt worden. Ich sollte ja in eine Stadt nahe am Schwarzen Meere kommen, welche mich durch ihr Klima und als noch nicht gesehener Ort interessierte. Über meinen Aufenthalt im Kaukasus, wohin ich nach Beendigung der Zuchthausstrafe bestimmt war, dachte ich fast gar nicht nach, denn die vier Jahre Zuchthausstrafe schienen mir so lang, daß ich noch zweifelte, ob ich sie überleben werde. Ich beneidete Europäus und Kaschkin, die direkt in den Kaukasus als Soldaten zur Armee abgingen.

II.

Endlich kam die Nacht auch meiner Abfertigung, und ich überschritt für immer die Schwelle der mich abschließenden Tür, ich verließ mein Gefängnis. Es war, glaube ich, in der Nacht vom 26. auf den 27. Dezember. Ich setzte mich in die Kibitke (ein mit Leinwand gedeckter Schlitten) und fuhr unter der üblichen Bedeckung über den Festungsplatz zu dem mir bekannten weißen Hause, wurde nicht wie früher hinauf, sondern in die untere Etage, in ein mit Menschen gefülltes Zimmer geführt. — Dort war das ganze höhere Festungspersonal mit dem Kommandanten an der Spitze versammelt; einige Feldjäger, einige, wie es mir schien, mir nicht bekannte Generäle und einige ebenso unbekannte Zivilpersonen. An einem kleinen Tische, an welchen ich geführt worden, saß ein Beamter und schrieb. Jeder von uns wurde einem der Feldjäger übergeben, welche ihre Instruktionen und ein großes versiegeltes Couvert erhielten. Unterdessen trat einer der Zivilisten an mich heran, und mich begrüßend nannte er mich beim Namen. Ich sah ihn an, aber obgleich ich sein Gesicht von den Versammlungen bei Petraschewsky her kannte, konnte ich mich doch seines Namens nicht erinnern. Er stellte sich mir vor: „Ich bin Schtelkow." Mit diesen drei Worten erklärte er mir alles, indem er zugleich eine Reihe von Erinnerungen in mir wachrief. Er war mein Nachbar in der ersten Gefängniszelle, als ich in dem Ravelin saß, derselbe, mit dem ich durchs Fenster einige Worte gewechselt hatte. — Der Sänger, welcher mich in der Einsamkeit unseres gemeinsamen Gefängnisses mit seinen Liedern so sehr erquickt und angezogen. — „Er war ein echter Sänger der Liebe und seines Grames auch" — wie Puschkin sagt. Sein Gruß fand in meinem Herzen den lebhaftesten, dankbarsten Widerhall, und ich freute mich, ihn in Freiheit zu sehen. Wir tauschten einige Worte des Mitgefühls und der Teilnahme und verabschiedeten uns herzlich.

Er war am 20. Juli mit vielen anderen, welche als nichtschuldig befunden waren (wie ich schon im I. Teil meiner Memoiren anführte), entlassen worden. Seit der Zeit war seine Zelle vereinsamt, aus der er durch den ganzen Korridor seine so helltönenden, so innigen russischen Volkslieder erschallen ließ, und es herrschte vollständige, traurige Stille, welche nur von Zeit zu Zeit durch laute Seufzer oder andere Klagetöne unterbrochen wurde. Wo mag jetzt Schtelkow sein und ob er noch am Leben? Ich weiß es nicht, aber es würde mir ein großes Vergnügen sein, noch einmal im Leben mit ihm zusammenzutreffen. Während dieser Viertelstunde wurde ich noch einem General vorgestellt, welcher mich schweigend betrachtete (ich erfuhr später, daß es der General Jgnatjew war). In dem Zimmer befand sich noch einer meiner Gefährten, der in derselben Nacht abgefertigt wurde. Mit ihm war ich früher nicht bekannt gewesen (ich glaube, es war Durow). Ohne jede Teilnahme und Vorbereitung wurde ich aus dieser Übergangs-

station herausgeführt und stieg in die Kibitka. Der Feldjäger setzte sich neben mich, und zugleich wurde zu Füßen des Kutschers etwas Schweres, Eisernes eingelegt, und obgleich ich es nicht sehen konnte, schienen es mir doch Fesseln zu sein, worüber ich mir später Gewißheit verschaffte.

So begannen nun wieder neue, mir noch unbekannte Beschwerden. Ach, es gibt ihrer so viele im Leben, sie sind unendlich verschieden, und unzählig sind die Erfindungen der Folter, Pein und Bosheit aller Arten, mit denen der Mensch sein eigenes Leben beschwerdet!

III.

Wir fuhren ab und befanden uns bald außerhalb der Festung. Ich saß schweigend in trübes Nachdenken versunken. Beim Zollamt wurde angehalten, dann trug mich die Kuriertroika mit Schellengeläute hinaus in die frische, freie Luft. Es war eine dunkle Winternacht; die Sterne blitzten, und die Luft, durch die pfeilschnelle Fahrt durchschnitten, umwogte mich in frischen Wellen und blies den letzten Gefängnisstaub und den Fäulnisgeruch von mir ab. Petersburg verlassen zu müssen, bedauerte ich nicht mehr, da ich in ihm nur im Gefängnisse weilen durfte. Meine Gedanken und Blicke waren in die Ferne gerichtet, sowie auch auf die blinkenden Sterne, mit denen der Himmel so reichlich besät war. Schon lange hatte ich ein solches Bild nicht gesehen. — Das Wiedersehen der Natur ist dem Menschen ebenso teuer, wie das der Heimat, der Familie, der ihm lieben Menschen. Und sie nahm mich wieder auf an ihren Busen, und ich sog mit voller Brust ihre Lebenskraft ein und freute mich ihres unbegrenzten Raumes. Sie bezauberte mich vollständig hier eben wieder so wie auf dem Simonsplatze und ließ mich alle Seelenleiden vergessen. Der Anblick der Ferne und weitausgedehnten Schneefelder, anstatt der engen Gefängnismauern, war für mich entzückend. Das Glockenspiel der Peter-Paulskirche, welches mich so oft aus dem Schlafe geweckt hatte, sowie alle anderen monotonen Gefängnislaute waren für immer verstummt und durch die Stille der winterlichen Natur und das leise Geräusch der auf dem Schnee dahingleitenden Schlittenkufen ersetzt.

Das war eine mit nichts zu vergleichende Beruhigung. Mich an den neuen Eindrücken berauschend, saß ich schweigend, ohne den geringsten Wunsch, auch nur ein Wort hervorzubringen. Dazu war auch mein Reisegefährte sehr schweigsam. Bald hatten wir die nächste Poststation erreicht, und hier erst bemerkte ich, daß uns noch eine zweite Troika mit einem Gendarmen folgte. Es war ein junger Soldat mit der Pistole im Gürtel und natürlich, ohne sich zu besinnen, bereit, auf jeden Befehl hin, wen es auch sei, niederzuschießen. Er war ein Krieger der Armee des Kaisers Nikolaus (in der jeder 25 Jahre abdienen mußte), eingeschüchtert durch die Strenge der Vorgesetzten und im Frontdienst mit allen seinen Plagen und Schlägen gedrillt.

Der Feldjäger ging ins Stationshaus; der Gendarm blieb zu meiner Bewachung zurück. Die Pferde wurden sogleich gewechselt. Der Feldjäger kam zurück und befahl dem Gendarmen, sich zu unserm Kutscher auf den Vordersitz zu setzen. Die zweite Kibitka wurde als überflüssig zurückgelassen, und unsere Troika galoppierte sogleich davon. Die Bahn war glatt, die Winternacht sternglänzend. Ich saß schweigsam, und mein Nachbar war nicht gesprächig; er schien sogar, nach seinem Atem zu schließen, eingeschlummert.

Mir war sehr wohl in meinem warmen Pelze und den warmen Stiefeln. Der mir auf dem Simonsplatze überreichte Schafpelz sowie die Stiefeln lagen als das Eigentum des Arrestanten im Schlitten zu meinen Füßen. Wir fuhren auf der Warschauer Poststraße, und die Stationen wechselten schnell einander ab. Mein Nachbar fragte mich, ob ich auch gut sitze, und riet mir einzuschlafen, er selbst verfiel, sobald er sich nach dem Wechsel der Pferde im Schlitten zurechtgesetzt, in einen tiefen, gesunden Schlaf; mir schien er sogar betrunken.

Der Morgen brach an, nach und nach ward es heller, und wieder erblickte ich mit Entzücken die aufgehende Sonne und die von ihrem Glanze erleuchteten, schneebedeckten Felder und vorüberfliegenden Wälder, welche meine Blicke durch ihre unbegrenzte Weite auf sich zogen. Das grelle Tageslicht blendete meine an das Halbdunkel der Festungszellen gewöhnten Augen und zwang mich zu blinzeln. Das Wetter war kalt und klar, und wir jagten unaufhaltsam vorwärts.

Die Gedanken, welche mich im Gefängnisse beunruhigt hatten, verfolgten mich nicht mehr. Alle Zweifel und die quälende Ungewißheit waren gelöst, und meinem heißen Wunsche gemäß wurde ich aus der Festung nicht als Begnadigter, sondern als Sträfling entlassen; ich fühlte mich befriedigt, ja in gewissem Grade sogar glücklich. Der strenge Imperator hatte mir zum Segen nicht „glühende Kohlen auf meinem Haupte sammeln wollen" und bewahrte mir damit Leben und Seelenruhe. Wie konnte er aber uns friedliche Fourieristen als seine Feinde betrachten? — Nur die Unkenntnis dieser Lehre konnte einen so groben Fehler herbeiführen. In solchem Nachdenken saß ich schweigend und hatte kein Verlangen, mit meinem schläfrigen Nachbar eine Unterhaltung zu beginnen. Meine Aufmerksamkeit wurde auf den mir gegenüber sitzenden Gendarmen gelenkt, welcher, nicht in Winterkleidung, bemüht war, sich in die ungenügend warme Kleidung einzuwickeln, wobei er sich nach allen Seiten drehte und krümmte und sein Gesicht vom Winde abwandte; er fror augenscheinlich sehr. Da kam mir ein glücklicher Einfall, und ich lenkte bei nächster Gelegenheit die Aufmerksamkeit meines Nachbarn auf die bedrängte Lage unseres Begleiters und den zu meinen Füßen ganz unnütz liegenden Schafpelz.

„Ist dir kalt?" fragte er den Gendarmen.

„Zu Befehl, Ew. Hochwohlgeboren."

„Wenn Sie ihm den Pelz geben wollen, so habe ich nichts dagegen. Sie wollten doch das?“

„Ja, ich wünschte es, sonst erfriert er ja,“ antwortete ich ihm entschieden.

Er befahl anzuhalten und dem Gendarmen, den Pelz herauszunehmen und anzuziehen. Der Befehl wurde mit freudiger Verwunderung ausgeführt.

„Hier sind auch noch Stiefeln, die kannst du auch nehmen.“

„Das kann er später auf der Station tun, — jetzt vorwärts!“

So kamen wir bei der Station an. „Hier werden wir Tee trinken,“ sagte der Feldjäger. Ich war sehr zufrieden mit seinem Vorschlag, denn nach dem Eingeschlossensein im Gefängnis plötzlich in die schnelle, unaufhaltsame und doch passive Bewegung im starken Frost übergehend, fühlte ich mich von der Fahrt ermüdet und hungrig.

IV.

Wir traten in die Gaststube der Station, ich nahm mit Vergnügen meinen Pelz ab, und wir überließen uns bald alle drei dem Genusse der Erholung von den jedem einzelnen auferlegten Pflichten durch Sättigung mit Speisen und dem heißen, angenehmen Tee, welchen ich auch in der Festung nicht entbehrt hatte. Nachdem wir gemächlich ausgeruht, begaben wir uns wieder auf den Weg. Der Feldjäger wurde mit der Zeit freundlicher, und wir begannen uns zu unterhalten. Ich fragte ihn über Cherson, ob er schon dort gewesen und die Leute vielleicht kenne, mit denen ich dort zu tun haben werde.

„In Cherson war ich nicht, aber in vielen anderen Städten, und ich habe auch politische Verbannte nach Sibirien geführt. Überall wurden sie mit Nachsicht behandelt, also wird das in den Gouvernements des europäischen Rußlands erst recht der Fall sein. Ich glaube, es wird Ihnen nicht so schlimm ergehen, wie es Ihnen jetzt vielleicht scheint. Wahrscheinlich wird man Sie gar nicht auf Arbeit schicken.“ — Seine Worte beruhigten mich, und ich fühlte einige Teilnahme und Rücksicht gegen mich heraus. Er war ein geborener Finne und schon nicht mehr jung, viel gereist und erfahren. Er interessierte sich auch für unsere Sache und meine persönliche Schuld, war aber zurückhaltend und bescheiden in seinen Fragen und hörte bald wieder damit auf. Ich hütete mich auch, zu viel zu sagen, denn ich traute der Aufrichtigkeit seiner Worte nicht. Er sorgte immer für meine Bequemlichkeit.

Das Wetter war uns günstig, und wir flogen schnell über die glatte Schneebahn. Die Stationen wechselten eine nach der andern, und der kurzen Aufenthalte auf solchen, wo Speisevorräte vorhanden, war kein Mangel. Der Gendarm diente mir als Lakai, half mir, schnell herausspringend, beim Aussteigen, und mich unter den Arm fassend, setzte er mich wieder in den Schlitten zurecht, wenn wir einstiegen. Die Sorge um

mich war groß, da ich ja den teuersten Gegenstand auf der ganzen Reise bildete, welchen man unbeschädigt und unversehrt bewahren und an Ort und Stelle abliefern mußte. Um die Bezahlung der Postpferde, welche mir auf meinen früheren Reisen zur damaligen Zeit noch so viel Umstände verursacht, hatte ich gar keine Sorgen. So verlief diese Fahrt ganz tadellos, und ich kann mich in meinem ganzen Leben keiner so sorglosen und schnellen erinnern.

Aber jede Reise wird vor allen Dingen und hauptsächlich nach dem zu erreichenden Ziele geschätzt, und alle Unbequemlichkeiten und Beschwerlichkeiten des Weges werden, in Aussicht auf die glückliche Ankunft am ersehnten Orte in der Heimat oder bei lieben Freunden, leicht ertragen, aber eben diesen hauptsächlichen Trost entbehrte ich diesmal. Ich reiste gezwungen und an eine mir unbekannte Stelle, wo mich ein neues Gefängnis, Zuchthaus genannt, erwartete, — und alle Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten der Reise wurden durch die Gedanken über die Ankunft gestört. Der junge Soldat, jetzt erwärmt und gesättigt, war mir viel angenehmer als mein Nachbar, mit welchem ich, ungeachtet seiner scheinbaren Gutmütigkeit, auf gespanntem Fuße stand. Zudem traktierte er sich sehr auf den Stationen mit spirituosen Getränken und schlief infolgedessen sehr viel unterwegs. Wir reisten während der Weihnachtsfeiertage, die in Rußland, hauptsächlich im Süden, vom 24. Dezember bis hl. drei Könige, am 6. Januar, gefeiert werden; darum waren Speisevorräte überall vorhanden, aber Reisende fast gar keine. — Jeder bemühte sich, zu den Feiertagen zu Hause bei den Seinen zu sein. —

So hatten wir nach etwa dreitägiger Reise einen Nadelwald im Mogilewschen Gouvernement erreicht. Der Einzelheiten erinnere ich mich nicht mehr so genau, aber wir sprachen über ein Nachtlager, und ich machte dem Feldjäger Vorwürfe über unsere unnötige Eile und ermüdende Fahrt. „Wozu so eilen?“ fragte ich ihn, „in Cherson erwartet man weder Sie noch mich; jetzt haben wir Feiertage, und alle Menschen ruhen, — wir aber jagen ganz unnötig ohne Rast vorwärts!“

„Ja,“ antwortete er mir, „Sie haben wohl recht, aber wissen Sie, das ist schon so ein feldjägerisches Reisen. — Von uns verlangt man die größte Eile, aber wir fahren doch eigentlich gar nicht so schnell. Wenn Sie es wünschen, können wir auch übernachten.“

Und so blieben wir auf der nächsten Station über Nacht. Damals bildeten die alten Landstraßen noch die einzige Verbindung, und die aus Stein fest erbauten Poststationen mit je zwei bis drei gut eingerichteten Zimmern wurden immer in Ordnung erhalten; die Möbel, bequem zum Nachtlager eingerichtet, — ein großer, schwarzer, wachslederner Diwan und Stühle mit schwarzem Wachstuch überzogen, ein ziemlich großer Tisch und großer Kachelofen. —

Auf einer solchen Station hielten wir an, um zu übernachten, und quartierten uns alle drei in einem Zimmer ein. Die Teemaschine, Speisen, Bier und Schnaps wurden gebracht. Ich trank Tee und aß mit großem Appetit und bewirtete in Abwesenheit des Feldjägers den Soldaten mit Branntwein; zu essen war auch für ihn genug da. — Nachdem wir uns gesättigt, legten wir uns schlafen. Mich floh anfangs der Schlaf, desto besser aber schliefen meine Begleiter, und ihr Schnarchen wiegte auch mich endlich ein. Wir ruhten alle wie arbeitsmüde, gesunde Menschen, doch erwachte ich früher als die anderen. Es hatte mir meine letzte Zusammenkunft mit meinen Verwandten geträumt, und sie standen alle vor meinen Augen. Im Zimmer war es noch dunkel, und ich fühlte das Bedürfnis hinauszugehen. Ich ging zur Tür, fand sie jedoch verschlossen, den Schlüssel abgezogen . . . Könnte ich ihn nur finden, dachte ich; aber im Dunkeln zu suchen war unmöglich, und ich begann nach dem Tische zu tasten, worauf ich auch bald die Schwefelhölzer fand (damals kannte man noch keine anderen Zündhölzer). Als ich das Zimmer erhellt hatte, fand ich auch den Schlüssel auf dem Tische. Ich öffnete die Tür und ging durch den Flur auf die Anfahrt hinaus, zögerte aber dann, auf mein Lager zurückzukehren. — Die herrliche, stille Nacht und die Einsamkeit bezauberten mich, der ich ohne jede Bewachung, und ich erquickte mich an der Luft und der Betrachtung der Natur. Ich war damals jung und gesund, die drei Reisetage in der frischen Winterluft hatten vollständig genügt, mich von der fauligen Gefängnisluft zu erholen, und ich empfand die Kälte der Winternacht nicht. Zu dieser Zeit fuhr ein Schlitten aus dem Hofe der Station, und durch den Korridor kam ein Reisender im Pelz, bereit sich einzusetzen.

Es war ein Mann von sehr hohem Wuchs. Er sagte zu den seinen Schlitten umstehenden Leuten einige Worte, und seine tiefe, helltönende Baßstimme kam mir bekannt vor. — Es gibt solche Gestalten, welche man nach einmaliger Begegnung nie mehr vergessen kann, und ebenso haben manche Stimmen einen so eigentümlichen Klang, daß man sie überall und zu jeder Zeit wiedererkennt. Seine ganze Erscheinung erinnerte mich an einen früheren Bekannten. „Verzeihen Sie, sind Sie nicht Herr Ijewlew?“ fragte ich ihn.

„Ja, gewiß bin ich Ijewlew,“ — war seine bestimmte Antwort. „Und wer sind denn Sie?“ fragte er zurück.

„Ich bin einer der Brüder Achscharumow, mit welchen Sie im Kaukasus in Pjatigorsk zusammentrafen.“

„Achscharumow?! . . . Also fahren Sie mit dem Feldjäger?“

Es begann nun zwischen uns eine lebhafte Unterhaltung.

„Also ist dieser Prozeß endlich beendigt, in welchem man Sie Gott weiß wessen beschuldigte! . . . . Ganz Petersburg bedauerte ja Sie und Ihre Gefährten . . . . Was ist nun?

Werden Sie verschickt? Wohin? Wohin denn? Wofür?" so fragte er mit seinem wohltönenden Basse.

Fürchtend, daß durch meinen heimlichen Ausgang und diese nächtliche Zusammenkunft mit dem Fremden Unannehmlichkeiten entstehen könnten, bat ich ihn, leiser zu sprechen, und schickte mich an, ins Zimmer zurückzukehren. Mein Gespräch unter der Haustür war zurückhaltend und nicht ganz aufrichtig. Ich bat ihn noch, unseren gemeinsamen Bekannten meine Grüße zu überbringen und ihnen von unserer Begegnung zu erzählen.

In unser Zimmer zurückgekehrt, fand ich meine Begleiter tief und fest schlafend, mir aber war der Schlaf vergangen. Die sternenhelle Winternacht und die unbewachte Einsamkeit lockten mich gleichsam in die Freiheit. Ich setzte die Mütze auf, zog den Pelz an und ging, meine festschlafenden Leibwächter noch einmal betrachtend, mit folgenden Gedanken beschäftigt wieder hinaus: Ich werde noch etwas in der Freiheit spazieren gehen; Gott weiß, wann ich das wieder tun kann, und ob ich es überhaupt je wieder erleben werde?! . . .

Ich ging wieder vor die Haustür; es war niemand da; die Winternacht war wundervoll; hell glänzten die Sterne am Himmel, an dem, wie ich mich zu erinnern glaube, die blitzende Sichel des Mondes stand. Die mit Schnee bedeckten Wälder schliefen den Winterschlaf. Nichts störte die erhabene Stille; — ich war ganz allein, und auf den Weg hinaustretend sah ich mich ringsum . . . bald auf die Sterne über mir blickend, bald auf das in tiefem Schlaf befangene Stationsgehöft, bald auf den vor mir liegenden weiten Weg und die an beiden Seiten desselben stehenden, dunklen Baumstämme der dichten Nadelwälder mit ihren unter der Schneelast zur Erde niederhängenden Zweigen. Mein Weg lag nach Süden, wo der Orion blitzte, aber meine Blicke wandten sich nach Norden. — Dort blieb alles mir Teure, Liebe zurück. Die Bewunderung der Natur wechselte mit dem Gefühl des Grams und vollständiger Vereinsamung. Doch auch diese augenblickliche, unbewachte Einsamkeit hatte einen besonderen Reiz für mich.

Wenn ich nicht mit meinen Freunden zusammen sein kann, so ist es doch besser allein, nur von der Natur umgeben zu sein! So spazierte ich am Rande des Waldes auf der Landstraße, und in einer besonderen, bald traurigen, bald begeisterten Stimmung hielt ich laute Selbstgespräche wie im Delirium, bald entzückt von der mich umgebenden Natur und Einsamkeit, bald traurig über die Trennung von allem Lieben und Teuren. Mich diesen Gefühlen vollständig hingebend, wandte ich mich klagend über mein grausames Erdengeschick zu den Sternen mit folgenden Versen:

Ein grausiges Geschick ist über mich gekommen:
Dem Todesurteil kaum entronnen,
Steh' ich im dichten, schneebedeckten Wald allein,
Verurteilt, jahrelang im Zuchthause zu schmachten.

Leb wohl, mein Heimatsort und alle meine Lieben,
Das Beste, was im Leben ich geschätzt.
Lebt wohl, o Schwester, Brüder und Verwandten.
Das Glück, mit euch zu sein, ich hab' es nun verscherzt!

Ihr seid nun fern von mir, und rauhe Schicksalshand
In die Verbannung schleppt mich, — Gram im Herzen.
So wie ein abgeriss'nes Blatt vom Wirbelwind
Vom Stamm weit fortgefeget zum Verwelken.

Der Freiheit nun beraubt. — auch Flucht bringt keine Rettung —
Im kalten Reich des Schnees verlassen steh' ich hier.
Wem klag' ich meine Not,
Die mir das bange Herz bedrückt?

O höret mich, ihr jungfräulichen Wälder,
Ihr Zeugen meiner Klagen, meines Grams
Und meines Abschieds von dem freien Leben!
Auch du, o Himmelszelt, in deinem Glanz!

Ach, wieviel Stern' am Himmelzelt,
Und wie sie alle blinken,
Es gibt auch Leben in andern Welten —
So scheinen sie uns zu winken.

Die Erd' ist nichts, o sieh dich um,
Wie alles blinkt und glänzt weitum.
O, komm zu uns. Wir warten dich,
Wir trösten dich, wir rufen dich!

Wie kann ich diesen nächtlichen Spaziergang, diese meine vollständige Befreiung, wie eine Erlösung von allen Erdenleiden schildern? Ich fühlte mich emporgehoben in unerreichbare Höhen und hätte gewünscht, meine Erdenhülle abzuwerfen, um sie vom verwunderten Feldjäger aufheben zu lassen. Doch es war mir noch bestimmt, weiter zu leben! . . . .

Ich ging, ohne auf die Zeit meiner Abwesenheit zu achten; gern wäre ich zur Station gar nicht zurückgekehrt. Ich setzte mich auf einen Baumstumpf und fühlte plötzlich, daß ich eingeschlummert war, und ging, eilig aufspringend, zur Haustür zurück. Es war nichts zu tun, ich mußte mich freiwillig in die Gewalt der zäsarischen Wächter zurückbegeben. Langsam durchschritt ich den Korridor, öffnete leise die Tür unseres Zimmers und verschloß sie wieder mit dem Schlüssel, den ich an seinen Platz zurücklegte. Die ganze Station lag wie im Totenschlaf. Die Uhr zeigte auf 7, und ich legte mich, mich auskleidend, wieder auf den Diwan und schlief bald fest ein.

V.

Am Morgen ziemlich spät setzten wir uns in unsere Kibitka und jagten wieder, nur zum Essen anhaltend, Tag und Nacht ohne Aufenthalt

dahin. So erreichten wir bald die kleinrussischen Steppen, und hier zeigte sich der grausame, geldgierige Charakter meines Begleiters, und eine biologische Erscheinung kam in komischer Weise mit unserem Transport in Berührung. —

Der Feldjäger wurde bei unserer Abfahrt fast von allen Stationsvorstehern mit guten Wünschen für eine glückliche Reise begleitet. Es war zu bemerken, daß er von jeder Station in gutem Einvernehmen und zuvorkommend gegen den Vorsteher abreiste. Aber einmal — es war am Tage — kam er sehr unzufrieden, stark betrunken und in grobem Gespräch mit dem Vorsteher der Station heraus. Finster und zornig sah er auf die angespannte Troika, deren Seitenpferde von danebenstehenden Leuten kaum im Zaume gehalten werden konnten, während der kräftige Postknecht nur mit Mühe das Gabelpferd festhielt. Die drei starken Pferde rissen wild an den Zügeln, um zu galoppieren. Der Aufseher begleitete uns vor das Tor; der Feldjäger warf sich wütend in die Kibitka und sagte ihm: „Sie werden noch an mich denken! — Vorwärts!"

Die Leute sprangen zur Seite, die Pferde griffen aus und gingen fast durch . . . . Wir rasten dahin, die Bahn war gerade und glatt, die weite Steppe unabsehbar!

Wie ein vom Sturmwinde erfaßter, zerbrechlicher Kahn jagte unsere Kibitka, bald schaukelnd, bald in die Höhe springend, dahin. So schnell waren wir bis jetzt nicht gefahren. Der Kutscher, einen unglücklichen Ausgang der rasenden Fahrt befürchtend, begann die wildgewordenen Tiere anzuhalten, doch kaum bemerkte dies der Feldjäger, so schrie er: „Vorwärts," wobei er aufspringend den Kutscher in den Rücken schlug. „Vorwärts, sage ich dir! Halte die Pferde nicht an!" . . . und oft aufspringend versetzte er dem armen Menschen Püffe in den Rücken.

Zur Zeit eben dieser so außerordentlich schnellen Fahrt wurden wir durch die unerwartete Erscheinung eines plötzlich zu uns stoßenden vierten Reisegefährten verblüfft; — und nicht vom Wege war er gekommen, sondern vom Himmel herabgeflogen, nahm er zu meinen Füßen Platz. Eine große, weiße, wilde Gans, uns in schnellem Fluge einholend, warf sich in unserer Kibitke zu meinen Füßen. Wir waren alle über diese sonderbare Erscheinung erstaunt, nur der Kutscher, mit seinen wilden Pferden beschäftigt, hatte es nicht bemerkt. Bestürzt schrie der Feldjäger: „Halt," — aber es war nicht so leicht, die dahinjagenden Pferde anzuhalten. „Steh!" schrie er, „was soll das heißen?" Aber der Kutscher konnte die Pferde nicht zum Stehen bringen, und der Feldjäger schlug auf ihn los, so seine Wut gegen den Stationschef an dem unschuldigen Bauern auslassend; — ja sogar die unschuldige Gans mußte unter seiner schlechten Laune leiden. „Halt, sag' ich dir!" so schrie er wieder, ihn schlagend und schimpfend, dem Kutscher zu, dem es jedoch nicht gelang, die noch nicht müde gewordenen Pferde zum Stehen zu bringen. Ich bog mich

unter der Wagendecke hervor und erblickte einen großen, uns umkreisenden Raubvogel, einen Steppenadler, der uns begleitete. Das war also die Lösung dieses sonderbaren Rätsels. Die Gans, nicht wissend, wohin sie sich verbergen sollte, suchte Rettung vor dem sie bedrohenden Adler unter dem Schutze des Menschen, welchem sie ihr Leben anvertraute, indem sie sich vor dem gewissen Tode zu retten trachtete. Da ich die Natur und die Tierwelt sehr liebte, interessierte mich diese seltene biologische Erscheinung in hohem Grade. Als der Feldjäger die Ursache erkannte, wollte er die ungebetene Begleiterin sogleich aus dem Schlitten stoßen. Dem widersetzte ich mich aber energisch. Ich verteidigte die Gans mit beiden Händen. „Sie stört uns gar nicht, lassen Sie das Tier in Ruhe, wenn der Adler fort sein wird, lassen wir sie wieder hinaus!" sagte ich ihm.

„Wollen Sie sie vielleicht auf die Station führen?! Ein Gänse führender Feldjäger! — Das ist noch nicht dagewesen!" .... Wieder wollte er sie hinauswerfen, ich verteidigte sie aus allen Kräften und war bereit, für sie zu kämpfen.

„Aber so lassen Sie doch das arme Tier; wenn Sie sie hinauswerfen, wird sie sofort vom Adler erwürgt. Zur Station ists noch weit, wir werden sie nicht lange behalten." —

Unter solchen Gesprächen fuhren wir weiter, und als der Kutscher endlich die Gans bemerkte, wurde auch er zerstreut und vergaß seine Pferde, wofür er vom Feldjäger sofort wieder angeschrien wurde. „Vorwärts," rief er erbost, und schlug ihn wieder in den Rücken, worüber er die Gans allmählich vergaß. So jagten wir mit derselben dahin, der Feldjäger hörte nicht auf, den Kutscher zu treiben, um die Pferde zu überjagen. Diese waren aber nicht von solcher Art, — sie flogen dahin, als ob sie mit uns durchgingen. Nachdem wir noch einige Werst zurückgelegt, stießen wir die Gans aus dem Schlitten.

Der Leser, der die Feldjägergewinne nicht kennt, wird sich wundern, welche Bewandtnis es mit dem Zorne meines sonst so stillen, mehr träumenden oder schlafenden Reisebegleiters hatte. Die Stationsaufseher fürchten die Feldjäger und nehmen gar kein oder nur teilweise das Meilengeld von ihnen, damit sie ihnen die Pferde nicht zu Tode jagen. Aber der Chef der angeführten Station wollte ihm diesen Rabatt nicht zahlen. Es gelang jedoch dem Feldjäger, dank der Kraft der gutgenährten Tiere, für diesmal nicht, ihm den gewünschten Schaden zuzufügen. Wir kamen wohlbehalten auf der Station an, nachdem wir glücklich die Gefahr überstanden, den Schlitten zertrümmert und unser Leben gefährdet, nicht aber die Pferde zu Tode gejagt zu sehen, welche, nachdem sie 20 Werst ohne Aufenthalt durchflogen, folgsam an der Tür der nächsten Station anhielten. Gott sei Dank, wir kamen glücklich davon und retteten noch die Gans, welche ihr Leben allein dem Hochverratsprozeß in Sachen der Petraschewskyschen

Gesellschaft zu danken hatte. In jedem anderen Falle wäre sie auf der Station oder in der Küche eines Gutsbesitzers oder kleinen russischen Bauern gebraten worden!

VI.

Wir fuhren, wie dem Leser bekannt, während der Feiertage. Auf unserer weiteren Reise durch das Kiewsche Gouvernement geschah es, daß wir spät in der Nacht uns einer Station nähernd die Fenster derselben erleuchtet sahen und Musik erschallen hörten. —

„Sie erwarten das neue Jahr!" — sagte der Feldjäger.

Und es war wirklich die Nacht vom 31. Dezember 1849 auf den 1. Januar 1850. — Als wir eintraten und uns in die nicht erleuchtete Hälfte der Station begaben, ging der Feldjäger eilig hinaus, um den Wirt zu rufen. Wir beide, der Gendarm und ich, blieben allein im offenen Zimmer zurück. Die Musik spielte, und in der an der anderen Wand des Korridors uns gegenüberliegenden Tür zeigten sich bald neugierige Damen in Ballkleidern. Es waren ihrer sehr viele, und sie sahen, in der offenen Tür stehend, ohne das Zimmer zu betreten, mit offenbarer Neugier auf mich und den Gendarmen. Sie hatten es gleich erraten, daß man einen Staatsverbrecher führe, und das erregte augenscheinlich ihre Neugier und auch Mitleid und Teilnahme.

Bald verstummte die Musik, der Wirt erschien und bat die Neugierigen, sich von der Tür, die er sogleich verschloß, zu entfernen. Es wurde ganz still, die Pferde wurden eiligst umgespannt, und wir fuhren wieder davon in die stille Neujahrsnacht hinaus. Unsere Reise ging unaufhaltsam Tag und Nacht vorwärts, und bald erreichten wir das Chersonische Gouvernement. Noch einmal versuchte der Feldjäger die Pferde zu überjagen, aber auch hier überstanden dieselben glücklich die Probe. Endlich kam der Tag meiner Ankunft am Reiseziel heran. Mein Verhältnis zu meinem, meist angetrunkenen Reisebegleiter war im allgemeinen ein gutes. Er sorgte für meine Bequemlichkeit und suchte mich gesprächsweise über das mir in Cherson bevorstehende Leben zu beruhigen. Früh am Morgen tranken wir Tee, um 12 Uhr frühstückten wir auf einer Station, und dann eilten wir ohne Aufenthalt, unser Ziel zu erreichen. Ich war sehr leichtgläubig: beruhigt durch die Worte des Feldjägers, denen ich nur zu gern Glauben schenkte, wünschte ich schon schneller in der Festung anzukommen. — Dort werde ich schon ausruhen und meinen Hunger stillen können, es lohnt sich nicht mehr, auf den Stationen abzusteigen. Morgen, vielleicht heute noch, möchte ich in die Badstube gehen. Schon über acht Monate habe ich diese meine gewohnte Abwaschung entbehrt.

Mich so, wie sich's später zeigte, in ganz unerfüllbare Träume einwiegend, gelangte ich endlich an meinen Bestimmungsort. Wir fuhren in die Festung Cherson ein und hielten auf dem großen Platze vor dem Hause

des Kommandanten. Es begann schon zu dunkeln. Ins Haus eingetreten, mußte ich mit dem mich bewachenden Gendarmen im Vorzimmer zurückbleiben, während der Feldjäger ins nächste Zimmer trat. Nach Verlauf einer Viertelstunde rief man mich hinein in ein großes Empfangszimmer. Es kam ein hagerer, mittelgroßer, grauer Herr an mich heran, blieb erst schweigend vor mir stehen und schien mich zu mustern. Ich war in meinen Zivilkleidern, in denen ich am 23. April arretiert worden war, meine Haare waren 8—10 Monate nicht geschnitten und hingen in langen Locken auf die Schultern herab. Meine Gesichtsfarbe hatte sich durch das lange Winterluftbad einer 2000 Werst (ungefähr 300 Meilen) langen Reise etwas verbessert. Nachdem er mich lange angesehen, wie wenn er seine Neugier befriedigt, vielleicht auch nicht ganz ohne Teilnahme für mich geblieben, sagte er: „Sie sind jung, ich bedauere Sie, aber ich muß die Vorschriften erfüllen und kann Ihnen keine Erleichterung verschaffen. Sie werden mit den Arrestanten zusammen leben müssen.“ —

Er hieß mich warten und ging hinaus; den Feldjäger bekam ich nicht mehr zu Gesicht. Nach ungefähr 5 Minuten kam er mit dem Festungsoffizier wieder herein, und mich demselben übergebend, befahl er, mich ins Ordonnanzhaus abzuführen. —

VII.

Hier bekam ich ein noch nie erlebtes Schauspiel zu sehen und an mir selbst die ganze Schwere einer scheinbaren Degradation, d. h. die Umwandlung des Menschen in einen Arrestanten zu erfahren. Ich befand mich in einem geräumigen Zimmer, welches das amtliche Aussehen einer Kanzlei hatte: Am Tische saßen etliche Schreiber, vor mir stand ein hochgewachsener, ältlicher Mann im Militärkleid, ein starker Mensch mit ausdrucksvollem Gesicht. Er sah mich mit seinem gewöhnlich ernsten, unfreundlichen Blick an. Es war der Platzmajor Tscherwinsky. Er trat an mich heran und sagte: „Du hast ja viele Sachen!“ Seine Anrede mit du verblüffte mich; bis jetzt hatte mich kein fremder, gebildeter Mensch geduzt. Ich ertrug schweigend diese Beleidigung, die ganz unnütz war. Es waren nur seine vor ihm zitternden Untergebenen anwesend, trotzdem hielt er es für seine Pflicht, durch grobe, teilnahmlose Behandlung gegen den ihm zugeführten Arrestanten seinen platzmajorischen Eifer kundzutun.

Ihm war die Gewalt über mich gegeben, er kann mir ungestraft ins Gesicht spucken, mich ohrfeigen, sogar erschlagen, — er hat zu allem das Recht des Platzmajors der Festung, — ich dagegen ein schutzloser Arrestant, von seiner Laune abhängig. — Er wird für seinen Eifer in meiner erniedrigenden Behandlung belohnt und dekoriert. In diese Lage war ich durch die allerhöchste Konfirmation gestellt . . .

„Du hast ja viele Sachen,“ sagte er, meinen Koffer, welcher in dem

Zimmer stand, meinen guten Pelz, die Pelzmütze und die goldene Uhrkette an mir lüstern musternd. In diesen Worten und den sie begleitenden Blicken prägte sich vollständig sein raubgieriger Charakter aus; er fand nichts Besseres einem für politische Vergehen verurteilten, anständig wie er selbst gekleideten, intelligenten Manne bei seiner ersten Begegnung zu sagen! Ich antwortete nicht auf seine Frage, und er ging, noch einen Blick auf mein kleines Reisegut werfend, hinaus. Jetzt kam noch eines von diesen Raubtieren, ein Henkersknecht von niederer Sorte herein, eine widerliche Kreatur, ein richtiger Ham*), der vom Saufen früh gealterte, altgediente Kommandant der Arrestantenkompagnie, der Kapitän, Pseudo-Italiener, Petoini. Er war mittelgroß, brünett, mit fleckig-blattrigem Gesicht, seine dicke, blaurote Nase schien alles zu beschnubbern, in seinem Munde kamen einige schlechte, verdorbene Zähne zum Vorschein. Seine Hände waren schmutzig, mit breiten schwarzen Rändern unter den Nägeln, seine Stimme rauh, beim Sprechen stieß er mit der Zunge an, als er heiser fragte:

„Nun, was gibt's hier? Was für ein Arrestant? Ah! wieviel Sachen er hat! Nun, nun, macht seinen Koffer auf!" Ein Diener öffnete den Koffer. Mich beachtete er gar nicht, sondern betrachtete nur den so sorgfältig von meinen Brüdern und der Tante für mich eingepackten Inhalt meines Reisekoffers: Da waren etwa 3 Pfund Tee, Zucker, Wäsche, verschiedene Kleinigkeiten und Schreibutensilien, sowie die Bücher, welche ich von den bei mir in den Kasematten befindlichen ausgesucht; unter ihnen erinnere ich mich nur 2 großer Werke: Géographie de Balbi und Plutarchs: La vie des hommes illustres de l'antiquité.

Das alles besah der abscheuliche Kapitän mit besonderer Neugier, wobei er verschiedene Bemerkungen hervorstieß: „Was hast du denn da? Und was ist das? — Tee, Zucker! Das gibt's bei uns in der Kompagnie nicht. Wir werden dir schon zeigen, wie bei uns die Arrestanten leben ... Alle diese Bücher, was sollen sie dir und uns! Hast du denn das nicht gewußt, daß du die mitgenommen?! Nun, wir werden dich schon lehren, wie man bei uns lebt!" Diese Worte hervorstoßend, steckte er überall seine abscheuliche Fratze hinein, mit gierigen Blicken alle die mir so teuren Sachen, deren Gebrauch er gar nicht kannte, beschnüffelnd. Einiges warf er verächtlich zurück, anderes legte er, wie über einen Fund erfreut, beiseite. Nachdem er die Besichtigung der Sachen beendigt, machte er sich an meine Person:

„Nun, kleide dich aus." Ich nahm die Oberkleider ab. „Wo ist der Barbier? Man muß ihn rufen." Derselbe war schon mit Schere, Messer und Seifenschale zur Stelle. „Schneide ihm die Haare und rasiere ihn!" Ich wiederhole seine Worte und höre noch

*) (I. B. Moses, Kap. 9,25.) Der Knecht aller Knechte unter seinesgleichen.

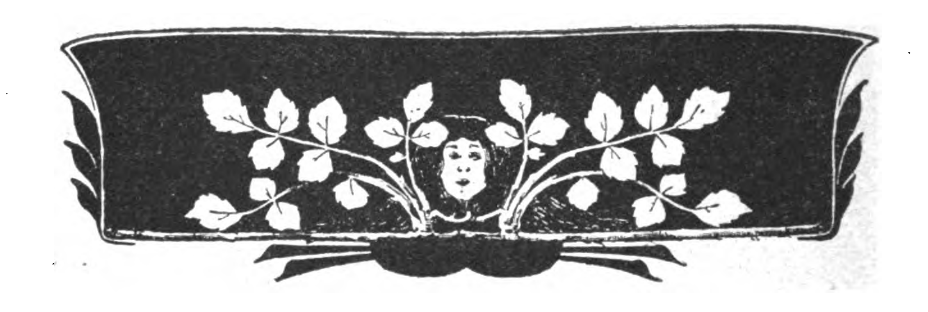
jetzt den Klang seiner Stimme. „Was er sich für Haare hat stehen lassen!“ Der Barbier stellte mir einen Stuhl hin, und ich setzte mich. Er fuhr mir mit seinem schmutzigen Kamm bis in die Haut und begann darauf los zu scheren, um nur schneller fertig zu werden, die Haare ganz an der Haut abschneidend. Dann nahm er seinen schmutzigen Pinsel, Seife und das Rasiermesser hervor. Ich dachte, er wollte mir meinen noch kleinen Schnurr- und Kinnbart abrasieren, doch seifte er mir den ganzen Vorderschädel von einem Ohre zum andern bis zum Wirbel ein. Schwer hallten in meinem Herzen die groben Worte und die an mir vollführten groben Beschimpfungen wider, aber das Rasieren des Kopfes konnte ich nicht ruhig ertragen, und in die Worte ausbrechend: „Was soll denn das?“ lief ich in das andere Zimmer, wohin der Platzmajor gegangen war; bei ihm, als bei einem Menschen von mehr Bildung, hoffte ich Schutz vor solcher Gewalttätigkeit zu finden. Ich fragte ihn, ihn am Fenster erblickend:

„Ist es denn nötig, mich so zu entstellen, indem man mir den Vorderkopf abrasiert? — Bitte, verhindern Sie doch das!“

Der Platzmajor, mich mit dem eingeseiften Kopf betrachtend, ging in das andere Zimmer zu ihnen, und es schien, als ob er für mich eintreten wollte. Was er sagte, konnte ich nicht verstehen, ich hörte nur die heisere Antwort des schmutzigen Kapitäns: „Ich nehme ihn anders in meine Kompagnie nicht auf!“ Der Platzmajor zeigte hier, daß er nicht allein habgierig, sondern auch feige, er fürchtete sich, auf seinem Befehle zu bestehen, wußte nicht, was mir zu antworten, und ging, mich meinem Schicksal überlassend, aus dem Zimmer. Ich mußte mich wieder hinsetzen, und man rasierte mir die vordere Kopfhälfte von einem Ohr zum andern glatt ab. Dann brachte man mir Züchtlingskleider, und ich legte meine Uhr und Kleider, in denen ich gekommen, ab und behielt nur die Wäsche auf dem Leibe. Ich mußte die grauen Arrestantenkleider mit dem dunklen Quadrat auf dem Rücken, einen alten, abgetragenen, kurzen Schafpelz und eine graue Mütze, mit dunklem Kreuz über den Deckel und ohne Schirm, anlegen. Hierauf kam ein Unteroffizier mit Tressen und ein Soldat mit Gewehr, und es wurde ihnen befohlen, mich in die Arrestantenkammer abzuführen. — So wurde der kaiserliche Befehl an mir vollführt, — ich war in einen Arrestanten verwandelt.

(Schluß folgt.)





Sehnsucht.

Ein Akt
von

Paul Schüler.

— Berlin. —

Personen.

Der Meister.
Felix, ein junger Bildhauer.
Dr. Sophus, Musiker.
Schampus, ein reicher Kunstfreund.
Lydia, seine Freundin.
Eva.

(Das Atelier des Meisters, zu einer Art römischem Fest hergerichtet, Spuren eines Gelages aufweisend. Alle in römischen Phantasiekostümen bis auf Felix, der als Pierrot erscheint. Bildwerke des Meisters stehen herum, insonderheit Frauengestalten. Unter Palmen ein Diwan, sowie der Torso einer weiblichen Figur auf einem Felsen, die „Sehnsucht“ darstellend, Eva ähnlich. Im Hintergrunde zwei Portieren, deren jede einen Raum vom Atelier trennt.)

Erster Auftritt.

(Der Meister, auf dem Diwan halb liegend. Eva schenkt ihm in eine Schale Wein ein. Schampus, Lydia lässig umschlingend, betrachtet die „Sehnsucht“; er hat gleichfalls eine Schale mit Wein in der Hand. Aus dem einen Raum hinter der Szene ertönt gedämpft eine schmachtende Musik, bei welcher das Instrument des Sophus, etwa eine Geige, hin und wieder hervortritt. Die Musik begleitet auch die Gespräche dieses Auftritts.)

Meister. Du bist traurig.
Eva. Ich leide.
Meister. Armes Kind.

(Pause. Eva zieht sich in den Musikraum zurück.)

Schampus. Ich habe nie etwas Schöneres gesehen.
Meister. Ja, es ist sehr schön.
Schampus. Das Schönste, was du geschaffen hast.

Meister (lächelnd). Wirklich?

Schampus. Warum hast du es zertrümmert?

Meister. Ich habe es nicht zertrümmert.

Schampus. Wer denn?

Meister. Der es schuf.

Schampus. Wie? Du schufest es nicht?

Meister. Der Junge.

Lydia (lebhaft). Ach! Der Junge!

Schampus. Der Vandale! Ich habe nie etwas Schöneres gesehen!

(Pause. Musik.)

Lydia. Wird er bald kommen?

Schampus. Wer?

Lydia. Der Junge!

Schampus. Du liebst ihn.

Lydia. Er ist schön.

Schampus. Du liebst ihn!

Lydia. Und unglücklich.

Schampus. Du liebst ihn!

Lydia. Ich liebe ihn.

Schampus. Und das sagst du mir, deinem Freunde?

Lydia. Ach, ich liebe ja nur dich, mein kleiner, dicker Schampus.

(Pause. Musik.)

Meister. Hört nur, wie herrlich unser Freund spielt. Er streichelt die Saiten. Er liebkost sie. Er fährt darüber hin wie der Wind über die Blüten an den Frühlingsbäumen.

Schampus. Was spielt er denn eigentlich?

Lydia (auf den Torso weisend). Das da!

Schampus. Das da?

Lydia. Was ich euch soeben gesprochen habe.

Schampus. Du sprachest uns von der Sehnsucht.

Lydia. Wird er bald kommen, Meister?

Meister. Wer?

Lydia. Der Junge!

Meister. Ich weiß es nicht. Er ist auf einer Hochzeit. Du mußt uns das noch einmal sprechen, Lydia. Denn ich hörte nicht, was du sagtest. So sehr berauschte mich der Klang deiner Worte.

Lydia. Wenn der Junge kommt.

Meister. Der Arme!

Lydia. Er ist wohl sehr unglücklich?

Meister. Er liebte sie, und sie nahm einen andern.

Lydia. Das alte Lied. Und heute ist die Hochzeit?

(Die Musik verstummt.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Sophus und Eva (aus dem Musikraume hervortretend, auf das Bildwerk zu.)

Eva. Bin ich ihr wirklich so ähnlich?

Sophus. Du gleichst ihr, wie du diesem Bildwerk gleichst.

Schampus (tritt hinzu.) Nicht wahr: sie ist vorzüglich getroffen! (Er vergleicht.) Die Stirn — die Nase — der Schnitt der Augen — der Ansatz des Nackens: wie oft hat sie ihm wohl gesessen?

Sophus (zu Eva). Hörst du? Er fragt, wie oft du ihm gesessen hast? (Zu Schampus.) Sie hat ihm gar nicht gesessen, nicht ein einziges Mal.

Schampus. Nicht möglich! Da hat er sie aus dem Kopfe modelliert?

Sophus. Auch das nicht. Er hat sie gar nicht gekannt. Er kennt sie bis auf den heutigen Tag nicht.

Schampus. Höre, Freund Sophus: Du mußt mich nicht zum Narren halten. Das sieht ja doch ein Kind, daß dieser Kopf und dieses Bildwerk — (zum Meister) Meister, was sagt Ihr dazu? Diese Leutchen wollen mir einreden, — (spricht mit dem Meister weiter.)

Eva. Ich muß ihr wohl sehr ähnlich sehen. Sonst hätte er sie auch nicht genommen. Denn er hat mich sehr lieb gehabt.

Sophus. Gefühle ändern sich und vergehen.

Eva. Sie spielten von ewiger Liebe.

Sophus. Die gibt es nur in der Kunst.

Eva. Meine dauert ewig.

Sophus. Das Wort ist so kurz und die Ewigkeit ist lang.

Eva. O, ich werde nie jemand anders lieben.

Sophus. Heute noch wirst du jemand anders lieben.

Eva. Das sagen Sie gewiß nur im Scherz. (Sprechen weiter.)

Meister (zu Schampus und Lydia.) Sein Bett steht leer: seit Tagen, seit Wochen. Er treibt sich umher, ohne Plan, ohne Ziel. Keine Arbeit rührt er an. Nur einmal hat er sich ans Werk gemacht: da zerschlug er's. (Auf den Torso weisend.) Das war das einzige, was er in diesen langen Wochen vollbracht hat.

Schampus. Meine schöne Sehnsucht. Er muß sie mir wieder ganz machen. Was soll sie kosten? Ich bezahle ihm, was er will, wenn er sie wieder ganz macht.

Lydia. Er muß sie sehr geliebt haben.

Meister. Er hat nicht geglaubt, daß es zur Hochzeit kommen würde. Von einem Tag zum andern hat er gewähnt: sie würde ihr Unrecht einsehen; sie würde zu ihm kommen und sagen: Hier bin ich. Nimm mich hin.

Lydia. Der Phantast!

Sophus. Er sieht aus wie einer, der eine schwere Krankheit im Leibe hat.

Schampus (mit einem schweren Seufzer). Liebe ist auch eine schwere Krankheit.

Eva. Der arme Mensch.

Lydia. Er ist ein Künstler, seine Gefühle sind tiefer und stärker als bei anderen.

Schampus. So! Sind meine dir etwa nicht tief und stark genug? Hab' ich es in dieser Beziehung an irgend etwas fehlen lassen?

Lydia. Aber nein, geliebter Schampus. Du bist ja auch ein Künstler.

Schampus. Ein Künstler der Liebe zum mindesten.

Lydia. Und heute ist er zu ihrer Hochzeit gegangen?

Meister. Ja, denkt euch: heute kam es über ihn; er zog sich als Spaßmacher an und ging zu ihrer Hochzeit. Mit einer Lustigkeit, vor der mir graute.

Sophus. Es gibt Menschen, denen es Lust bereitet, sich zu quälen.

Meister. Ich fürchte um seinen Verstand und — um sein Talent. Dieses schöne, reiche Talent, das soll nun zugrunde gehen um eines Mädchens willen.

Sophus. Ja, die Frauen: das Große, was wir schaffen, ist ihr Werk. Aber am größten sind sie doch im Zerstören.

Schampus. Aus dem Kopfe hat er sie modelliert. Stell' dir das vor, Lydia: so geliebt hat er sie.

Lydia. Ja, du wirst mich niemals aus dem Kopfe modellieren. Und wenn du mich noch so sehr liebst.

Schampus. Nein; aber dich aus dem Kopfe schlagen — das könnt' ich wohl eines Tages.

Lydia. Aber Schampus!

Eva (zu Sophus). Er hat uns beide unglücklich gemacht.

Sophus. Ja, euer Unglück fließt aus einer Quelle. Sollte das nicht ein Wink des Schicksals sein?

Eva. Ein Wink des Schicksals?

Sophus. Ich meine, daß ihr auch euren Trost aus einer gemeinschaftlichen Quelle schöpfen könntet?

Eva. Das verstehe ich nicht.

Sophus. Gleichviel. Aber das verstehst du doch, Kind, daß es sehr verdienstlich wäre, einen solchen Künstler seiner Kunst zurückzugeben?

Eva. Ach, wer das könnte!

Sophus. Wenn du es könntest, würdest du es tun?

Eva. Mit Freuden. Dann wäre ich doch zu etwas nütze.

Sophus. Wärest du auch imstande, ein Opfer zu bringen?

Eva. Was könnte ich wohl opfern? Ich habe ja nichts. (Sie sprechen weiter.)

Schampus. So ähnlich sind sich die beiden?

Meister. Ich glaube nicht, mein wackerer Schampus, daß du auf

der weiten Welt noch einmal zwei Menschen finden würdest, die sich so gleichen.

Schampus. Stelle dir das vor, Lydia: Der Mensch hat sich mit einer verlobt, weil sie so aussah, wie seine Geliebte.

Meister. Um das Maß des Wunderbaren vollzumachen, heißt sie auch noch obendrein Eva.

Schampus. Was du sagst! Das nenn' ich aber einen glücklichen Zufall! Denn wenn ihn mal im Arme der Gattin die Erinnerung an selige Stunden übermannt und er murmelt den Namen Eva (er lacht), dann verrät nichts dem lieben Weibchen, daß er dereinst eine andere besaß, die auch so hieß — und — (Eva weint.)

Lydia. Still doch! Siehst du nicht, daß du sie quälst? Komm, Kind: den Kranz auf! Gram macht häßlich. Wir wollen fröhlich sein, wir wollen trinken, wir wollen — komm Eva, tanz' mit mir!

Eva. Ich mag nicht tanzen!

Lydia. Ei, so tanz' ich allein. Ich will euch einen römischen Tanz zeigen, und Sophus soll mir aufspielen.

Schampus. Ja, das müßt ihr sehen. Meister, du wirst deine Freude haben an ihren Linien.

Meister. Wie vielseitig unsere Lydia ist. Sie bereitet uns einen Genuß nach dem andern. (Lydia tänzelnd ab. Eva langsam hinterdrein.) Die arme Eva!

Sophus. Nicht wahr: ich tat recht daran, sie heut unter Menschen zu bringen?

Meister. Warum hat er sie eigentlich verlassen?

Sophus. Auf die Dauer ist sie ein wenig monoton. Ihre geistige Veranlagung ist keine bedeutende.

Meister. Aber sie ist schön, und sie hat Gemüt.

Sophus. Schön sein und Gemüt haben, gewiß: das sind ja wohl zwei der vornehmsten Aufgaben des Weibes. Aber Gemüt ohne Geld ist doch nur eine halbe Sache.

Schampus (lacht). Sehr gut. Gemüt ohne Geld ist nur eine halbe Sache.

Meister. Wenn man dich spielen hört, Sophus, dann sollte man gar nicht meinen, daß so viel Frivoles in dir steckt. (Ab.)

Schampus (im Abgehen mit Sophus auf den Torso weisend). Schade, schade um die schöne Sehnsucht. Ich bin ganz vernarrt in das Ding.

Sophus. Man müßte versuchen, sie in andere Bahnen zu lenken.

Schampus. Wen?

Sophus. Seine Sehnsucht.

Schampus. Du meinst?

Sophus. Dieser Jüngling leidet am Weibe.

Schampus. Er leidet am Weibe: das ist sehr gut gesagt.

Sophus. Gegen dieses Leiden gibt es nur ein Mittel.

Schampus. Saufen! (Er trinkt.)

Sophus. Nicht doch. Das Weib.

Schampus Ach so! Das Weib! Ja ja: ich verstehe.

Lydia (in ein leichtes Gewand gehüllt, ein wenig aus dem hinteren Raume hervortretend). So, Freunde: ich bin bereit.

Sophus. Wir kommen.

Schampus. Ist sie nicht schön und herrlich anzuschauen? (Alle ab.)

Dritter Aufzug.

Musik zu Lydias Tanz. Felix als Pierrot; dann der Meister, später Schampus.

Felix. Zu Ende. — Nun werde ich niemals wieder — — (er sinkt auf den Diwan und starrt ins Leere. Pause. Heitere Musik.)

Meister. Guten Abend, Felix. Schon zurück?

Felix. Guten Abend, Meister. Jetzt sind sie Mann und Frau. Ich habe ihr vor aller Welt gesagt, daß ihre Ehe eine Verirrung ist, eine Naturwidrigkeit, eine Gotteslästerung; daß sie zu mir gehört und ich zu ihr, von Anbeginn in Ewigkeit. O, die Leute haben sehr gelacht. Daß sie im Begriffe steht, sich in ein falsches Bett zu legen; daß, wenn eine Narrheit begangen wird, der Narr der erste ist, sie zu segnen. Und dann gab ich ihnen meinen närrischen Segen. Ja, man hat sehr viel gelacht. (Pause. Die Musik wird wieder schwermütig, wie im Anfang. Der Meister betrachtet Felix sorgenvoll.)

Felix (in anderem Tone, wie wenn er allein wäre.) Wissen möchte ich wohl, ob er ihr Lager heute nacht bekränzt hat. Mit Myrten und Rosen. Sie muß wunderlieblich aussehen in diesem Rahmen. Ich hätte das getan an seiner Stelle.

Meister. Höre, Felix: es sind ein paar Freunde hier. Willst du sie sehen? Vielleicht ist es gut, wenn du unter Menschen bist. Oder willst du lieber schlafen gehen? Bist du müde?

Felix. Ich bin müde, Meister.

Meister. Einen Auftrag hätt' ich für dich. Freund Schampus ist da mit seiner Lydia. Er ist ganz verliebt in deine Sehnsucht.

Felix. Ist er?

Meister. Er will Tausende daran wenden, wenn du sie ihm wiederherstellst.

Felix. Will er? Meine Sehnsucht? Die stellt ihm keiner wieder her! (Er stößt die Figur vom Sockel. Sie zerbricht. Die Musik verstummt.)

Meister (erschrocken). Was tust du?

Schampus (durch das Gepolter herbeigelockt). Die schöne Sehnsucht! Zertrümmert!

Felix. Armer Schampus: in ein Stück Stein hast du dich verliebt. Wundert es dich, daß es in Stücke geht?

Schampus. Höre Freund: ich brauche dieses Bildwerk. Du mußt

es mir wieder herstellen. Ich bestehe darauf. Der Preis spielt keine Rolle. Ich gebe dir eine Rente; ich adoptiere dich; ich setze dich zu meinem Erben ein.

Felix. Spare Geld und Worte. Was wolltest du auch mit dieser armseligen Puppe?

Schampus. Der Mensch ist toll oder betrunken. (Die Musik setzt an geeigneter Stelle wieder ein und hört an geeigneter Stelle wieder auf.)

Felix (für sich). Ihre Augen sind tief und schön. Ich habe ihnen bis auf den Grund gesehen. Da war Seele, Seele, Seele. Ach, es war nur das Spiegelbild meiner eigenen.

Meister (zu Schampus). Das ist so Künstlerart. Er legt sein Ich in einen Stein; er schafft sich eine Gottheit nach seinem Bilde. Und ist dann enttäuscht, wenn der Stein Stein und das Weib Mensch geblieben ist.

Felix (wie oben). Ihre Augen sind tief und schön. (Schampus geht kopfschüttelnd ab.)

Meister. Sie werden hohl und glanzlos werden.

Felix (erstaunt). Sagtest du etwas, lieber Meister?

Meister. Ihre Augen —

Felix. Still: ihre Augen sind tief und schön. Ihre Haut ist sammetweich wie die Blätter der Rose.

Meister. Die Würmer werden sie zerfressen.

Felix. Die Würmer — (Ein Schauer durchläuft ihn.)

Meister. Ein Schädel bleibt übrig; das ist alles.

Felix. Ich werde ihn mit Küssen bedecken.

Meister. Was liebst du denn an ihr? Sagtest du nicht selber, daß sie eine Puppe ist? Du hast sie bekleidet mit dem Schönsten und Besten, was in dir ist: das liebst du an ihr. Du hast ihr deine Seele gegeben: die liebst du an ihr. Das falsche Bild, das du dir gemacht hast, das liebst du an ihr. Deine Idee, deine Vorstellung, dich selber liebst du an ihr.

Felix. Sie ist in mir. Sie erfüllt mich. Ich bin nichts ohne sie. Eine Schale ohne Kern. Eine leere inhaltlose Hülle. Der Himmel hat sie mir gesandt, daß ich sie lieben soll.

Meister. Diesen Blutegel, der sich dir an Herz und Hirn festgesaugt? Dieses lebendige Gift, das dich durchseucht? Diesen Dämon, der deine Kraft gelähmt, deine Freude am Schaffen gemordet hat?

Felix. Der Himmel hat sie mir gesandt, daß ich sie lieben soll.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Lydia (im leichten Gewande, vom Tanze glühend) mit Schampus, der ihr die Trümmer der „Sehnsucht“ zeigt.

Lydia. Guten Abend, schöner Pierrot.

Felix (der sie nicht bemerkt, in sich versunken). Ihre Augen sind tief und schön; ihre Lippen sind eine schwellende Rosenknospe.

Lydia (traurig). Er sieht mich nicht.

Schampus. Stell' dir das vor, Lydia: er hat seine Sehnsucht zertrümmert.

Lydia. Die schöne Sehnsucht! Der arme Pierrot!

Schampus. Wir Männer werden mit ihm nicht fertig. Betätige dich, meine Liebe. Hier hast du ein reiches Arbeitsfeld. Wenn er erst wieder Mensch geworden ist, dann wird er auch schon wieder Künstler werden.

Meister. Möge dein Leid fruchtbar werden, Felix. Aus dem Leide ist die Welt geboren. An der Wiege unserer Taten steht der Schmerz. Das satte Glück bringt nichts zustande. Ein ungestilltes, ein wehevolles Verlangen fördert Großes zutage.

Schampus. Ja, ja. Denn es steht geschrieben: Selig sind, die da Leid tragen.

Lydia. Trägst du nicht ein römisches Gewand, Schampus? Mich dünkt, so hätte kein Römer gesprochen.

(Beide sprechen weiter.)

Felix. Ihre Augen sind tief und schön —

Meister (eindringlich). Möge dein Leid fruchtbar werden, Felix!

Felix (in wilder Wallung). Worte! Worte! Was sollen mir Worte!

Schampus. Natürlich! Was sollen ihm Worte? Wenn einer Hunger hat, speist du ihn dann mit Worten ab? Deine Kunst in hohen Ehren, Meister. Aber in Liebessachen, nicht wahr, meine Lydia, da kann sich mit dem Schampus so leicht kein anderer messen.

Meister. Gern, mein vortrefflicher Schampus, will ich deine Überlegenheit auf diesem Gebiete anerkennen, wenn du ein Mittel hast, diesen Unglücklichen zu kurieren.

Schampus. Nichts leichter als das!

Meister. Nun?

Schampus (nachredend, was er von Sophus aufgeschnappt hat). Man muß seine Sehnsucht in andere Bahnen lenken. Verstehst du?

Meister. Nicht ganz, mein edler Schampus.

Schampus. So will ich mich verständlicher ausdrücken. Dieser Jüngling leidet am Weibe, nicht wahr? Nun, gegen diese Krankheit gibt es nur eine Medizin: da steht sie.

Meister. Lydia? Nun, deine Medizin hat etwas sehr — Einnehmendes, das muß ich sagen. Aber wird sie auch imstande sein, diesen da gesund zu machen?

Lydia (traurig). Er sieht mich nicht. So versunken ist er in seinen Schmerz.

Meister. Und wie meinst du, geschätzter Sanitätsrat der Seele, daß wir dem Übel am besten beikommen? Sollen wir den Patienten mit seiner süßen Medizin allein lassen?

Schampus. Nicht doch. Er könnte sich in der Dosis vergreifen. Diese starken Gifte wollen mit Vorsicht genossen sein. Ein Teelöffel Lydia=

geist — das genügt für den Anfang. Das lullt ihn ein, wie ein Opiat. Das wiegt seine Seele in sanfte Träume. Wenn die Kur anschlägt, dann werden wir stärkere Dosen nehmen.

Meister. Ich brenne darauf, die Wirkung dieses Lydiageistes an ihm zu erproben. Dich sprechen zu hören, sprechen zu sehen: für mich, o Lydia, hat es wahrhaftig etwas Berauschendes. Auch hast du es mir zugesagt, wenn der Junge da ist.

Lydia. Gut. Ich werde euch etwas sprechen. Ich werde euch das sprechen, was jener dort zertrümmert hat. Und wenn mir die Götter Kraft verleihen, dann soll euch das Zertrümmerte wieder lebendig werden.

Schampus.
Meister. } Wir hören, Lydia.

Lydia (wie eine Statue an das Postament gelehnt, auf welchem die „Sehnsucht" gestanden hat. Die Verse werden von Musik begleitet.)

Auf einem Felsen saßest du am Meer;
Es war so still und öde ringsumher.
Dein blaues Auge sah in Nebelweiten
Ein letztes Segel kommen und entgleiten
Und suchte fern am dunklen Horizonte
Das Glück, das deine Hand nicht halten konnte;
Das Glück, das nahe kam und wieder schwand
Wie jenes Segel dort am Himmelsrand;
Das Glück, das ewig fern bleibt deinem Riffe,
Davongetragen auf dem letzten Schiffe. —
Du starrest in die Fluten unverwandt;
Ich aber fasse deine kühle Hand,
Du merkst es kaum, und ach, du fühlst es nicht,
Wie meine Seele zu der deinen spricht:
„Du, meinem Wesen innig angetraut,
Du, meine heil'ge, himmlisch-schöne Braut,
Die ich geliebt, bevor ich auf der Erde,
Die ich in Ewigkeiten lieben werde,
Sag an, wie nennst du dich?" — In deinen Zügen
Blieb alles regungslos, die Lippen schwiegen;
Nur aus den Winden, die vom Meere kamen,
Klagt Seufzerhauch: „Ich habe keinen Namen." —
„Du bist so schön, wie keine ich ersah,
Du bist in mir, und du warst ewig da,
Und schöner als der schönste meiner Träume.
Du füllest meine blauen Himmelsräume,
Du bist die Luft, die mir den Atem gibt,
Du bist, was einzig in mir lebt und liebt,
O sprich, wer bist du?" drängte ich beklommen,

„Daß du so ganz von mir Besitz genommen,
Daß mir kein Gott mich wiedergeben kann?“ —
Da wandtest du den Blick und sahst mich an:
So voll von Wünschen, die das Herz verbrennen,
So heiß von Tränen, die das Glück nicht kennen,
So tief, so leidensvoll, so groß,
So elend, ach, und ach, so hoffnungslos,
Es zuckt in diesem einen Blick die Kunde
Vom Bluten einer unheilbaren Wunde,
Und deine Lippe bebt: „Ich bin die Sehnsucht.“

(Während des Vortrages sind Eva und Sophus eingetreten, halten sich aber im Hintergrunde, so daß sie von Felix nicht gesehen werden.)

Schampus. Nun, was sagt ihr zu meiner Lydia? Ist das nicht Musik?

Meister. Es ist Musik gewordene Sehnsucht. Ich danke dir, Lydia. Wahrhaftig, die Zertrümmerte ist mir, während du sprachest, wieder lebendig geworden. Was sagst du, Felix? (Felix fährt zusammen.) Ist es nicht, als ob der Dichter diese Verse eigens für deine Sehnsucht geschaffen hätte?

Felix. Verse? Welche Verse?

Meister. Nun: die uns Lydia soeben gesprochen hat!

Felix. Ah! Diese Frau hat uns Verse gesprochen? Ich danke dir, Frau.

Lydia. Er hat mich nicht gehört. Ich bin ihm weniger als das Stück Stein, das er zertrümmert hat.

Meister. Deine Dosis, lieber Sanitätsrat der Seele, scheint nicht die rechte gewesen zu sein.

Sophus. Er ist entrückt.

Eva. Er leidet. Ich fühle seine Leiden stärker als meine eigenen.

Sophus. Gutes Kind.

Eva. Ich wünschte, ich könnte ihn wieder glücklich machen.

Sophus. Das kannst du, wenn du tun willst, was ich dir gesagt habe.

Eva. Das will ich.

Sophus. Alles?

Eva. Alles. Was wäre auch noch an mir gelegen?

Sophus. Nun, so komm. (Beide ab.)

Schampus. Ja, was will er denn eigentlich? Soll man ihn vielleicht bitten: tu mir die Liebe und bediene dich? Sophus hat ganz recht: dieser Mensch fühlt sich nicht glücklich, wenn er sich nicht unglücklich fühlt. Da stellen wir ihm nun eine schöne Frau hin: oder ist sie vielleicht nicht schön, meine Lydia? Und er sieht sie nicht einmal an, sie ist einfach nicht vorhanden für ihn. Luft! Ich begreife nicht, wie jemand für die Reize meiner Lydia nicht empfänglich sein kann. Ja, was denkt sich dieser Mensch denn eigentlich? Mein Geschmack, das wirst du mir zugeben, Meister, ist bekannt als der denkbar beste, und —

Meister. Beruhige dich, mein Schampus, und vergiß nicht, daß wir

es mit einem Kranken zu tun haben. Deine schöne Lydia ist sicherlich eine vortreffliche Medizin — für Gesunde. (Er legt seinen Arm um Lydia.) Kommt, wir wollen ihn allein lassen. Der Gott des Schlafs wird sich seiner erbarmen. Er ist unser aller Erlöser und immer noch, trotz unserer lieben Lydia, das wirksamste Heilmittel. Kommt! Laßt uns ein wenig den Klängen lauschen, die Freund Sophus aus den Saiten hervorzaubert. (Ab mit Lydia und Schampus.)

Fünfter Auftritt.

Felix (allein).

(Er ruht auf dem Diwan mit geschlossenen Augen. Er träumt. Musik, die sich seinen Vorstellungen im Traum und Wachen anpaßt.)

Felix. Bist du's? Ach, ich wußte, daß du kommen würdest. Siehst du nun ein, daß wir zusammen gehören? Immer und ewig? Eva! — Eva! Wo bist du? — — (Er erwacht.) Allein — verlassen. Die Augen will ich schließen, daß du mir wiederkommst, leibhaft, greifbar, daß ich dich fassen kann und an mich pressen. Und du sollst lächeln, selig verlangend mir lächeln. Nicht bitten will ich müssen um deine Liebe. Du sollst Sehnsucht haben nach mir. Dein Blut soll schreien nach mir, wie das meine schreit nach dem deinen. Nicht mehr dein Knecht — dein Fürst, dein Kaiser will ich sein. Nicht mehr dein Narr — dein Gott will ich sein. Und du sollst knien vor mir, zerknirscht wie eine Büßerin; ich aber werde kalt sein und unbewegt. Dann werden deine schönen Augen weinen, wie ich geweint habe, und du sollst elend sein wie ich und vergehen vor heißester Sehnsucht. Dann, dann soll meine Liebe über dich kommen gleich einer himmlischen Gnade. Und ich will dich aufheben zu mir und leise, leise flüstern: Eva! Ich liebe dich! (Die eine Portiere tut sich auf; dahinter in mattem Dämmerlicht Eva in verführerischer Stellung ähnlich dem zertrümmerten Bildwerke und wie eine Illustration zu dem von Lydia vorgetragenen Gedichte, den Blick verlangend auf Felix gerichtet.)

Felix (in Ekstase). Ha! Wo bin ich? Träum' ich? Bist du's? Bist du es wirklich? Ist es ein Wahn? O Gott, wenn es ein Wahn ist, dann laß mich ewig von ihm umfangen sein; laß ihn mir! laß mir diesen Leib! Ich kann nicht leben ohne ihn. (Eva breitet lächelnd die Arme nach ihm aus.) Du winkst mir! Ja, ja, ich komme, komme zu dir! Heiligstes Weltentrücken! Einziger Urquell allen Lichts! Daß du mir Erlösung bringest! Denn dein ist das Reich, und deine Liebe ist ewige Seligkeit! Eva! Eva! (Er stürzt jauchzend in ihre Arme. Dann wird es plötzlich dunkel und still. Die Portiere schließt sich. Kleine Pause. Dann Zwischenspiel der Musik, welche leise anhebend in leidenschaftlicher Steigerung die endliche Erfüllung heißester Sehnsucht darstellt.)

Sechster Auftritt.

Sophus. Schampus (angeheitert, mit der Schale in der Hand.) Lydia bleibt zunächst im Hintergrunde nahe der Portiere.

Schampus. Du hast ihr gesagt —

Sophus. Ich habe ihr gesagt: sie dürfe nicht kleinlich sein —

Schampus. Nicht kleinlich sein, ist gut. Nicht kleinlich sein — hörst du, Lydia?

Sophus. Denn ich finde: man legt auf diesen Punkt ein übertriebenes Gewicht. Alle anderen Eigenschaften des Charakters sollen ihren Sitz im Gehirn haben, nur die Ehre des Weibes verlegt man in das Souterrain.

Schampus. Das ist sehr zutreffend bemerkt. In das Souterrain. Die Ehre des Weibes sitzt nicht im Gehirn, sondern im Souterrain. Haha! Und sie hat sich also bereit gefunden?

Sophus. Sie hat sich bereit gefunden. Sie opfert sich der Kunst.

Schampus. Hörst du, Lydia? Sie opfert sich der Kunst. Du wärst zu solchem Opfer nicht imstande gewesen.

Lydia. Man hat es nicht verlangt von mir.

Schampus. Du bist ein bedeutender Mensch, Sophus! Du hast etwas Imponierendes, etwas Suggerierendes, etwas Hypnotisierendes. Allein: wird er denn nicht merken, daß diese Eva nicht die richtige ist?

Sophus. Eva ist Eva!

Schampus. Eva ist Eva — hörst du, Lydia? Haha! Das ist gut gesagt.

Sophus. Ich habe ihr Schweigen anbefohlen und Dunkelheit.

Schampus. Schweigen und Dunkelheit. Aha.

Sophus. Sie wird den Sturm seiner Leidenschaft lautlos über sich ergehen lassen.

Schampus. So so! Na ja. Indessen: sie ist doch nun einmal nicht die, die er gemeint hat.

Sophus. Mein lieber Schampus: wenn er glaubt, sie ist es, dann ist sie's.

Schampus. Schon gut. Freilich. Wenn er glaubt, sie ist es — aber er wird's nicht glauben. Es wird doch schließlich einmal hell werden.

Sophus. Sie wird heimlich in der Dunkelheit davonschleichen.

Schampus. Sophus, du bist ein bedeutender Mensch. Ich komme mir ordentlich klein vor und erbärmlich neben dir. Heil, Sophus! (Er trinkt.)

Lydia (am Vorhang). Still! Mir war, als hörte ich etwas.

Sophus (lauschend). Nichts. Vorläufig sind sie glücklich.

Schampus. Und was wird nachher? Ich meine, wenn der Rausch verflogen ist —

Sophus. Was er genossen hat, das kann ihm keiner rauben.

Schampus. Sehr wahr. Das kann ihm keiner rauben. Aber wenn nun seine Tollheit nachläßt, wenn er nun wieder so einigermaßen vernünftig wird, dann — dann muß er sich doch sagen, daß die junge Frau nicht gleich die Hochzeitsnacht dazu benutzen wird, um ihrem Gatten durchzubrennen?

Sophus. Freilich: das wird er sich wohl sagen.

Schampus. Und — und überhaupt: wenn ich Butter haben will und ich bekomme Margarine, na, das merk' ich doch.

Sophus. Ja, das wirst du wohl merken.

Schampus. Denn Surrogat bleibt Surrogat.

Sophus. Mein lieber Schampus: Der Mensch muß sich oft mit Surrogaten begnügen. Seien wir froh, daß es Surrogate gibt — und — Surrogattinnen.

Schampus. Surrogattinnen ist gut. Hast du gehört, Lydia? Surrogattinnen — — Heil Sophus! (Er trinkt.) Du bist zu witzig.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Meister.

Meister (zu Sophus). Du treibst ein gewagtes Spiel, Freund Sophus.

Sophus. Ich gab ihm, was er braucht.

Meister. Der Leib ist nicht alles.

Sophus. Aber, viel. In diesem Fall drei Viertel — neun Zehntel.

Schampus (lallend). Sage neunundneunzig Hundertstel.

Meister. Die Folge wird eine schwere Enttäuschung sein.

Sophus. Oder eine bessere Einsicht.

Meister. Welche?

Sophus. Nun: daß der Hans nicht gerade die Grete braucht, um glücklich zu sein.

Schampus. Eva ist Eva. Wenn er glaubt, sie ist es, dann — dann —

Meister. Du bist und bleibst ein Cyniker, Sophus.

Sophus. Ich fasse die Dinge so auf, wie sie sind. Wenn das Cynismus ist, dann bin ich ein Cyniker. Der junge Mann bedurfte eines Ventils. Denn er litt an einem krankhaft gesteigerten Gefühlsleben, an einem in die Potenz erhobenen Paroxysmus der Leidenschaft. Andere machen in solchem Fall Gedichte, Stücke, Musik oder dergleichen und benutzen also die Kunst sozusagen als Abflußrohr. Bei Felix reichte das nicht aus. Seine Leidenschaft hatte einen solchen Grad erreicht, daß er eines lebendigen Ventils bedurfte.

Schampus. Goldene Worte! Goldene Worte!

Sophus. Liebe Freunde: ich befand mich dereinst in gleicher Lage, wie Felix. Leider hatte das geliebte Wesen keine Doppelgängerin, und ich war daher genötigt, das, was ich an ihr schätzte, mir allenthalben mühsam zusammenzusuchen. So fand ich bei der einen ihre Augen wieder, bei einer anderen den Mund, bei der dritten —

Schampus. Die Beine, Freund, vergiß die Beine nicht!

Lydia. Schweig still, Schampus, und trinke nicht mehr. (Sie zieht ihn nach hinten.)]

Sophus. Kurz, es war eine umständliche Geschichte und dauerte

grausam lange, bis alles beieinander war. Unser Felix dagegen hat alles hübsch zusammen, und er kann sich in den Armen dieser anderen mühelos die Illusion verschaffen, daß es die eine einzige sei.

Meister. Du denkst recht niedrig, Sophus, von dem, was die Künstler aller Zeiten wieder und wieder als das Höchste im Leben verherrlicht haben. Wenn man dich reden hört, dann begreift man nicht, wie du so edel spielen, so seelenvoll komponieren kannst.

Sophus. Kunst und Leben ist zweierlei.

Meister. Ich denke vielmehr: es sollte eines sein.

Sophus. Sollte. — Vielleicht. Mein Höchstes und Tiefstes hat sich noch immer in die Kunst geflüchtet. Denn das Leben hat für unsere Höhen und Tiefen nicht Raum. War die Kunst nicht stets die Zufluchtsstätte unserer Sehnsucht? Der Tempel unserer Ideale? Das Heiligtum, in welches die Menschheit ihre Liebe trug, ihre Ewigkeitsgefühle rettete?

Meister. Ich kenne diese Sprache. So reden jene, die ihr Leben nicht in Einklang bringen können mit ihrer Kunst. Ich aber meine: ein großer Künstler ist immer auch ein großer Mensch.

Schampus (lallend). Eva ist Eva!

Lydia (zieht ihn wieder zurück). Still doch!

Meister. Er muß seine Kunst in das Leben hineintragen.

Sophus. Damit das herauskommt, was wir an Felix erlebt haben: eine überlebensgroße Sehnsucht, die ihn für das Leben untauglich macht; die lächerliche Einbildung, daß ein Gänschen ein Engel ist, und die hirnverbrannte Idee, daß seine Tristangefühle auf eine Isolde stoßen werden. Da halte ich es denn doch für zweckmäßiger, daß man seine großen Gefühle für die Kunst spart und im Leben gerade nur so viel Größe entwickelt, wie unbedingt nötig ist. Klein sein mit den Kleinen, alltäglich mit den Alltäglichen: das dünkt mich eine weise Lehre.

Schampus. Eine weise Lehre! Treu sind sie doch nicht, die Weiber. Nur meine Lydia, die ist treu. Wenn die in den Armen eines anderen ruht, dann denkt sie doch immer an ihren süßen Schampus, gelt?

Lydia. Ich werde dir antworten, wenn du nüchtern bist.

Schampus. Die Hauptsache ist — (Lydia hält ihm den Mund zu.)

Meister. Ich will mit dir nicht rechten, Sophus. Ein jeder sieht die Welt durch die Brille seiner Erfahrungen an. Und wenn unser Felix seine Freudigkeit wiedergewinnt, seine Jugendlust und Arbeitskraft, dann will ich dir das Theater, das du mit ihm aufführst, gern verzeihen.

Sophus. Du wirst mit mir zufrieden sein.

Schampus (der sich auf dem Diwan ausgestreckt hat, gähnend). Die Hauptsache ist, daß die Sehnsucht wieder ganz wird.

Lydia (horcht an der Portiere). Nichts rührt sich. Kein Laut. (Seufzt.) Die Glücklichen!

Vorhang.



Ein Denker und Dichter.

Zum 75. Geburtstag von Dagobert von Gerhardt-Amyntor, 12. Juli d. J.

Von

Dr. Adolf Kohut.

— Schöneberg-Berlin. —



Ein eigenartiger Geist voll Tiefsinn, scharfer Beobachtungsgabe, Originalität, ausgesprochenem Charakter, Kühnheit und Wahrhaftigkeit der Überzeugung als Denker, sowie ein phantasievoller, erfindungsreicher und liebenswürdiger Erzähler, aber auch feinsinniger, gedanken- und formreicher Lyriker ist Dagobert von Gerhardt-Amyntor, der am 12. Juli d. J. bereits 75 Jahre alt geworden ist. Noch ist zwar seine ruhmreiche literarische Laufbahn nicht abgeschlossen, denn dieser vielseitige und fruchtbare Dichter und Schriftsteller verfügt über ein außerordentlich bewegliches Talent von seltener Frische und Elastizität, und soeben erst ist aus seiner nie ermüdenden Feder ein neues Werkchen, betitelt: „Funkenregen, Glossarium eines Menschen," erschienen, und hoffentlich ist es nicht indiskret, wenn ich verrate, daß mehrere Schriften von ihm noch in Vorbereitung begriffen sind und demnächst ans Tageslicht treten sollen. Dennoch kann man bereits ein erschöpfendes Denker- und Dichterbild von dem Jubilar entwerfen, da neuere Veröffentlichungen den Gesamteindruck seiner literarischen Erscheinung nicht mehr verändern und auch nicht mehr wesentlich ergänzen können.

Die Bedeutung des seit mehr als drei Jahrzehnten in Potsdam lebenden Majors a. D. Dagobert von Gerhardt, der seine ersten Schriften unter dem Pseudonym Gerhard von Amyntor veröffentlicht hat, besteht in erster Linie darin, daß in seiner Brust zwei Seelen wohnen, nämlich die des den Dingen in der Welt auf den Grund gehenden Denkers bezw. Philosophen und die des aus dem Reiche der Phantasie schöpfenden Dichters. Seine Laufbahn begann er als Schriftsteller auf dem ersten Gebiete und

zwar mit einer Sammlung höchst origineller, witzsprühender und flott geschriebener Aphorismen, unter dem Titel „Hypochondrische Plaudereien“. Dieselben erregten außerordentliches Aufsehen, weil der Verfasser über die Auswüchse der sogenannten guten Gesellschaft seine satirischen Glossen machte und über Menschenelend und die Frivolität vieler Schichten der Bevölkerung Beobachtungen und Betrachtungen zum besten gab, die den Stempel eines selbständigen Geistes an der Stirne trugen. Kaum gibt es einen Kreis, einen Stand, ein Verhältnis, eine Situation oder eine Schwäche, an die der Autor nicht die scharfe Sonde seiner Kritik angelegt hätte. Diese hypochondrischen Plaudereien mußten eine außerordentliche Wirkung hervorrufen, denn es waren nicht für die Tageszeitung zurecht gemachte, mit geistreichen Redewendungen und effekthaschenden Witzen gespickte Arbeiten, vielmehr stand ihnen deutlich an der Stirn geschrieben, daß sie aus dem eigenen Behagen eines merkwürdig regsamen Geistes hervorgegangene zwanglose Aufzeichnungen und Bemerkungen waren. Dabei war die Sprache eine sehr gewählte, die Fassung eine geschmackvolle und abgerundete. Auch vermied der Verfasser jenes Genre, das nach dem Ausspruch Voltaires in der Literatur durchaus unerlaubt ist, nämlich das langweilige. Wenn Gerhard von Amyntor seine Skizzen und Feuilletons mit dem Epitheton hypochondrisch bezeichnete, so waren dieselben keineswegs die Äußerungen eines misanthropischen Geistes, der überall nur verzerrte Bilder sieht, vielmehr zeichneten sich diese Plaudereien durch einen heiteren, gesunden Humor und ein tief gemütliches Empfinden aus. In seinen köstlichen Memoiren, die der Verfasser in zwei Bänden unter dem Titel „Das Skizzenbuch meines Lebens“ (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, 1897 und 1899, 2 B., 3. Auflage) herausgegeben, bestätigt er selbst, daß er diese „Hypochondrischen Plaudereien“ keineswegs für den Buchhandel bezw. das Publikum, sondern für sich selbst geschrieben und lediglich auf Andrängen seiner Freunde in Verlag gegeben habe. Erst der große Erfolg, den der Autor mit dieser 1875 in Elberfeld erschienenen Erstlingsschrift erzielte, ermutigte ihn zu weiterem Schaffen. „Das Faktum meines Erstlingswerkes — sagt er in seinem Skizzenbuche — war ein günstiges gewesen. Daß ich ein Schriftsteller werden würde, das hätte ich mir auch damals noch nicht träumen lassen. So wahr ist das Sprichwort, daß der Teufel, wenn man ihm erst den kleinen Finger gibt, einen nach und nach bei der ganzen Hand erfaßt.“ Und bei einem andern Anlaß berichtet er: „Ich schrieb die Aufsätze nieder wie eine Art Tagebuch, um über diese oder jene Frage, die mir der Zufall aufgeworfen hatte, ins klare zu kommen und abzuschließen; aber wie dies zu geschehen pflegt, l'appetit vient en mangeant. Ich schrieb mehr und mehr, ich genügte mir nicht mehr als mein eigener Zuhörer, sondern teilte auch anderen aus dem Büchlein mit. Aus dem Privatissimum

wurde ein collegium publicum, und es ereignete sich, daß ich den Hippogryphen, den bei der Unzahl weißsüchtiger Lyriker ja auch einmal ein milzsüchtiger Hypochonder besteigen durfte, in den Stall eines Verlegers ritt."

Wie in den „Hypochondrischen Plaudereien", so zieht sich auch durch seine anderen zahlreichen Essays, Plaudereien und Skizzen, die er in rascher Reihenfolge erscheinen ließ — ich nenne hier nur: „Randglossen zum Buche des Lebens" (Elberfeld, 1876), „Auf der Bresche" (Berlin, 1879), „Eine moderne Abendgesellschaft" (daselbst 1881), „Für und über die deutschen Frauen", „Neue hypochondrische Plaudereien" (Hamburg, 1883), „Der Plauderer an der Jahrhundertwende" (Elberfeld, 1889) usw. — wie ein roter Faden der Grundgedanke hindurch, der ihm bei seinem literarischen Schaffen stets vorgeschwebt hat. Er möchte, so lautet sein Glaubenssatz, gern gewissen, verkannten Ideen zum Durchbruch verhelfen, durch sie die Lehre von der Seele verteidigen gegen die Vermaterialisierung einer mechanischen Welterklärung. Daher habe er auch das Pseudonym Amyntor gewählt, das ja Helfer, Verteidiger bedeute. Ein durchaus konservativer, glaubensstarker und tiefreligiöser Mann, huldigt er in seiner Lebens- und Weltanschauung dem Glauben an einen allmächtigen und allbarmherzigen Gott, der trotz allen Hasses und allen Streites, in dem sich die Menschenkinder erhitzen, Gedanken des Friedens über uns habe; er ist erfüllt von dem Glauben an eine sittliche Weltordnung, in der sich jede Schuld räche und kein auch noch so geringes Samenkörnchen des Guten verloren gehe, sowie von dem felsenfesten Glauben an das Vaterland und an das tatkräftige, tapfere und menschenfreundliche deutsche Volk, das mehr als jedes andere berufen erscheine, die Herrschaft einer erleuchteten, die Welt in Liebe umfassenden Religion immer weiter auszubreiten und aller Verfolgungssucht und Unduldsamkeit ein Ende zu machen. Es muß ausdrücklich betont werden, daß der geistreiche Verfasser in seinem Alter in religiöser Hinsicht von einem ursprünglichen Positivismus zur vollsten Autonomie in Glaubenssachen und zu rückhaltloser Duldsamkeit gegenüber allen anderen Richtungen vorgeschritten ist.

In allen seinen Feuilletons, Plaudereien und Studien behandelt er die heterogensten Gegenstände vom Standpunkt eines Weltweisen, Menschenfreundes und „Hypochonders", aber man glaube nicht, daß er ein grundsätzlich griesgrämiger Nörgler ist, der an allem mäkelt. Er ist vielmehr in erster Linie ein Erzieher, der die Menschen zu bessern und die Herzen zu läutern sucht. Er selbst beantwortet die Frage, warum er sich einen hypochondrischen Plauderer nenne, mit den Worten: „Ist es in der heutigen Zeit des Raffinements und des landläufigen Irrtums, der Täuschung und des Humbugs, der gottentfremdeten Frivolität, nicht eine Art Hypochondrie, wenn man sein volles Herz rückhaltlos ausspricht

und ohne konventionelle Maske den Menschen sein wirkliches Angesicht zeigt? Glaubst du, o Leser, nicht bejahen zu müssen und gehörst du zu den wenigen, die ein offenes Wort der glattpolierten Phrase vorziehen und durch Tiradenbombast noch nicht allen Sinn für die Wahrheit eingebüßt haben, dann will ich mich von Herzen freuen, wenn ich das Epitheton meiner Plaudereien falsch gewählt habe." Er plaudert über alles und jedes und kommt vom Hundertsten ins Tausendste, aber sein tiefes Gemüt und seine Wahrheitsliebe und rege Menschenfreundlichkeit tritt überall herzerquickend zutage.

Mit Nachdruck muß es hervorgehoben werden, daß die Kampfesart, mit der der Verfasser gegen die Auswüchse in Gesellschaft, Staat und Kirche, in Kunst und Literatur vorgeht, immer ritterlich und vornehm ist und daß seine Angriffe stets der Sache und nie der Person gelten. Mit Entschiedenheit sucht er das Recht des Gemütes und des Herzens zu wahren und das durch Jahrhunderte lang Erprobte zu konservieren. Alles Geistige wägt und prüft er mit kritischem Scharfsinn, überall die Rätsel und Geheimnisse der wahren Menschlichkeit zu erforschen suchend. Das Kredo seiner Lebens- und Weltanschauung legte er in einer Selbstbiographie, die er anläßlich seines siebzigsten Geburtstages veröffentlichte, ab, worin er sich in der praktischen Lebensphilosophie als echter Christ, aber zugleich auch als Jünger Arthur Schopenhauers bekundet, indem er auf die Qualen und Mühseligkeiten, aber zugleich auch auf die Freuden des Daseins hinweist. Die höchsten Freuden in unserem Leben werden, so meint er, nur mit den tiefsten Schmerzen erkauft, denn jeder habe schwere, oft grausam schwere Kämpfe durchzumachen, um an irgend ein Ziel zu gelangen. Von einem fern gesteckten Ziel, das kampflos erreicht werde, könne man dreist behaupten, daß es des Strebens kaum wert gewesen sei, und auch das höchste, nach vielen Mühen und Entbehrungen endlich erreichte Ziel bereite gewöhnlich Enttäuschung. Sogar die Wonne der Liebe werde aus dem Schmerz geboren, und die Liebe, die echte und wahre, erzeuge neben der Wonne auch Leiden ohne Zahl. Diese Veranlagung des Menschen zum Leiden sei aber wahrscheinlich sein höchstes irdisches Glück, so geheimnis- und scheinbar widerspruchsvoll sei die menschliche Natur und Bestimmung geartet. So wie tiefer blickende Physiologen den Schmerz als unseren besten und treuesten Freund, Schützer und Berater erkannt haben, so scheine auch psychisch betrachtet das Leiden das unentbehrliche Element zu sein, auf dem sich das einzig mögliche Stückchen Menschenglück erbauen lasse. Für diese Paradoxie unseres irdischen Seins schärft uns das Alter, die Erfahrung den Blick, und es sei eine der köstlichsten Früchte des Alters, daß man Enttäuschungen und Schmerzen aller Art gelassen hinnähme und sie als das Gewürz betrachten lerne, das die Lebensspeise erst schmackhaft und verdaulich mache.

Im übrigen werde das Rätsel des Mikrokosmus, des Menschen, ebensowenig restlos gelöst werden, wie das Rätsel des Makrokosmus, der Welt. Wenn einer wirklich einmal glauben sollte, den Schleier vom Welträtsel lüften zu können, so werden die Geister, in welchen sich Denken und Dichten zu einer höheren Einheit vermählen, solchen Glauben nicht zu teilen vermögen. Man möge die Gegensätze von Monismus und Dualismus, von Pantheismus und Theismus, von Naturalismus und Mystizismus noch so scharf zuspitzen, wem nur ein einziger Tropfen Dichterblut in den Adern rinne, der werde fühlen, daß dieses alles doch nur Worte seien, und daß mit solchen Begriffsspielereien der Laufgraben nicht gegraben werde, in dem wir gegen die sturmfreie Feste der ewigen Welträtsel erfolgreich vorgehen können. Ein Shakespeare, ein Homer, ein Goethe eröffne uns weitere Ausblicke des Endlich-Unendlichen, als je ein Aristoteles oder Spinoza oder Kant oder Schopenhauer vermocht haben.

Seine Anschauungen über Tod und Leben, Menschenglück und Menschenschicksal hat er auch im Gewande der Dichtung wiedergegeben, und seien hier nur als Probe die nachstehenden Verse von ihm mitgeteilt:

Leiden, Hoffen, Sehnen,
Fieberndes Schaffen und Wähnen,
Streben, Schweben und Beben —
Das ist das Leben.

Neues wonniges Werden,
Frei von Kampf und Beschwerden,
Ruhe von irdischer Not —
Das ist der Tod.

Das hier mitgeteilte Poem gibt mir Veranlassung, ein Wort über den Lyriker Amyntor zu sagen. Er ist ein Gedankendichter von tiefer Empfindung und espritvoller Reflexion. Diese seine geistige Individualität prägt sich klar und deutlich in seinen lyrischen und epischen Schöpfungen aus, von denen nur die folgenden hervorgehoben werden sollen: „Lieder eines deutschen Nachtwächters“ (Bremen, 1879, 2. Auflage 1901), der „Neue Romancero“ (Hamburg, 1881, 2. Auflage 1883), „Der Priester“ — ein Epos — (Breslau, 1881), „Hie Waibling! Poetisches Tagebuch eines fraktionslosen Deutschen“ (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, 1901), „Aus dem letzten Jahrzehnt des großen Kaisers“ (daselbst, 1897). In allen diesen Dichtungen vereinigen sich Phantasie und Wärme der Empfindung mit schön gestaltiger und technisch abgerundeter Formenkunst. Was den Neuen Romancero betrift, so könnte der Titel zu der Annahme einer bewußten Nachfolgeschaft des Spötters und ungezogenen Lieblings der Grazien, Heinrich Heines, verführen, was aber nicht der Fall ist. Doch ironisiert er sowie dieser gegen das Gezücht, welches die melkende Riesenkuh der Wissenschaften, Poesie und Literatur für seine kleinlichen egoistischen Zwecke aussaugt und sich damit brüstet. Ein wahres Bijou im Sinne Romanceros ist das Mysterium: „Der letzte Mensch“, von dem ein Kritiker mit Recht behauptet hat, daß in den dialogisierten Szenen dieses kleinen Poems sich die Offenbarungen einer

edlen konfessionslosen Religionsphilosophie mit einem hohen, aus der Tiefe des Gemüts schöpfenden, in wunderbarem Wohllaut, in reichstem Bilderschmuck sich offenbarenden Dichtertum zur Erzeugung einer Vision einstiger himmlischer und irdischer Seligkeit vereinigen. In der Abteilung „Quodlibet" finden wir kürzere Dichtungen, lebensphilosophische Betrachtungen, satirische Ergießungen, Epigrammatisches, Ernstes und Heiteres, alles in hoher Poesie und in edelster Fassung. Einige Romanzen im Sinne Romanceros machen einen erschütternden Eindruck, so zum Beispiel die schauerlich-schöne vom Ende der Witwe Capet, die man als eine Dichtung von gewaltiger Schöpferkraft bezeichnen muß.

Die Eigenart des Reflexionslyrikers und Gedankendichters Amyntor prägt sich namentlich in seinen beiden Liedern „Glück und Unglück" und „Ich weiß ein Wort" in charakteristischer Weise aus.

Eine bedeutsame Dichtung ist auch die poetische Erzählung „Peter Quidams Rheinfahrt" (Stuttgart, 1877), in der die gesunde Natur- und die im Grunde daseinsfreudige Stimmung des Verfassers in erfreulicher Weise wieder zum Ausdruck kommt.

Die fleißige Feder Amyntors hat auch eine Reihe ausgezeichneter moderner und kulturhistorischer Romane und Novellen geschaffen, ja, man kann sagen, daß die Schwerkraft seines Genius so recht eigentlich auf diesen Gebieten liegt. Es seien aus der Fülle dieser seiner Schöpfungen hier nur die folgenden genannt, und zwar die Novellen: „Der Zug des Todes" (Elberfeld, 1878), „Eine rätselhafte Katastrophe" (Gotha, 1879, 2. Auflage 1890), „Im Hörselberg" (Leipzig, 1881), „Drei Küsse" (Stuttgart, 1883), „Caritas" (Leipzig, 1885), „Der Veteran" (Berlin, 1892), „Gewissensqualen" (daselbst 1895), „Die Röntgenstrahlen. Das Amselnest" (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, 1902), „Die Cis-Moll-Sonate" — gegen den Grafen Tolstoi gerichtet — (Leipzig, 16. Auflage 1899), „Streit der Pflichten" (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, 1897), „Eine Himmelfahrt" (daselbst 1899).

Von den Romanen mögen hier hervorgehoben werden: „Das bist du!" (Berlin, 1882, 3 Bände), „Ein Problem" (Basel, 1884), „Vom Buchstaben zum Geiste" (Leipzig, 1886, 2 Bände), „Eine heilige Familie" (daselbst 1888), „Die Gisellis" (daselbst 1888, 2 Bände), „Eine Mutter" (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, 1890), „Frauenlob, ein Mainzer Kulturbild aus dem 13. und 14. Jahrhundert" (daselbst 4. Auflage 1897, 2 Bände), „Gerke Suteminne, ein märkisches Kulturbild aus der Zeit der ersten Hohenzollern," (daselbst 1887, 3 Bände, 5. und 6. Auflage 1906), „Ein Sonderling" (Berlin, 1897), „Pension Streitleben" (daselbst 1897), „Ein Kampf um Gott" (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, 1902). Den genannten Roman „Das bist du!" schrieb der Dichter auf Veranlassung des Kronprinzen und nachmaligen Kaisers Friedrich III., darin wendet er sich gegen die

sozialistischen Anschauungen. In dem Mainzer Kulturbild „Frauenlob“ schildert er sehr anschaulich das Leben im 13. und 14. Jahrhundert am Rhein und windet dem Minnesängr Heinrich von Meißen eine hell leuchtende Glorie ums Haupt. Der Erzähler und schaffende Künstler kommt hier in glänzender Weise zur Geltung. Mit spielender Leichtigkeit bewältigt er das weitschichtige und umfassende Material und versetzt uns mit wunderbarer Anschaulichkeit in jene Zeit ernster Männer und ernster Frauen, deren strenge Würde jedoch mit kräftiger Lebenslust Hand in Hand ging. Um die etwas sentimentale Hauptfigur des Minnesängers Frauenlob, der zugleich ein Sänger und ein Held ist, gruppieren sich viele interessante, originelle, frische und derbe Gestalten. Vortrefflich gezeichnet ist zum Beispiel die vornehme und edle Gestalt der Hedwig, die ein weibliches Gegenstück zu dem Haupthelden des Romans ist; ein vorzüglich durchgeführter Typus des damaligen Rittertums ist der des edlen Herrn Götze von Steinfeld, nicht minder hervorzuheben sind die originellen Charakterköpfe des alten Lutz von Steinfeld und des grimmen Eitelhund. Eine köstliche Figur ist die des Judenbischofs Moises, und in der Schilderung der großen Mainzer Judenverfolgung bewährt sich der Verfasser aufs neue als ein Kulturhistoriker ersten Ranges. Nicht minder reizvoll sind die kleinen Genrebilder aus dem Leben der Zünfte, der Erstürmung der Steinfeldischen Burg und des Untergangs des reckenhaften Raubrittergeschlechts. Bezeichnend für die Achtung und Verehrung, die Gerhard von Amyntor in allen seinen Schriften durchweg für die Frauen bekundet, ist auch der Umstand, daß er seinen Roman „Frauenlob“ den Mainzer Frauen gewidmet hat, die er als die Krone des deutschen Frauenliebreizes preist. In den Widmungsstrophen heißt es u. a.:

Es wächst am Rhein manch lieblich Kind,
Das mancher möcht’ gewinnen,
Doch aller Reize Urbild sind
Die lieben Mainzerinnen.

Kein Geringerer als Friedrich Bodenstedt hat beim Erscheinen von „Frauenlob“ in wärmsten Worten das Lob des Verfassers gesungen, indem er hervorhob, daß er es meisterlich verstanden habe, den Minnesänger Frauenlob uns im Lichte seiner Zeit kennen zu lernen und ihn mit sorgfältiger Auswahl nur solche Lieder singen zu lassen, die uns heute noch gefallen müssen, weil in denselben Tiefe des Gemüts und Schwung des Geistes zu melodischem Ausdruck kommen. Sowohl die nach der Geschichte und Sage gebildeten, wie die frei erfundenen Gestalten des Romans machen durchaus den Eindruck der Lebenswahrheit, und wenn die Handlung auch nicht so atemlos rasch fortschreite, wie dies flüchtige Leser in unserer schnelllebigen Zeit gern hätten, so entspräche dies ganz dem Jahrhundert, in welchem Frauenlob gelebt.

In „Gerke Suteminne“ entrollt uns der Verfasser ein ebenso an-

schauliches, wie packendes märkisches Kulturbild aus der Zeit der ersten Hohenzollern und leistet namentlich in der Zeichnung der eigenartigen Charaktere Hervorragendes. Ich verweise nur auf die Figuren des hitzigen Ratsmannes Hans Danewitz und die seines sanften und menschenfreundlichen Bruders, des Schöffen Heyne Danewitz. Mit breiten Strichen entwirft uns hier der Dichter ein sehr anziehendes plastisches Gemälde von den Kämpfen der Ritter gegen die Städte, sowie von all dem Elend der Mark, bis endlich Friedrich von Hohenzollern sein Banner an der Spree entfaltete und geordnete Zustände schuf. Mit besonderer Anerkennung ist das frische Kolorit zu nennen, womit Amyntor das originelle Volksleben zeichnet. Er treibt weder Schönfärberei, noch bietet er uns Karikiertes in der Porträtierung der einzelnen Persönlichkeiten oder der Zeitereignisse, sondern alles, was er uns hier vorführt, trägt das Gepräge des Wahrhaften, Natürlichen und Hochpoetischen. Der Titelheld des Romans, Gerke Suteminne, eine geschichtlich beglaubigte Gestalt, ist der Recke ohne Furcht und Tadel, der mit den Rittern gegen die Städte kämpft, mit deren patrizischen Geschlechtern er wegen ihres Hochmuts und ihrer Selbstsucht nichts zu schaffen haben will. Besonders grollt er den Berlinern und ihren stolzen Vertretern. Dieser Roman gehört zu den bekanntesten Schöpfungen des Verfassers. Die Stadt Berlin hat das Werk zum Gebrauch in den Schulen angeschafft, der damalige Kultusminister Dr. v. Goßler empfahl es aufs wärmste, und behördliche und korporative Anerkennungen aller Art wurden dafür Amyntor zuteil.

Wie der eben genannte Roman, so ist auch „Ein Kampf um Gott" ein sehr feines Kulturbild aus der Mark zur Zeit der ersten Hohenzollern. Auch dieser Roman macht dem Erfindungsgeist und dem Erzählertalent des Verfassers alle Ehre. Sehr anziehend sind die Gestalten des Ritters Busso von Torgau, des Bruders Benedikt, des kühnen Wendenjungen Anselm und der jungen und schönen Wendin Margeret. Wie Busso aus dem zwar christlich erzogenen, aber dennoch voll heidnischer Neigungen und Leidenschaften steckenden Mädchen eine gute Christin macht, ist recht fesselnd geschildert.

In anerkennender Weise sprach sich Bodenstedt auch über den Roman „Vom Buchstaben zum Geiste" aus. Durch dieses edle, schöngeistige Werk, so schrieb er, habe sich der Verfasser aufs neue als ein Humanitätsprophet bewährt, indem er den Geist über den Buchstaben stelle und die erhebende, befreiende und friedensstiftende Kraft des ersteren im Gegensatz zu der Macht der Finsternis und des feindseligen Fanatismus des Buchstabenglaubens darlege, was gerade in unserer Zeit des Rassen-, Nationalitäten- und Glaubenshasses besondere Anerkennung verdiene. Hier sei der Autor ganz und gar in seinem Element, indem er sich als Erzieher, Denker und Philosoph zeige und im Gewande einer vortrefflich

erfundenen Erzählung sittliche und religiöse Probleme ästhetisch löse, zugleich mit feurigen Zungen verkündend, daß überall die Theorie grau sei und daß nur die Erlösung vom Buchstaben zu dem wahren Seelenfrieden führe. Die Charaktere, die er geschaffen, sind durchweg aus dem Leben gegriffen, die Fabel des Romans ist sehr spannend, und trotz des edlen Zwecks, den Amyntor verfolgt, drängt sich das Tendenziöse und Dozierende nirgends in den Vordergrund.

Als Memoirenschriftsteller hat er in dem schon genannten zweibändigen Werk „Das Skizzenbuch meines Lebens" sich aufs glänzendste bewährt. Diese Autobiographie gehört zu den reizvollsten und interessantesten Lebensbeschreibungen, die wir in unserer Literatur haben. Getreu dem Motto des Feldmarschalls Derfflinger, das Dagobert von Gerhardt-Amyntor seinem Skizzenbuch vorangesetzt hat:

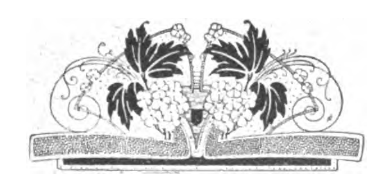
„Habe des Sauren und des Süßen viel genossen,
Aber des Sauren war mehr —"

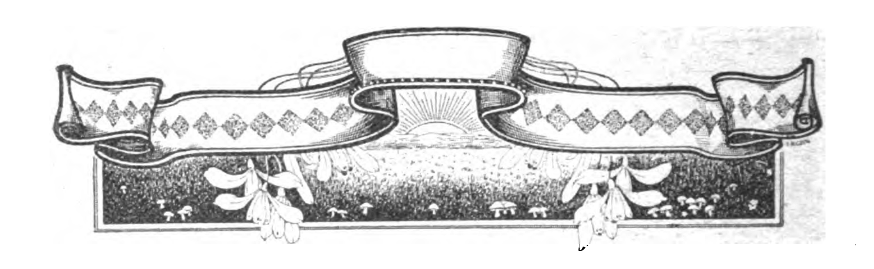
gibt er uns ernste und humoristische Genrebilder seines inneren und äußeren Lebens, plaudert er über seine mannigfachen Beziehungen zu berühmten und bedeutenden Geistern seiner Zeit und läßt uns tiefe Blicke in seine geistige Werkstatt werfen. Dieses Skizzenbuch liest sich von Anfang bis zu Ende wie ein spannender Roman, und nicht nur diejenigen, die sich für die Lebensschicksale des Verfassers interessieren, sondern auch alle, welche für die Geschichte, namentlich die Kulturgeschichte des deutschen Volkes in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Sinn und Verständnis haben, werden sich an dem glänzend geschriebenen Werk erbauen.

Obschon der Verfasser erst in gereiftem Alter zur Feder griff und überdies lange Jahre hindurch an schwerem Siechtum litt, dessen Heilung der Kunst der Ärzte spottete, hat er, wie wir gesehen haben, eine außerordentliche schöpferische Tätigkeit auf den mannigfaltigsten Gebieten der Literatur entfaltet und eine reiche Fülle von Gedichten, Romanen, Novellen, Essays, Skizzen usw. produziert und sich dadurch in die Reihe der ersten zeitgenössischen deutschen Schriftsteller erhoben. Erfreut er sich auch nicht jener allgemeinen Volkstümlichkeit, wie er sie mit Fug und Recht beanspruchen könnte, so liegt dies hauptsächlich daran, daß er es verschmäht, der Mode und der Geschmacksrichtung der Zeit, der sogen. „Moderne", Zugeständnisse zu machen, und daß er, die ausgetretenen Geleise verlassend, seine eigenen Wege geht, ohne nach rechts und links zu blicken, sondern lediglich seinem Genius folgend. Aus allen seinen Schriften tritt uns ein durchaus vornehmer, philosophisch ebenso wie poetisch hervorragenden Schriftsteller mit fest ausgeprägtem und sympathischem Charakter entgegen, der auch denen, die vielleicht nicht mit seiner Lebens- und Weltanschauung in allen Punkten einverstanden sind,

durch seine ideale Persönlichkeit, seine Gemütstiefe und seinen Herzensadel Verehrung und Anerkennung abgewinnt.

Was nun das Leben unseres Jubilars betrifft, so verweisen wir den geneigten Leser auf dessen wiederholt genanntes Werk „Das Skizzenbuch meines Lebens". Nur einzelne Hauptmomente seines Erdenwallens seien hier hervorgehoben. Er wurde in Liegnitz als Sohn eines Generals von Gerhardt am 12. Juli 1831 geboren und widmete sich nach bestandenem Abiturientenexamen am Glogauer Gymnasium und kurzem Besuch der Universität Breslau dem höheren Forstfach. Später vertauschte er den grünen Wald mit dem Exerzierplatz und wurde Soldat. Er trat im April 1849 beim damaligen 11. Infanterie-Regiment in Breslau ein, um bereits ein Jahr darauf die Offiziersepauletten zu erringen. Im Kriege gegen Dänemark 1864 wurde er als Hauptmann des 6. Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 55 durch einen Schuß in die Hüfte schwer verwundet. 1867—68 war er dem großen Generalstab in Berlin beigegeben. Im Feldzuge 1870/71 finden wir ihn als Bataillonskommandeur bei der Division Kummer, und als solchen bei der Zernierung von Metz beteiligt. Doch nahm er 1872 als Major im 2. Posenschen Infanterieregiment Nr. 19, da er infolge seiner 1864 erfolgten Verwundung an einem nervösen Leiden litt und zum weiteren Frontdienst untauglich war, schweren Herzens seinen Abschied. Er siedelte zuerst nach Quedlinburg über und von dort zwei Jahre später, 1874, nach Potsdam, das ihm eine zweite Heimat werden sollte. Dort ist er das Haupt eines glücklichen Familienkreises und erfreut sich in allen Kreisen der Bevölkerung und ebenso seitens des Hofes allgemeiner Beliebtheit. Daß deutsche und ausländische Fürstlichkeiten die Brust des weit über Deutschlands Grenzen bekannten Dichters und Schriftstellers mit hohen Orden geschmückt haben, versteht sich von selbst, und daß ihm in seiner langen militärischen und literarischen Laufbahn von hohen und höchsten Seiten die ehrenhaftesten Anerkennungen zuteil wurden, bedarf nicht erst der ausdrücklichen Versicherung. Die beiden ersten deutschen Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III., sowie Bismarck und Moltke schätzten Herrn von Gerhardt ungemein hoch.





Eine Überraschung im Jenseits.

Von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

— Potsdam. —

Wie lange mag es wohl her sein, daß ich gestorben bin? Du weißt es auch nicht, alter Freund — laß mich dich wieder so nennen — denn das, was wir Zeit nannten, haben wir ja hier nicht mehr. Uns umgibt dauernder Tag, und so vermag ich auch nicht zu sagen, wie viele Monde oder Jahre die Menschen da unten nach meinem Tode schon gezählt haben mögen. Nach meinem Tode! Du lieber Gott! Welche Vorstellungen verbindet man doch auf der Erde mit dem Sterben, und wie ganz, ganz anders ist doch alles gekommen! Ich muß gestehen, mir war recht erbärmlich zumute, als ich die Ärzte an meinem Bette flüstern hörte: „Es geht zu Ende!" Aber mehr noch, als die Angst vor dem Unbekannten, vor dem Sprunge ins Dunkle, den sich meine fiebernde Phantasie mit allen Schrecken ausmalte, quälte mich der Gedanke — du wirst es kaum begreifen — an meine letztwilligen Verfügungen. Viele Jahre lang hatte ich nachgesonnen, wie ich meine Hinterlassenschaft denn eigentlich verteilen sollte; ich wollte mir keine üble Nachrede bereiten, ich wollte noch über meinen Tod hinaus Verkünder meines Ruhmes schaffen und die mißgünstige Welt versöhnen, und so hatte ich nach vielen immer wieder umgestoßenen Entwürfen endlich ein Testament aufgesetzt und gerichtlich hinterlegt, das allen meinen Wünschen zu entsprechen schien, und nun in der Stunde des Todes begann mir die Ahnung aufzugehen, daß ich einen erbarmungswerten Unsinn verfügt hatte, und daß mich meine überlebenden Bekannten als einen Idioten verspotten würden.

Wie gern hätte ich den Ärzten zugerufen: „Schafft mir schnell einen Notar, ich will mein Testament ändern!" — aber die Kräfte

fehlten mir, meine Sinne begannen zu dämmern, und nur noch den Stachel fühlte ich, der sich immer tiefer und schmerzhafter in mein Gewissen bohrte: dein letzter Wille ist ein ungeheurer Irrtum, ein krasser Undank gegen dein Geschick, ein Frevel an der Menschheit.

Ich weiß nicht, ob mich jeder da unten verstehen würde, aber dir, dem ich hier so unvermutet begegnet bin, und der mich trotz der Vergangenheit hier gleich so liebevoll begrüßt hat, dir werde ich doch vielleicht meinen damaligen Zustand klar machen können.

Ich war tatsächlich ein Milliardär geworden, und zwar kein gewöhnlicher Markmilliardär, wie mancher protzende amerikanische Spekulant, der mit seinem Reichtum zu posieren pflegt, sondern ein richtiger Talermilliardär; wahrscheinlich war ich der reichste Mann der Erde. Was ich alles besaß, kein Mensch wußte es außer mir, denn, wie dir ja bekannt ist, ich hatte weder Weib noch Kind, denen ich es hätte ins Ohr flüstern können, und gegen meine Beamten war ich verschwiegen wie das Grab.

Warum ich mir kein Weib genommen hatte, frägst du mich? Ich hatte vom Seewasser des Erfolges getrunken, und nun verzehrte mich ein fiebernder Durst nach mehr und größeren Erfolgen, so daß ich keine Zeit und keinen Sinn mehr für etwas anderes hatte, als für den Gewinn, für die Mehrung meiner Schätze. Bedürfnisse des Herzens kannte ich nicht mehr; ich war gewissermaßen entmenscht, ich war zu einem monströsen Zweihänder geworden, der nur noch rechnete und spekulierte, und der Reichtum war mir nicht mehr Mittel, sondern Zweck, elendester Selbstzweck.

Du schüttelst den Kopf? Du meinst, ich übertreibe? O nein, mein Teurer, ich rede die reine Wahrheit. Du hast zwar recht, daß ich nie so geschmacklos gewesen bin, mit meinen Schätzen zu prahlen; nie habe ich nach Art gewisser Nabobs Reklame für mich gemacht und habe auch nie Broschüren verfaßt oder verfassen lassen, in denen ich etwa die eitle Frage aufgeworfen hätte, was ich mit meinen Milliarden tun solle. In meinen Adern floß reines deutsches Blut, und mir widerstanden allzeit derartige Großsprechereien. Aber trotz aller meiner Verschwiegenheit blieb dem Publikum ja nicht verborgen, daß ich ein Krösus war; je abenteuerlichere Legenden es über mich und meine Schätze verbreitete, desto mehr zog ich mich von ihm zurück und lebte schließlich in ziemlicher Vereinsamung. Freilich verkehrte ich täglich mit meinem Privatsekretär und mit vielen meiner Agenten, Direktoren und Unterhändler; das war aber ein rein geschäftlicher Verkehr, von meinem Herzen spannen sich keine Fäden zu einem anderen Herzen, und selbst mit dir, meinem früheren Freunde, den ich in seiner Not so schmählich vergessen hatte, war ich auseinandergekommen.

Nein, nein, laß es mich reumütig bekennen, daß ich dir gegenüber

wie ein rechter Lump gehandelt habe. Du warst in Schwierigkeiten geraten, du standest vor dem Zusammenbruch, wie du mir vertraulich angedeutet hattest, und ich rührte keine Hand, dir beizustehen und dich herauszureißen. Es war nicht eigentliche Gefühlsroheit, nicht gemeine Schadenfreude, daß ich so handelte. Du warst ja nicht mein Konkurrent, und ich hatte von deinem Ruin keinerlei Vorteil zu erwarten. Aber ich war durch meine fortgesetzten und beispiellosen Erfolge zu einer ganz verkehrten, geradezu wahnsinnigen Anschauung von Menschen und Dingen gekommen. Erfolg und Menschen hielt ich für gleichwertig. Den, der nichts erreichte, verachtete ich als ein inferiores überflüssiges Wesen; ging er zugrunde, dann wurde ihm, meiner Ansicht nach, nur das Verdiente zuteil, und ich hätte es für ein Unrecht gehalten, einem solchen Menschen wieder aufzuhelfen. So verachtete ich auch im Grunde meines Herzens jeden Armen; er war mir entweder ein Querkopf oder ein Faulpelz und gemeinschädlicher Mitesser; mein Abscheu vor ihm und der ganzen Atmosphäre, in der er lebte, war unbezwinglich.

Das Schicksal strafte mich. Die wenigen Verwandten, die ich hatte, verlor ich nach und nach durch den Tod, und die völlige Vereinsamung, in die ich dadurch geraten war, wurde mir nun doch mit der Zeit unerträglich, so daß ich beschloß, ein fremdes Wesen an Kindesstatt anzunehmen. Durch einen Agenten wurde mir ein kleines Mädchen nachgewiesen, das durch geringe Entschädigung an deren Verwandte zu haben war. Ich sah es, fand es hübsch und geeignet und erwarb es. Es war ein Geschäft, nicht viel anders als ein Pferdekauf. Die Kleine gewöhnte sich an mich, ich gewöhnte mich an sie, und ich malte mir nun immer in Sorgen aus, was das Kind, das ich zu meinem Universalerben machen wollte, nach meinem Tode denn eigentlich mit meinen Milliarden beginnen würde. Ich traf alle möglichen Vorkehrungen, um wenigstens den Hauptteil meines Vermögens für sie sicher zu stellen, denn ich sah voraus, daß man von allen Seiten versuchen würde, die unerfahrene reiche Erbin zu betrügen und zu berauben.

Jahrelang hat mich diese Sorge gequält, und schließlich war sie unnötig gewesen, denn das Schicksal, das mir immer reichere Schätze in den Schoß warf, so daß sie mich fast erdrückten, nahm mir das einzige Wesen, das ich lieb gewonnen hatte und das inzwischen zu einer reizenden Jungfrau herangeblüht war, durch einen jähen plötzlichen Tod. Ich raste vor Schmerz und Verzweiflung. Ich war zu alt geworden, um das Experiment noch einmal zu machen und ein zweites Kind anzunehmen. Ich stand allein in der Wüste des Lebens; nirgends eine Oase, in der mir der Born der Freundschaft oder der Liebe sprudelte, in der ich mein Haupt an die Brust eines anderen Menschen hätte schmiegen können.

Ich mußte nun ein neues Testament machen, denn das alte war

gegenstandslos geworden. Ich kannte Hunderte von armen Teufeln, von wackelnden Geschäftsinhabern, von fleißigen, darbenden Handwerkern, von klugen Köpfen, denen nur die Mittel fehlten, ihre tüchtigen Pläne in gewinnbringende Taten umzusetzen; an diese alle konnte ich mein Geld verteilen und so über die Schwelle ungezählter, von Sorgen erdrückter Erdenpilger das lang ersehnte Glück treten lassen. Aber bei diesem bloßen Gedanken regte sich in mir schon die Galle, und mich schüttelte der Abscheu vor einer so törichten Willensanwandlung. Sollte ich mir etwa ein Heer lachender Erben schaffen, die nach meiner Bestattung ein fröhliches Gelage feiern und spöttisch des alten Esels gedenken würden, der sich nur für die Armen bemüht hatte? Mir krampfte sich das Herz zusammen. Nicht eine einzige frohe Minute hatte ich in meinem ganzen Leben gehabt; an den Tagen hatte ich, ein Sklave des Mammons, gegrübelt und gerechnet, und in den Nächten hatte ich gezittert vor den Möglichkeiten des Mißerfolges, und nun sollte alle meine hirnzerwühlende Sorge und Mühe nur dazu gedient haben, leichtfertigen Burschen die Mittel zu ihren törichten Ausschweifungen zu gewähren? Nein, lieber wollte ich meinen ganzen Besitz zu Gold machen und mit diesem Goldhort hinausfahren in den Ozean, um ihn dort in unergründliche Tiefe zu versenken.

So zermarterte ich unausgesetzt mein Hirn, wem in aller Welt ich denn nur meine Schätze hinterlassen sollte? Ich kam endlich auf jenen banalen Ausweg, auf den schon viele vor mir in gleicher Lage gekommen sind, und der mir von allen Übeln — denn ein Übel schien mir unter allen Umständen die Trennung von meinem Besitze — das geringste deuchte: ich beschloß, allerlei Stiftungen und Körperschaften zu dotieren.

Ich hatte einen Feind, den ich unter allen Lebewesen am meisten haßte — du hast Fritz Dankwart ja gekannt — er war ein vom Glück verfolgter und dabei doch ganz törichter und von Großmannssucht befallener Mensch, der zeit seines Lebens immer die Hälfte dessen, was er erwarb, wieder verschenkte, um sich den Namen eines großmütigen Spenders, eines Philanthropen zu machen. Ich ärgerte mich jedesmal, wenn ich nur den Namen dieses Kerls in den Zeitungen fand. Ihn nun wollte ich übertreffen, er sollte, wenn ich vor ihm das Zeitliche segnete und er dann von meinen Verfügungen erfahren würde, vor Neid bersten. Ich ließ mir eine Liste aller Hochschulen nicht nur meines Vaterlandes, sondern der der ganzen Welt aufstellen und vermachte jeder dieser Hochschulen mehrere Millionen. Ich dotierte alle öffentlichen Bibliotheken, Kunstsammlungen und Museen. Ich gedachte der Krankenhäuser, der Krippen, der Ferienkolonien, der Volksküchen, der öffentlichen Badeanstalten mit namhaften Legaten. Als ich aber alle diese Vermächtnisse zusammenzählte, die ich mit schwerem Herzen und nur

geschmeichelt durch den Vorgeschmack der Schadenfreude niedergeschrieben hatte, blieb noch immer eine Milliarde zu meiner Verfügung, die ich doch nicht als herrenloses Gut etwa dem Fiskus zur Einziehung hinterlassen durfte. Ich sann und sann, was mit diesem Rest meiner Schätze denn geschehen sollte. Da kam mir, wie ich glaubte, ein glorreicher Einfall, der, wenn Fritz Dankwart jemals seine Ausführung erleben sollte, ihn unfehlbar in die Grube ärgern mußte. Ich hatte von jener Nobelstiftung erfahren; ich wollte etwas Ähnliches, nur noch weit Größeres und Bedeutenderes leisten. Meine noch übrige Milliarde warf dreißig Millionen Zinsen ab, und diese dreißig Millionen sollten alljährlich an verschiedene Städte meines Vaterlandes zu gemeinnützigen Anlagen verteilt werden. Die Stiftung — sie sollte natürlich meinen Namen tragen und ihn unsterblich machen — war durch einen Vorstand zu verwalten, der über die jedesmalige Auswahl der Städte und über die Verwendung des Geldes zu entscheiden hatte. Man konnte also hier eine Kirche, dort eine Schule bauen, in A. eine Wasserleitung, in B. eine elektrische Beleuchtung einrichten, man konnte Stadtparks und Promenaden oder Badeanstalten und Theater gründen, man konnte die Armenfonds bereichern oder den Bewohnern einer Stadt an meinem Geburtstage ein öffentliches Fest veranstalten — ich war nicht kleinlich genug, ganz bestimmte Vorschriften zu geben, sondern überließ die Verwendung der Mittel der Einsicht des durch die Landesbehörden zu ernennenden Verwaltungskörpers.

Noch wollte ich gerade einige Nachträge zu diesem großartigen Plane niederschreiben, der in seinen Hauptzügen schon festgestellt und notariell beglaubigt war, als unvermutet der Tod an meine Pforte pochte. Und nun kam die Reue. Je unfähiger ich mich fühlte, diesen meinen letzten Willen überhaupt noch zu ändern, je törichter erschien er mir. Ich sah im Geiste voraus, wie alles kommen würde, kommen mußte. Die Bewohner von Krähwinkel, denen so unerwartet eine Million in den Schoß fiel, würden ein Kasino bauen, und darin würde der Verein Amicitia sein ödes Wesen treiben oder der Verein Stimmgabel seine ohrenzerreißenden Übungen abhalten; die armen Leute der Stadt aber würden dem Erblasser fluchen, der ihrer so ganz vergessen und nur für das Vergnügen der Besitzenden gesorgt hatte. Und die Bewohner von Abdera würden vielleicht ein Krankenhaus für Patienten einer ganz bestimmten kirchlichen Richtung gründen, so daß ein hilflos Leidender einer anderen Richtung mir, dem herzlosen Testator, ebenfalls fluchen würde. In so unüberlegter, kindischer Weise durfte ein Zurechnungsfähiger seine Schätze doch nicht verzetteln, und ich hatte es getan, ich, der einen großen Teil seines Lebens gerade an diese Aufgabe verschwendet hatte! Würde es nach meinem bevorstehenden Abscheiden auch nur einen einzigen Menschen geben, der mir in ehrlichem Schmerz

eine Träne der Dankbarkeit nachweinen würde? Nur gleichgültige und enttäuschte Gesichter sah ich meinem Sarge folgen, denn nicht einen hatte ich glücklich gemacht, nicht vom Herzen eines einzigen Menschenbruders den Abdruck der Sorge genommen! Wenn ich meine drei Milliarden in Teile von je tausend Mark zerlegt hätte, so konnte ich drei Millionen darbender Familien ein sorgenfreies Jahr bereiten und ihnen einmal wieder den Sonnenschein der Freude auf ihren verdüsterten Lebenspfad zaubern. Dann hätte ich Dank geerntet, ehrlichen Dank, dann wäre mein Name von drei Millionen Menschen gesegnet worden, während sich nun die Vorstände meiner Stiftungen vergnügt die Hände reiben würden, daß sie durch meinen Wahn in den Stand gesetzt waren, ihren Günstlingen parteiisch zu helfen und ihre Gegner durch Nichtbeachtung und Ausschließung zu strafen.

Ich sehe die Sache zu pessimistisch an, sagst du? Meine Verfügungen wären demnach verdienstlich und würden mir von der Menschheit gedankt? Nein, mein Bester — ich weiß, du meinst es gut und willst mich trösten — aber glaube mir, ich habe das Problem bis zu Ende durchgedacht und bin zu dem unumstößlichen Schlusse gelangt: nicht Verbände und nicht Genossenschaften soll man testamentarisch bedenken; dem einzelnen Menschen soll man Freude machen! Der Kranke, der in das von dir gegründete Spital aufgenommen wird, denkt deiner ja gar nicht; er nimmt die Wohltat hin, wie etwas ihm Gebührendes, etwas ganz Selbstverständliches, und er hat recht, denn er weiß, daß, wenn nicht Herr X. oder Y. das Spital gegründet hätte, es dann die Allgemeinheit hätte gründen müssen, weil es eben eine Notwendigkeit war. Aber Tränen trocknen von den von Kummerfalten durchfurchten Wangen bestimmter Personen, einzelner Individuen, das nenne ich als Menschenfreund handeln, das ist ein Beginnen, das dem Geber wie dem Empfänger das Herz im Leibe hüpfen macht.

Willst du mein Begräbnis sehen? Willst du selbst urteilen, ob mir eine solche Bestattung Freude machen konnte? Komm, wir wollen uns so weit in den Raum entfernen, bis wir die Erde gerade am Tage meiner Beisetzung vor Augen haben."

* * *

Mit Gedankenschnelle schwebten die beiden Geister durch ungeheure Fernen, zu deren Durchdringung der Lichtstrahl mehrere Jahre gebrauchte, und plötzlich hielt der Geist des einstigen Milliardärs inne und rief auch seinem Begleiter ein Halt zu.

„Da, schau hinab! Da hast du die Erde gerade an dem Tage, da ich bestattet wurde. Suche meine Vaterstadt! Hast du sie? Gut! Nun sieh dir einmal das Gewimmel an, das meinem Sarge folgt und die Straßen der Stadt verstopft!"

Mit ihren jeder Beschränkung spottenden Astralorganen erkannten die beiden Geister eine Menschenmenge, die hinter einem von acht geschmückten Pferden gezogenen Leichenwagen, dem eine choralblasende Musikbande voranschritt, in munterem Geplauder dahinzog. Dem Leichenwagen mit seinem in Purpursammet gehüllten Zinksarge folgte unmittelbar ein halbes Dutzend offener Wagen, die mit Kränzen und Palmenwedeln so hoch wie Erntewagen beladen waren; dann erst kam das Trauergefolge, aus dessen schwarzen Wogen die flatternden Banner der Vereine und die hochgetragenen Embleme der Gewerkschaften emporragten. Die dichtgedrängten Gruppen der an den Straßenseiten harrenden Schaulustigen betrachteten mit leicht spöttischer Miene den schier endlosen Zug. Niemand lüftete die Kopfbedeckung, aber fast alle lächelten etwas geringschätzig über den Pomp, der da vor ihnen entfaltet wurde, indem sie wohl im stillen berechnen mochten, wie vielen Darbenden mit den Kosten dieser prahlerischen Beisetzung hätte geholfen werden können.

Der Geist des Milliardärs wandte sich unwillig ab.

„Mir wird übel, wenn ich noch länger diesem widerlichen Possenspiel zuschaue. Habe ich nun recht gehabt, alter Freund? Aber höre: eine Freude, eine einzige ist mir dennoch an meinem Begräbnistage zuteil geworden. Laß uns der Erde etwas näher schweben, damit wir sie am Abend dieses Tages sehen."

Sie durchmaßen den Raum mehrerer Lichtstunden und erkannten nun die ihnen zugewandte, von leichter Dämmerung beschattete Seite der Erdkugel.

„Da ist der Kirchhof," sagte der einstige Milliardär, „und dort in dem prunkenden Mausoleum — du erkennst es? — sind meine irdischen Überreste beigesetzt."

„Ich sehe, ich sehe!" erwiderte der andere. Plötzlich rief er gerührt: „Barmherziger Gott! Welch ein Anblick!"

Ein altes Mütterchen in schlichtem, schwarzem, verschossenem Kleide humpelte mühsam den Kirchhofsweg entlang und machte vor dem schmiedeeisernen Gitter des Mausoleums Halt. In der Rechten trug sie einen dürftigen Kranz aus Lorbeerblättern, wie man ihn für fünfzig Pfennige bei den Kranzhändlerinnen vor dem Kirchhofstor erstehen konnte. Sie hing die ärmliche Blätterspende über eine Spitze des Eisengitters, dann kniete sie nieder, faltete die runzligen Hände und murmelte mit welken Lippen ein Gebet, während ihr die hellen Tränen über die hageren Wangen perlten.

Der Geist des Milliardärs wollte die Hand seines Begleiters packen, aber er griff in die Luft; hätte er jedoch das aus Äther gebildete Organ packen und drücken können, der andere würde vor Schmerz laut aufgeschrien haben.

„Diese Tränen der Alten," stieß er tief bewegt hervor, „sind ein

Brillantschmuck, von dessen Wert ich früher keine Ahnung hatte; sie sind kostbarer, als alle Kohinore irdischer Krönungsschätze. Die Alte war meine Waschfrau gewesen, und als sie nicht mehr arbeiten konnte, habe ich ihr — pfui Teufel über meine Knickerigkeit! — lumpige fünfhundert Mark geschenkt, um sie vorm Hungertode zu schützen. Und dafür trägt sie mir diesen unauslöschlichen Dank! Sie ist das einzige Wesen, das heimlich mein Grab aufgesucht, das einzige, das mir eine Träne nachgeweint hat! Gott möge sie segnen und mir vergeben!"

„Er wird dir vergeben, denn du hast immerhin dein Scherflein zur Beglückung der Menschen beigetragen," tröstete der andere. „Deine Vermächtnisse müssen doch heute schon köstliche Frucht bringen, und manch ein Erdenbürger gedenkt deiner sicher in Dankbarkeit."

„Meinst du?" kam es spöttisch von des anderen Lippen. Er bat den Freund, ihm weiter zu folgen, und beide schwebten bis in die unmittelbare Nähe der Erde. Sie erkannten alles, was in diesem Augenblick auf ihr vorging; sie sahen durch Dächer und Mauern.

Es war heller Tag da unten. In einem großen, festlich geschmückten Saale tagte eine Versammlung ernst und würdevoll dreinschauender Männer. Ein älterer Herr mit Stern und Ordensband führte den Vorsitz. Er stand vor seinem etwas erhöhten Sessel und beendete gerade eine Rede, die er vor den Versammelten gehalten hatte, mit den feierlichen Worten: „Darum, meine Herren, wird mit dem heutigen Tage eine neue Ära für die Menschheit beginnen. Sie haben einmütig zugestimmt, daß mir, dem neu ernannten Wohlfahrtsminister, auch jene Milliardenstiftung zur freien Verfügung übergeben wird, die einst ein sehr reicher, aber in Sachen der Volksbeglückung recht unerfahrener Mann letztwillig unserem Lande vermacht hat. Wir sind nicht undankbar und gedenken des Wortes: Von den Toten soll man nur Gutes reden. Aber als ehrliche Freunde der Wahrheit müssen wir andererseits es auch aussprechen, daß an jenem reichen Vermächtnis doch auch manche Träne und mancher Blutstropfen der Witwen und Waisen kleben mag, denn nur im Wege einer erbarmungslosen Vergewaltigung der kleinen Besitzer und Geschäftsleute durch den heißhungrigen Großbesitz jenes mehrfachen Milliardärs konnten dessen ungeheure Schätze zusammengebracht werden. Sie haben, meine Herren, den weiten Blick gehabt, alle Stiftungen unseres Landes in einen einzigen Topf zusammenzutun und diesen außerordentlich bedeutenden Fonds unter meine Verwaltung zu stellen, und Sie haben, nicht als Anerkennung meiner Verdienste — denn diese konnten trotz meines besten Willens nur sehr geringe sein — sondern wohl mehr nur, um mir einen Ansporn zu neuer und gesteigerter Tätigkeit zu geben, diesem allgemeinen Landesfonds den Namen des Dankwart-Fonds verliehen. Fortan wird in unserem Vaterlande keine Bettelei der Behörden, keine offizielle Sammlung mehr stattfinden; nur

die im stillen geübte Privatwohltätigkeit mag auch ferner blühen und Früchte tragen. Aber eine Spende mit öffentlicher Nennung des Spenders wird nicht mehr geduldet werden, denn jede Wohltat büßt ihren Segen ein, wenn der Name des Wohltäters nicht im Verborgenen bleibt; mit der Barmherzigkeit soll menschliche Eitelkeit ferner nicht mehr verquickt werden."

Der Redner verneigte sich würdevoll nach allen Seiten, und das beifällige Gemurmel der Versammlung drückte deren Zustimmung aus.

„Hast du es gehört?" fragte der Geist des Milliardärs seinen Begleiter. „Dankwart-Fonds wird fortan meine Stiftung heißen; die Schätze, die ich im Schweiße meines Angesichts als ein freudenloser, sorgengepeitschter Mann mühsam gesammelt habe, werden den Namen meines Todfeindes verewigen, während mein Name verdienter Vergessenheit übergeben wird. Oh, welch eine Ironie des Schicksals! Welch grausame Lehre für mich! Trüge ich noch meinen irdischen Leib, ich würde jetzt vor Ärger die Gelbsucht bekommen; könnte ich noch in Ohnmacht fallen, ich läge längst in deinen stützenden Armen. Aber es geschieht mir recht; warum habe ich meine Millionen nicht an bestimmte Arme und Darbende verteilt? Warum sie an Stiftungen vergeudet, von denen nur dieser teuflische Heuchler in Menschengestalt die Ehre und den Vorteil haben wird?"

„Beruhige dich doch!" mahnte der andere, indem er nach irdischer Gewohnheit seine Hand beschwichtigend auf des Genossen Schulter legen wollte, aber auch er griff in die Luft, „laß doch die Menschenkinder ihre Narretei treiben . . . was geht es dich an? Du hängst noch viel zu sehr an den Dingen der Erde, die wir hier in unserem Ätherreich doch zu überwinden haben. Wenn du auch, wie ich gern zugeben will, eine unerwünschte Erfahrung gemacht hast, so darfst du doch einen Ausnahmefall nicht verallgemeinern und zur Regel machen. Wohltätige Stiftungen, wenn sie von frommem Herzen kommen, haben sicher ihren Wert. Sind sie von der Eitelkeit diktiert, dann allerdings sind sie ein Irrtum. Aber der Weg der Menschheit geht durch Irrtümer zur Wahrheit, zu einem fernen unbekannten Ziele, das auch wir Geister noch nicht kennen; wir kennen nur die nächste Etappe auf diesem Wege, sie heißt: sittliche Vervollkommnung."

Der also Angeredete hatte sich beruhigt. „Du hast recht, alter Freund. Bleib mir auch ferner ein treuer Begleiter und Ermahner, der mir meine Aufgabe mehr und mehr erfüllen hilft."

Sie lösten beide den Blick von der Erde und ließen ihn in die Runde des Weltalls gehen. Von Schauern der Andacht wurden ihre Seelen ergriffen. Der uferlose Raum, der als ein unlösbares, aber ahnungsreiches Mysterium sie umgab, erschien wie ein leuchtendes Schwarz, das aber keine Fernsicht raubte, in das sie vielmehr mit ihren

verschärften Organen bis in unendliche Tiefen hineinschauen konnten, und in diesem wunderbaren Ätherozean wirbelten die Sonnen und Sterne und Sternhaufen wie die buntglühenden Leuchtkugeln eines Riesenfeuerwerks.

Nach längerer Pause, in der er glücklich alle irdischen Erinnerungen überwunden hatte, sagte der einstige Milliardär geweiteten Herzens:

„Welchen Dank schulden wir Gott, daß er uns die Herrlichkeit dieses zweiten kosmischen Lebens vergönnt, dem sicher wiederum ein Jenseits, ein für uns noch unausdenkbares drittes Leben folgen wird! Von Rätsel zu Rätsel führt uns der erhabene Weltgeist, wohin? Nur er allein weiß es, ihm sei die Ehre!“

Ein eigentümliches Tönen ging durch den Weltenraum; zart wie von Äolsharfen setzte es ein, in mächtiger Steigerung schwoll es an, daß es wie Donner durch den Äther rollte, und ebenso schnell nahm es wieder ab und erstarb in einem sanft klagenden Akkorde.

„Hörst du? Wir werden zur Arbeit gerufen,“ mahnte der Geist des Freundes.

„Gottlob, daß es auch hier Arbeit gibt,“ rief wohlgemut der Milliardär, „sie ist das Köstlichste, was uns Gott geschenkt hat.“

Und beide entschwebten in Sonnenfernen, wohin sie der Klang der wunderbaren Glocke gerufen hatte.





Die Ergebnisse der sozialen Arbeiterversicherung.

Von

Max Richter.

— Leipzig. —

Vor einem Vierteljahrhundert wurden die ersten Bausteine zu jenem großen Werke zusammengetragen, das Deutschland in seiner Arbeiterversicherung besitzt. Bereits im Februar 1881 ließ Wilhelm I. den Wunsch einer staatlichen Sozialpolitik verkünden, der sich schon im November desselben Jahres in der bekannten kaiserlichen Botschaft zu einem vollständigen sozialpolitischen Programm verdichtet hatte. So entstand zunächst das Krankenversicherungsgesetz vom 15. Juni 1883, dem am 6. Juli 1884 das Unfallversicherungsgesetz für die Industrie folgte. Beide Gesetze erfuhren bereits im nächsten Jahre (28. Mai 1885) eine erhebliche Ausdehnung, namentlich auf die Verkehrsbetriebe, so daß, von diesem Zeitpunkte der erweiterten Versicherungspraxis an gerechnet, heute die praktischen Resultate einer zwanzigjährigen Entwickelung vor uns liegen. Im Jahre 1886 (5. Mai) erfolgte sodann die weitere Ausdehnung dieser beiden Gesetze auf die Landwirtschaft und die Einführung einer Unfallfürsorge für Beamte (15. März 1886). Jahr um Jahr sehen wir nun neue Verordnungen in Kraft treten, die der sozialpolitischen Fürsorge dienen. Im Jahre 1887 wurde die Unfallversicherung für Bauarbeiter und Schiffsleute eingeführt, während die soziale Versicherung im Jahre 1889 (22. Juni) durch ein Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz ihren vorläufigen Abschluß erhielt. Der Bau war fertig, auch hatte er inzwischen durch verschiedene ergänzende Novellen zu den Gesetzen mannigfache Verbesserungen erfahren.

Die bisherigen Resultate der sozialen Arbeiterversicherung des Reiches drücken sich am besten in den Zahlen der alljährlich zu diesem Zweck aufzuwendenden Leistungen aus. Die bedeutendste Einrichtung,

welche dem Zwecke der sozialen Versicherung dient, ist die Krankenversicherung. In dieser Organisation waren im Jahre 1903 nicht weniger als 23 200 Krankenkassen, welche als Lokalbehörden die Geschäfte der Versicherung, sowie die weitere Behandlung der Krankheitsfälle im Reiche besorgen, vorhanden. Insgesamt wiesen diese Kassen einen Mitgliederbestand von rund 10 Millionen Personen auf, so daß die einzelne Kasse durchschnittlich 430 Mitglieder hatte. Nach der Zahl dieses Mitgliederbestandes sind also 18 Prozent der gesamten Bevölkerung Deutschlands, dagegen 43.5 Prozent der erwerbstätigen Personen zwangsweise gegen Krankheit versichert. Von den versicherten Personen erkrankten im genannten Jahre 3.8 Millionen oder 38 Prozent der Versicherten (6.8 Prozent der Einwohner Deutschlands). Die Krankheitstage der Versicherten betrugen zusammen nicht weniger als 72.0 Millionen, so daß jede der erkrankten und versicherten Personen durchschnittlich 19.0 Tage krank war. Zeigen diese Vergleiche einerseits ein ziemlich häufiges Auftreten von Krankheitsfällen, so bestätigen sie andererseits, daß die Dauer der durchschnittlichen Erkrankung für den Arbeiter gewiß eine ernste Gefahr für seine Existenz bedeutete, wenn er nicht versichert wäre und wenn ihm dadurch über die Tage der Erwerbslosigkeit nicht hinweggeholfen würde. Was den finanziellen Stand der Krankenversicherung betrifft, so beliefen sich im gleichen Jahre die Einnahmen dieser Kassen auf rund 206.7 Millionen Mark. Da nun die Versicherungsbeiträge zu zwei Dritteln von den Arbeitern selbst und zu einem Drittel von den Arbeitgebern aufgebracht werden, so hatten erstere die Summe von 137.8 Millionen Mark, der einzelne versicherte Arbeiter also 13.78 Mark im Jahre zur Versicherung beigesteuert, während die Leistungen der Arbeitgeber 68.9 Millionen Mark betrugen. Die Ausgaben bezifferten sich auf 200.0 Millionen Mark. Rechnet man davon 20 Prozent für Verwaltungsausgaben ab, so verbleibt eine Summe von rund 160 Millionen Mark, welche als Krankenunterstützungen an die Versicherten zur Verteilung gekommen ist. Danach hätte der einzelne erkrankte Arbeiter durchschnittlich 42.10 Mark während der durchschnittlichen Krankheitsdauer von 19.0 Tagen als Krankenunterstützung erhalten. Das gesamte Vermögen der deutschen Krankenkassen belief sich im genannten Jahre auf 180.5 Millionen Mark, also auf 18.05 Mark pro Kopf der versicherten Arbeiter.

In ähnlicher Weise ist auch die Unfallversicherung über das ganze Reich organisiert. Das Gesetz verpflichtet aber hier den Arbeitgeber, seinen Angestellten oder Arbeiter auf eigene Kosten gegen Unfälle zu versichern, so daß der Arbeitnehmer selbst keine finanziellen Aufwendungen zu machen braucht. Die Entscheidung darüber, ob dem Arbeiter, der einen Unfall erlitten hat, ein Anspruch auf Entschädigung während seiner Arbeitsunfähigkeit zugebilligt werden kann, liegt in den Händen des

Reichsversicherungsamtes oder in denen der dem letzteren unterstellten Landesversicherungsämter, welche in den einzelnen Bundesstaaten bestehen. Außerdem sind 600 solcher Anstalten vorhanden, welchen, als den ausführenden Organen, die behördliche Überwachung der gewerblichen und industriellen Betriebe, in denen versicherte Arbeiter beschäftigt sind, und die Erledigung der Versicherungsgeschäfte obliegen. Hierbei kommen nicht weniger als 5.2 Millionen Betriebe gewerblicher, technischer und industrieller Richtung in Frage, in denen insgesamt 20 Millionen gegen Unfall versicherte Arbeiter beschäftigt waren. Trotz sorgfältiger Überwachung und weitgehender Vorsichtsmaßregeln, die der modernen Betriebstechnik zu Gebote stehen, ist doch die Gefahr von Unfällen nicht ganz zu vermeiden. Die Zahl der Verletzten ist dennoch eine ziemlich hohe; sie betrug im Jahre 1903 (ohne Hinzurechnung der Verletzten aus den Vorjahren) rund 130 000, also 0.65 Prozent der gegen Unfall Versicherten. Auch die Zahl der dauernd erwerbsunfähigen Personen steigt von Jahr zu Jahr, und zwar wurde das Heer dieser Unglücklichen im Jahre 1903 um 1500 Personen vergrößert, so daß von 1000 Personen 0.075 erwerbsunfähig wurden. Besonders hoch ist die Zahl der Verluste an Menschenleben, die infolge von Unfällen in den Betrieben jahraus jahrein zu verzeichnen sind. Sie betrugen im genannten Jahre rund 8400, das sind im Verhältnis zu den gegen Unfall Versicherten pro Tausend 0.42 Todesfälle. Diesen Personen kann zwar selbst die beste Unfallversicherung nicht mehr zugute kommen, wohl aber hinterlassen sie gewöhnlich eine vielköpfige Familie, die ohne den Ernährer brotlos dastehen würde. Da ist die Unfallrente denn der Retter in der Not; in diesem Sinne brachte sie in 8400 Todesfällen für insgesamt 18 600 Hinterbliebene die notwendige Hilfe. Die gesamten Leistungen der Unfallversicherung erreichten somit auch eine ansehnliche Höhe; es kamen rund 117.3 Mill. Mark teils an die Versicherten selbst, teils an deren Hinterbliebene als Entschädigung für erlittene Unfälle zur Auszahlung, so daß der einzelne von Unfällen betroffene Arbeiter bei einer Gesamtzahl von 770 000 Unfällen (zuzüglich derjenigen in den Vorjahren) rund 152.35 Mark Entschädigung erhalten hat. Die gesamten Ausgaben betrugen im gleichen Jahre rund 152.3 Millionen Mark.

In gewissem Sinne wird die eben geschilderte Versicherungsart durch die neuere Einrichtung der Invaliditäts- und Altersversicherung ergänzt. Denn die Leistungen dieser Versicherung treten ebenfalls ein, sobald der Zustand der Erwerbslosigkeit durch eine längere oder dauernde Invalidität oder durch das Alter herbeigeführt ist. Die Erledigung der hier in Betracht kommenden Versicherungsgeschäfte liegt in den Händen von 31 Versicherungsanstalten und 9 zugelassenen Kasseneinrichtungen, die sich über das ganze Reich verteilen. Da nun die geschäftliche Behandlung der Versicherung in der Weise erfolgt, daß über die gezahlten fortlaufen-

den Beiträge durch Einkleben einer Versicherungsmarke in besondere Versicherungsbücher quittiert wird, so sind hierzu nicht weniger als 5 Mill. Stelleneinrichtungen erforderlich. Von den laufenden Renten an die Versicherten bestanden zu Beginn des Jahres 1904 rund 900 000, welche einschließlich der sonstigen Entschädigungen an Heilverfahren, Invalidenhauspflege, Rückzahlungen bei Verheiratung weiblicher Personen einen Aufwand von rund 135.2 Millionen Mark erforderten. Die einzelne Rente erreichte also den Betrag von rund 150 Mark. Bemerkenswert ist, daß zu diesen Leistungen das Reich selbst einen beträchtlichen Teil beisteuert, nämlich 30.9 Prozent der Gesamtsumme oder 41.8 Millionen Mark. Auch die sonstigen Finanzen der Invaliditätsversicherung bewegen sich auf einer ansehnlichen Höhe: die Einnahmen betrugen rund 183 Mill. Mark, während der Vermögensstand die Summe von über 1 Milliarde Mark aufwies.

Wenn man nun schließlich diese drei großen Einrichtungen unter dem gemeinsamen Gesichtspunkte der Arbeiterfürsorge zuammenfaßt, so ergibt sich, daß im Jahre 1895 die gesamten Leistungen, sei es durch Krankenunterstützungen, sei es durch Unfallentschädigungen oder sei es durch Invaliden- oder Altersrenten, rund 3.6 Millionen Personen zugute kamen, während die gesamten Einnahmen rund 360 Millionen Mark betrugen. Inzwischen hat die Arbeiterversicherung eine wesentliche Ausdehnung erfahren, denn im Jahre 1903 waren es 4.6 Millionen Personen, die Zuwendungen aus dem einen oder anderen Zweige der Arbeiterversicherung erhielten, während die Einnahmen mehr als 600 Millionen Mark betrugen. Davon bezahlten die Arbeiter 39 Prozent, und die Arbeitgeber (Unternehmer) 45 Prozent, während der Rest aus anderweitigen Einnahmen resultierte. All diese Zahlen lassen deutlich genug erkennen, daß es sich hier um ein Werk von mächtiger Ausdehnung handelt. Daß angesichts eines solchen Umfanges der Organisation noch Fehler und Mängel anhaften, ist gewiß erklärlich. Diese Mängel zu beseitigen, wird eine der wichtigsten sozialpolitischen Aufgaben der kommenden Zeit sein.

Welcher Art sind nun aber die Wirkungen der Arbeiterversicherung für die Stellung des Reiches auf dem Weltmarkte? Der im Herbst 1905 in Wien stattgefundene internationale Versicherungskongreß zog neben anderen auch diese Frage in den Bereich seiner Verhandlungen und erwog die Möglichkeit, ob etwa durch die großen Aufwendungen für die Arbeiterversicherung die Produktionskosten des Landes übermäßig gesteigert würden, so daß möglicherweise infolge der Ausdehnung der Arbeiterversicherung die Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte zu leiden hätte. Diese Gefahr ist jedoch keineswegs vorhanden, vielmehr dürften sich gerade die Kosten der Versicherung infolge ihrer günstigen Rückwirkungen auf dem Weltmarkte bezahlt machen. Denn die Versicherung erhöht naturgemäß die Leistungsfähigkeit der gesamten Arbeiterschaft und erzeugt

einen Zustand sozialer Zufriedenheit. Es dürfte daher gerade dasjenige Land über die beste Arbeiterschaft verfügen, das die ausgedehnteste und vollkommenste Arbeiterversicherung hat.

Außer dieser staatlichen Arbeiterversicherung wird aber in Deutschland noch eine ausgedehnte private Arbeiterfürsorge gepflegt. Es bestehen zahlreiche Wohlfahrtseinrichtungen, welche dem gleichen sozialen Zwecke dienen. Besonders übernahmen in der letzten Zeit industrielle und gewerbliche Großbetriebe, in erster Linie die Aktiengesellschaften, mit ihrem Heer von Arbeitern und Angestellten die Aufgabe der sozialen Fürsorge. Dies geschah durch Gründung von Wohlfahrtseinrichtungen, welche durch Gewährung von privaten Unterstützungen in Krankheitsfällen oder von Renten und Pensionen im Zustande der Invalidität und des Alters, auch durch Errichtung von Sparkassen oder Versicherungsstellen der Wohlfahrt ihrer Arbeiter und deren Familien dienen. Auch diese Fürsorgebestrebungen haben einen ganz bedeutenden Umfang angenommen, deren pekuniäre oder sonstige Hilfeleistungen jahraus jahrein nach vielen Millionen zu schätzen sind, doch reicht die soziale Bedeutung dieser privaten Fürsorgearbeit natürlich keineswegs an die der staatlichen Arbeiterversicherung heran.

In welcher Weise hat nun die deutsche Arbeiterversicherung in den einzelnen Kulturstaaten des Auslandes vorbildlich gewirkt? Die soziale Fürsorgeidee, die noch weit von ihrem Endziele, universales Gemeingut zu werden, entfernt ist, befindet sich in fast allen ausländischen Staaten noch in den ersten Anfängen. Zunächst war es Österreich, das dem Vorbilde seines Bruderstaates folgte und ähnliche gesetzliche Maßnahmen, wie sie hier bestehen, traf. Eine zwangsweise Krankenversicherung besteht seit dem Jahre 1888, wurde also fünf Jahre später als die deutsche Krankenversicherung eingeführt. Dieser Einrichtung war jedoch bereits Ende des Jahres 1887 eine zwangsweise Unfallversicherung vorausgegangen. Im allgemeinen beruhen die beiden Versicherungsarten auf den gleichen Grundsätzen und Organisationsprinzipien wie die deutschen. Um ein Bild der Ausdehnung dieser beiden Kasseneinrichtungen zu geben, mögen einige statistische Bemerkungen Platz finden. In der Krankenversicherung waren im Jahre 1894 rund 3000 Kasseneinrichtungen vorhanden, welche eine Mitgliederzahl von 2 Millionen aufweisen konnten, so daß rund 8 Prozent der österreichischen Bevölkerung (ausschließlich Ungarns) gegen Krankheit versichert ist. Die Gesamteinnahmen betrugen im gleichen Jahre rund 30 Millionen Mark, während am Schluß des Jahres ein Vermögensbestand von rund 20 Millionen Mark vorhanden war, so daß auf die versicherte Person rund 6.5 Prozent der Einnahmen und rund 10 Prozent des Vermögensbestandes entfallen. An der Unfallversicherung waren nicht weniger als rund 190 000 Betriebe beteiligt, während die Zahl der in diesen gegen Unfälle versicherten Personen rund

1.6 Millionen betrug. Hier ereigneten sich im genannten Jahre rund 40 500 Unfälle, das bedeutet, daß im Durchschnitt auf je 100 versicherte Arbeiter 2.5 Unfälle kommen. Entschädigt wurden von den mit Unfällen betroffenen Versicherten insgesamt 12 500 Arbeiter, so daß von je 100 Versicherten 0.8 eine entsprechende Entschädigung erhielten. Und zwar belief sich die Summe dieser Entschädigungen auf rund 3 Millionen Mark. Der einzelne mit Entschädigungen bedachte Versicherte erhielt demnach durchschnittlich 240 Mark Unterstützungen für erlittene Unfälle. Die Einnahmen beliefen sich auf rund 10 Millionen Mark; es entfallen demnach auf einen gegen Unfall versicherten Arbeiter nur 6.25 Mark dieser Summe. Die auf diese beiden Versicherungseinrichtungen bezüglichen Gesetze haben in den Jahren 1889 (Unfallversicherung) und 1894 (Krankenversicherung) eine Ergänzung erfahren, während zu gleicher Zeit, nämlich im Jahre 1889, ein Gesetz ins Leben trat, das eine Invalidenversicherung für die in Bergwerksbetrieben beschäftigten Arbeiter einführte. Außerdem hat es nicht an Anregungen gefehlt, welche auf eine Vereinheitlichung der verschiedenen Arbeiterversicherungseinrichtungen und besonders auf Einführung einer gesetzlichen Alters- und Invalidenversicherung nach dem Vorgehen Deutschlands hinzielten; zu einer Verwirklichung dieser Pläne ist es jedoch bisher nicht gekommen.

In Ungarn dagegen ist die Arbeiterversicherung gesetzlich noch herzlich wenig geregelt. Es ist dort lediglich die Krankenversicherung und zwar durch Gesetz vom Jahre 1891 eingeführt worden, während der Plan, auch eine Unfallversicherung zu schaffen, noch nicht genehmigt und demnach auch noch nicht zur praktischen Ausführung gelangt ist.

Italien hat seit dem Jahre 1898 die zwangsweise Unfallversicherung eingeführt, wobei hauptsächlich die gewerblichen Betriebe in Betracht kommen. Die Versicherung ist hier in der Weise geregelt, daß es dem Arbeitgeber freisteht, das betreffende Versicherungsorgan (Versicherungsanstalt) beliebig zu wählen. Zwar wurde durch Gesetz vom Jahre 1898 eine Art Invaliden- und Altersversicherung geschaffen, doch ist dieselbe keine zwangsweise, wie ja auch die Krankenversicherung auf dem gleichen Prinzipe der freiwilligen Beteiligung beruht. Trotz der Bemühungen der Regierung, der Versicherung im Volke Eingang zu verschaffen, ist ihr dies doch nur in geringem Maße gelungen. Immerhin betrachtet man diesen, wenn auch kümmerlichen Anfang als die Grundlage, auf der man das erweiterte System einer allgemeinen Zwangsversicherung aufbauen zu können glaubt. Daneben haben jedoch noch andere Bestrebungen sich mit der Versicherungsfrage beschäftigt. Erst neuerdings ist ein Gesetzentwurf ausgearbeitet worden, der die Mutterschaftsversicherung zum Gegenstande hat. Es handelt sich hier um einen Plan, der gewisse Beziehungen zur deutschen Krankenversicherung besitzt. Danach sollen Arbeiterinnen in gewerblichen Betrieben, welche dem Zustande der Mutter-

schaft entgegensehen, während einer gewissen Dauer ihrer Erwerbslosigkeit unterstützt werden. Wenn auch der Entwurf an sich noch Mängel und Lücken aufweisen mag, so zeigt doch der Gedanke, der zum ersten Male die praktische Verwirklichung eines Mutterschaftsschutzes anregt, daß es in diesem Punkte noch große soziale und sittliche Aufgaben zu lösen gibt. Denn die Fürsorge der Arbeiterinnen im Zustande der Mutterschaft ist eine ebenso menschliche und humane Pflicht, wie die bereits geübte Praxis einer Fürsorge der Arbeiter im Zustande der Krankheit.

Frankreich hat zuerst im Jahre 1894 auf gesetzlichem Wege eine Krankenversicherung eingeführt, die sich auf die Kreise der Bergarbeiter erstreckt. Sonst wurde seither in ausgedehntem Maße die Versicherung durch private Organe betrieben und seitens des Staates nach Möglichkeit unterstützt. Bekannt ist namentlich die sogenannte Schülerversicherung, die viel Anklang gefunden und eine große Ausdehnung genommen hat. Sie besteht, kurz gesagt, darin, daß für jedes Kind ein Sparbuch angelegt wird, in welches wöchentliche Steuern von je zwei Sous zum Zwecke einer Alters- und Krankenversicherung eingetragen werden, während der Staat auf die jährlichen Einzahlungen eine Prämie von 1 Frank leistet. Zur praktischen Durchführung dieser Idee haben sich Schülerhilfsvereine gebildet, von denen im Jahre 1902 rund 1500 mit rund 700 000 Mitgliedern bestanden. Freilich sind die Leistungen dieser Krankenversicherungseinrichtung nicht derart, daß sie einen Vergleich mit denen der deutschen Krankenfürsorge aushielten. Das liegt auch in der Natur der Sache; denn die freiwillige Versicherung umfaßt bei weitem nicht alle Arbeiter, sondern nur einen geringen Teil dieser Kreise. Die Unfallversicherung wurde zwar im Jahre 1898 ebenfalls als eine freiwillige Versicherungsform durch Gesetz eingeführt, doch ist in den letzten Jahren sowohl in der öffentlichen Meinung Frankreichs, als in Regierungskreisen ein Umschwung derart eingetreten, daß mehr und mehr das Prinzip der Zwangsversicherung zum Durchbruch gelangen soll. Schon ein Gesetz vom Jahre 1902, wie auch ein solches vom Jahre 1905, welche beide sich mit der Unfallversicherung beschäftigten, hatten das Prinzip der zwangsweisen Versicherung teilweise in sich aufgenommen.

Belgien, Spanien und Griechenland haben ihren Arbeiterversicherungsgesetzen die gleichen oder ähnliche Prinzipien zugrunde gelegt, wie sie in der französischen Arbeiterversicherung bestehen. Von einer Zwangsversicherung kann demnach auch hier keine Rede sein. Das spanische Gesetz trat im Jahre 1900, das griechische im Jahre 1901 in Kraft, ohne jedoch die gesamte Arbeiterschaft in die Versicherung einzuschließen. — Dagegen hat Belgien bereits den ersten Schritt auf dem Wege der Zwangsversicherung getan. Denn auf die Bergarbeiter findet dieselbe bereits Anwendung und erstreckt sich sowohl auf Unfälle, als auch

auf den Zustand der Invalidität. Neuerdings ist nun noch ein anderes Gesetz geschaffen worden, welches auch zur Versicherung der Arbeiter in Industrie, Handel und Landwirtschaft verpflichtet. Die Organisation dieser Unfallversicherung ruht in der Hauptsache in den Händen von Versicherungsanstalten, denen gegenüber der Staat nur eine Überwachungskontrolle ausübt. Auch die Kranken- und Altersversicherung wird von — meist auf Gegenseitigkeit beruhenden — Instituten besorgt, doch leistet hierzu der Staat jährliche Zuschüsse von rund 15 Millionen Franken. Immerhin sind in diesen die Krankenversicherung betreibenden Kasseneinrichtungen nahezu 800 000 Arbeiter versichert; im Verhältnis zur Einwohnerschaft Belgiens sind das 11.4 Prozent und im Verhältnis zur belgischen Arbeiterschaft rund 40 Prozent.

Luxemburg hat auch nur teilweise die Zwangsversicherung eingeführt. Im Jahre 1901 trat hier ein Gesetz in Kraft, welches die zwangsweise Krankenversicherung einführte, während durch Gesetz vom Jahre 1902 eine Art Unfallversicherung geschaffen wurde, die ebenfalls für die in Industrie und Handwerk beschäftigten Arbeiter obligatorisch ist. Die Organisation dieser Versicherungen beruht ähnlich wie in Deutschland auf einem weitverzweigten Kassensystem, das die Versicherungsgeschäfte und die Krankenbehandlung vermittelt. Zwei Drittel der Versicherungsbeiträge werden von den Arbeitern selbst aufgebracht. Zu allen Versicherungen leistet indessen der Staat beständig einen nicht unerheblichen jährlichen Zuschuß, insbesondere an die Kommunalorgane, die sich neuerdings mit der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit beschäftigen — ein Problem, das in Deutschland zwar nicht durch ein Gesetz, wohl aber durch private Bestrebungen, in Verbindung mit den Verwaltungsorganen, zu lösen gesucht wird. Meist in engem Zusammenhang mit den paritätischen Arbeitsnachweisen bestehen in den deutschen Großstädten (Berlin, Hamburg, Leipzig, Breslau rc.) Kassen, welche bei unverschuldeter Erwerbslosigkeit Unterstützungen an versicherte Arbeiter gewähren. Überdies wird in Luxemburg an dem Ausbau der sozialen Versicherungsgesetzgebung rüstig weiter gearbeitet, so daß in nicht allzu ferner Zeit auch ein Gesetz über Invaliden- und Altersversicherung ins Leben treten dürfte. Liegen doch die Verhältnisse für eine ausgedehnte soziale Fürsorge in dem kleinen von Arbeitern reich bewohnten Industriestaate besonders günstig.

In Holland sind die Bestrebungen, eine Arbeiterversicherung zu schaffen, neueren Datums. Das einzige Gesetz dieser Art trat im Jahre 1903 in Kraft und brachte die zwangsweise Unfallversicherung zur Einführung. Ein eigenartiges Prinzip, auf dem diese Versicherungsart basiert, ist es, daß die Entschädigungen schon am dritten Tage nach dem geschehenen Unfalle zur Auszahlung gelangen. Da diesen Entschädigungen eine eingehende Prüfung der Unfälle vorausgehen muß, so macht sich

hierdurch ein ausgedehntes Verwaltungssystem nötig. Darauf mag denn auch der Wunsch, eine allgemeine Krankenversicherung zu schaffen, zurückzuführen sein, doch ist es bisher lediglich bei der Einbringung eines diesbezüglichen Gesetzentwurfs geblieben. Außerdem hat die Regierung bereits im vergangenen Jahre den Plan zu einer Alters- und Invalidenversicherung entwickelt.

Norwegen, Schweden und Dänemark haben wiederholt versucht, dem Lande eine obligatorische Versicherung zu geben. In erster Linie war es Norwegen, das durch Gesetz vom Jahre 1894 den Versuch machte, die Zwangsversicherung gegen Unfälle einzuführen. Auch die schwedische Regierung brachte bereits im Jahre 1891 einen Gesetzentwurf ein, welcher die Zwangsversicherung zum Gegenstand hatte, doch fand dieser, wie auch die späteren diesbezüglichen Bestrebungen keine Annahme seitens der Volksvertreter. Allerdings beschränkte sich dieser Plan nicht lediglich auf Unfälle, sondern bezweckte eine Versorgung in jedem Falle der Erwerbslosigkeit, einschließlich der Witwen- und Waisenversorgung. Die Unfallversicherung ist daher eine freiwillige, ebenso die seit 1891 bestehende Krankenversicherung, die sich über das ganze Land erstreckt. Das gleiche kann von Dänemark gesagt werden, wo sich die Unfallversicherung lediglich auf die gewerblichen Arbeiter erstreckt. Neuerdings sind hier jedoch Bestrebungen im Gange, die sich mit dem Ausbau der sozialen Versicherungsgesetzgebung, einschließlich der Arbeitslosenfürsorge, befassen. Eine zu diesem Zweck eingesetzte Kommission hat eingehende Untersuchungen der einschlägigen Verhältnisse bereits eingeleitet, diese Arbeit indessen noch nicht zum Abschluß gebracht.

Rußland hat wenig zugunsten der sozialen Fürsorge getan. Eine Versicherung besteht eigentlich nur für die staatlichen Arbeiter seit dem Jahre 1901, während im Jahre 1903 ein Erlaß des Kaisers den Arbeitgebern in der Industrie eine Haftpflicht bei Unfällen und Krankheiten auferlegte. In dieser Weise sollen 2.3 Millionen Arbeiter bereits versichert sein, ob aber die Entschädigungen den versicherten Arbeitern im allgemeinen zugute gekommen sind, läßt sich bei der geringen Zuverlässigkeit der russischen Beamtenschaft (zumal unter den ungünstigen politischen Verhältnissen während der letzten Zeit) nicht feststellen. Bisweilen sind wohl auch Versuche gemacht worden, eine Art Krankenversicherung (besonders beim Auftreten epidemischer Krankheiten wie Cholera 2c.) zu schaffen, doch handelt es sich hier nicht um soziale Maßnahmen von großer praktischer Bedeutung. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen dürfte auch der soziale Fürsorgegedanke kaum einen fruchtbaren Boden finden.

Aussichtsreicher sind die sozialen Fürsorgebestrebungen in Finnland, obwohl auch hier der Einfluß russischer Behörden sich ungünstig bemerkbar macht. Zwar trat im Jahre 1895 ein Unfallversicherungsgesetz und

im Jahre 1897 ein Krankenversicherungsgesetz in Kraft, doch blieben beide Maßnahmen ohne jegliche praktische Wirkung. Trotzdem bestehen freiwillige Versicherungen für Invalide und Kranke, die jedoch mangelhaft organisiert sind. Die einzige Einrichtung, welche sich bewährt hat, ist die obligatorische Unfallversicherung vom Jahre 1895. Es wird daher seitens der Arbeiterkreise immer energischer die Forderung auf Einführung einer allgemeinen Zwangsversicherung für Invalidität und Alter auf staatlicher Grundlage erhoben.

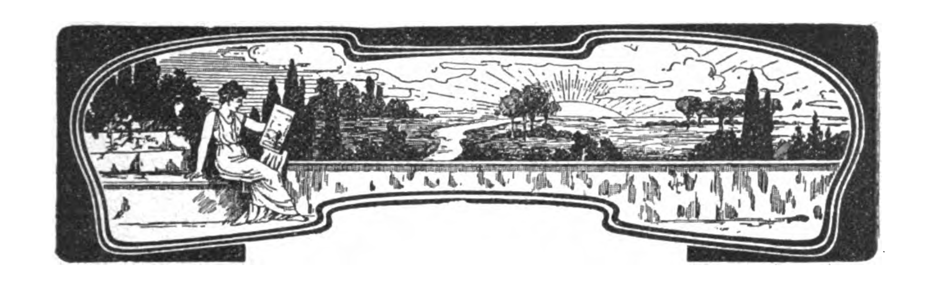
In England sind wiederholt Pläne aufgetaucht, die eine obligatorische Arbeiterversicherung bezwecken, allein sie haben nie die Sympathien und Unterstützung der Volkskreise gefunden. Was hier bisher geschehen ist, sind lediglich Einrichtungen, bei denen der Grundsatz der freiwilligen Beteiligung besteht und die nur einen kleinen Teil der englischen Arbeiterbevölkerung umfassen. Namentlich haben sich die englischen Gewerkvereine auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge betätigt. Ihre gesamten Aufwendungen, die sie im Jahre 1894 für Arbeitslosenunterstützungen, Krankenunterstützungen, Invaliditätsunterstützungen, Begräbnisgelder und so weiter gemacht haben, überschritten nur wenig den Betrag von 20 Millionen Mark. In gleicher Weise entfalten auch die „Friendly Societies" eine ausgedehnte soziale Tätigkeit. Die von diesen Einrichtungen versicherten Personen betrugen im Jahre 1894 2.3 Millionen, während die gesamten Unterstützungen die Summe von 50 Millionen Mark weit überschritten hatten. Diese Kassen stellen eine über das ganze Land ausgedehnte, gewaltige Organisation dar, denn ihre Einnahmen bezifferten sich im genannten Jahre auf nicht weniger als rund 75 Millionen Mark und ihr Gesamtvermögen auf rund 350 Millionen Mark.

Noch in manchen anderen Staaten bestehen Einrichtungen, welche die Arbeiterfürsorge in der einen oder anderen Weise pflegen. Allein schon dieser Rundgang durch die europäischen Kulturstaaten hat gezeigt, wie der soziale Versicherungsgedanke mancherorts bereits festen Fuß gefaßt hat und sich überall einzubürgern beginnt. Überall sehen wir das Erwachen des sozialen Geistes; über die ganze Erde hat der Stern, der vor einem Vierteljahrhundert in Deutschland aufging, seinen Schein verbreitet, den Gedanken des sozialen Friedens am modernen Kulturhimmel verkündend.

Mit der Verbreitung des sozialen Versicherungsgedankens hat aber auch die Versicherungswissenschaft neue Gebiete gewonnen, ja, es konnte vorher überhaupt von einer wissenschaftlichen Pflege der Versicherung kaum die Rede sein. Erst als man die kosmopolitische Bedeutung des sozialen Versicherungsgedankens erkannt und gewürdigt hatte, brach sich in Deutschland die Erkenntnis einer ausgedehnteren versicherungswissenschaftlichen Pflege Bahn. Namentlich waren es die jungen Handelshoch-

schulen, die besondere Dozenturen und Fächer für Versicherungswissenschaft schufen. Dadurch angeregt, wandten sich auch die Universitäten und technischen Hochschulen mehr als bisher diesen Disziplinen zu. Die Vorlesungen an solchen Anstalten sind aber nicht lediglich auf die versicherungstechnischen Fächer, wie Versicherungsmathematik oder Versicherungsrecht, beschränkt geblieben, sondern haben ein weites Feld sozialpolitischer Tätigkeit in ihren Behandlungsbereich gezogen. Außer der sozialpolitischen Gesetzgebung des Deutschen Reiches (einschließlich Gewerbepolitik und Arbeitslosenversicherung) werden besonders die Unfallkrankheiten, Unfallverletzungen, Nervenkrankheiten und Wohlfahrtsgesetze, Pflichten der Ärzte bei Wohlfahrtseinrichtungen, Unfallheilkunde mit praktischen Übungen, Gewerbehygiene, Gewerbekrankheiten des Nervensystems und andere mit der sozialen Versicherung zusammenhängende Fragen behandelt. In das Gebiet der wissenschaftlichen Pflege fallen jedoch auch noch andere Aufgaben. So ist es besonders die Statistik, die überaus interessante Aufschlüsse über wirtschaftliche, soziale, volkshygienische und andere Dinge gibt, wenn sie nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten bearbeitet wird. Während die Versicherungsmathematik in der Hauptsache im Gesichtskreise des Fachmannes liegt, umfaßt die soziale Versicherung auch wirtschaftliche und sozialhygienische Interessen, die in die weitesten Kreise des Volkslebens eingreifen. So findet gerade hier die Versicherungswissenschaft eine reiche Quelle der Belehrung und Forschung, deren Ergebnisse der Gesamtheit des Volkes nützen. In diesem Sinne dient die Versicherungswissenschaft in hervorragendem Maße dem sozialen und sittlichen Wohle der Völker.





Gedichte

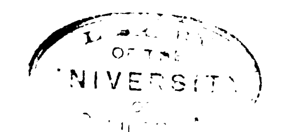
von

Rennell Rodd.

Übersetzt von R. Ilse, Berlin.

Die unbekannte Madonna.

Siehst du das Bild dort, einsam an der Wand?
Man nennt's „Umbrische Schule. — Unbekannt";
Die fromme Hand hat nie nach Ruhm gestrebt,
So hat das Werk den Meister überlebt.
Doch willst du's deuten, sieh nur hin, und klar
Wird bald dir sein Gedanke offenbar.
Dies Antlitz schuf die Liebe, solch Gesicht
Sah lächelnd einst — auf wen? Er durft' es nicht
Begehren — in der blauen Augen Strahl
Legt' er sein nie erreichtes Ideal;
So malte er kein Traumbild schön und kalt,
Nein, menschlich wahr und innig die Gestalt,
Mit Liebesaugen tief und rein geschaut,
Verklärt und doch in jedem Zug vertraut:
Und da das Schaffen ähnlich dem Gebet,
Ward sie ihm zur Madonna, in dem Beet
Von Lilien, mit der Stadt im Hintergrund.
Ihr reizend Kind mit frischem Rosenmund,
Der Liebe Pfand, hält in den Händchen fest
Den Finger, den die Mutter gern ihm läßt
Mit Zärtlichkeit so seelenvoll beredt,
Die, dem sie fehlt, erst recht zu Herzen geht.
Die Landschaft scheint Perugia, — Lilienflor
Lehnt an den Berg, da sieht das Tal hervor,
Hier liegt Assisi, und die Schlucht verdeckt
Die Brücke, die sich riesengroß erstreckt



Hin nach Spoleto; drüben, fernerhin,
Wie Purpurwogen Hügelketten ziehn;
So hob er sie auf seiner Kunst Altar,
Vergöttlichend, was sterblich an ihr war;
So lächelnd sitzt Madonna je und je
An Umbriens tiefblauem Bergessee.

Was mich so denken läßt? — Wär's mir vergönnt,
Daß ich ein solches Bildnis malen könnt',
Verewigen ein Fühlen, wählte ich
Die Mutter mit dem Kind wie er für mich:
Ein Antlitz süß, wie dies, — die Lieblichkeit
Im Kind gespiegelt, nur noch unentweiht
Von Leid und Wissen, — setzte beide dann
In einen Garten, wo sie selbst heran
Die Lilien zog, — und alles das umfing'
Ich eng mit ihrer Heimatsberge Ring:
So wahrte ich mir frisch für immerdar
Den zarten Duft von manch entschwundnem Jahr.

Ich gäb' dies Bild nicht um die Säle preis
Des Ghirlandajo, noch den Zauberkreis
In eurem Cambio, — lieber bleibe ich
Mit meinem namenlosen Freund für mich,
Der mir im Traum sein Heiligstes vertraut, —
Wie Tränen diese Lilien einst betaut.

*

Sonnenuntergang in Ägina.

Ein Licht um Meer und Himmel glimmt
In dieser Frühlingsnacht,
Das trübe Herzen fröhlich macht
Und selbst den leichtsten Übermut
Zu schöner Andacht stimmt: —
Die Wölkchen, die der Abend taucht
Tief in des Tages Blut,
Sind Rosenblättchen, hingehaucht
Auf regungslose Flut;
Scharf heben saphirblaue Höhn
Sich von dem gold'gen Grund, —
Die Märchenberge ernst und schön,
Gerühmt von Sängermund;
Die Glut liegt auf dem grünen Rain,
Und jede Linie zeichnet fein
Sich ab im letzten Abendschein.

In klarem Luftstrom badet sich
Die Welt so hold und rosenfrisch,
Als hätte Gott im Himmel all'
Die Flecken fortgespült,
Daß sie sich rein und jungfräulich,
Wie neu geboren fühlt.
O Segelschiff, sonnabgewandt,
Von Bernsteinflut umspielt,
Was treibt dich hin zum fernen West,
Daß du das sel'ge Eiland läßt? —

Der schöne Tag war nun dahin,
Den keine Bitte hielt;
Am Berge schwand die letzte Glut,
Ein bleicher Mond schien fern,
Und, wie ein Hoffen fest und gut,
Verblieb der Abendstern.

⁂

Schade drum!

Ein kleiner Rasenhügel nur,
Kein Wort, wem er gehört, —
Das arme, kleine Leben war
Wohl keines Nachrufs wert.

Die Freude hat es nie gegrüßt, —
Sein Herd war öd' und kalt,
Die Straße war sein Spielquartier,
Statt Blumenweg und Wald.

Ein Herbstwind strich zu früh und trug
Hinweg, — und keiner sah's, — —
Den Schmetterling, des kurze Frist
Der Sonnenschein vergaß.





Vor Paris.

Aus dem Kriegstagebuche des Generalleutnants
Kurt von Einsiedel.*)

II.

Nachdem wir zwei Tage in Alarmstellung bei Montfermeil verbracht hatten, da wir während der Schlacht von Brie erwarteten, den Feind vom Avron her gegen Chelles vorbrechen zu sehen, erhielten wir am 4. Dezember den Befehl, ebenfalls nach dem linken Marneufer abzurücken, während unsere bisherige Stellung von preußischer Garde besetzt werden sollte. Der Gürtel wurde daher im Osten immer schwächer, während sich im Südosten bedeutende Massen zusammenzogen.

Das Wetter war schneidig und unangenehm, ein heftiger Wind blies die 6 Grad Kälte bis in das innerste Mark der Knochen. Zwischen Pomponne und Lagny gingen wir über die Schiffsbrücke, bei St. Thiébaut begegneten wir einem Transport Gefangener, und in Torcy wurden Verwundete aus einem Lazarett evakuiert. Es war Nacht — etwa 7 Uhr —, als wir hinter Noisy-le-grand anlangten, welches von uns besetzt werden sollte. Vor dem Dorfe wurde aufmarschiert und unbedingte Ruhe und Stille anbefohlen, selbst das Anzünden von Schwefelhölzern verboten, da der Ort des Nachmittags vom Avron lebhaft beschossen worden war und die feindlichen Vorposten in der nächsten Nähe standen; Ursache genug, um dem Gegner die beabsichtigte Ablösung der bisherigen Besatzung — 6. Infanterieregiment No. 105 — zu verbergen. Das 3. Bataillon erhielt die Bestimmung, die Vorposten am entgegengesetzten Ende des langen Dorfes zu übernehmen, die beiden anderen Bataillone sollten am diesseitigen Ausgange

*) Aus dem Werke: „Tagebuchblätter aus dem deutsch-französischen Kriege, von dem Generalleutnant Kurt von Einsiedel (1870 Major u. Bat.-Komm. i. k. sächs. 3. Inf.-Reg. „Kronprinz“ Nr. 102)“, das demnächst im Verlage der Schlesischen Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau, erscheinen wird.

als Repli verbleiben und in einem großen Gebäudekomplex Unterkommen finden. —

Auf dem von einem Straßenkreuz gebildeten kleinen Marktplatz des Ortes fand ich Major von Tettenborn und Hauptmann Baumgarten meiner und meines Bataillons wartend, um die Vorposten zu übergeben, und sich unverhohlen freuend, aus den üblen Verhältnissen erlöst zu werden. Sie hatten für Führer ausreichend gesorgt, um die zu entsendenden Kompagnien in der glücklicherweise mondhellen Nacht nach ihren Bestimmungsorten zu bringen; ich ließ daher zwei Kompagnien abrücken und blieb mit den anderen einstweilen auf dem Marktplatz zurück, der von dem Schein eines brennenden Hauses erleuchtet war.

Über die Ereignisse in den Tagen vom 30. November bis heute hatte ich wenig Zeit mich unterrichten zu lassen. Nur so viel erfuhr ich, daß den Württembergern der Vorwurf gemacht wurde, zu sehr auf den Schutz der Marne gerechnet und sich so gut wie gar nicht befestigt zu haben; alles, was in Noisy zur Verstärkung der Stellung geschehen, war erst nach dem 30. November durch sächsische Truppen zur Ausführung gebracht worden.

Nachdem die Ablösungen erfolgten und die Abteilungen des 6. Regiments abmarschierten, orientierte ich mich über die Stellung der Vorposten. Die Verteidigungsfähigkeit des Dorfes war nicht unbedeutend, der südliche, einem Angriff zunächst ausgesetzte Teil, bestand aus einem mit hoher Mauer umgebenen Park, die Straße nach Brie sperrte eine starke Barrikade, auf der nördlichen Enceinte schlossen sich wieder Mauern an. Der Ort trug vielerlei Spuren der stattgefundenen Beschießung. Der Feind machte sich aber jetzt nicht direkt bemerkbar. Die Patrouillen waren noch nicht auf ihn gestoßen. Nur in den Häusern, welche sich von Neuilly hinabziehen, deuteten eine Menge Lichter darauf hin, daß sie belegt waren, und der Avron selbst zeigte sich, wie zu einem Feste, wahrhaft glänzend durch zahllose Wachtfeuer illuminiert, welche, infolge der vielen an ihnen vorübergehenden Leute, zu zittern und zu springen schienen. Da der Mond ein mildes ruhiges Licht darüber ausgoß, ließ sich die zwischenliegende Landschaft mit dem stellenweis silbern leuchtenden Spiegel der Marne ziemlich deutlich erkennen. Ich beobachtete die Lage eine Zeitlang von der Gartenterrasse des Schlößchens aus, welches die Offiziere des Repli in Beschlag nahmen, und entdeckte hierbei, daß dieser baumarme Garten, der die Rückfront des Gebäudes gegen den Avron vollständig frei ließ, ein große Zahl Granatlöcher aufwies, die sich bis an das Haus erstreckten, — ein Zeichen, daß es wohl nur an der mangelnden Übung gelegen hatte, wenn das letztere nicht schon gestern der Zerstörung verfallen war. Auf kurze Zeit trat ich in die Parterreräume, in denen sich die nicht beschäftigten Offiziere aufhielten. Es war ein elegant eingerichteter Salon mit vielen Möbeln, Büsten, Prachtwerken und Nippes, daran anstoßend ein großes Billardzimmer. An der Wand fielen mir

schöne Stiche des Kaisers und der Kaiserin auf, letztere in ihrer ersten Schönheit darstellend.

Bald begab ich mich wieder hinaus auf die Dorfgasse. Alle Augenblicke liefen Meldungen von den Vorposten ein, und Reiterordonnanzen kamen mit Befehlen und Anfragen vom Regiment, von der Division u. s. w. Bei der Unbekanntschaft aller mit der mitten in der Nacht in vollkommen fremdem Terrain genommenen Aufstellung hielt ich es für besser, alles das auf der Straße abzufangen und die Unsicherheit, welche über der ganzen Situation zu schweben schien, nicht noch dadurch zu vermehren, daß ich mich, als einer der wenigen, welcher etwas Übersicht gewonnnen hatte, suchen ließ. — Überdies entsprach es auch meiner Stimmung am meisten, mich draußen in der kalten Mondnacht zu bewegen, wo ich das Bild meines toten Bruders — ich hatte heute morgen vom Generalkommando die Nachricht erhalten, daß er an der Spitze seiner Kompagnie bei dem verräterischen nächtlichen Überfall von Etrépagny geblieben sei, — ruhiger mit mir herumtragen konnte, als unter den Reden und Scherzen anderer.

Die mir zugehenden Befehle verfolgten eigentlich alle nur den Zweck, eine möglichst gründliche Absuchung des Vorgeländes bis zur Marne und dieser selbst zu veranlassen, damit man Gewißheit erhalte, ob sich der Feind noch auf dem diesseitigen Ufer befinde und ob die Brücken noch vorhanden seien. Die Aufgabe war bei Nacht und bei der vollständigen Terrainunbekanntschaft der Patrouillenführer nicht leicht zu erfüllen. Besondere Schwierigkeiten bereitete das von Villen und Parks umgebene Dorf Brie. Die ersten Patrouillen brachten nur unsichere Nachrichten; in der Irre umherlaufend, erreichten sie nicht ihr eigentliches Ziel. Ich sandte daher andere aus, die, soviel es gehen wollte, unter einheitlicher Leitung gestellt, systematisch zusammenwirkten. Das hatte besseren Erfolg und führte zu dem Resultat, daß der Feind sich nicht mehr diesseits befinde, — höchstens nur noch mit kleinen auf Kähnen übergesetzten Patrouillen, — und daß die Schiffbrücken abgefahren seien. Da gleichzeitig auch die Württemberger von Villiers gegen Brie patrouillierten, lag die Gefahr nahe, daß diese verschiedenen Detachements, welche keine Kenntnis voneinander besaßen, zusammenstießen und durch ihr Feuer einen unnötigen Alarm verursachten. Ich verfügte mich nach vorn zur 10. Kompagnie; alle Abteilungen kamen glücklich zurück, und nur daß die einen eine französische Patrouille gesehen haben wollten und die anderen nicht, ist wohl als Folge dieser Umstände anzusehen.

Nach und nach hörten die Anfragen auf, — man hatte sich beruhigt, — und in den späten Morgenstunden legte ich mich zu den Offizieren, um von den 10 Grad Kälte dieser Nacht etwas Erholung zu suchen.

Am 5. Dezember begann der Tag kaum zu grauen, als plötzlich eine furchtbare Explosion erfolgte, die das Haus in seinen Grundfesten erschütterte, — die erste Granate des Avron, welche die Mauer des Hauses auf der Gartenseite durchschlug. Eben sprachen wir uns darüber aus, daß

es notwendig werden würde, unsern Aufenthalt zu verlassen, als ein zweites Geschoß durch den Nebenraum fuhr, in dem ich mich befand, und mit solcher Gewalt krepierte, daß alle Fenster des Hauses in tausend Stücke flogen. Nun sprangen auch die letzten jungen Schläfer auf, und es ging an ein schnelles Aufbrechen und Räumen. Ich stand mit dem Adjutanten noch im Korridor und befahl ihm die Furiere im Seitengebäude des Hauses zu benachrichtigen, als eine dritte Granate in die obere Etage drang, uns mit Kalk und Fenstersplittern überschüttete, so daß Adjutant Baumann ausglitt und, ohne sich zu beschädigen, hinstürzte.

Den Franzosen war es offenbar geglückt, unser als Ziel genommenes Schlößchen nunmehr sicher zu fassen. In dieser Voraussetzung war bereits ein guter Keller für unseren etwaigen Rückzug ausgewählt worden, den wir jetzt aufsuchten. Gleichzeitig erhielten auch die Kompagnien Weisung, die für sie bestimmten Kellerräume zu beziehen; denn die immer dichter folgenden Schüsse bewiesen, daß es sich um ein regelrechtes Bombardement des ganzen Ortes handele.

Da es sich leicht um die Einleitung einer neuen feindlichen Offensive handeln konnte, gestattete mir die Unsicherheit der Situation nicht, mich für einige Zeit im Keller aufzuhalten. Aus diesem Grunde verweilte ich in der Regel in der mit einem großen Tor sich öffnenden Hausflur, oder ich nahm meinen Aufenthaltsort an den Parterrefenstern, von wo ich Markt und Gasse übersehen und ungefähr erkennen konnte, wohin die Geschosse ihren Weg nahmen. Die Granaten schweren Kalibers besitzen die gute Eigenschaft, daß man sie sehr deutlich kommen hört und nach einiger Übung beurteilen lernt, ob sie direkt zufliegen oder eine Seitenrichtung einschlagen. Hörte ich eine Granate bedrohlich sausen, so hatte ich von meinem Beobachtungsstandpunkt noch Zeit, nach dem Kellerhals zu gehen, dessen starke Wölbung sich zwischen Tor und Parterrefenstern öffnete und wenigstens gegen Sprengstücke einigen Schutz gewähren konnte. — Der Umzug war kaum bewerkstelligt, als das soeben verlassene Schlößchen Feuer fing und die Flammen hoch emporschlugen und sich weiter zu verbreiten drohten. Ich beobachtete den Brand, als Unteroffizier Junge, mein Bataillonsschreiber, von dem Hause herkam und einen Soldaten mitbrachte, welcher am Kopfe verwundet war. Ich hieß ihn, sich in Sicherheit zu bringen und den Verwundeten vom Arzte, der sich bei mir befand, verbinden zu lassen. Dies geschah, — als ich jedoch kurz darauf mit Adjutant Baumann in die Flur trat, stand Junge und der ebenfalls ins Bataillonsbureau kommandierte Gefreite Neumerkel im Begriff, das Haus wieder zu verlassen. Ich befahl ihnen, zu bleiben und in den Keller zu gehen. In demselben Augenblicke erfolgte eine ungeheure Detonation, Schuttmassen stürzten herab, und ein undurchdringlicher Kalkstaub und Qualm erfüllten den Hausgang. Selbst zurückprallend, sah ich nur noch meinen Adjutanten zur Seite springen. Wie wir dann hinzueilten, erblickten wir in der langsam sich erhebenden Rauch-

wolke zwei Gestalten am Boden liegen: Junge regungslos, Neumerkel sich wieder emporwindend. Dr. Franke erklärte, daß der erstere, dem der Hinterkopf eingeschlagen war, nur noch wenige Minuten zu atmen habe. Neumerkel hatte nur Kontusionen erlitten und wurde in den Keller geschafft.

Ich bedauerte diesen Tod besonders um deswillen, weil Junge, der mir persönlich sehr ergeben war, sowie der Wirtschaftsfurier Sergeant Liebscher, als Leute der Feder, welche ihren im Felde oft schwierigen Dienst mit größter Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit versahen, stets von mir außerhalb des Feuers gehalten worden waren. Daß sie sich jetzt bei mir befanden, verschuldete das außergewöhnliche, unvorhergesehene Verhältnis. Junge hatte sicher eine Unvorsichtigkeit begangen, die ihm verderblich wurde; andererseits mußte ich mir aber sagen, daß ihn dieses Schicksal vielleicht nicht ereilt haben würde, wenn ich ihn nicht angehalten hätte, sondern dahin gehen lassen, wohin er wollte. — Die Granate — eine vierundzwanzigpfündige — war in einem sehr steilen Bogen durch die Decke der Hausflur geschlagen und hierbei explodiert. Mehrere heiße Stücke lagen noch umher; es war Bestimmung gewesen, daß sie nicht mich oder Baumann getroffen hatten. — Junge wurde beiseite gelegt und starb in wenig Minuten.

Das Bombardement nahm stetig an Heftigkeit zu und säete, außer Sprengstücken, Steine und Ziegel auf die Straße. Eine Ablösung der Posten wurde zur Unmöglichkeit. Sie mußten bis zur Dunkelheit in ihren Erdlöchern oder sonstigen Verstecken ausharren. Die Verbindung mit den Württembergern in Villiers konnte nur durch einzelne in schneller Gangart sich bewegende Reiter bewerkstelligt werden. Patrouillen in das Vorterrain zu schicken, war nicht ausführbar. —

Einen größeren Brand befürchtend, der bei den vielen Scheunen und Ställen im Dorfe gefährliche Dimensionen annehmen konnte, schickte ich meinen Reitknecht Gierth mit meinen Pferden zum 1. Bataillon zurück und behielt nur das Beutepferd „Sedan" zur Verfügung; auch die Kavallerieabteilung wurde aus diesem Grunde zurückbeordert. Vor den Häusern, in deren Kellern sich die Kompagnien befanden, standen die Gewehre angesetzt; streng untersagt war es, Stellen zu betreten, die vom Avron eingesehen waren. Die in regelmäßiger Folge von Minute zu Minute oft zu zwei oder drei gleichzeitig einschlagenden Granaten richteten sich vorzugsweise nach dem Park und der Gegend an der Kirche; sie krepierten in den Häusern sehr regelmäßig beim Einschlagen, ein Enfilieren der Straßen war aber durch die Lage des Ortes glücklicherweise ausgeschlossen. Schrapnells erhielten wir nicht. —

In dem Keller, in den sich die Offiziere der 9. und 12. Kompagnie zurückgezogen hatten, sah es wunderbar genug aus. Zwischen Kartoffelhaufen und Fässern herrschte bei einem Lichtstumpfen ein ziemlich reges Leben. Es gab Wein und ein wenig zu essen, — von Zeit zu Zeit schnitt

aber der Grundbaß der Granaten, wenn sie an die Mauern schlugen, die Unterhaltung ab. Nur ein paar Zoll fehlten daran, daß ein Geschoß durch das Kellerfenster zu uns den Weg gefunden hätte. Es schleuderte indessen nur Mörtel und Fenstersplitter herein.

Ich gestehe, ich konnte mich einer gewissen Unruhe nicht erwehren. Meist war ich unterwegs zur 10. und 11. Kompagnie oder auf meinem Beobachtungsposten im Haus. — Namentlich wenn das Bombardement einen Moment nachzulassen schien, konnte ich einen Angriff erwarten, der bei dieser Sachlage leicht den Charakter der Überraschung annehmen durfte. — Dieses ununterbrochene Lärmen und Brüllen der Granaten in Untätigkeit und Erwartung ertragen zu müssen, regt die Nerven auf. Jedesmal, wenn ich aus dem Hause trat, stierte mich ein plumpes Weibsbild verwundert an, — das lebensgroße Porträt irgend einer dame de comptoir, welches die Laune eines Musketiers auf die Barrikade gepflanzt hatte, die den Marktplatz abschloß. Ich hätte das Gesicht in Stücke reißen mögen. Es bedurfte einer gewissen Anstrengung, vollkommenen Gleichmut zu bewahren.

Endlich begann die Beschießung zwischen 1 und 2 Uhr nachzulassen. Doch blieb der Avron bis zur Dunkelheit ein feuerspeiender Berg, uns nicht außer acht lassend. Gegen 5 Uhr erschienen Württembergische Generalstabsoffiziere, um in dem Dorfe für eine ganze Brigade „Quartier zu machen“. Ich vermochte ihnen wenig Aussicht auf eine angenehme Existenz zu eröffnen. Sie entfernten sich mit dem Vorsatz, eine Änderung dieser Disponierung zu veranlassen.

An eine Ablösung der Posten konnte endlich gedacht werden. Sie waren halb erstarrt, da sie sich hatten regungslos verhalten müssen.

Der Befehl ging ein, daß das 1. Bataillon für die kommende Nacht die Vorposten zu übernehmen, das dritte aber in Champs Quartiere zu beziehen habe. Des andern Tags sollten wieder Württemberger an unsere Stelle rücken.

Wir verließen nach 6 Uhr Noisy-le-grand, ohne ihm unsern Segen zu geben. Der Avron lag jetzt friedlich und festlich illuminiert in der dunklen Nacht.

Im Körper vibrierte noch die Aufregung des Tages nach, während die Seele der Gedanke an meines Bruders Tod gefangen hielt.'

Am 6. Dezember marschierte das Korps wieder in seine alten Stellungen zurück. Nur Sevran verblieb noch der Garde. Die Brigade erhielt den Abschnitt Livry zugeteilt. Ich führte das Bataillon wieder über die Kriegsbrücke bei Pomponne, und nachdem wir bei Chelles auf höheren Befehl einige Zeit als Repli einer dort wohl stattfindenden Ablösung gehalten hatten, trafen wir nach 2 Uhr in Livry ein.

Über den Zustand, in dem wir unsere wohlbekannten und gut versorgten Quartiere antreffen würden, stiegen in uns trübe Ahnungen auf. Die Garde — Regiment „Königin Augusta“ — war noch nicht abmar-

schiert; in meinem Quartier fand ich Major von Kalkreuth mit seinen Offizieren bei Tisch. Ich wurde sehr kameradschaftlich eingeladen. Als ich aber in mein Zimmer trat, umfing mich eine unheimliche Öde, und es gewann den Anschein, als ob das wenige Verbliebene nur durch meine offenbar nicht so zeitig erwartete Ankunft gerettet worden sei.

Die Garde, welche unsern Komfort für sträflichen Überfluß halten mochte, hatte uns desselben gründlich erleichtert, um ihre alten, allerdings sehr trostlosen Quartiere in der Ebene von St. Denis besser einzurichten. Da die Rechtsfrage jedenfalls für beide Seiten einen sehr zweifelhaften Charakter trug, die Ausräumung auch schon als nicht mehr rückgängig zu machende Tatsache vor uns stand, so blieb nur übrig, den Schaden zu tragen und an Ersatz zu denken. — Und diesen lieferte uns wiederum Raincy. So viel es auch schon hergegeben hatte, es versorgte abermals das ganze Regiment.

Des anderen Tags bezog das Bataillon die Vorposten, wo alles unverändert geblieben war, einschließlich der „deutschen Familie“. Die Forts bewarfen die Metzer Straße mit einigen Granaten. Nach Einbruch der Dunkelheit sandte ich Patrouillen nach Bondy vor. Es ergab sich zum ersten Male, daß es unbesetzt war. In der Frühe erschienen jedoch wieder französische Posten im Ort.

Nach und nach gingen nähere und zuverlässigere Nachrichten über die traurige Affäre von Etrépagny und den Tod meines Bruders ein. Oberst von Rex schrieb mir, und ich erhielt offizielle Berichte. Diese Schilderungen, welche den festen Mut und die heldenmütige Selbstverleugnung so klar hervortreten ließen, mit der mein Bruder, sich und seinem ganzen Leben treu, bei dem Überfall in den Tod gegangen war, ergriffen tief. Er hatte zwei Kugeln durch die Brust und zwei Säbelhiebe über den rechten Arm erhalten.

Meine Gedanken weilten oft bei meiner lieben alten Mutter in ihrem schweren Kummer. — Und doch! Die Opfer sind für eine große Sache gebracht, — sie sind nicht umsonst! Ein jeder, der hier in fremdem Boden ruht, ist ein Stein im Fundament für die Zukunft. Sie sind wohl gebettet. Und mein Bruder lag so, wie er sich zu liegen wünschte. —

15. Dezember. Seit einiger Zeit stellten sich oft französische Deserteure ein. Heute deren vier, junge Leute, die alle Lust verloren hatten. Der eine fragte mich etwas ängstlich, was mit ihnen vorgenommen werden würde. Als ich ihm sagte, er käme in das Depot, womit ich das Gefangenendepot meinte, erschrak er nicht wenig, hatte er doch das französische Rekrutendepot unter dieser Bezeichnung verstanden. — Diese sichtlichen Zeichen einreißender Demoralisation konnten uns natürlich nur erfreulich erscheinen. Auf meine Fragen über ihre Verpflegung klagten sie ungemein; immerhin aber ging aus ihren Angaben hervor, daß ein eigentlicher Mangel bei den französischen Truppen nicht bestand.

Eine besondere Freude gewährten die Vorbereitungen zum Bau der Batterien, die seit einigen Tagen endlich in ernstlicher Weise in Angriff genommen wurden. Nach so langem Warten und so vielen verschobenen Terminen hatten wir die Hoffnung fast aufgegeben, dieses Mittel in Anwendung kommen zu sehen. Die Transporte für ein Materialiendepot hinter Maison rouge kamen in Gang, und acht Batterien waren vor Clichy und Montfermeil und fünf bei Noisy projektiert. Auf dem Bahnhof von Sevran, bis zu welchem die Herstellung der Bahn reichte, sah man schwere Geschütze ausladen.

Unsere Lage erhielt jetzt einen ernsteren Anstrich. Die Franzosen besetzten Bondy nicht nur zeitweis, sondern ständig und verstärkten ihre eingenommene Stellung auf das nachdrücklichste. Auch bauten sie Batterien an der Metzer Straße, die unsere Existenz auf den Feldwachen schwer zu bedrohen schienen. Um so lebhafter äußerte sich daher der Wunsch, der Unterstützung von Belagerungsbatterien teilhaftig zu werden. Ohne diese blieb es dem Feinde unverwehrt, uns mit seinen Arbeiten und seiner überlegenen Artillerie mehr und mehr zu umschnüren.

Den 20. Dezember ging die Meldung ein, daß sich die Franzosen mit bedeutenden Kräften in der Ebene von Bobigny konzentrierten.

Infolge dieser Anhäufung feindlicher Streitkräfte vor unserer Front wurden wir früh 7 Uhr am 21. Dezember alarmiert, um in die längs der Avenue de l'Impératrice eingerichtete Verteidigungslinie zu rücken.

Die Franzosen rückten gegen Bondy und le Bourget vor und entwickelten eine äußerst lebhafte Kanonade. Wir wurden mit Granaten überschüttet, und das Krepieren derselben, meist schwersten Kalibers, klang mächtig im Walde wider. Da aber dem Gegner unsere Stellung nicht sichtbar sein konnte, blieb ihm nichts anderes übrig, als das ganze Bois de Bondy unter Feuer zu nehmen. Die Geschosse verteilten sich weithin auf eine ziemlich große Strecke, und wir hatten unter den Offizieren nur einen Verwundeten, einen Reserveleutnant, welcher auf dem detachierten Posten der Feldwache 5 stand. Wir brauchten die Vorsicht, die den Franzosen bekannten großen Anmarschwege nicht direkt zu besetzen. Die vielen dahin gerichteten Schüsse fanden daher kein Objekt. Im allgemeinen schien der Feind unsere Stellung weiter vorn, näher hinter der ersten Vorpostenlinie zu vermuten. Die Infanterie hielt der Gegner zurück. Bei Bondy demonstrierte er nur. Das Ganze machte den Eindruck einer Vorbereitung für einen später zu unternehmenden Vorstoß auf der Straße nach Lille, um dem von dort erwarteten General Faidherbe mit der Nordarmee die Hand zu reichen.

Nachdem sich die Franzosen in ihre Biwaks bei Bobigny zurückgezogen hatten, rückten auch wir um 5 Uhr wieder ein. Bei einer Kälte von 6 Grad fiel dieses zehnstündige Warten und Stehen ziemlich schwer.

Den 22. Dezember wiederholte sich die gestrige Disposition. Durch

unsere Observatorien kam uns die Nachricht zu, daß sich zwei französische Armeekorps gegen die Straße von Lille konzentriert hatten. Wir okkupierten die Verteidigungsstellung und blieben abermals bei 6 Grad Kälte und klarem Wetter den ganzen Tag unter Waffen. Der Feind unternahm nichts. — Eine Sonnenfinsternis zeichnete aber den Tag durch ihr interessantes Schauspiel aus.

Nunmehr wurde am 23. Dezember ein Angriff auf die Garde erwartet. Unsere Brigade erhielt die Bestimmung, als Reserve für die 4. Gardebrigade in dem Abschnitt Sevran-Aulnay aufzutreten. Bei 10 Grad Kälte verbrachten wir zwölf Stunden auf der sogenannten „Ordonnanzwiese" zwischen Livry und dem Ourcqkanal. — Wider Erwarten verlief aber auch dieser Tag vollkommen ruhig. Die Franzosen kamen nicht. Nur gegen Abend warfen sie Granaten. Es schien nicht unwahrscheinlich, daß die Kälte einen Einfluß auf sie übte. — Dieser dritte auf solche Weise verbrachte Tag zählte nicht zu den angenehmsten; er vermochte aber unserer Stimmung keinen Eintrag zu tun. Die Unentschlossenheit der Gegner begrüßten wir als ein günstiges Zeichen. Ein jeder sagte sich: „Sie wagen es nicht mehr!" Und die allgemeine Hoffnung wuchs, daß es nur noch einiger Ausdauer bedürfen werde, um zum Ziel zu gelangen.

Vortreffliche Dienste leisteten in diesen Tagen die warmen Sachen, welche die Mannschaften als Liebesgaben und durch die Vorsorge der Intendantur erhielten. Jeder Soldat besaß wollene Socken, Leibbinde, Unterjacke, Tuchhandschuhe und eine Kapuze von schwarzem Tuch, welche Kopf und Hals völlig umschloß, nur das Gesicht freilassend. — Diese Sorgfalt ist nicht genug zu rühmen, sie half nicht nur der Kälte widerstehen, so daß wir in diesen Tagen keinen einzigen Frostschaden hatten, — sie wärmte auch das Herz des Mannes. Diese werktätige Teilnahme des Vaterlandes gab ihm die Gewißheit, daß er seine Opfer dem großen Ganzen bringe und daß dieses sie wirklich anerkenne.

Von großem Nutzen erwies sich auch die jetzt zur allgemeinen Einführung gelangende Erbswurst. Mit dem geringsten Aufwand an Zeit und Brennmaterial konnten die Leute ein warmes und nahrhaftes Essen erhalten. Seit Beginn der Kälte wurden den Kompagnien noch Branntweinrationen verabfolgt.

Am 25. Dezember besuchte ich mit Oberst Rudorff die Batterien. Wir sahen ihren Bau vollendet, und an der Allée du reservoir waren die stattlichen Vierundzwanzigpfünder bereits eingefahren. Man hatte die Batterien halb versenkt und zwischen je zwei Geschütze sehr geschickt Hohltraversen angelegt, um sie der Beobachtung vom Avron zu entziehen. Büsche und eine Reihe alter Bäume trugen zu ihrer Maskierung bei. Die letzteren waren bereits durchgesägt; in der Nacht vor Beginn der Beschießung sollten sie fallen, um das Schußfeld freizugeben. Die Geschütze feuerten über Bank. Die langen Rohre sahen daher schon heute

über die Brüstung hinweg. Damit sie möglichst unbemerkt blieben, umgab ein jedes ein dichter Kranz von Strauchwerk. Bei Betrachtung dieser Arbeiten, welche in dem hartgefrorenen Boden schwer genug von statten gehen mußten, nahm es Wunder, daß sie bis jetzt allem Anscheine nach vom Feinde unentdeckt geblieben waren. Nur wenn die Arbeiter, durch die Ruhe sicher gemacht, sich frei sehen ließen, hatte der Avron einige Granaten geworfen, im großen und ganzen aber dem Vorgange sehr wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Man mochte die Tätigkeit mit der Anlage von Schützengräben in Verbindung bringen, die wir allerorten aufwarfen.

Eine ungeteilte Genugtuung erfüllte uns, wenn wir der Überraschung gedachten, die dem Avron bevorstand. Hegten wir doch den bittersten Haß gegen ihn, der jedes Mitleid ausschloß. Die Franzosen sollten nun auch lernen, was es heißt, im Feuer von Festungsbatterien zu stehen. Wir genossen den Vorzug seit einem Vierteljahr.

Der 26. Dezember verlief ruhig; zum erstenmal seit vielen Tagen. Die Truppenkonzentration bei Bobigny löste sich auf, der Feind kehrte nach Paris zurück.

Es wurde zur Gewißheit, daß die Beschießung des Avron am morgenden Tage den Anfang nehmen solle.

Der 27. Dezember fand uns demnach in scharfer Erwartung. Ein trüber Morgen brach an. Schneetreiben stellte sich ein, und wir mußten schon fürchten, daß diese Ungunst des Wetters einen Aufschub veranlassen könne. Doch war es uns beschieden, um 8 Uhr die ersten Schüsse begrüßen zu können. Wir horchten gespannt auf den Fortgang. — Ich verbrachte einen großen Teil des Tages am Rolltor, wo die Meldungen eingingen. Vierzehn Batterien mit 76 Geschützen kamen heute gegen den Avron in Tätigkeit. Der größere Teil stand bei Raincy und Gagny, der kleinere bei Noisy-le-grand aufgefahren. Die Dichte der Luft pflanzte den Schall schlecht fort, und für das Ohr stellte sich das Ereignis als weniger imponierend heraus, als wir erwarteten. Auch ließ es sich schwer unterscheiden, ob und wie der Gegner antwortete. Von den Offizieren der Artillerie, zu denen wir dann und wann sandten, erfuhren wir, daß sich das Resultat des Kampfes der Beobachtung entziehe, weil der Avron nur als Nebelbild erscheine und die aufblitzenden feindlichen Geschütze die einzigen Zielpunkte bildeten. Anfänglich schienen die Franzosen überrascht gewesen zu sein, nach einiger Zeit hatten sie aber das Feuer erwidert, und seine Abnahme ließ sich nicht erkennen. — In dieser Art von Unsicherheit über die Wirksamkeit des letzten Mittels, auf das wir so große Hoffnungen setzten, verstrich der Tag. Unsere Verluste waren nicht erheblich; einige Artilleristen und einige Mann, welche die Verteidigungslinie unmittelbar bei den Batterien besetzt hielten.

Den 28. Dezember Fortsetzung der Beschießung bei nicht viel günstigerem Wetter. Doch bemerkten wir mit Befriedigung, daß die Ant-

worten des Avron immer schwächer wurden. — Abends zogen 2 Kompagnien auf Repli, und den 29. Dezember früh folgte ich mit den anderen beiden. Das Wetter war klar, und die Nachricht empfing uns, daß der Avron verlassen sei. Entsendete Patrouillen hatten große Verwüstung sowie die unzweideutigen Spuren sehr eiligen Rückzugs angetroffen. — Bei uns herrschte helle Freude. Wir atmeten auf und fühlten uns von dem Drucke befreit, den die Befestigungen des Berges und das bisherige Übergewicht des Feindes an einem wichtigen Streitmittel — schweres Geschütz — in so empfindlicher Weise ausgeübt hatten. Eine lange nicht gekannte Ruhe und Sicherheit trat ein. Man ging auf die Stellen hinaus, die Aussicht gewährten, und auf der sonst so peinlich gemiedenen Granatenstraße begann ein förmlicher Korso. — Auf den Dächern des Forts Rosny, das gleichzeitig bombardiert worden war, konnte man durch Hilfe der Gläser größere Beschädigungen wahrnehmen. Das Fort feuerte nur noch von Zeit zu Zeit. —

Nachdem das Bataillon am 30. abends die Vorposten übernahm, schwieg das Fort Rosny gänzlich am 31. Dezember. Nach Mitteilungen des Observatoriums, hatte es die Geschütze zurückgeschafft und die Scharten geschlossen. Die Besatzung mochte die Kasematten bezogen haben. — So sprachen denn unsere Geschütze allein! In den Batterien ging es heute nach den vorangegangenen anstrengenden Tagen recht heiter zu. Ein reichlicher Besuch strömte ihnen zu, Marketender, Telegraphisten und Hautboisten beobachteten und kritisierten die Schüsse. Ein lustiger Gardeartillerist reichte einer Reiterordonnanz die Schnur, und, nachdem er kommandiert: „Erstes sächsisches Reiterregiment nach Bondy“ löste der Kavallerist den Schuß. Auch Zivilisten, die Transporte begleitet hatten und mit Liebesgaben angelangt waren, verfehlten nicht die Batterien zu besuchen, so daß es hier nicht an Unterhaltung mangelte.

Ein Besuch, den ich dem Avron mit meinen Hauptleuten am 3. Januar abstattete, war in hohem Grade interessant. Obgleich man schon manches weggeräumt hatte, fiel es noch schwer, über die dreifache Reihe von Schützengräben und Batterien mit dem Pferde durchzukommen. Der Berg war in eine Zitadelle verwandelt worden, welche zu erstürmen ungeheure Verluste erfordert haben würde. Die Arbeiten zeigten, wie dies nicht anders zu erwarten war, vorzügliche Einsicht und Sorgfalt in ihrer Ausführung, und ihre Ausdehnung ließ erkennen, daß man auf die Dauer des Besitzes gerechnet hatte. Die Batterien besaßen aber keine Traversen und keine Hohlräume, woraus hervorging, daß man auf das Auftreten einer ebenbürtigen Artillerie nicht vorbereitet gewesen sein mußte, sondern durch diese sich hatte überraschen lassen. Der aufgerissene Boden, die zerstörten und ausgebrannten Gebäude, die eingeschlagenen Mauern trugen die deutlichsten Spuren unserer Artilleriewirkung, und die das ganze Plateau bedeckenden zurückgelassenen Fahrzeuge, Zelte und Munitionsvorräte lieferten den

sprechendsten Beweis eines eiligen Rückzugs. Ganze Haufen geladener Granaten und zahlreiche Kisten mit Pulverladungen lagen ohne jegliche Deckung umher. So wenig hatte man an die Möglichkeit eines Bombardements gedacht. Die Patronen aus Preßspan mit Metallboden und Zentralzündung der Geschütze neuer Konstruktion, die während der Belagerung in Paris selbst gefertigt worden waren, interessierten uns ganz besonders. Es waren dies die sogenannten pièces de sept, d. h. 7 Kilo Gewicht der eisernen Rundkugel, nach unserer Ausdrucksweise also Kaliber des Vierzehnpfünders. In ihnen befand sich die Pulverladung in Gestalt von gepreßten etwa ½ Zoll starken Ringen. Das Aufräumen wurde eifrig betrieben, zwei demontierte Geschütze, Fahrzeuge und Vorräte schaffte man fort, und die Munition, welche wegzubringen nicht in unserer Absicht lag, sollte vergraben werden, um Unglücksfälle zu vermeiden. An diesen Stellen brachte man Warnungstafeln an. Leider verletzte trotzdem eine Explosion eine Anzahl Artilleristen.

Recht traurigen Eindruck machten die Biwakstellen. Einige Mistbeetfenster, Wandschirme oder Bretter bildeten den einzigen Schutz, den sich die Truppen in der Kälte hatten verschaffen können. Zelte — wahrscheinlich für Offiziere bestimmt — sah man nur wenige, und die Zahl der Häuser erschien, im Vergleich zur Stärke der Besatzung, äußerst gering. Der in Paris herrschende Holzmangel hatte überdies veranlaßt, daß alles Brennbare für die Biwakfeuer Verwendung gefunden hatte; die Beholzung des Berges und der Gärten und selbst die Weinstöcke waren verschwunden. Charakteristisch erschienen die überall umher liegenden Pferdeknochen, und einen durchaus befremdlichen Eindruck machte es, den Pferdehuf noch mit dem Eisen unter den Küchenabfällen zu sehen.

Daneben lagen Sardinenbüchsen in unzählbaren Mengen verstreut, eine für uns ebenfalls ungewohnte Biwakserscheinung. An Wein hatte es nicht gefehlt, und einige neue Zeitungen, die unser begreifliches Interesse erweckten, bewiesen, daß der Verkehr mit der Hauptstadt aufrecht erhalten worden war. Eine ziemliche Anzahl Besucher zu Pferde und zu Fuß stellte sich nach und nach ein; wir ritten ganz nach Gefallen umher, stellenweis bis 2000 Schritt an Fort Rosny heran, ohne daß dieses ein Lebenszeichen gab.

5. Januar. Unsere Batterien hatten das zunächst gewünschte Resultat erreicht. Eine dauernde Besitznahme des Avron lag nicht in der Absicht des Oberkommandos. — Die eigentliche entscheidende Offensive sollte gegen die Südforts ergriffen werden, während gleichzeitig im Norden bei St. Denis ein zweiter Angriff unterstützend und ablenkend wirken würde. Der Batterienbau an den beiden entscheidenden Punkten war jetzt in vollem Gang, und die Zurückziehung eines Teiles unserer Geschütze, um dort weitere Verwendung zu finden, nahm ihren Anfang.

Um diese Maßregel zu verdecken, unternahmen wir heute Demonstrationen, die dem Feinde glauben machen sollten, daß es in der Absicht liege, den Angriff von unserer Seite aus weiter zu verfolgen. Zu diesem Zwecke marschierten wir nach dem Avron, um uns dort ziemlich auffällig zu zeigen und scheinbar den Bau von Batterien zu unternehmen. Eine ähnliche irreführende Demonstration war gestern von Chelles gegen Neuilly in Szene gesetzt worden. — Die Forts blieben auf diese Herausforderung hin vollkommen stumm. Es gewann in der Tat den Anschein, als ob sie den Kampf nicht fortzusetzen wagten. Die Vermutung lag auch nahe, daß der Feind die im Süden getroffenen Vorbereitungen in ihrer wahren Bedeutung erkannt und das beste Geschütz dort konzentriert habe.

Seit fünf Tagen war von gegnerischer Seite kein Schuß gefallen und unsere Batterien feuerten nur noch langsam. Als das Bataillon am Mittag von dem an und für sich bedenklichen Spaziergang so unbehelligt zurückkehrte, erschien uns unsere Situation als die friedlichste der Welt.

Das Bataillon hatte um 3 Uhr die Vorposten abzulösen. Ich war mit Oberst Rudorff, welcher jetzt wegen der eingetretenen Verstärkung seinen Aufenthalt ebenfalls auf dem Repli zu nehmen hatte, vorausgeritten, als zu unserer Verwunderung plötzlich wieder von den Forts einige Schüsse fielen, denen bald in kurzen Zwischenräumen andere folgten. In wenig Minuten zeigte sich der ganze Höhenkamm zwischen den Forts Noisy und Rosny mit Batterien garniert, welche unsern Abschnitt mit Granaten überschütteten.

Hatte uns dieses heftige Feuer an und für sich überrascht, so steigerte sich dieses Gefühl noch durch die Art und Weise, wie es sich von Minute zu Minute immer weiter verstärkte. Es war bald kein einzelner Schuß mehr zu vernehmen, die Batterien gaben ganze Lagen gleichzeitig ab, das Heulen der fliegenden und das Prasseln der einschlagenden Geschosse machte einen wahrhaft betäubenden ohrenzerreißenden Lärm. Die Ablösung unterblieb; wir sahen einander an, als ob wir nach der Lösung eines Rätsels suchten. Oberst Rudorff fand das sehr richtige Wort: „artilleristischer Überfall". Die hageldicht fallenden Granaten besaßen, wie ihr Ton erkennen ließ, das verschiedenste Kaliber; sowohl die schweren Geschütze der Forts, die wir für beseitigt gehalten hatten, als auch leichtes Feldgeschütz erhoben in diesem furchtbaren Konzert ihre Stimmen, und zwischen beiden zeichnete sich noch deutlich eine Granate aus mit weit größerer Geschwindigkeit und schärferem Klang, die neuen pièces de sept. Aber diese Vielseitigkeit genügte noch nicht. Plötzlich erklang der dröhnend tiefe Grundbaß eines bisher nicht gehörten, unbekannten Kalibers. Diese Geschosse explodierten an unseren Batterien mit einem Getöse, als würden Minen gesprengt. An dieser reichen Entfaltung von Mitteln sahen wir wohl, wie fern dem Feinde der Gedanke an eine Aufgabe des Kampfes lag. An-

fänglich versuchte unsere Artillerie standzuhalten, als sich aber Batterie auf Batterie auf feindlicher Seite desmaskierte, blieb ihr keine andere Wahl, als das Feuer einzustellen und zu schweigen. — Dieser Granathagel währte in ungeschwächter Kraft ungefähr eine Stunde lang. Mit den Obersten von Rex und Rudorff stand ich am Café des Arts, beobachtend, ob eines der Häuser getroffen werde, in denen die Kompagnien standen. Der sehr klare und ruhige Tag begann zu dämmern, als sich die Wut des Feuers mäßigte und mit eingebrochener Nacht endlich aufhörte.

Die verschobene Ablösung erfolgte, und zu unserem freudigen Erstaunen stellte es sich heraus, daß die nach Tausenden zählenden Geschosse nicht ein einziges Opfer gefordert hatten. Ein erneuter Beweis für die Unwirksamkeit eines Feuers beim Fehlen deutlich erkennbarer Objekte. — Des einen Erfolges indessen konnte der Feind sich wohl rühmen: wir blickten wieder mit voller Achtung nach jenem vor uns ausgebreiteten Höhenrand. Dieses Auftreten der Franzosen erschien dermaßen überraschend und gewaltig, daß wir geneigt sein mußten, ihm eine spezielle Absicht unterzustellen. Doch ließ sich eine solche nicht erkennen, die Nacht verlief ruhig, und unsere Batterien nahmen ihr Feuer von neuem auf, ohne wieder auf eine so grobe Antwort zu stoßen.

Den 6. Januar Ruhe, bis das Feuer des Nachmittags, zur Zeit der Ablösung, auf der ganzen Linie von neuem begann. Genau wie gestern steigerte es sich, so daß es die nämliche Heftigkeit erreichte. Der einzige Unterschied bestand darin, daß es den Anschein hatte, als seien nicht so viel Feldbatterien zwischen den Festungsgeschützen in Tätigkeit. Wieder mußten unsere Batterien völlig verstummen.

In den Tagen vom 7. bis zum 10. Januar stellte der Feind die außergewöhnliche Tätigkeit seiner Artillerie ein. Die große Konzentrierung von Geschützen schien nur dem Zweck gedient zu haben, ein „Avis au lecteur“, eine Warnung, auszusprechen.

Die Beschießung im Süden hatte ihren Anfang genommen, durch ein fernes, dumpfes Rollen machte sich ihre Stärke bemerkbar. Die gegen uns in Stellung gebrachten Streitmittel mögen daher wohl eine Ablenkung erfahren und an der nun am meisten bedrohten südlichen Seite von Paris Verwendung gefunden haben. — Seitdem erlangten unsere Batterien wieder die Oberhand. —

Eine stete Vorsicht blieb aber geboten, da uns mitgeteilte zuverlässige Nachrichten erwarten ließen, daß sich die Franzosen nach dem Mißlingen der größeren Unternehmungen nunmehr auf die kleineren zu werfen und uns durch oft wiederholte Angriffe und Alarmierungen zu ermüden beabsichtigten.



Politischer Monatsbericht.

Von

Dr. Hugo Böttger,

Mitglied des Reichstags.

— Steglitz. —

Der Juli 1906 hat sich in die Geschichte Deutschlands eingetragen: dem Herrscherhause und dem deutschen Volke ist die große Freude widerfahren, daß dem jungen Kronprinzenpaar ein Sohn geboren wurde, am Stamme der Hohenzollerndynastie ein junges frisches Reis entsprossen ist. Darüber Jubel in allen deutschen Landen. Der junge Prinz ist geboren am Gedenktage der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten; das mag eine gute Vorbedeutung sein für ein späteres segensreiches Wirken des künftigen Monarchen für ein mächtiges aufstrebendes Reich mit freien Bürgern, für ein Volk, das politisch und wirtschaftlich sich durch eigene Kraft durchsetzen muß in der Welt.

Über den politischen Stumpfsinn der Saurengurkenzeit hat uns diesmal der Abgeordnete Erzberger mit seinen allerdings höchst unerfreulichen Eröffnungen über kolonialpolitische Mißstände fortgebracht. Eigentlich kein Tag ohne Enthüllung oder amtliche Berichtigung, dieweil unsere Truppen in Sonnenbrand und Fieberglut die deutsche Fahne in Südwest nicht niederholen lassen. Es ist in den Beschuldigungen, welche der außerordentlich mit Fleiß und Eifer begabte Zentrumsabgeordnete gegen unsere Kolonialverwaltung vorbringt, viel Eigensinn, Kleinkram und wenig Augenmaß für größere Ziele vorhanden; das meiste ist auch schon in der Budgetkommission durchgesprochen worden, so daß die bureaukratischen Menschlichkeiten, an denen sich unsere radikale öffentliche Meinung delektiert, schon mit einem oder zwei Leitartikeln, mit einer guten Reichstagsrede hätten erschöpft und erledigt werden können. Aber Erzberger gibt in diesem Falle nur kleinste Münze heraus, heute Tippelskirch und Kompagnie, morgen den Fall Fleck, dann die mit Minus endenden Wohltätigkeitsvorstellungen für die Krieger, die Verschleuderungen in Argentinien, die Verpflegung unserer Truppen mit Corned Beef und noch manches andere wird überaus

soigniert herausgeputzt und auf unsern von großen Gütern völlig entblößten innerpolitischen Markt gebracht.

Bis jetzt hat die Kolonialverwaltung durchweg erfolgreich die Moskitoangriffe zurückgewiesen, und dem Fürsten Bülow muß man Dank sagen, daß er mit aller wünschenswerten Entschiedenheit erklärt hat, nichts durchgehen zu lassen, selbstverständlich ohne dabei tüchtige Beamte wegen Bagatellen zum dienstlichen Hades zu schicken. Feste Hand gegenüber jeder Art von Korruption und Schlamperei, aber auch festen Standpunkt gegen demagogische Verkleinerungssucht, sonst geht die Sicherheit unseres Beamtenkörpers verloren. Beides zusammen wird uns über die Misere hinwegführen. Im übrigen ist den Staatsbehörden größte Offenheit und Ehrlichkeit im Verkehr mit dem Parlamente anzuraten; mit halben Wahrheiten und windigen Ausflüchten, wie sie hier und da an der Tagesordnung gewesen sind, ist auf die Dauer keine Politik zu machen.

Die Sozialdemokratie hat einen inneren Streit hinter sich, der diesmal über den Rahmen der monatlich fälligen persönlichen Zänkerei hinausging und prinzipielle Bedeutung hatte. Er betraf die Gewerkschaften und deren Stellung zum Massenstreik. An sich sind die Gewerkschaften Gegner dieser politischen Demonstrationskunststücke, weil sie geeignet sind, die Gewerkschaftskassen zu sprengen. Aber wie schon der Radikalismus mit den Revisionisten nahezu restlos aufgeräumt hat, so hat Bebel nach den Indiskretionen des Genossen Silberschmidt mit den Zentralverbänden der Gewerkschaften einen Kompromiß geschlossen, der auch die bessere Einsicht und die „Neutralität“ der Gewerkschaften selbst bei der Massenstreikangelegenheit in Frage stellt. Hiernach soll nämlich der Massenstreik von der Partei inszeniert und bezahlt werden, und die Gewerkschaften sollen sich daran nicht beteiligen, freilich auch nicht dreinreden und nicht abraten. Wenn aber der Massenstreik vorbei ist und sich Aussperrungen und Einzelstreiks anschließen, dann sollen die Gewerkschaftskassen zur Kostendeckung herangeholt werden. Haben sich hierauf die Gewerkschaften wirklich eingelassen, so sind sie prinzipiell und praktisch ihres retardierenden und kalmierenden Einflusses in der Arbeiterbewegung beraubt; sie sind dann nur noch Zubringer und Akquisiteure der politischen Partei und haben keine große selbständige soziale Bedeutung mehr, da ihre Fonds jederzeit von den Nachfolgen eines Massenstreiks verschlungen werden können, und da ihr geistiger Einspruch von vornherein zum Schweigen gebracht ist. Der Kompromiß kam zur Kenntnis der Öffentlichkeit, weil die Parteileitung erklärt hatte, sie wolle den Massenstreik nach Kräften verhüten, während sie in Jena bei seiner Empfehlung doch einen gewissen Enthusiasmus an den Tag gelegt hatte. Solcher Widerspruch erregte den nach Taten sich sehnenden Silberschmidt, und er flüchtete mit Wehklagen über Bebels Doppelzüngigkeit in die Öffentlichkeit. Der Parteiskandal ist ja groß gewesen, aber wichtiger war doch die Tatsache und die Erkenntnis, daß die Gewerkschaften vom Radikalismus nahezu eingefangen erscheinen. Dementsprechend müssen sie in Zukunft von der Politik und Gesetzgebung behandelt werden.

In Wien und Ofenpest wird fortgesetzt „Divorçons“ aufgeführt; die endgültige Scheidung der beiden Reichshälften wird als unvermeidlich angesehen und schon in Bälde erwartet, zumal da jetzt von magyarischer Seite soeben ein tödlicher Streich gegen die Gesamtstaatsverfassung der habsburgischen Monarchie mit der Weginterpretierung der gemeinsamen Reichsminister geführt worden ist. Der Ausgleich von 1867 ist ja freilich schon wiederholt durchlöchert worden, zum Beispiel durch die verschiedenartige Regelung der indirekten Steuern in Österreich und Ungarn, durch die neue Benennung der gemeinsamen Armee als Kaiserliches und Königliches Heer, womit die ungarische Unabhängigkeitspartei die viel berühmte pragmatische Sanktion unwirksam machte und die Selbständigkeit der ungarischen Armee durchsetzte. Jetzt hat diese Unabhängigkeitspartei in gleichem Umfange die pragmatische Sanktion, soweit sie Bezug nahm auf die auswärtige Politik und auf die oberste Heeresverwaltung, außer Kurs gesetzt. Bisher sprach man doch noch von einem „gemeinsamen Minister des Äußern“ und von der „gemeinsamen gesamten Armee“, sowie vom „gemeinsamen Finanzwesen“. Nachdem aber bereits 1904 das Reichsfinanzministerium seinen Namen in „K. und k. gemeinsames Finanzministerium“ umgewandelt hatte, ist jetzt der Präsident der ungarischen Delegationen zum Beginn der Sitzungen noch einen konsequenten Schritt weiter gegangen, indem er auch das gemeinsame Ministerium abgeleugnet hat, ohne amtlich berichtigt zu sein. Ebenso ist der Reichskriegsminister gestrichen, und das Ministerium des Äußeren wird in Zukunft nicht mehr „**au nom du gouvernement de l'Autriche-Hongrie**“, sondern nur noch „**au nom des gouvernements d'Autriche et de Hongrie**“ wirken und handeln. Das sind nicht Titelschmerzen und staatsrechtliche Bagatellen, sondern Ergebnisse der magyarischen Machtpolitik, denn diese im Titel halbierten oder verdoppelten Minister für gemeinsame Reichsangelegenheiten werden fortan die Politik der stärkeren Hälfte, das ist Ungarn, verfolgen und besorgen und damit Österreich und Ungarn vollends auseinandersprengen.

Nach den Neuwahlen hat sich in Frankreich das Ministerium Sarrien verpflichtet gefühlt, ein Regierungsprogramm vorzulegen, das die kirchlichen Streitigkeiten aus dem politischen Leben der Republik ausschalten und sozialen Reformen den Boden ebnen soll. Die Trennung von Staat und Kirche und die volle Verweltlichung der Schule sollen durchgeführt werden, und hier wird das Parlament, nachdem ja die monarchistisch-klerikale Bewegung bei den Wahlen ganz zu Boden gedrückt wurde, kaum ein Hindernis in den Weg legen. Selbst in Rom scheint man gewillt zu sein, vorläufig gute Miene zum antiklerikalen Spiel zu machen. Das Nationalkonzil der französischen Bischöfe hat die Entscheidung: ob Krieg oder Frieden mit dem Staate dem Papst zugeschoben, und dieser hat bisher noch nicht gesprochen. Vermutlich wird es einen Kompromiß geben derart, daß die kirchlichen Vermögensverwaltungen in Frankreich vom Papste die Weisung erhalten, Vereine mit irgendwelchem Namen zu gründen, die unter Botmäßigkeit der Bischöfe stehen

und nun ihrerseits aus sich heraus jene Kultusvereine bilden können, welche das Trennungsgesetz verlangt, welche aber der Papst offiziell nicht zugestehen und gutheißen will und kann. So werden die staatlichen Kultusvereine nach wie vor der Verdammung übergeben, die von den Gläubigen und ihren Körperschaften errichteten Kultusvereine jedoch gutgeheißen. Mit andern Worten, dieselben Vereine werden verflucht und gesegnet, womit dann alle Welt zufrieden ist: Marianne, der Papst und die gläubige Christenheit in Frankreich. Man kann nicht mehr von einem Kompromiß verlangen. Äußerlich steht sich die Kirche überhaupt nicht schlecht bei dem neuen Gesetz, der Papst kann die Bischöfe ganz nach seinem Gutdünken einsetzen, und die Bischöfe wiederum können nach freier Entschließung die Pfarrer anstellen. Von beiden Befugnissen ist reichlich Gebrauch gemacht worden, mithin das Trennungsgesetz de facto von der Kirche anerkannt. Die Kultusvereine müssen die Gehälter und Pensionen aufbringen; das ist freilich die unsichere Seite des neuen Zustandes. Aber man kann nicht Freiheiten und Vorteile ohne Gegenleistung verlangen. Jedenfalls scheint die Sache sich so anzulassen, daß die kirchenpolitischen Fragen in der Tat andern kulturellen Problemen Platz zu machen beginnen.

Diese andern Probleme sind Arbeiterversicherung, Reform der Einkommensteuer, Regelung des Verhältnisses zwischen Unternehmer und Arbeiter, also Dinge mit sozialem Grundton.

Als ein Auftakt hierzu erschien das parlamentarische Gefecht zwischen Jaurès und Clémenceau, das jedoch im Gegensatz zu den Zuständen bei uns eine Verständigung zwischen Regierung und Arbeiterpartei in Aussicht stellte. Jaurès war, wie stets, stark in der Kritik der kapitalistischen Auswüchse der heutigen Gesellschaft und versagte, wie stets, völlig in der Programmentwickelung für die Zukunft; darin stimmt dieser französische Sozialistenführer mit unseren Ultras im sozialen Lager überein. Was ihn jedoch von unseren Zukunftsaposteln unterscheidet und zwar erheblich zu seinem Vorteil, das ist Ton und Inhalt der Kritik, welche einen modus vivendi mit den regierenden und den übrigen gesetzgebenden Gewalten in Bereitschaft hält und nicht die ganze Entwicklung einer blindwaltenden Zukunft und einer sozialistischen Klassen- und Machtpolitik überläßt. Clémenceau wehrte nicht ungeschickt die Kritik ab und versprach soziale Reformen und Festigkeit gegen jede Art von Ausschreitung. Übrigens haben auch die Franzosen ihre starken Männer des Sozialismus, in deren Reden es fortwährend donnert. Jules Guesde hält zum Beispiel nicht viel vom Parlamenteln der Jaurès und Genossen, er prophezeit gleich Bebel munter drauf los und hat den Termin der internationalen Revolution für 1910 angesetzt, wo die Sozialdemokraten Frankreichs und Deutschlands zugleich losschlagen und die unzuverlässig gewordenen Armeen überwinden würden. Es sind das Ergebnisse der Wahlerfolge der „unifizierten“ Sozialdemokraten, hier wie dort, ein wenig Größenwahn und Maulheldentum, aber auch zugleich eine brennende Zigarre im Pulverturm. Man wird auf die Unvorsichtigen ein scharfes Auge halten müssen.

Über zwei Monate redet schon die Duma und zwar, das muß ihr der Feind lassen, eine deutliche, kräftige Sprache, aber die russischen Reformen kommen dabei doch nicht vom Fleck. Nebenher gehen im Lande Massenstreiks, Revolten und Pogroms, jene von unsichtbaren und unkenntlichen Regierungshänden geleiteten scheußlichen Judenmetzeleien. Das Ministerium Goremykin lehnt energisch jede Mitschuld ab, und so haben wir also jetzt, wie es scheint, drei oder vier Gewalten in Rußland, die sich um die Oberherrschaft streiten: die offizielle Regierung, die Duma, das Volksregiment und die gewalttätige unbekannte Nebenregierung. Wie das zusammen stimmen und miteinander auskommen soll, ist nicht abzusehen; ein Zurück zur alten absoluten Bureaukratie gibt es nicht mehr und ein Vorwärts zur Zeit auch nicht, denn ein konstitutionelles System von einiger Haltbarkeit ist für Rußland noch nicht gefunden worden. Die Diktatur, die hier und da vorgeschlagen wird, ist gar keine Lösung der Wirren, denn zur Diktatur gehört eine zuverlässige Armee, die sich den Teufel um die Politik kümmert und lediglich von den Bedürfnissen eiserner Disziplin beherrscht wird. Wo aber ist die jetzt im Zarenreich? Der unglückliche Krieg mit Japan hat die alte Glorie zerstört, die ewigen „Strafexpeditionen" die Soldateska des Ehrgefühls beraubt, und wo alles in Rußland von der Unzufriedenheit erfaßt ist, da kann sich auch die Armee nicht von der Revolutionierung der Gemüter und Zustände abschließen. Im vornehmsten russischen Gardeinfanterie-Regiment, dem Preobrashenski-Regiment waren schließlich Meutereien keine seltene Erscheinung mehr; die Leute stürzten sich — übrigens ihrer Tradition gemäß — mit Wonne in die Politik und drückten u. a. ihre Zustimmung zum Agrarprogramm der Duma aus. Das Ssemonowsche Regiment verweigerte dem Regimentskommandeur den Gruß, seine Entwaffnung war unmöglich, weil die Gardeschützenkompagnie dem Befehl, die Kameraden zu entwaffnen, nicht nachkam. Auch die Kosakenregimenter zeigen sich unbotmäßig usw. usw. Mit einem Wort, die ganze Armee ist von der Gärung erfaßt, und das dürfte für einen Polizeistaat wie Rußland wohl der Anfang vom Ende sein.





Literarischer Monatsbericht.

Von

August Friedrich Krause (Breslau).

Frauenbücher. I.

Zwei österreichische Dichterinnen: Marie von Ebner-Eschenbach und Enrica von Handel-Mazzetti.

Die Frau und die Kunst! Es liegt ein Problem in diesen Worten. So manches Schöne und Gute die Frau uns auch schon in der Kunst gegeben hat, höchste und letzte Offenbarungen, Größtes und Reifstes, Tiefstes und Wahrstes wie Goethe und Michelangelo und Beethoven hat sie uns noch nicht zu schenken vermocht. Ja, es gibt Leute, die behaupten, daß ohne den Mann keine Kunst besteht und die Frau allein niemals die Kunst gefunden hätte. Das will sagen, daß die Frau nur nachschaffend der Kunst zu dienen vermag. Das wird jeder, der in der Geschichte der Künste Bescheid weiß, zugeben müssen: Sie, die Trägerin des Lebens, ist nicht Trägerin der Kunst; neue Ziele, neue Wege, neue Wahrheiten in der Kunst fand immer der Mann, und männliche Namen bezeichnen den Entwicklungsgang der Kunst. Es ist, als würde die lebenspendende Quelle ihrer Seele ganz ausgeschöpft von ihrem natürlichen Beruf, als könne sie nur in ihm Höchstes zeugen. Als wäre dem Manne die Kunst gegeben, damit er auch Kinder habe wie die Frau und seinem Leben Unsterblichkeit gewänne durch sie.

Ein Witzbold würde das Problem: Frau und Kunst mit einem Scherzwort für sich und andere rasch aus der Welt schaffen: Frau und Kunst verstehen sich nicht? Das ist kein Wunder! Frauen haben sich ja noch niemals verstanden.

Wer aber will tiefen und ernsten Fragen gegenüber Witzbold sein.

Und doch könnte eine kleine Wahrheit sich in dem Scherzwort verborgen halten, man müßte sie nur zu finden wissen.

Man hat es schon so oft gesagt, daß es fast eine Banalität ist: die Welt der Frau ist das Gefühl. Aber banale Wahrheiten bleiben doch immer Wahrheiten, und man muß mit ihnen sich ebenso abfinden wie mit den vielen andern, die weniger banal, vielleicht aber auch weniger wahr sind. Alles, was die Frau sich aneignet, ergreift sie weniger mit den Kräften des Verstandes, auch viel weniger mit den Kräften des Willens und fast nur mit dem Gefühl. Nur mit dem Gefühl erfaßt sie die Welt und sieht sie die Welt. Das Subjektive ist ihre Domäne und lyrisch der Grundton ihres Wesens. Und dennoch scheint ihr die subjektivste, die lyrischste aller Künste versagt zu sein, die Musik. Hat doch noch keine Frau produktiv in der Tonkunst Beachtenswertes geleistet. Nur reproduktiv vermag sie ihr zu dienen. Vielleicht führt von dieser Tatsache aus ein Weg zur Lösung des Problems, das in den Worten: Frau und Kunst verborgen liegt? Es wäre der Mühe wert, eingehend zu untersuchen, ob alle Kunst der Frau nicht reproduktiv ist. Und warum es so sein muß!

Subjekt und Objekt, das sind die beiden Hälften, in die uns die Welt auseinanderklafft, seit wir denkend uns bemühen, und diese Zweiheit ist die Quelle aller unsrer Leiden. Eins sein mit der Welt — oder wie das Christentum sagt: Eins sein mit Gott ist die Fülle aller Seligkeit. Nur die Kunst vermag beide: Ich und Welt, Subjekt und Objekt mit einander zu versöhnen, in ihr vereinen, durchdringen, verschmelzen sich beide, daß wir die Einheit der Welt zu schauen vermögen. Die stärkere Betonung des Subjektiven

oder des Objektiven gibt einer Kunst, welcher Art sie auch sei, charakteristische Farbe, und wir reden von rein lyrischer und von darstellender Kunst.

Mir aber will scheinen, als könne nur die Kunst Anspruch auf Größe und Vollkommenheit machen, in der Ich und Welt gleich stark sind, in der sie sich vollkommen durchdringen und ineinander aufgehen, daß man nicht mehr ihre Grenzen zu unterscheiden vermag.

Vielleicht hat die Frau viel zu lange abseits vom Leben gestanden, vielleicht steht sie heute noch viel zu sehr fern von ihm, daß es ihr nicht gelingen will, das rechte Verhältnis zum Leben zu finden und in der Kunst darzustellen. Vielleicht auch lassen die Grenzen ihrer Natur es nicht zu, daß sie, die das Leben trägt, dem Leben sich vermähle. Gewiß ist eines, daß sie vergeblich sich bemüht, ihr Ich mit der Umwelt in harmonischen Einklang zu bringen — eine volle, reife, harmonische Kunst zu erzeugen. Meist wird sie die Umwelt ganz mit ihrem Gefühl durchdringen und das als Welt und Leben halten, was sie als Welt und Leben träumt. Sie bleibt dem Leben fern und fremd. Sie sieht nicht das Reale und will nur schauen, was hinter ihm sich birgt. Das ist aber nur ihre Seele, nur ihr Gefühl. Diese Frauen sind Lyrikerinnen, und lyrisch ist ihre Kunst. Andre gibt's, aber es sind nur wenige, die haben einen großen Hunger nach dem Leben und eine große Scham; vielleicht auch haben sie ihrem Gefühl mißtrauen gelernt und mögen sich nicht darauf verlassen, weisen es nun in die hintersten Winkel ihrer Seele und geben sich kalt. Mit scharfen, beobachtenden Augen treten sie nahe an das Leben heran, beobachtend versuchen sie es zu erfassen und glauben die Welt zu erobern, wenn sie ihren äußeren Schein sich angeeignet haben. Man nennt sie die Realistinnen unter den Frauen. Mir will scheinen, sie sehen das Leben zu nahe, wie ihre Schwestern, von denen ich eben zuvor sprach, es zu entfernt sehen. Nicht zuletzt und nicht zum wenigsten ist doch die Kunst eine Frage der Distanz, und das ist es eben: es will der Frau nicht gelingen, die rechte Distanz zu finden.

Nur eine hat das in ihren besten und reifsten Werken fast vermocht: Marie von Ebner-Eschenbach, die wir unsere größte lebende Dichterin nennen. Ich habe diese Frau nie gesehen, aber ich denke mir, sie muß wundersam klare, helle Augen haben, in denen ein weicher, feuchter Schimmer aus Liebe, Güte und herzlichem Mitleiden gemischt ist, Augen, wie Gottesaugen, die nicht sehen, was vor Augen ist, die allen Menschen ins Herz sehen. Und nicht nur den Menschen, auch den Tieren, auch einer Landschaft und jedem, aber auch jedem Dinge. Sie gewinnt zu allen ein ganz persönliches Verhältnis. Eine der stärksten Realistinnen, weiß sie mit scharfen klaren Augen zu beobachten, alle Dinge, die sich in ihren Gesichtskreis stellen, aufzufassen, keines entgeht ihr, keines verliert auf dem Wege durch das Auge hinab in ihre Seele seine charakteristische Nuance. Und jedem Menschen, jedem Dinge gibt sie ihre Seele. Es mag sich beim Anblick der Welt und ihrer tausendfältigen Erscheinungsformen eine Wirrnis von Gefühlen in ihr regen, aber sie weiß sich — vielleicht langsam und allmählich, aber doch sicher — zur Klarheit durchzuringen, daß ihre Seele ganz und rein sich in die Dinge ergießen kann. Und nicht nur die Klarheit ihres Gefühls ist es, die sie weit über ihre dichtenden und nicht dichtenden Geschlechtsgenossinnen hinaushebt, sie ist auch klüger und weiser als sie, eine Frau von seltener Klarheit und Stärke des Verstandes. Und dennoch beeinträchtigt er die Güte ihres Herzens, das innige Mitleiden ihrer Seele nicht. Diese Güte gibt allen ihren Dichtungen eine persönliche Färbung; es ist, als wäre ihr Herz ein nimmermüder, unsäglich reicher Born dieser Güte.

So zeigt sich die Ebner-Eschenbach auch wieder in den vier Büchern, die mir heute vorliegen. Der Verlag der Gebrüder Paetel in Berlin gibt die „Gesammelten Schriften" der Dichterin heraus, von denen der siebente, achte und neunte Band kleinere Erzählungen bringen. Dazu hat der Verlag J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger kürzlich die fünfte Auflage des bei ihr erschienenen Bandes „Erzählungen" herauskommen lassen. Wenn man das, was diese vier Bände bringen, mit einem Blick überschaut, muß man staunen über die reiche Fülle, die sich auftut. „Dorf- und Schloßgeschichten" hat sie einmal zwei ihrer vielen Bücher genannt, und im Dorfe wie im Schlosse fühlt sie sich gleicherweise daheim. Mit der gleichen Wärme und Anteilnahme weiß sie die Welt der mährischen Dörfler und die Welt des österreichischen Adels zu schildern; oft genug spielen diese beiden Welten ineinander über und geben mit ihren Lichtern und Schatten ein gar wundersam volles und farbiges Bild. Mir will scheinen, als wäre die stille, abgeklärte, reiche Welt der Ebner-Eschenbach dem großen Lesepublikum

fremd. So viel ich sehe, geht kaum eine ihrer Auflageziffern über die fünf hinaus. Was will das besagen in einer Zeit, da die hohen Auflageziffern Mode sind? Eine wundersame Fülle liegt hier wenig genützt verborgen, eine Fülle, an der viele Tausende reich werden können. Sie dauern mich, die vielen Tausende, die nicht kommen wollen, davon zu schöpfen.

Man hat der Ebner-Eschenbach in einer andern österreichischen Baronin bereits eine Nachfolgerin gefunden. Enrica Freiin von Handel-Mazzetti hat, wie der Kürschner verrät, schon ein Schauspiel und ein Lustspiel geschrieben, die ich beide nicht kenne. Ich bedaure das: vielleicht ließe sich dann leichter der künstlerischen Persönlichkeit dieser Frau beikommen und ein Urteil über sie gewinnen. Ihre beiden Romane, die mir heute zur Besprechung vorliegen, machen es recht schwer. Es sind dies: „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" (Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H., München) und: „Jesse und Maria". Roman aus dem Donaulande. (Kempten und München, Jos. Köselsche Buchhandlung.) Von vornherein sei es gestanden: ich bin nur sehr ungern an die Lektüre dieser beiden Werke gegangen, und noch schwerer wird mir ihre Besprechung. Es führen von der Welt meines Denkens und Empfindens so gar keine Brücken zu der Welt, in der diese Frau lebt und glaubt, und ich möchte doch um alles in der Welt nicht ungerecht in meinem Urteil sein oder scheinen, und nun gar nicht der Verfasserin dieser Bücher gegenüber, der man eine so große Objektivität bei Schilderung anders denkender und empfindender Menschen nachrühmt. Ach, diese Objektivität! Wie wenig objektiv will es mir doch scheinen, wenn man durch Sünden des Protestantismus der allein seligmachenden Kirche ein Kind in die Arme treibt, das so gar nichts davon weiß, wie schwer der Katholizismus gerade an diesen selben Sünden zu tragen hat. Oder weiß die katholische Kirche von Hexenverbrennung und Inquisition nichts? Diese Objektivität scheint mir also schon rein äußerlich nicht ganz wahr und aufrichtig. Sie ist es aber auch innerlich nicht. Man muß sich nur die Menschen ansehen, in denen ein der Dichterin gegensätzliches Denken und Empfinden lebt: den Augustus Max Endoll im „Meinrad Helmperger", Jesse in dem Roman aus dem Donaulande. Sie sind scharf gesehen, gut beobachtet sozusagen, sie sind rund und voll, und ihr natürliches Empfindungsleben, das, was schier ein jeder sieht und hat, der überhaupt noch sehen und natürlich empfinden kann, ist gut und glücklich dargestellt. Sie sind keine Bösewichter oder Schlingel, und die andern sind keine Heiligen oder mystischen Übermenschen, wie das bisher in den religiösen Romanen, den katholischen wie evangelischen, der Fall gewesen ist; wäre es so, dann möchte es sich kaum lohnen, ernsthaft über sie zu reden. Aber diese Objektivität ist nur eine gewollte, eine — vielleicht unter dem Einfluß der bekannten Veremundus-Broschüre — als gut und nützlich für die katholische Literatur erkannte, keine, zu der das Herz die Dichterin getrieben hat, keine natürliche und echte. Es hat ihr nicht gelingen wollen, diese Menschen mit der Kraft des Gemütes zu durchglühen und ihnen tiefstes und echtes Leben zu geben. Alle Motivierungen sind fein erdacht, alle Wesenseigentümlichkeiten fein und sorgsam gegeneinander abgepaßt, man muß sagen: ja, es sind ganze und volle Menschen, und doch — man wird nicht warm für sie, es entspinnen sich keine persönlichen Beziehungen, man gewinnt sie nicht lieb. Nun soll man nicht etwa meinen: es sei ein Mangel an schöpferischer Kraft, der dies verschulde. Dann müßte der Vorwurf alle Personen der beiden Romane treffen. Aber da sind Menschen gestaltet, da hüpft einem das Herz im Leibe vor Freuden, so frisch und lebenswarm und gemütsecht sind sie, so ganz durchpulst von tief innerlichem Leben. Dieser Pater Meinrad, der so köstlich gesehene, dieser Junge, der Edwin, das Ketzerkind, der alle Herzen gefangen nimmt, oder in „Jesse und Maria" der kräftig und lebendig modellierte Schinnagel und die süßwehe Gestalt der Amey, des Jesse von Velderndorff Frau, auch Maria die Forsterin, sie alle machen, daß man um so mehr den Mangel tiefer, echter Empfindung bei den andern vermißt. Die Handel-Mazzetti kann nur den Menschen Seele von ihrer Seele geben, die ihr ganz sympathisch sind, die gleichsam ein Teil ihres Ich sind, sie ist aber nimmer imstande, sich ihrer selbst zu entäußern und in andern unterzugehen, mit ihnen, in ihnen zu leben, aus innerer Erfahrung heraus zu gestalten.

Es hat sehr schlimm um die katholische Literatur gestanden, und schon darum allein mußten Dichtungen, in denen sich ein gewisses Maß von Gerechtigkeitsgefühl offenbarte, in denen die Menschen nicht nach ihrem Glaubensbekenntnis und nicht nach ihrem kirchlichen Eifer gewertet wurden, in denen offen und aufrichtig bekannt wurde, daß religiöse Überzeugungen, welcher Art sie seien, Anspruch auf Achtung und Duldung haben, eine starke

Wirkung haben. Aber es ist dieser Umstand nicht allein, der den beiden Romanen der österreichischen Baronin einen starken Widerhall verschaffte, der Erfolg ist auch ein Verdienst der Dichterin und eine Folge der wirklich bedeutenden Vorzüge ihrer beiden Werke. Enrica von Handel-Mazzetti besitzt eine ungewöhnlich starke Gestaltungskraft; ihr wohl hat sie es vor allem zu danken, daß es ihr gelungen ist, auch die Personen so rund und voll und plastisch zu modellieren, an denen ihr Herz nicht mitgestaltet hat. Mit einer instinktiven Sicherheit trifft sie jede Linie, und nirgends greift sie in äußeren Mitteln der Darstellung fehl. Viel unterstützt sie dabei die Sprache, die geschickt der Zeit angepaßt ist, in der die Handlung spielt, und reich an glücklich gefundenen Redensarten und Wendungen ist. Am glücklichsten ist die Dichterin in ihrer Darstellung, wenn sie rein menschliche Empfindungen ihrer Gestalten zum Ausdruck bringt oder das rein Menschliche oder poetisch-Schöne ihrer Religion verkörpert; es geschieht ihr aber leicht, daß sie sentimental und weichlich wird, sobald sie sich unterfängt, religiöse Empfindungen darzustellen. Auch technisch ist sie noch ganz ungeschult: wie häufig drängt sie sich vorwitzig vor und analysiert dem Leser in unangenehm aufdringlicher Weise die Empfindungen, die er bei den einzelnen Szenen haben soll. Nach dieser Richtung zeigt der zweite Roman einen wesentlichen Fortschritt. Die Erzählerin tritt mehr hinter den Personen und der Handlung zurück, ja man vergißt sie zu Zeiten ganz. Überhaupt ist der letzte Roman straffer aufgebaut, wenn auch manche Längen noch stören, er erscheint noch stärker abgerückt, wirkt darum in manchen Partien auch kälter. Die Objektivität der Dichterin ist glücklich gewahrt, erscheint auch wahrhaftiger als in dem „Denkwürdigen Jahr", und ihre Absichtlichkeit ist besser verborgen.

Wenn ich so die Bedeutung dieser Dichterin erwäge, will mich die Handel-Mazzetti als ein eigenartiges und starkes, aber doch einseitiges Talent dünken. Gern möchte sich ihre stark weibliche Subjektivität, ihr Nichtaussichherauskönnen hinter einer gewollten und nicht selten darum überstark betonten Objektivität verbergen, wie sie auf den Titelblättern ihrer Romane ihr Geschlecht zu verbergen trachtet, indem sie ihren Vornamen verleugnet und nur durch seinen Anfangsbuchstaben andeutet. So stark auch ihre Gestaltungskraft ist, so scheint mir diese Frau doch nicht die bedeutende Dichterin zu sein, zu der manche ihrer Bewunderer sie gerne stempeln möchten, denn ihr Realismus ist in seiner Hauptsache doch mehr glänzend und äußerlich, als innerlich empfunden, mehr Absicht als Erlebnis, und die unleugbare Güte und das hohe Mitleid ihres Herzens gilt nur den Menschen ihres Glaubens oder ihres Geschlechts. Ihr schwärmerisches Gefühl für die Schönheit des Kultes, dem sie dient, läßt in ihr keine Empfindung aufkommen für seine Wahrheit. Die Güte ihres Herzens paart sich nicht wie bei der Ebner-Eschenbach mit einer feinen und großen Klugheit des Geistes, und darum fehlt ihrem Weltbilde jede Größe und jede Weite.



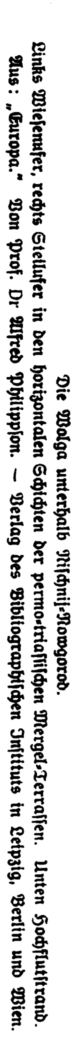


Illustrierte Bibliographie.

Europa. Von Prof. Dr. Alfred Philippson. Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 144 Abbildungen im Text, 14 Kartenbeilagen und 22 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. („Allgemeine Länderkunde", VI. Teil.) In Halbleder gebunden 17 M. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig, Berlin und Wien.

Seit den Tagen Alexander von Humboldts und Karl Ritters hat die geographische Wissenschaft einen Aufschwung genommen, den der Verfasser des „Kosmos" wohl kaum geahnt hat. Bei der Vielseitigkeit, die die Geographie auszeichnet, haben sich im Laufe der Entwicklung eine Menge von Seitendisziplinen als selbständige Wissenschaften ausgebildet, deren allgemeine Kenntnis für den Geographen unerläßlich ist. Der Tintenstrom ist mit der Zeit so reichlich geflossen, die Literatur so stark angeschwollen, daß es für den Fachmann keine Kleinigkeit ist, den jeweiligen Stand der rasch fortschreitenden Wissenschaft zu wahren. Einen ungefähren Begriff von der Weitschichtigkeit des Quellenmaterials eines bestimmten Gebietes gibt der am Schluß des vorliegenden Werkes gebotene Überblick über die wichtigste Literatur Europas, die doch nur eine streng kritische Auswahl bedeutet. Man wird daher schon aus diesem Grunde mit Anerkennung über die Arbeitsfreudigkeit und den Fleiß des Berner Geographen Alfred Philippson das Werk in die Hand nehmen. — 12 Jahre sind verflossen, seitdem die erste Auflage des Bandes „Europa" der Sieversschen Allgemeinen Länderkunde erschienen ist. Bestrebt, den Fortschritten der Wissenschaft möglichst gerecht zu werden und die große Zahl der inzwischen erschienenen Einzelarbeiten zu verwerten, hauptsächlich aber, um die jetzt herrschenden Anschauungen auf methodisch-länderkundlichem Gebiet, die so durchgreifende Modifikationen erfahren haben, zum Ausdruck zu bringen, hat der Verfasser ein fast neues Werk geschaffen. Die alte Auflage, von Philippson und L. Neumann gemeinsan verfaßt, hatte, weil sie zwei Bearbeiter gefunden, unter der unvermeidlichen Zerreißung des Stoffes zu leiden. Der wichtigsten Forderung einer länderkundlichen Darstellung, der ursächlichen Verknüpfung aller Erscheinungen, konnte nicht recht entsprochen werden. Auch hatten die Staatenbildungen die Gruppierung des Stoffes noch zu sehr beeinflußt. „Die Länderkunde hat sich mit Ländern zu beschäftigen, d. h. geographischen, in erster Linie bodenplastischen Individuen und ihren Bewohnern." (Th. Fischer.) Daher hat Philippson, den veränderten Grundsätzen der zweiten Länderkundenauflage entsprechend, die neue Auflage allein geschrieben und damit auch alle die Forderungen erfüllt, die eine länderkundliche Darstellung verlangt. Auf geologisch-morphologischer Grundlage fußend stellt er drei große Einheiten fest; des großen Wiener Geologen Meisterwerk „Das Antlitz der Erde" hat ihn darauf geführt. Eine hochbedeutsame tektonische Linie zieht nämlich vom Golf von Biscaya am Nordfuß der jungen Faltengebirge entlang (Pyrenäen, Alpen, Karpathen, Balkan, Jailageb., Kaukasus) quer über den Leib des Erdteils zum Kaspischen Meer und zerlegt Europa in zwei große Gebiete, das südeuropäische Faltengebirge und die nordeuropäische Schollenregion, welch letztere sich wiederum in zwei ganz verschiedene Teile gliedert, die ein-

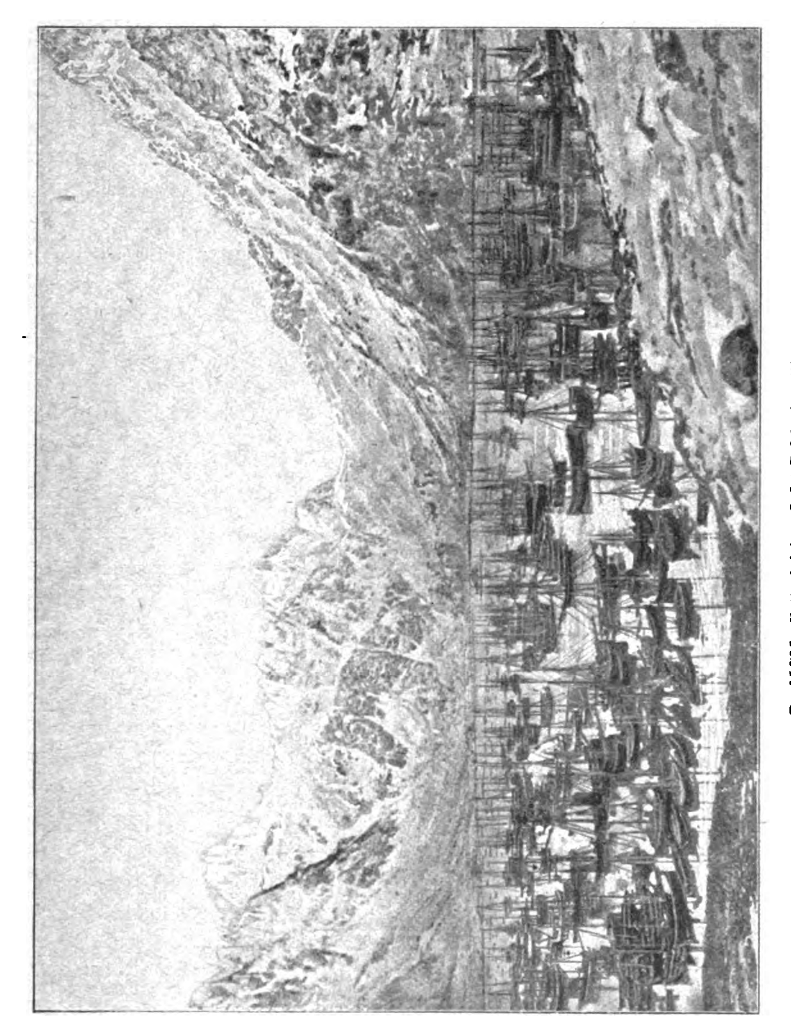
förmige russisch-skandinavische Tafel und das wechselvoll gestaltete nordwest-europäische Schollengebirgsland. Diese Dreiteilung wird eingehend in einer allgemeinen Übersicht der physischen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse, die Europa als Ganzes schildert, begründet. Dieser allgemeine Überblick ist notwendig, weil gerade unser Erdteil aus einer so großen Zahl ganz charakteristischer Landschaften zusammengesetzt ist, daß die einheitlichen Grundzüge, die Europa mehr als die andern Erd-



Die Wolga unterhalb Nischnij-Nowgorod.
Links Wiesenufer, rechts Steilufer in den horizontalen Schichten der permo-triassischen Mergel-Terrassen. Unten Hochflutstrand.
Aus: „Europa." Von Prof. Dr Alfred Philippson. – Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig, Berlin und Wien.

teile unzweifelhaft in Klima, Pflanzenwelt und Kultur aufzuweisen hat, leicht dem Auge entschwinden können. Die Einzeldarstellung der Landschaften innerhalb der drei großen Einheiten wird in der Weise gegeben, daß die Schilderung der Bodengestalt aufs engste verknüpft wird mit den klimatischen Verhältnissen, den Siedlungen, Verkehrswegen, den wirtschaftlichen und politischen Einrichtungen, immer also die Beziehungen zwischen Natur und Mensch streng berücksichtigt werden. Es beginnt der spezielle Teil mit der Beschreibung

der geologisch jüngsten Region Europas, des südeuropäischen Faltengebirgslandes. An der Spitze steht die Darstellung der Alpenländer, eines der besten und wohlgelungensten Kapitel des ganzen Werkes. Es folgen die Karpathenländer und schließlich die drei südeuropäischen Halbinseln, über die Philippson vor zwei Jahren bereits eine ausgezeichnete Arbeit „Das Mittelmeergebiet" veröffentlicht hat. Der nächste Abschnitt behandelt Nordwesteuropa, also das französische und deutsche Schollenland, die britischen und nordischen Inseln (Färöer



Dorschfischerflotte bei den Lofot-Inseln im Winter.
Aus: „Europa" Von Prof. Dr. Alfred Philippson. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig, Berlin und Wien.

und Island). Den Beschluß bildet die Schilderung der gewaltigen russisch-skandinavischen Tafel, die sich von Norwegen und den Karpathen bis zum Ural und Kaukasus erstreckt. — Der Text ist elegant geschrieben, nirgends trocken. Wohltuend berührt die maßvolle Verwendung statistischer Angaben. Eine Reihe vortrefflicher moderner Originalphotographien und viele lehrreiche Karten erleichtern das Verständnis. Das prächtig ausgestattete Werk ist so klar und verständlich abgefaßt, daß sich nicht bloß Fachgeographen, sondern auch

weitere Kreise großen Nutzen und reiche Belehrung daraus versprechen dürfen. Es sollte in keiner größeren Hausbibliothek fehlen.
O. L.



Ein Kar in den Seealpen.
Aus: „Europa." Von Prof. Dr. Alfred Philippson. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig, Berlin und Wien.

Bibliographische Notizen.

Jahrbuch der deutschen Burschenschaft. 1906. Vierter Jahrgang. Herausgegeben von Dr. Hugo Böttger (Arminia a. d. B. Jena). Berlin, C. Heymann.

In gewissem Sinne ist das Jahrbuch eine Ergänzung der „Burschenschaftlichen Blätter", wie auch wohl alle Mitarbeiter zur Burschenschaft in Beziehung stehen.

M. Wittich schreibt „über die Auto-

nomie der studentischen Korporationen", M. Apffelstaedt über „die Universität Münster". Karl Hoffmann versucht in der Skizze: „Das deutsche Element in der modernen Literatur" darzulegen, daß die moderne (deutsche) Literatur trotz des ausländischen Ursprungs der ganzen Richtung durch deutsches Geistesleben zu innerer Einheit und höchster Ausbildung gelangt ist. Ed. Heyck gibt eine kurze Charakteristik von „Friedrich Gentz".

Am umfangreichsten und m. E. am wichtigsten sind Hugo Böttgers „Dokumente und Tatsachen der Burschenschaft". Unter Heranziehung zahlreicher Literatur, v. a. der Aufsätze in den „Bursch. Bl.", gibt B. einen Überblick über die Entwickelung der deutschen Burschenschaft mit bes. Berücksichtigung der Zeit nach 1871. Wird man auch oft anderer Meinung sein, so ist doch das angeführte Material, zumal für die Neuzeit, — betr. Arbeitsprogramm seit Gründung der Vereinigung sämtlicher Burschenschaften (20. Juli 1881: Allgemeiner Deputierten-Konvent), Stellung zu Staat und Volk, Kampf um die akademische Freiheit (Verband deutscher Hochschulen), Zweikampf u. a. — von Wichtigkeit und Interesse.

Außer den Hauptaufsätzen enthält das Jhrb. ein Kalendarium mit den wichtigsten Gedenktagen der Nation und der Burschenschaft (mit 12 Abbildungen aus Universitätsstädten), ferner die Abschnitte: Aus unserer Dichtermappe, Alte Jenaische Urkunden (Erlasse von 1765—1795), Geschichte der einzelnen Burschenschaften, Ortsgruppen des Verbandes alter Burschenschafter, Burschenschafter-Ehrenräte, sowie 3 Tafeln mit den Farben und Zirkeln der einzelnen Burschenschaften.

Von den Abbildungen seien hervorgehoben die aus der Umgebung von Münster und (S. 123) das Porträt des Gießener Historikers Wilhelm Oncken († 11. Aug. 1905). —

Bei der Geschichte der einzelnen Burschenschaften wäre es dankenswert gewesen, etwa vorhandene gedruckte Literatur anzugeben. — Sollte in der Tat „der ganze Deutschkatholizismus" nur „ein Produkt der Breslauer Burschenschaft" gewesen sein? (S. 213.) — —

Wenn das schöne Buch einen Gesinnungsgenossen trifft, dann möge es auch ihm den alten Femegruß zuflüstern:

Ick gröte ju, leiwe Mann!

K. O. A. M—r.

Der ferne Osten. Band 3, Heft 1. — Shangai 1905.

Man merkt an der vorliegenden Zeitschrift, die mit dazu beitragen soll, uns mit dem fernen Osten näher zu verbinden, daß wir im Zeitalter des Verkehrs leben. Dieselbe erscheint in Shangai, Nanking Road 24 A. in Monatsheften von rund 40 Seiten Text mit 20—30 Illustrationen. Das vorliegende Heft enthält nachstehende Aufsätze: „Das Nestorianer-Denkmal in Si-an-fu von J. Genähr; der Hirt und die Weberin von Mei-Chêng, ins Deutsche übersetzt von Dr. Forke; Hanoi von J. Pannier: Schwermut von Chang-Chêng-Ghin, ins Deutsche übersetzt von Dr. Forke; der Westsee bei Hang-Chou von Jno. Green. — Die Zeitschrift ist gut ausgestattet und sind die Aufsätze ganz interessant.

K.

Österreich vor dem Zusammenbruch. Im Lichte der Wahrheit dargestellt. — Zürich, Schröter.

Der unbekannte Verfasser der vorliegenden Broschüre hat sich die Aufgabe gestellt, die inneren Verhältnisse Österreichs nüchtern und ohne jegliches Vorurteil klar zu legen. Hierbei nimmt er kein Blatt vor den Mund, sondern führt eine sehr energische und scharfe Sprache. Er zeigt, wo die Schäden sitzen und wo die Hebel anzusetzen wären, um das, was im Staatsleben noch arg rückständig ist, zu beseitigen. Gerade in der gegenwärtigen Zeit, in der speziell in Ungarn die Zerfahrenheit arge Blüten treibt, ist die Schrift von besonderem Interesse und recht lesenswert.

K.

Die soziale Frage über die Freiheit der Ehe. Von Professor Dr. Otto Caspari. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag.

Die 1900 in erster Auflage erschienene Schrift des vormaligen Professors der Philosophie an der Universität Heidelberg behandelt das gegenwärtig in der Literatur viel erörterte „Problem über die Ehe der Zukunft". Eingehendes juristisches, wie ökonomisches und hygienisches Studium haben den Verfasser, wie er sagt, zu der Ansicht geführt, „daß die heutigen Eheverhältnisse mit ihren Schwierigkeiten des Eingehens, wie in Amerika, ebenso wie bei den Schwierigkeiten der Scheidung in europäischen Ländern, nationalökonomisch wie ethisch zu verwerfen sind", weil sie die „öffentliche, wilde Unsittlichkeit des Dirnentums mit ihrem Gefolge der sexuellen Erkrankungen" fördern.

Abhilfe erwartet er von der „sittlichen Generalordnung der an sich ‚völlig freien Ehe‘ mit leichtem Eingehen und leichter Scheidung“. Im Grunde genommen ist der Verfasser ein Befürworter der „freien Liebe“. Er teilt im wesentlichen die Anschauungen über die Ehe, die August Bebel in seiner Schrift „Die Frau und der Sozialismus“ vertritt, von denen aber Bebel selbst zugesteht, daß es unmöglich ist, sie in der bürgerlichen Welt zur Geltung zu bringen. Wie sich die ihm vorschwebende „sittliche Generalordnung der völlig freien Ehe“ praktisch verwirklichen, wie die „besitzlose, freie Ehe“ zu einer „andauernden Besitzehe“ werden, wie die Frage der Erziehung der Nachkommenschaft staatlich geregelt werden soll, darauf gibt Dr. Caspari keine klare und bestimmte Antwort, und darin liegt der Hauptmangel seiner im übrigen nicht uninteressanten und ganz anregenden Ausführungen. O. K.

Die Hamburger Universität. Ein Wort der Anregung von Dr. F. Sieveking, Präsident des Hanseatischen Oberlandesgerichts. Hamburg, Otto Meißner.

Der Gedanke der Errichtung einer Universität in Hamburg ist schon im Jahre 1846, also vor sechzig Jahren, von dem damaligen Syndikus Dr. Karl Sieveking angeregt und in beredten Worten empfohlen worden. Die vorliegende Schrift tritt ebenfalls dafür ein und veröffentlicht eine Zuschrift des bekannten Professors Hugo Münsterberg von der Harvard-Universität der Vereinigten Staaten in Cambridge, worin dargelegt wird, wie weit eine Universität in Hamburg vom amerikanischen Universitätsleben Anregung erhalten könnte. Diese Zuschrift ist ein sehr wertvoller Beitrag zur Frage der Universitätsreform, der allgemeine Beachtung verdient und die Zustimmung des Oberlandesgerichtspräsidenten Dr. Sieveking findet. Selbst wenn einmal von allen kulturellen Werten und allen den unermeßlichen ideellen Gewinnen abgesehen wird, so würde sich, meint Professor Münsterberg am Schlusse seines Gutachtens, gerade die Schöpfung einer Universität in Hamburg auch rein wirtschaftlich belohnen, da Tausende durch die Hochschule nach Hamburg gezogen würden. Und nicht am geringsten wäre der auch politisch bedeutungsvolle Zustrom vom Ausland her und ganz besonders von Amerika, wo Hamburgs wirtschaftliche Stellung von jeher besondere Sympathie erweckte; man fühlt hier instinktiv, daß Hamburg wie kein anderer Platz berufen wäre, den Geist der alten und der neuen Welt zu fruchtbarer Einheit zu verbinden. Allen, die sich für die Frage der Errichtung einer Universität in Hamburg und für Universitätsfragen überhaupt interessieren, ist die Sievekingsche Schrift sehr zu empfehlen. O. K.

Weltgeschichtliche Betrachtungen von Jakob Burckhardt. Herausgegeben von Jakob Oeri. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

„Über Studium der Geschichte“ hat der inzwischen heimgegangene schweizerische Geschichtsforscher Dr. Jakob Burckhardt in den Wintersemestern 1868/69 und 1870/71 an der Universität Basel akademische Vorlesungen gehalten, die den Inhalt des vorliegenden Buches bilden. Als Zweck seiner Vorlesungen hat Burckhardt selbst bezeichnet, daß er nicht eine Anleitung zum historischen Studium im gelehrten Sinne geben wolle, sondern nur Winke zum Studium des Geschichtlichen in den verschiedenen Gebieten der geistigen Welt. Von diesem Gesichtspunkte aus haben seine Vorlesungen auch heute noch einen eigenen Wert, so wenig seine Ausführungen im einzelnen überall auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung stehen, hier vielmehr mehrfach durch neue Entdeckungen, die zu neuen Urteilen geführt haben, überholt sind. Von besonderem Interesse sind auch jetzt noch Burckhardts Anschauungen über kirchliche Fragen. O. K.

Kameruner Skizzen. Von Eberhard von Schkopp. — Berlin, Winckelmann und Söhne.

Der Verfasser will in den vorliegenden Skizzen zeigen, wie sich die Ereignisse drüben in dem Auge eines einfachen Kaufmanns, der vielfach in den deutschen Kolonien als „quantité négligeable“ betrachtet wird, widerspiegeln. Ernste und heitere Episoden schildert er in anziehender und oft humorvoller Weise und hofft damit der kolonialen Sache neue Freunde zuzuführen. Gleich das erste Kapitel: „Die Ausreise“ mit seiner Schilderung des Lebens auf dem Schiffe, wobei kleine Lebensregeln am Bord großer Schiffe gegeben werden, ist sehr interessant und fesselnd. — Nach 32 tägiger Seefahrt über Madeira und las Palmas wurde Kamerun erreicht. Weitere Kapitel enthalten an Schilderungen: die Gründung von „Neu Bremen“, von den Ufern des Njong, Mbong und die Zwergvölker, eine Flußpferdjagd, im Boot auf See u. s. w. Das Buch gewährt eine empfehlenswerte Lektüre. K.

Randglossen zur Zeitgeschichte. Das Jahr 1905. Von Bertha von Suttner. Verlag von Carl Siwinna, Kattowitz.

Frau Baronin von Suttner, deren Lebensarbeit, für die Friedensidee in Wort und Schrift zu wirken, von reichstem Erfolg gekrönt ist, wird dieser mit dem kleinen Werkchen, in dem sie die Zeitereignisse von ihrem Standpunkte aus beleuchtet, neue Anhänger gewinnen. R. N.

Gemeinverständliche Darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Herausgeber Dr. Wilhelm Breitenbach. Heft 13. Die Bedeutung der Farben im Tierreiche. Von Dr. Arnold Jacobi, Professor an der Königl. Forstakademie Tharandt. Mit 2 Abbildungen. — Brackwede i. W., Dr. Breitenbach & Hoerster.

In dem vorliegenden Heft 13 der bekannten Dr. Breitenbachschen Sammlung weist der Verfasser an passend gewählten Beispielen nach, welche Wichtigkeit, auf Grund der Darwinschen Lehre, die Färbung der Tiere bis in kleine Einzelheiten hinein für diese besitzt. In einzelnen Abschnitten behandelt der auf diesem Gebiete gründlich bewanderte Verfasser: die Tierfarben in ihrer Darstellung (Pigmente und Strukturfarben), ihre Abhängigkeit von den Lebensbedingungen der Tiere (Licht und Wärme, Feuchtigkeit, Nahrung), ferner die verschiedenen Arten der Tierfärbung (gleichmäßige Verbreitung, Erkennungsfarben, Schutzfarben, Körperauflösung, Trutz- Warn-, Ekel- und Schreckfarben), sowie schließlich die Entstehung der Tierfarben (natürliche Zuchtwahl). — Die ganze Darstellung ist interessant und liefert einen Beitrag für das Verständnis einer auf der Entwickelungslehre beruhenden Weltanschauung. K.

Psychologie und Pathologie der Vorstellung. Von R. Wallaschek. Leipzig, Joh. Ambros. Barth.

Das Buch trägt einen gelehrten Titel und hat einen gelehrten Verfasser, aber es darf nicht verschwiegen bleiben, daß es zugleich mit dem Reize scharfsinnigster, nüchternster Beobachtung und Zerlegung einen unerschöpflichen Zauber beglückender, künstlerischer Anregungen birgt und ausstrahlt. Besonders wohltuend wirkt die tiefe, aus der reichsten Fülle der Persönlichkeit flutende musikalische Seelenkenntnis. Selten habe ich eine wissenschaftliche Arbeit gelesen, die so durch und durch klar und sachlich, ja bedeutend aufklärend und in allen Teilen den vornehmsten Höhen reiner Geschmacksbildung angehörig erschiene. H. L.

Ärztliches, Allzuärztliches. Von Hans von der Wörnitz. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Daß das vorliegende Buch Leser finden wird, dafür wird der auf Sensation berechnete Umschlag schon sorgen. Daß aber all die Unrichtigkeiten, Unmöglichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten, all die Übertreibungen und Entstellungen, die der Verfasser aufhäuft und zu verallgemeinern wagt, viele gläubige Leser finden werden, ist zu bezweifeln. Die Menschheit, der der Autor seine Schrift widmet, wird sich in dem Vertrauen zu ihren ärztlichen Führern, unter denen die Edelmenschen die Regel, Standesunwürdige aber eine seltene Ausnahme bilden, nicht irre führen lassen. Sie wird auf die Dedikation der Schrift und auf einen derartigen Sachwalter, der sich mit gleich geringer Berechtigung als Wahrheitssucher und Wahrheitskenner, als Eingeweihter und Wissender wie als Dichter aufspielt, im eigensten Interesse dankend verzichten. Jeder Feinfühlige muß auch Protest erheben gegen die Verwendung von ihm heiligen Gütern, der Holbeinschen Bilder vom Tode und des Beethovenschen Marche funèbre, zur Ausstattung eines solchen Buches. E. N.

Germanen-Bibel. 3. Heftausgabe. Goethe. 8. Heftausgabe. Rückert, Grillparzer, Eichendorff, Hebbel. 2. Aufl. Berlin, Schwaner.

Von der schon wiederholt an dieser Stelle besprochenen Germanen-Bibel liegen zwei weitere Hefte vor, von denen das 3. Goethe, das 8. Rückert, Eichendorff, Grillparzer, Hebbel enthält. Ist es verhältnismäßig leicht, aus den letztgenannten einen Auszug zu geben, so scheint es beinahe unmöglich, aus Goethe eine Auswahl zu treffen. Daher wird auch die vorliegende vielleicht nicht allgemeinen Beifall erhalten, insofern mancher gern mehr zu finden wünschte; worin jedoch das „mehr“ bestehen soll, — auch darüber werden die Ansichten wieder geteilt sein, es ist eben nicht möglich „allen gefallen durch seine Tat und sein Kunstwerk“. Es kommt daher bei einer Beurteilung der gebotenen Auswahl darauf an, zu prüfen, ob sich dem Leser aus dem Gebotenen das Wesentlichste Goethescher Weltanschauung erschließt. Dies ist sicherlich der Fall, und somit reiht sich auch dies Heft passend den bisher erschienenen an. H. Sch.

Herder, Das Studium der Theologie. Brief 1—24. Herausgeg. von H. Dechent. Leipzig, Scheffer.

Wer die Werke eines unserer Klassiker in Auswahl herausgibt, wird selten den Ansprüchen aller Leser genügen, der eine wird dies, der andere jenes ungern vermissen; so fehlen z. B. in der Auswahl aus Herders Werken von Matthias die Briefe, die Herders Eigenart besonders klar widerspiegeln, nämlich die über das Studium der Theologie. Wenn diese in ihrer Gesamtheit auch nur das Interesse des Theologen finden können, so enthält ein Teil von ihnen doch vieles, was jeden religiös gestimmten Laien anregen kann. Daher ist es eine verdienstvolle Arbeit, die Hermann Dechent durch die Herausgabe einer Auswahl (Brief 1—24) geliefert hat. Sie sind vorzüglich geeignet, zu einem Lesen der Heil. Schrift Anleitung zu geben, und nach Sell (Religion unserer Klassiker) „noch heute das schönste deutsche Buch, das wir zur Einführung in ein frommes und freies Verständnis der Bibel haben".

H. Sch.

Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret, herausgegeben von Dr. C. A. H. Burkhardt. Weimar, Verl. von Böhlau.

Der Herausgeber hat sich der dankenswerten Mühe unterzogen, uns die Gespräche Goethes mit Soret in einer neuen Übersetzung zu geben. Eckermann hatte sie bereits im dritten Teile seiner Gespräche benutzt, jedoch sehr willkürlich und fehlerhaft, wie sich jetzt aus den Soretschen „Unterhaltungen" ergibt. Dazu kam noch, daß Soret selbst vieles, was er aufgezeichnet hatte, aus Rücksicht auf noch lebende Personen von der Veröffentlichung ausschloß. Diese Rücksichten haben jetzt keine Geltung mehr, und somit bietet die vorliegende vollständige Ausgabe eine wesentliche Bereicherung der Goetheliteratur. Sehr zu billigen ist es, daß der Herausgeber alles, was völlig neu ist, durch äußere Bezeichnungen kenntlich macht. Die Arbeit bezeichnet einen Fortschritt in der Goetheforschung; daß der Fachgelehrte davon Kenntnis nehmen muß, ist als selbstverständlich anzusehen. Ref. empfiehlt daher das Buch aber auch allen Goethefreunden, besonders als wesentliche Ergänzung zu den Gesprächen Goethes mit Eckermann.

H. Sch.

Louise von François und Conrad Ferdinand Meyer. Ein Briefwechsel, herausgegeben von Anton Bettelheim. Berlin, Verlag von Georg Reimer.

Dies Buch von 280 Seiten, der Freundin Louise von François', der Baronin Marie von Ebner-Eschenbach, gewidmet, ist eine Bereicherung unserer National-Literatur. So wenig richtig es ist, alles und jedes Persönliche über unsere Dichter der trivialen Neugierde auszuliefern, ebenso verdienstlich ist es, ihre persönliche Literatur zugängig zu machen. Keine Intimitäten und doch unendlich viel Intimes enthüllt reizvoll diese Korrespondenz des Dichters mit der geistreichen Schriftstellerin, die in ihrer stillen Klause noch im Jahre 1881 nichts von ihm gehört, geschweige denn gelesen hatte. Damals blickte er, der Dichter von „Huttens Letzte Tage" zu ihr auf — jetzt wird sie unsterblich durch seine Briefe, mehr als durch ihr eigenes Leisten. So rückt erst die Zeit alles in die richtigen Proportionen. Vielleicht hätten einige der ganz inhaltlosen Briefe der Sammlung, Briefe, die wirklich nur ein Lebenszeichen geben sollten, ausgelassen werden können, ebenso Stellen, die nur Wiederholungen des schon einmal Geschriebenen waren — aber das sind kleine Staubflöckchen auf dem interessanten und höchst empfehlenswerten Buche.

M. Kr.

Die Frauen im Leben Mozarts. Von Carola Belmonte. — Augsburg und Berlin, Gebr. Paetel.

Bei der Feier des 150 jährigen Geburtstages Mozarts durch besondere festliche Aufführungen im Konzertsaal und Theater ist in zahlreichen Verehrern des großen Tonkünstlers sicherlich der Wunsch rege geworden, sich auch wieder einmal den Lebensgang des allzufrüh verstorbenen Meisters zu vergegenwärtigen. Dieser Wunsch findet sich in dem vorliegenden, vor kurzem erschienenen Buche erfüllt, in welchem die Verfasserin auf Grund eingehenden Quellenstudiums ein fesselndes Bild dieses Künstlerlebens entworfen hat. In richtiger Erkenntnis hat sie dazu als Untergrund diejenigen Frauengestalten genommen, die in Mozarts Leben eine besondere Rolle gespielt haben. Es sind dies: „die Mutter, Schwester und Base Mozarts, die Kaiserin Maria Theresia, Aloysia und Constanze Weber (letztere Mozarts Gattin), Josepha Duschek und einige Frauen der Kunst und des Adels." Die Schilderung ist so gewandt und anziehend, daß man der Verfasserin von Anfang bis zu Ende mit steigendem Interesse folgt. Wenn nur auch alles freudig lauten könnte, aber leider war gerade das eheliche Leben des hochbegabten Künstlers, durch die Gattin verschuldet, ein nur wenig glückliches. — Das recht gut ausgestattete, mit Abbildungen und Faksimiles versehene Buch sei hiermit angelegentlichst empfohlen.

K.

Franz Liszts Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. Band 8. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Band 8 der Lisztschen Briefe schließt sich ergänzend an den 1. und 2. Band der im gleichen Verlage und unter derselben Redaktion erschienenen Briefe an und enthält 455 aus den Jahren 1823—1886 stammende Briefe, die teils in deutscher, teils in französischer Sprache geschrieben sind. Der Inhalt ist ein ungemein reichhaltiger, anregender und belehrender. Liszt hat fast mit allen literarischen und musikalischen Koryphäen seiner Zeit in regem Verkehr gestanden; seine universelle Bildung befähigte ihn, nicht nur in seinem engeren Fache, sondern auch in allen künstlerischen Angelegenheiten ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Die Lücken, die sich in den früheren Bänden seines Briefwechsels hier und da vorfanden, werden durch den vorliegenden 8. Band in dankenswerter Weise ausgefüllt. E. B.

Detlev von Liliencron. Von Dr. J. Löwenberg. Hamburg, Im Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze.

Das vorliegende Büchlein bringt auf 30 Seiten eine von liebevollem Eingehen auf die Art des Dichters, sowie von feinem dichterischen Verständnis zeugende Würdigung Liliencrons. Wer ihn noch nicht kennen sollte, wird sich durch diese Schrift angeregt fühlen, seine Werke zu lesen; seinen Verehrern wird sie andererseits zu deren genauerem Verständnis verhelfen. Das Büchlein enthält unstreitig das Beste, was bisher über den Dichter geschrieben ist. H. Sch.

Irma. Roman von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Wie alles aus Adolf Wilbrandts Feder anmutig, holdselig schön und zum Herzen sprechend. Irma ist wieder ein echtes Himmelskind, genial aus einem tiefen, sonnigen Gemüte in die Welt gesetzt. Aus ihren Kinderaugen schaut das Ewig-Weibliche, das Hinanziehende, Unbeschreibliche.

Der Dichter läßt seine Heldin eine große Sängerin werden. Er schildert sie als Kind, als junge Künstlerin, als liebendes und getäuschtes armes Weib und endlich am ruhigen, starken Arm des wackersten Mannes geborgen. Alles lebendig, farbig, packend.

Als Kind wird sie, die Friseurstochter, von anderen Kindern geneckt. Das gepreßte kleine Wesen seufzt philosophisch: Warum nur die Menschen so sind? — Müssen denn die Menschen so sein? — Vom Vater bekommt sie eine unverdiente Ohrfeige. Wir erleben ihre wilde, kindlich grollende Seelenstimmung und die Besänftigung hinterdrein in dem reifen Friedensgedanken an die Engel, wo „alles mit Liebe gemacht wird". Und Irma schreibt einen rührenden Schulaufsatz über die Engel als ein Urbild der Liebe, auch für die Eltern. — Liebet euch untereinander!

Die rauhe Welt schallt mißtönend dazwischen: Schmachtlappen! Süßwurzel! Rühr mich nicht an! — Und kindliche Raufereien unterbrechen den Himmelsaufstieg. Aber im ganzen geht's aufwärts, und das Leben lehrt die kleine Philosophin sich immer reiner läutern und harmonisch werden.

Ein paar prächtige Gestalten erblicken wir neben der Herrin. Da ist Robert Helm, der sich aus lümmelhaftem Schülerwesen zu einem tapferen, biederen Manne emporentwickelt. — Da ist der alte Gutzeit mit der Pfeife und der schrägen Kopfhaltung, ein köstlich gezeichneter Sonderling. „Kokulorum durch die Luft," sagt er mit geheimnisvoller Wendung, die niemand versteht, ungefähr wie das „Wille wau wau wau!" der Zigeuner Goethes. Da ist der gute Vater Ammon mit seinem Tempel des Humors, eine herrliche Wilbrandtschöpfung. Allen voran aber muß ich die mit einer so tief rührenden Mischung von Falschem und Echtem gebildete Menschengestalt des theatralischen Friseur Zeising rühmen. Und wie seltsam ergreifend hat der Dichter das Landschaftliche wieder erklingen lassen! H. L.

König Haß. Roman von Louise Westkirch. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.

Eine Geschichte aus dem deutschen Kleinbürgertum, welcher die Verfasserin das Kindermärchen von „König Haß" zugrunde legt.

Zwei Jugendfreunde werden durch Verleumdungen zu erbitterten Feinden, sie selbst und ihre Familien leiden zwölf Jahre hindurch schwer an dem gegenseitigen Haß und den Verfolgungen, zu welchen die Rachsucht sie veranlaßt, bis endlich der eine am Boden liegt, nachdem er sich in der Sterbestunde von der Grundlosigkeit seines Hasses überzeugt hat. Die beiden Todfeinde haben Kinder, der eine einen Sohn, der andere eine Tochter, die wie bei den Capuletti und Montechi einander lieben, jedoch die Katastrophe endet nicht wie bei den klassischen

Vorbildern, sie löst sich friedlich mit einer Verlobung.

Die Verfasserin hat die Grundidee des Buches etwas weit ausgesponnen, mehr nach der Breite als nach der Tiefe, aber mit guter Beobachtungsgabe schildert sie das Leben und Treiben jener Volksschichten, ihre bürgerliche Tüchtigkeit, ihre Leiden und Freuden und die kleinliche Art, wie der Haß sich bei ihnen äußert.

Der Roman ist gesunde Lektüre für das Volk und verdient in diesem Sinne weite Verbreitung. mz.

Eine Idee. Erzählung von G. Asmussen. 3. Auflage. Basel, Druck und Verlag von Fr. Reinhardt.

Ein gutes Buch für Volksbibliotheken. Das ist sicherlich ein Lob, und zwar ein großes, aber doch kein unbeschränktes. O. G.

Marie. Ein Roman von Margarete Siebert. Berlin, Gebr. Paetel. —

Ein unklar dargestelltes, nicht unliebenswürdiges, aber wenig talentvolles Frauenbuch. Die Heldin ist gänzlich lebensunwahr, ebenso unwahrscheinlich sind die anderen auftretenden Gestalten. M. Kr.

Der Konsul. Von Jonas Lie. Berlin, R. Taendlers Verlag.

Der Held dieses „Romans“ vermag dem Leser nur wenig Interesse abzugewinnen. Der Dichter zeigt uns nie seine Seele. Ein Mann, der seinen Plänen von Macht und Größe alles opfert, vor allem seine drei Töchter, der mit kleinen Mitteln Großes anstrebt, ist nichts so Außerordentliches. In dieser gar zu skizzenhaften Darstellung interessiert er uns kaum. Nicht von innen heraus, sondern nur äußerlich, oberflächlich und durch Tatsächliches charakterisiert wird er uns vorgeführt und läßt uns daher kalt. M. Kr.

Ring und Stab. Von Ernst Heilborn. Berlin, Gebr. Paetel.

Ernst Heilborn sucht seine Probleme etwas abseits von der großen Straße; in seinen beiden Erzählungen treffen wir keine alltäglichen Romanfiguren. Er ist ein kühler, fein beobachtender Schriftsteller ohne große Spontaneität; alles ist bewußt gesehen, erwogen und geschrieben. Er fesselt und interessiert, wenn er auch niemals hinreißt. M. Kr.

Gut deutsch. Drei Erzählungen von Hans Meyer-Krafft. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Harmlose patriotische Erzählungen ohne literarischen Wert. R. N.

Leise! Von Wilhelm Eichbaum-Lange. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Die lebenswahren, oft tief ergreifend wirkenden Skizzen sind Georg Brandes gewidmet. R. N.

Onkel Ilja und andere Dorfgeschichten. Von S. T. Ssemenoff, verdeutscht von Johann Hermann. Leipzig, Felix Dietrich.

Tolstoi hat die Einleitung zu diesen Dorfgeschichten geschrieben, die, wie alles Russische, in diesem Augenblicke ein doppeltes Interesse hervorrufen. Die Leiden des armen Bauern, aber auch seine Roheit und Grausamkeit (z. B. im „Findelkind“) sind in Wirklichkeitsbildern ergreifend dargestellt. Das Spannende, die Kunst des Pointierens, fehlt dem Autor; in breitem Strome fließt die Erzählung dahin. Kulturgeschichtlich wichtig werden diese Dorfgeschichten bleiben, künstlerisch erfreuend wirken sie nicht; feinnervige Leser werden die beiden Bändchen mit zuckendem Herzen aus der Hand legen. M. Kr.

Das Buch vom großen Zorn. Von A. Wolynsky. Übersetzt von J. Melnik. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

Wolynsky ist ein sehr exakter und scharfsinniger Kritiker, überdeutlich mitunter, wenigstens in diesem Buche, in dem eine Analyse Dostojewskischer Romane (der sieben Teufel, des Raskolnikow und der Idioten) mit peinlichster Deutungssucht durchgeführt wird. Es gelingt ihm, ein eindringliches Bild von der sprunghaften und typisierenden Schreibart D.'s zu geben, von ihrer konstruktiven Intuition, die aus seltsamen und somnambul geschauten Seelenfragmenten noch seltsamere Typen gewinnt. Die ungeheure Energie Dostojewskischer Seelentiefsicht wird an diesen gespanntesten Deutungsversuchen fast körperlich bewußt. Man kann sich an allgemeineren Ideengängen, die hier und da eingefügt sind, zerstreuen. Sie treiben etwas unklare Mystik, zeigen aber immer einen Geist, der den Erscheinungen auf den Grund geht und in den Reiz des Problematischen so tief verstrickt ist, daß er Äußerlichkeit und Vorurteil durchaus verlernt hat. A. K. M.

Tiberius Caesar. Drama. Von Carl Westphal. Berlin — Leipzig, Magazin-Verlag.

„. . . Ich habe einen antiken Übermenschen aus Aesthetik zeichnen wollen, keinen Unhold aus moral insanity . .“, sagt Herr Westphal in seinem für einen Oberlehrer (ich halte ihn dafür) seltsam stilisierten Vorwort

von seinem Helden. Er machte eine Puppe, die abstrakte Definitionen automatisch herunterraspelt, wenn der Herr Puppenspieler den geeigneten Moment für gekommen hält. Das Ganze ist ein Collectaneum von Notizen aus der Litteratur der römischen Kaiserzeit. Stünden die Anmerkungen allein da, so müßte man die Belesenheit des Herrn Autors loben; da sie aber in hoc casu einem dramatischen Ehrgeiz dienstbar gemacht wurde, ist sie fürchterlich. A. K. M.

Poesie im Zuchthause. Gedichte von Verbrechern. Gesammelt und zum Besten der Schutzfürsorge herausgegeben von Dr. Johannes Jäger, Strafanstaltspfarrer in Amberg (Bayern). Stuttgart, Max Kielmann, Verlagsbhdl.

Die Unhaltbarkeit der von Cäsar Lombroso in seinem Buch „Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung“ aufgestellten Hypothesen ist wiederholt von deutschen Gelehrten (Geh. Medizinalrat Dr. A. Baer, Geh. Justizrat von Liszt u. a.) nachgewiesen worden. Auch der Herausgeber dieses interessanten Buches, der seit 1890 als Seelsorger mit mehr als 1000 Sträflingen verkehrte, widerlegt die Aufsehen erregenden Behauptungen und Folgerungen jenes berühmten italienischen Psychiaters mit folgenden einleitenden Worten: „Was ich in 15 Jahren in unbefangener Weise beobachtet und untersucht habe, hat mir die felsenfeste Überzeugung gebracht, daß der Verbrecher in keiner Weise eine typische Varietät des genus humanum darstellt, daß bei den Verbrechern in morphologischer und psychologischer Hinsicht genau dieselben Unterschiede obwalten, wie sie sonst vorzukommen pflegen, und daß die den Verbrechern gemeinsamen Merkmale lediglich als Folgewirkung des Milieu anzusehen und psychologische Abweichungen auf mangelhafte Erziehung u. s. w. zurückzuführen sind.“ Als wertvolle documents humains übergibt er der Öffentlichkeit eine große Anzahl Gedichte, Sprüche und Sentenzen von 30 Verbrechern, deren Personalien und Charakteristiken mitgeteilt werden. Das Inhaltsverzeichnis zeigt 7 Abteilungen: I. Der Gefangene. II. Dem Andenken verstorbener Leidensgenossen. III. An den Seelsorger und an den Lehrer. IV. Sonstige Gedichte. V. An die Angehörigen, Freunde und Bekannte. VI. Liebeslieder. VII. Sprüche und Sentenzen. Das Buch soll nicht nur der Wissenschaft, sondern noch mehr der Charitas dienen. Diese Tendenz ist seine wärmste Empfehlung. N.

Sonnenwende. Gedichte von Marie Oberdieck. Berlin, Eduard Trewendt.

Diese Gedichte haben edle Eltern: Der Schmerz ist ihr Vater, die Liebe ihre Mutter. Das bezeugt die Dichterin auf S. 69 mit den Worten: „Aus Tränen wurdest du, mein Lied, geboren, aus Leiden hast du dich emporgerungen; in tiefer Trauer hatt' ich mich verloren, da hast du tröstend mir das Herz durchdrungen.“ Aber sie schöpft aus dem trüben Quell keinen schalen Trank. Wenn sich auch ihre Erwartungen nicht erfüllen, so wirkt doch die Liebe auf sie, wie die Sonne auf die Erde. Sie singt: „Der Winter naht. Mir ward es kaum bewußt, mir ruhen süße Träume im Gemüte, ein linder Schauer rinnt mir durch die Brust, und meines Herzens Tiefe steht in Blüte.“ Das Heimweh nach dem, was sie verloren oder ersehnt, wird besiegt von dem frohen Bewußtsein dessen, was ihr geblieben und für immer gewonnen ist. Sie fühlt sich nicht arm und einsam,' denn „ihre Seele geht im Feierkleide, und ihre Stirn, noch still umschwebt vom Leide, wird von des Glückes lichtem Kranz umfaßt.“ Ihr klingt im Ohr ein herrlich Lied, „ein Lied von Herzen ist's, die ihrem Leben in goldner Zeit, in Stürmen rauh und wild, nur reinen Klang, nur Harmonie gegeben.“ — Sonnenwende ist der Widerhall dieses reinen, warmen Wohlklangs. N.

Bardenlied. Von Julius Schulhoff. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.

Wie mancher andere, so ist auch der Sänger des Bardenliedes unzufrieden mit unsern Denkern und Dichtern. Er stellt an den Dichter die ideale Forderung: „daß er prophetisch seine Zeit erfaßt und daß er — von der Menschheit höchsten Zinnen ausblickend nach den fernsten Daseinszielen — dem Volk nicht sei bloß ein geschmeid'ger Sänger des flücht'gen Tags, der Liebe und Gelage! Ein treuer Führer sei er ihm — sein Stolz und Abgott! — aber auch, wenn es die Pflicht, die Not erheischt: sein Warner und sein Richter!“ Er sieht das Heil in der Erweckung des Gottes, der in unsrer Brust schlummert: „Denn könnt ihr euch die Welt zur Hölle machen, so könnt ihr sie so glücklich auch gestalten, daß Leid und Freude sich die Wage halten, und Götter seid ihr, wenn ihr Menschen seid!“ Er träumt sich nach Walhalla, er schaut dort einen Helden, dessen Zauberschwert die zu Marmelstein erstarrte Jugendgöttin dem Leben wiedergibt und den alten Gott, der gramvoll sich im Untersberge barg, erstehen

läßt. Mit einer Seligsprechung dieses unbekannten, kommenden Erlösers schließt das mehr klingende als bringende Bardenlied. N.

„Und waren einst Sonnenkinder.“ Von Krulle Bol. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Solche Verse werden leider zu oft geschrieben. Sie sind das Produkt einer allzu „lauten“ Liebe, einer überquellenden Sinneslust und einer oberflächlichen Veranlagung. Darum werden sie auch niemals die Tiefe einer Stimmung, den Kampf und das innere Drama einer Leidenschaft offenbaren, sondern stets nur Worte — leere, hohle Worte bringen. Zumeist Reimerei und konventionelle Nachempfindungen, doch hie und da ein Hauch von Poesie (Willst du meine Seele . . ., Wie das Meer . . .) und manchmal auch wirklich warmes Empfinden, so z. B. wenn die Dichterin dem Schmerz um die verlorene Liebe Ausdruck gibt. Auch in den allegorisch verarbeiteten Dichtungen ist zuweilen ein dichterisch schönes Wort anzutreffen (Die Efeuranke), wenn auch die Sprache sehr viel an Schönheit zu wünschen übrig läßt. W. M.

Es sagen die Leute. Fremdländische Sinnsprüche Nationalsprichwörtern nachgebildet von Maximilian Bern. Berlin W. 50, Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.

Der Grund zu dieser wertvollen, fast 500 Gnomen umfassenden Sammlung wurde bereits vor sechs Jahren gelegt. M. B. gab damals in dem Buche „Aus meinem Leben“ (Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt) einen Teil fremdländischer Sinnsprüche heraus. Es war ein glücklicher Gedanke, jene beschränkte Auswahl zu vermehren und auf den weiten Lebenskreis von 25 Völkern auszudehnen. Die hier gebotene Spruchweisheit bezeugt, wie ähnlich sich das menschliche Denken und Fühlen in den verschiedensten Ländern, wie gleich sich überall Verstand und Herz bleibt. Die Sinnsprüche beziehen sich auf Haus und Familie, Einsamkeit und Geselligkeit, Liebe und Ehe, Jugend und Alter, Armut und Reichtum, Klugheit und Torheit, Glück und Unglück, und bilden sowohl einen reichen Schatz von Lebenserfahrung als auch einen interessanten Beitrag zur Völkerkunde. N.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

d'Annunzio, Gabriele. Von Lorenz Krapp. Die Warte VII, 8 (Mai 1906).

Aus dem Unglücksjahre 1807. Erlebnisse und Wahrnehmungen eines hohen französischen Offiziers in Ost- und Westpreussen. Mitgeteilt von E. Joachim. II und III. Die Grenzboten 65, 21 u. 22. (24. u. 31. Mai 1906).

Barrett-Browning, Elisabeth. Von M. J. Minckwitz. Die Grenzboten 65, 25 (21. Juni 1906).

Belagerung von Gaëta 1860/61, Über die. Von W. Stavenhagen. Die militärische Welt (Wien, C. W. Stern) 1906, Heft 2 (Mai).

Colonna, Vittoria. Ein Studienblatt von Helene Simon. Westermanns Monatshefte 50, 10 (Juli 1906).

Corneille, Pierre. Zur dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. Von Heinrich Morf. Deutsche Rundschau. 32, 9 (Juni 1906).

Dorfdichterinnen, Die deutschen. Von Heinrich Bischoff. II. Süddeutschland u. das Ausland. Das literarische Echo. VIII, 18 (Juni 1906).

Dürer, Vom jungen. Von Rudolf Wustmann. Die Grenzboten 65, 23 (7. Juni 1906).

— — Bemerkungen zu Dürers Leben, Schaffen und Glauben. Von Alfred Hagelstange. Hochland III, 9 (Juni 1906).

Goethe, Kant und Chamberlain. Die Grenzboten 65, 21 u. 23 (24. Mai u. 7. Juni 1906).

Grün, Anastasius, der Freiheitssänger des Vormärz. Von Anton Schlossar. (Schluss.) Bühne und Welt VIII, 15 (Mai 1906).

Hamerling und Marx. Mitteilungen von Michael Maria Rabenlechner. Heimgarten 30, 9 (Juni 1906).

Hofer, Andreas, im Spiegelbilde der deutschen Dichtung. Von Dr. A. Dreyer. Die Warte VII, 8 (Mai 1906).

Ibsen als Denker. Von Eduard Platzhoff-Lejeune. Kunstwart 19, 18 (Juni 1906).

Ibsens dramatische Sendung. Von Willi Handl. Die Schaubühne. II, 24 (14. Juni 1906).

Ibsen und Dumas. Von Prof. Dr. Jos. Hansen. Das freie Wort VI, 6 (Juni 1906).

(Island.) — Etwas über Island. Von Arthur Bonus. Preussische Jahrbücher 124, 3 (Juni 1906).

(Kleist.) — Der Wert Heinrichs von Kleist. Eine Rhapsodie. Von Florens Rang. Preussische Jahrbücher 124, 3 (Juni 1906).

Kröger, Timm. Von Josef Muth. Hochland III, 9 (Juni 1906).

Lemnos. Von C. Fredrich. Die Grenzboten 65, 23 (7. Juni 1906).

Lewin-Funcke, Arthur. Von Oskar Anwand. Westermanns Monatshefte 50, 10 (Juli 1906).

Malerische im musikalischen Drama, Das. (Unter Berücksichtigung der neuen Wiener Bestrebungen.) Von Wilhelm Kienzl. Kunstwart 19, 17 (Juni 1906).

Maria Stuart in der Jugend. (1542—1561.) Von Lady Blennerhassett. Deutsche Rundschau 32, 9 (Juni 1906).

Marxismus, klassische Nationalökonomie und materialistische Geschichtsphilosophie. Von Georg Jäger. (Schluss.) Preussische Jahrbücher 124, 3 (Juni 1906).

Melodram, Das. Von Albert Köster. Deutsche Rundschau 32, 9 (Juni 1906).

(Molière.) — Die Gestalt Molières auf der Bühne. Von Victor Klemperer. Bühne u. Welt VIII, 16 u. 17 (Mai u. Juni 1906).

Natur und Kunst. Von Gustav Pauli. Kunst und Künstler IV, 9 (Juni 1906).
Naturalismus in der neuenglischen Malerei. Von Jarno Jessen. Westermanns Monatshefte 50, 10 (Juli 1906).
Novalis. Von Richard Schaukal. Das Blaubuch I, 18 (10. Mai 1906).
Oper der Lebenden, Die. II. Der Volkston. III a. Historische Oper. Von Wilh. Kleefeld. Bühne u. Welt VIII, 15 u. 17 (Mai u. Juni 1906).
„Portugiesischen Briefe", Die, und ihre Geschichte. Von Anna Brunnemann. Aus fremden Zungen. XVI (1906), 10.
Preussische Infanterie im Jahre 1866, Über die. Von W. Stavenhagen. Die militärische Welt (Wien, C. W. Stern) 1906, Heft 3 (Juni).
Primitive Zeichnungen von Kindern u. Wilden. Von Dr. Georg Buschan. Die Umschau X, 24 (9. Juni 1906).
Psychologie der Frau, Zur. Von Ed. Platzhoff-Lejeune. (Teil I.) Deutschland IV, 9 (Juni 1906).
Schillers Stellung zum Fürstentum. Von Dr. Wilhelm Steffen. Preussische Jahrbücher 124, 3 (Juni 1906).
Stil, Über den. Aus dem ungedruckten Briefwechsel zwischen Ludwig von Schorn und Friedrich von Rumohr; mitgeteilt von Adelheid von Schorn. Deutschland IV, 9 (Juni 1906).
Südpolargebietes, Die Erforschung des. Von Fritz Regel. Westermanns Monatshefte 50, 10 (Juli 1906).
Wirtschaftliche Faktoren in der arabischen Invasion gegen Byzanz. Von Paul Rohrbach, Deutsche Rundschau 32, 9 (Juni 1906).

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Bab, Julius, Wege zum Drama. Berlin, Oesterheld & Co., Verlag.
Baur, Dr., Gesundheitspflege fürs Haus. Ein ärztlicher Ratgeber für Gesunde und Kranke. Lieferung 1. Esslingen, J. F. Schreiber.
Behrend, Gudda, Aus dem Tagebuche einer Sünderin. 10. Aufl. Stuttgart, Axel Juncker.
Belli, G. G., Narrenspiegel der ewigen Stadt. Ausgewählte Lieder und Satiren. In freier Übertragung von Dr. Albert Zacher (Rom). Leipzig. Richard Sattlers Verlag.
Bildnisse König Ludwigs II. von Bayern, aufgenommen von dem † Hofphotographen Jos. Albert 1860—1884. Mit einem Geleitwort von Dr. Friedrich G. Hofmann. München, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A. G. vormals Hofkunstanstalt Jos. Albert.
Blaubuch, Das. Wochenschrift für öffentliches Leben, Literatur und Kunst. Begründet von Albert Kalthoff. Herausgegeben von H. Ilgenstein und H. Kienzl. I. Jahrgang. Nr. 22 u. 24. 1906. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.
Bödewadt, Jacob, Gustav Frenssen. Der Schriftsteller, der Reformator, der Prophet. Kritische Anmerkungen zu „Hilligenlei". Kiel, Walter G. Mühlau.
Bonsels, Waldemar, Ave vita morituri te salutant. Mit Buch-Titelzeichnung von Willi Geiger. 3. Auflage. München, E. W. Bonsels.
Brandenburg, Hans, Einsamkeiten. 1903, 1904, 1905. München, E. W. Bonsels Verlag.
Brod, Max, Tod den Toten! Stuttgart, Axel Juncker, Verlag.
Charon. Monatsschrift: Dichtung, Philosophie, Darstellung. Herausgeber Rudolf Pannwitz und Otto zur Linde. III. Jahrg. Heft 4. Mai 1906. Leipzig, Charonverlag, K. G. Th. Scheffer.
Chronik der Familie. Mit einer Einleitung von Franz Blanckmeister. Leipzig, Arwed Strauch.
Der Mensch und die Erde. Die Entstehung, Gewinnung und Verwertung der Schätze der Erde als Grundlagen der Kultur, herausgegeben von Hans Kraemer in Verbindung mit ersten Fachmännern. Lieferung 1. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.
Deutschlands Jugend. Illustrierte Wochenschrift für Knaben und Mädchen. 2. Jahrgang. Nr. 1—15. Berlin, C. Regenhardt.
Dübi, Dr. H., Cyrano de Bergerac (1619 bis 1655). Sein Leben und seine Werke. Bern, A. Francke.
Farrère, Claude, Kulturmenschen. Roman. Autorisierte Übersetzung. Budapest, Verlag von G. Grimm.
Fogazzaro, Antonio, Der Heilige. Roman. Einzig berechtigte Übertragung von M. Gagliardi. 1. Auflage. München, Georg Müller.
Frankfurter, Richard Otto, Von gekrönten Häuptern. Ein Novellencyclus. Berlin, Oesterheld & Co., Verlag.
Ganghofers, Ludwig, gesammelte Schriften. Volksausgabe. Erste Serie. Lieferung 8—12. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.
Hamann, Richard, Ein Gang durch die Jahrhundertausstellung (1775—1875.) I—III. Berlin, Georg Reimer.
Heller, Leo, Garben. Neue Gedichte. Berlin, Harmonie Verlagsgesellsch. f. Liter. u. Kunst.
Henningsen, Agnes, Die vier Liebsten des Christian Enewald Brandt. Roman. Stuttgart, Axel Juncker.
Höcker, Paul, Oskar, Dodi. Roman. Berlin, Gebrüder Paetel.
Hoffmann, Hans, Der Hexenprediger und andere Novellen. 2. Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel.
Horschick, J. J., Reif im Frühling. Novellen. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.
Kaisenberg, Moritz von, Bonaparte. Die Geschichte einer Liebe des ersten Napoleon. Historischer Roman in drei Abschnitten. Leipzig, Richard Sattlers Verlag.
Kircheisen, Friedrich M., Die Königin Luise in der Geschichte und Literatur. Eine systematische Zusammenstellung der über sie erschienenen Einzelschriften und Zeitschriftenbeiträge. Jena, H. W. Schmidts Verlagsbuchhandlung Gustav Tauscher.
Krah, Ina, Die Hegelunds. Roman. Berlin-Richard Taendlers Verlag.
Kubel, Ludwig, Die Apotheke zu Angerbeck, Roman. Wolfenbüttel, Julius Zwissler.
Lindenberg, Paul, König Karl von Rumänien. Mit einer Heliogravüre und über 100 Illustrationen. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
— Vom Donauquell zum Hellespont. Reisebilder. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandl.
Mene, Mene, Tekel, Upharsin. Englands Überwältigung durch Deutschland. Von einem englischen Generalstabsoffizier. Hannover, Verlag von Adolf Sponholtz.

Meyer, Dr. M. Wilh., Die Rätsel der Erdpole. Mit zahlreichen Abbildungen. Stuttgart, Verlag des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. (Franckhsche Verlagshandlg.

Müller, Professor Dr. K. E. Hermann, Wie kam es zur Kapitulation von Prenzlau am 28. Oktober 1806? Eine historische Studie. Prenzlau, A. Mieck, Verlag.

Musik-Mappe, Die. Mit vier Gratis-Notenbeilagen. Band I. Heft 21. Lieder. Leipzig, W. Vobach u. Co.

Osten, Der. Literarische Monatsschrift, herausgegeben vom Verein „Breslauer Dichterschule". XXXII. Jahrgang. 1906. Heft 4—6. Breslau, Georg C. Bürkner.

Paquet, Alfons, Auf Erden. Ein Zeit- und Reisebuch in 5 Passionen. Geschäftsstelle des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein, Braubach, Philippsburg.

Regensberg, Friedr., Langensalza 1866 und das Ende des Königreichs Hannover. Mit Illustrationen von Georg Lebrecht und zwei Karten. Stuttgart, Franckhsche Verlagsbuchhandlung.

Rétif de la Bretonne, Aus dem Leben und den Büchern eines Erotomanen. Von Arthur Schurig. Paris-Vincennes, E. Dohle.

— Charlotte Corday. Frei übertragen von Arthur Schurig. Mit einem Bildnis der Charlotte Corday nach einem französischen Kupferstich aus dem Jahre 1793. Siena, Verlag von Julius Eichenberg.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedr. Umlauft in Wien. XXVIII. Jahrg. Heft 10. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Rutari, A., Londoner Skizzenbuch. Mit elf ganzseitigen Abbildungen. Leipzig, H. A. Ludwig Degener.

Schlicht, Freiherr von, Oberleutnant Kramer. Roman. Sechstes Tausend. Dresden, Heinr. Minden.

Schwabe, Toni, Bleib jung, meine Seele! Roman. Berlin, Axel Juncker, Verlag.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Kulturgeschichte. Werden und Vergehen im Völkerleben. Mit mehreren hundert Abbildungen im Texte und 40 Tafeln. In 40 Lieferungen. Lieferung 11—15. Wien u. Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Sprenger, Jakob, und Heinrich Institoris, Der Hexenhammer. Zum ersten Male ins Deutsche übertragen und eingeleitet von J. W. R. Schmidt. II. Teil und III. Teil. Berlin, H. Barsdorf.

Stein der Weisen, Der, Illustrierte Halbmonatschrift f. Haus u. Familie. 19. Jahrgang. 1906. Heft 12. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Suttner, Bertha von, Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte. Fortsetzung: Marthas Kinder. Volksausgabe. 1.—20. Tausend. Dresden, E. Piersons Verlag.

Traducteur, Le, Halbmonatsschrift zum Studium der französischen und deutschen Sprache. 14. Jahrg. 1906. Nr. 11 u. 12. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Traducteur".

Translator, The, Halbmonatsschrift zum Studium der englischen und deutschen Sprache. Vol. III. 1906. Nr. 11 u. 12. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Translator".

Uslar-Gleichen, Edmund Freiherr von, Der Dichter Gottfried August Bürger als Justizamtmann des von Uslarschen Patrimonialgerichts Altengleichen. (1772—1784.) Nach den Quellen bearbeitet. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Versöhnung der Gegensätze zwischen Deutschland und Frankreich. Ein Beitrag zur Lösung der Weltfriedensfrage. Stuttgart, Strecker u. Schröder.

Volger, Bruno, Lexikon der gesamten Handelswissenschaften. Ein Nachschlagebuch für alle Fragen aus dem Gebiete des kaufmännischen Lebens. Unter Mitwirkung von Fachgelehrten. Lieferung 11—15. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Vorhang auf. Halbmonatschrift für die Interessen aller Bühnenangehörigen. Herausgeber: Robert Blum. II. Jahr 1906. Nr. 11 u. 12. Wien, Verlag „Vorhang auf".

Wolff, Elsa, Fräulein Maria. Die Geschichte einer Armen im Geiste. Berlin, Gebrüder Paetel.

Wrangell, F. v., Weshalb sind die Deutschen unbeliebt? Leipzig, Georg Wigand.

Zircher, Ludwig, Die wichtigsten Aufgaben der öffentlichen Gesundheitspflege des Geistes (Sozial-Hygiene des Geistes.) Lissa i. P., Friedrich Ebbeckes Verlag.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.





Friedrich Haase

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

CXVIII. Band. — September 1906. — Heft 354.

(Mit einem Portrait in Radierung: Friedrich Haase.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Friedrich Haase

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

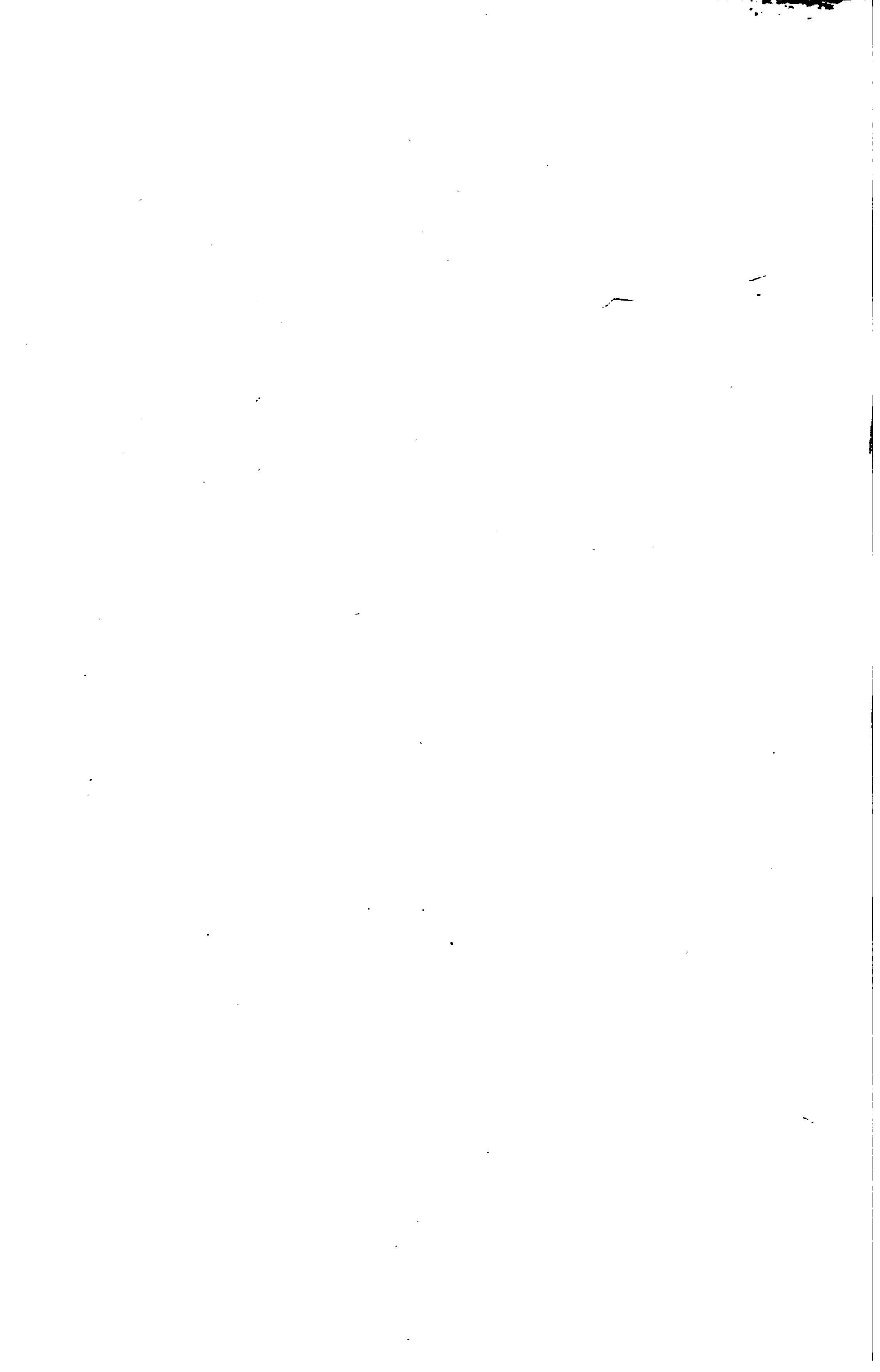
Eine deutsche Monatsschrift.

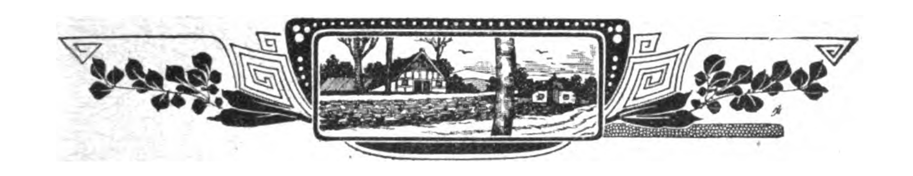
CXVIII. Band. — September 1906. — Heft 354.

(Mit einem Portrait in Radierung: Friedrich Haase.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.





Die beiden Ostlinning.

Eine Emsgeschichte.

Von

Adrian Schücking.

— Pyrmont. —

(Schluß.)



Vom Hofe her rief jetzt Frau Ostlinning: „Es kommt Besuch — was Feines. Ein Herr in 'ner offenen Schäse. Sieht aus wie 'en Kavalier. Jes marjo! Herr Ritter!" Sie lief in das Haus, holte sich eine reine Schürze vom Haken und band sich dieselbe vor.

Paul ging Ritter bis vor das Haus entgegen. Sein Kompagnon sprang hastig vom Wagen herunter. „Entschuldige," sagte er aufgeregt, „daß ich dich hier überfalle, ich mußte dich ohne Aufschub sprechen."

Die Einladung Pauls, einzutreten, nicht beachtend, fuhr er fort: „Du erklärtest, daß dein Einfluß auf deinen Vater ihn schwerlich werde veranlassen können, ein Kapital vorzustrecken. Ich weiß," bemerkte er, als Paul etwas erwidern wollte, „du selbst stehst auf dem Standpunkt, daß es Torheit sei, wenn einer von uns sein Privatvermögen opfern wolle, um den Niedergang der Firma aufzuhalten. Ich besitze kein privates Vermögen mehr."

„Du hast wirklich alles hineingesteckt? Und deine Frau?"

„Du weißt, daß ich die Dinge bisher nicht so schlimm ansah. Sie weiß nichts. Gottlob! Könnte sie mir helfen? Aber wenn du selbst auch ablehnst, so wird vielleicht dein Vater sich bewegen lassen . . ."

„Lieber Ritter," sagte Paul, „wir stehen auf einem grundsätzlich verschiedenen Standpunkt. Wenn der Konkurs abgewickelt ist, in dem Ansprüche nur an meinen Geschäftsanteil, nicht aber an mein persönliches Vermögen gestellt werden können, werde ich selbst dir beispringen. Meinen Vater mußt du schon selbst befragen."

Der Hofschulze, der von dem Kommen des Gastes gehört hatte, kam jetzt mit einer Baumschere in der Hand auf beide zu und begrüßte Ritter mit besonderer Herzlichkeit. Er forderte ihn auf, einzutreten.

„Ganz recht," gab Ritter zerstreut zurück. „Was macht die Landwirtschaft, Herr Ostlinning?"

„Ist Ihnen etwas zugestoßen," erkundigte sich der Alte, der sein verstörtes Aussehen bemerkte.

„Das Geschäft — Sie wissen! — Deshalb komme ich — ich möchte mit Ihnen ein Wort wechseln. — Mein Kompagnon hat wohl schon darüber gesprochen?"

„Welche Summe ist es, die Sie brauchen, Herr Ritter?"

„Da Sie mich ohne Umschweif fragen — etwa 100 000 Mark. —"

„Und dürften Sie die betr. Summe überhaupt noch annehmen?"

„Wird jetzt geholfen, so bin ich von einer günstigen Entwicklung des Geschäfts überzeugt. Ein kleiner Teil könnte ja verloren gehn, für das Meiste ist Deckung da, wenn nichts überstürzt wird."

Der alte Schulze stieg, ohne ein Wort zu sagen, die Treppe zu seiner Kammer hinauf.

„Ich dachte, weil Ihr mit mir verwandt seid, und weil der Vater meines Kompagnons" — er stockte, denn er bemerkte erst jetzt, daß Ostlinning fortgegangen war.

„Er ist fort," sagte er bitter. „Er hat sich in Sicherheit gebracht." Schweigend mit langsamen Schritten ging er zu seinem Wagen. Das Gefährt war bald mit ihm verschwunden.

Sehr bald nach seinem Fortfahren kam der alte Schulze wieder die Treppe herunter. Er trug eine Mappe unter dem Arm. „Wo ist Ritter?" fragte er überrascht.

„Fort!" hieß es.

„Ah!" sagte Ostlinning mit aufrichtigem Bedauern, „ich wußte im Augenblick nicht, wieviel mir zur Verfügung stand. Ein Teil ist da — vielleicht genügt's!"

„Du willst ihm das Geschenk machen?" fragte Paul.

„Ein Geschenk?" fragte der Alte.

„Ich fürchte ja. Bei dem Mangel an geschäftlicher Gewandtheit, der bei meinem Teilhaber einmal nicht fortzuleugnen ist."

„Leid es nicht!" sagte Frau Ostlinning, die dem Wortwechsel aufmerksam gefolgt war, halblaut zu Paul.

„Ich habe Vertrauen zu dem Mann," bemerkte Ostlinning.

„Es handelt sich auch nicht um seinen guten Willen, sondern um seine Einsicht und sein Können. — Übrigens meintest du vorhin, Sparsamkeit sei die erste Tugend."

„Es gibt einen Spruch. Wenn der Bauer ein Huhn ißt, so ist er krank oder das Huhn. Nicht übel! Und doch bedeutet das Geld

keinen Pfifferling auf unserer Hovesaat, wenn es sich um das Gewissen handelt!"

„Wenn du glaubst, daß dein Gewissen hier in Frage kommt — dann freilich!"

„Du sagst, du seiest nur in der Höhe deiner Geschäftseinlage haftbar zu machen. Aber haben eure Gläubiger eure Geschäftsanteile auf Heller und Pfennig gezählt? Haben sie euren Anteilen vertraut oder gaben sie es euch? — Sie hatten Vertrauen zu den beiden Männern, deren Namen das Geschäft führte, zu dir und zu deinem Kompagnon. Anders will es in meinen Bauernschädel nicht hinein. Ich werde einen Knecht zu Pferde nach dem Kreuzweg schicken, damit er Ritter noch einholt."

„Das Leben besteht aus Kompromissen zwischen dem Edelmut und der Klugheit. Aber hier handelt es sich nicht darum. Was du tun willst, ist ganz zwecklos. Ich werde dir das auseinandersetzen und Ritter veranlassen, von seinem romantischen Vorhaben abzustehen."

„Ritter handelt recht," sagte der Alte. Dann beauftragte er einen Knecht, welcher gerade ein Fuder Stroh auflud — ein Pferd zu satteln und Ritter zurückzuholen.

„Dit Malör," seufzte Frau Ostlinning zu Paul, „dat ganse Wiärks schenkt he an Jan und Alleman. Wie müötlet noch mit 'en witten Stecken afftrecken. Un wenn ick mi noch so wahn iärgere, ick draff jä nich moal wat seggen. Von Rechts wiägen soll man so'n Schlömer unner Krateel stellen."

Das Geräusch eines heranrollenden Wagens unterbrach ihren Herzenserguß.

„Noll wier Wagenrengstern," rief sie. „Dao kümmt ja de Ritterske auk. Kistenfien süht das Fruensmensk ut. In Sanft un Siede und Paßmenterien. En wahn düren Hoot hät se up' en Kopp, und daobi löpp de Mann bi de Verwandten herüm un biäddelt!"

Marie stieg gewandt von dem leichten Wägelchen herunter und begrüßte Frau Ostlinning auf das freundlichste. „Ich wollte mich mit meinem Manne hier treffen — ist er schon da? — Ich bin mit ihm zusammen zur nächsten Station gefahren — da ich dort noch eine Besorgung hatte, blieb ich kurze Zeit dort. Mein Mann war so eilig, daß er lieber vorausfahren wollte."

„Was Ihren lieben Mann is, der is vorn Augenblick weggegangen, Frau Ritter, aber mich dünkt, der Bauer läßt ihn wieder zurückholen. Setzen Sie sich en bißchen daal." Der sprachliche Aufschwung hielt nicht lange vor. Den Stuhl abwischend, bemerkte sie: „D'is hier von de aolle Splenterie gans äösig — 'n Gläsken Beer met Suckerie fällig?" — In der Meinung, nicht recht verstanden zu sein, fügte sie hinzu: „Darf ich Sie etwas Lagerbier mit Zucker anbeiden?"

Frau Ritter dankte. „Was ist sonst da, Christin?“ rief die Schulzenfrau das Mädchen heran.

„En Schäölken Koffee mit friske Beschüten un Knabbeln, oor en Fleeskbuottram?“

Auch dies lehnte Marie dankend ab.

Etwas verschnupft über die Weigerung entfernte sich Christin. „Se schüddekoppt wis,“ meinte sie für sich, „weil se de Schulten äs Knippstine kennt.“

„Se sitzen wohl nich gärn auf soo en harten Stool, Frau Ritter?“ eröffnete die Schulzenfrau wieder die Unterhaltung, der Unruhe, die Frau Ritter in ihrem Wesen zeigte, eine falsche Deutung beilegend.

„So verweichlicht bin ich doch nicht,“ meinte diese lächelnd.

„'s is auch man gut — nämlich an der Wiege wird's uns nich gesungen, was in's menschliche Leben aus uns wird.“

„Ganz recht!“ versetzte ihr Gegenüber, der der Schlüssel zu dieser Sentenz fehlte.

Der alte Schulze kam nun, um Marie zu begrüßen. Er versicherte, daß ihr Mann noch wieder eingeholt würde.

Es sei ihr sehr lieb, meinte Frau Ritter, wenn sie ihren Mann sprechen könne; sie mache sich Sorge um ihn. Er sei die letzten Tage sehr nervös und zerstreut gewesen und habe ihr heute gesagt, daß er sich von Ostlinnings Hofe eine wichtige Nachricht holen wolle. Dann hätten sie verabredet, sich hier zu treffen.

„Wie?“ fragte Ostlinning. „Ihr Mann hat Ihnen nichts mitgeteilt? Sie wissen nichts von den Dingen, die er hier verhandelt?“

„Nein, nichts, deswegen bin ich ja so unglücklich! — Nie hat mein Mann mich in seine Geschäfte eingeweiht.“

„Aber jetzt — hat er auch jetzt nichts gesagt?“

„Aus Ihrer Frage höre ich, daß uns Schweres bevorsteht. — Ich fühlte, daß meinen Mann Sorgen drückten. Er hat mich schließlich bis auf heute, bis auf das Resultat seines Besuches hier vertröstet.“

Der Alte erwiderte nichts.

„Sein Schweigen ist ein rührender Beweis seiner Liebe,“ fuhr sie fort, „aber wäre es nicht besser, er spräche offen mit mir?“

„Mit Frauen von solchen Dingen reden, dazu gehört zuweilen Mut.“

„Aber Sie wollen es dennoch wagen? Bravo! Es gibt Lagen, denen gegenüber die Frau sich mindestens ebenso stark zeigt, wie der Mann. Es braucht sich nur um das Wohl derjenigen zu handeln, die sie gern hat. Und zu denen gehören auch Sie, lieber Herr Ostlinning, — denn auch Sie werden von dem, was mein Mann mir verheimlicht, in Mitleidenschaft gezogen. — So verstand ich doch!“

Der alte Schulze würgte einige unverständliche Worte hervor; dann

sagte er: „Ich bring's nun einmal nicht fertig. Haben Sie selbst so gar nichts observiert?“

„Nichts, als was ich sagte! Ist ein Unglück geschehen?“

„Ja denn! — Aber ein Unglück, das sich vielleicht wieder gut machen läßt — —“

„Und das auch Sie betrifft,“ fragte Marie, die das besorgte Aussehen des alten Mannes falsch deutete. „Bitte, sprechen Sie,“ fuhr sie dringender fort, als Ostlinning nur mit den Achseln zuckte. „Warum ist mein Mann in solcher Aufregung hierher gefahren? ‚Ich muß Ostlinning sprechen, es handelt sich um das Geschäft,‘ sagte er. Betrifft es etwa Sie in erster Linie? Haben Sie Verluste gehabt, die auch meinen Mann treffen? Wie herzlich ich mit Ihnen fühlte, wissen Sie ja!“ Sie reichte ihm die Hand, die er gerührt schüttelte und drückte. „Aber vertrauen Sie sich rückhaltslos Richard an! Er wird Ihnen zu helfen wissen.“

„Liebe, brave Frau,“ stammelte Ostlinning. Er ergriff ihre Hand. „Frau Ritter, ich sagte schon, wir werden einander nicht verlassen, in guter und böser Zeit. Und — nicht wahr — da ist's am Ende einerlei — wer den Verlust erlitten hat . . . ob Ihr Mann oder ich —“

„Mein Gott! So war es gemeint . . . er . . .“

Ostlinning nickte trübe.

„Und ist es sehr schlimm? — Ja? — Der Unglückliche? Und ich habe nichts davon gewußt! Er hat eine schreckliche Zeit verlebt, und ich war vergnügt — ich ahnte nichts — nichts — ich, seine Frau!“

Blaß und fassungslos starrte sie ihn an.

„Ah, dort kommt schon Ihr Mann,“ bemerkte der Schulze, — „soll ich ihm sagen, daß . . .“

„Nein, nein!“ Sie stand auf und drängte tapfer die hervorquellenden Tränen zurück.

Ritter, den der Knecht noch glücklich eingeholt hatte, und der seine Frau durch die halboffene Tür bereits gesehen hatte, kam rasch auf sie zu.

„Verzeih', liebes Kind,“ sagte er, „daß ich das Rendezvous hier nicht eingehalten. Ich hoffte dich auf der Bahnstation zu treffen, wenn ich nicht zurückgerufen wäre. Du bist einen andern Weg gefahren.“

Marie umarmte und küßte ihn, dann trat sie einen Schritt zurück und sagte, sich zu einem mutigen Lächeln zwingend: „Sieh mich einmal genau an!“

„Nun?“

„Findest du etwas Besonderes an mir?“

„Deine Frage ist seltsam. Du siehst allerliebst aus, wie immer!“

„Sonst siehst du nichts?“

„Recht aufgeräumt und heiter scheinst du zu sein.“

„Und doch schenkst du deiner kleinen Frau so wenig Vertrauen?"

„Ah! Marie! Man hat dir gesagt?"

„Ja — und laß ich etwa den Kopf hängen?"

„Du kennst unser Unglück! Arme, tapfere Frau!"

„Habe doch nur Mut!"

„Kannst du mir verzeihen, daß ich dich in diese Lage bringe — ich verlange zuviel, nicht wahr?"

„Was liegt an mir, wenn du es nur erträgst."

„Sie hatten zu schnellen Abschied genommen, lieber Ritter," fiel jetzt der Schulze ein. „Als ich Ihnen gerade melden wollte, daß Sie etwa die Hälfte der benötigten Summe erhalten könnten."

„Ich danke Ihnen. Ich habe Ihnen unrecht getan. Verzeihen Sie — aber ich muß die ganze Summe haben, und da das Geld nicht vom Himmel regnen wird, so ist alles vorüber. Noch in letzter Zeit glaubte ich, daß sich alles zum Guten wenden könnte, als Ihr Sohn die Erbschaft Wagners erhielt."

„Die Erbschaft Wagners?" sagte stockend Marie.

„Mit ihr wäre ich jedenfalls aus der Verlegenheit gewesen," erwiderte ihr Gatte. „Aber die Erbschaft hat eben ein anderer gemacht. — Es wird dir schwer werden, unsere ganze Lage zu begreifen — an die Dunkelheit gewöhnen wir uns langsamer als an das Licht."

„Aber," sagte sie, sich mühsam fassend, „Paul wird dir unter allen Umständen helfen."

Er zuckte die Achseln.

„Er hat dir die Hülfe verweigert?"

„Wundert es dich? Er behauptet, ich sei ein Tor, daß ich über meinen Kommanditanteil hinaus noch etwas opfern will, um die Firma hoch zu halten."

„Ach, er kann dich nicht ohne Hülfe lassen."

„Du hörst ja."

„Ich will ihn sprechen . . . sogleich, auf der Stelle. Fahr', bitte, voraus! Ich bitte dich drum! Ich bin gewiß, dir bald gute Nachrichten mitzubringen! Also geh! Bitte, Herr Ostlinning," wandte sie sich an den Alten, „sagen Sie Paul, ich hätte ihm etwas Wichtiges mitzuteilen!"

Der Alte ging. Ritter wollte ihm folgen, wandte sich aber noch einmal zu seiner Gattin zurück und sagte: „Dir steht nur eine Enttäuschung bevor!"

Sie gab ihm die Hand — dann in einer plötzlichen Aufwallung warf sie sich in seine Arme. Sich von ihm losreißend sagte sie: „Ich höre Paul schon, nur noch wenig Augenblicke Geduld, Richard — dann ist ja alles wieder gut — alles! Geh jetzt." Sie küßte ihn. „Wie ich dich liebe! — Auf Wiedersehen, auf sogleich!"

Sie öffnete ein kleines, an die Küche anstoßendes Zimmer und bat Paul, als dieser erschien, mit ihr einzutreten. Es war eine niedrige, weiß getünchte Stube mit mächtigen Deckenbalken, einem eisernen Ofen und einem Schreibpult nebst Tisch und Stühlen. An der einen Wand hing eine „schmerzhafte Mutter Gottes von Telgte", und darunter ein Feuerwehr-Ehrendiplom. Am Fensterriegel trocknete ein großes Bündel Kruppbohnen und auf einem durch das Zimmer gezogenen Bindfaden hingen einige Wäschestücke. Draußen auf dem kahlen Nußbaum vor dem Fenster zankten sich kreischend und schwatzend ein paar Nußhäher.

„Ich muß Sie sprechen," sagte sie ohne Einleitung, nachdem er auf ihren Wink ihr gegenüber am Tisch Platz genommen.

„Ich kann mir denken, um welche Dinge es sich handelt," gab er ruhig und freundlich zurück.

„Wir haben ein Geheimnis zusammen."

Er nickte.

„Nun denn ja, ich habe das Testament zerstört."

„Ich wußte es . . . Aber wissen Sie auch, was Sie getan haben?"

„Ich habe nur die Einleitung des Testaments mit all den Schmähungen und Verdächtigungen gelesen und dann, als mir zu Weiterem keine Zeit blieb, das Ganze vernichtet."

„Und das erzählen Sie so kaltblütig . . ."

„Sie haben mir nachträglich gesagt, es sei möglich, daß mein Mann der Erbe des Onkels Wagner sei. Ich habe bis jetzt nicht den Mut gefunden, zu sprechen, meinem Manne alles ehrlich zu beichten. Ich hoffte auf einen Fingerzeig, irgend einen glücklichen Zufall, einen Entwurf oder die Abschrift des Testaments, damit wir bestimmt erfahren, wer der Erbe sei. Von der Gefahr, die unserm Wohlstand drohte, hatte ich keine Ahnung, und der einzige, der mein Schweigen hätte ausbeuten können, war ein Ehrenmann — waren Sie. Die Stunde ist gekommen, in der wir sprechen müssen, wir sind meinem Manne jetzt die volle Wahrheit schuldig."

„Welche Wahrheit?"

„Daß er vielleicht der Erbe ist."

„Vielleicht? Und die andere Pseudowahrheit, die das Testament enthielt?"

„Das ist ja alles jetzt ganz gleichgültig. — Ich habe gehört, daß Sie meinem Manne die Hülfe verweigert haben!"

„Ich glaube, es liegt nach diesem ungeheuerlichen Vorgehen von Ihnen im Interesse von uns allen, wenn die Erbschaft nicht auch noch in den finanziellen Abgrund des Geschäftes hineingeworfen wird."

„Wenn aber mein Mann der Erbe ist?"

„Wenn er es ist! — Bis dahin galt ich dafür! Ich weiß bestimmt, daß ich als solcher von dem alten Herrn in einem früheren Testament

genannt bin. Ich bin überzeugt, daß ich der Erbe bin. Ihr Mann, der einzige, der sonst noch in Betracht käme, hat mich als solchen anerkannt. Nur aus einem Grunde, der Ihnen bekannt ist, könnte die frühere Verfügung umgestoßen worden sein. Und wenn Sie in diesem Falle die Tücke des Schicksals und des Onkels wieder gut gemacht hätten, — würde dann diese kleine Hand, die Sie in einen so schweren Konflikt mit allem, nicht zum wenigsten mit den Gesetzen gebracht, nicht in Wahrheit die Hand der ausgleichenden Gerechtigkeit gewesen sein?"

„Paul, ich verstehe Sie nicht. Ich verstehe nicht, wie Sie das Herz haben können, — angesichts meiner Lage, diese Sprache zu führen."

„Man pflegt beim Herzen erst dann eine Karte abzugeben, wenn sich der Verstand hat verleugnen lassen — mein Verstand aber sagt folgendes: Es ist wahr, es ist eine entfernte Möglichkeit, daß ich kein Recht auf dies Vermögen habe. Würde ich dasselbe aber jetzt in diesem Augenblicke aushändigen, so hätte ich uns alle drei zu Bettlern gemacht. Ich würde uns eines Vermögens berauben, das doch wahrscheinlich mein ausschließliches Eigentum ist. — Sie konnten bisher nicht Klage über mich führen. Ich war Ihr ergebener Freund, und wenn Sie mich schlecht behandelten, so habe ich nie Gleiches mit Gleichem vergolten. Es war meine Pflicht zu sagen, daß Sie das Dokument zerstört und unterschlagen haben. Ich habe Sie geschont. Sie wissen, daß ich stark für Sie empfunden habe, und noch stark empfinde. Aber gerade das warme Interesse, das ich für Sie hege, veranlaßt mich so und nicht anders zu handeln. — Sie befinden sich jetzt in einer Art Edelmutsnarkose, einem Rausch hoher und sublimer Gefühle. Der Katzenjammer würde sehr bald eintreten, wenn die Not an die Türen pocht. Der Augenblick ist ein sehr ungeeigneter, aber da ich Ihnen in dieser ganzen Zeit nie lästig oder zudringlich geworden bin, so kann ich es wagen, zu wiederholen, daß ich Sie liebe und darum für Sie sorgen will."

„Ah!" rief sie in heller Empörung mit blitzenden Augen aus, „Sie wagen es, von Ihrer Liebe, von Ihrer Fürsorge für mich zu sprechen. Ich habe von Dieben gehört, die das gestohlene Gut dem Eigentümer zum Verkauf anboten. — Sie machen es ähnlich. Mit dem, was Sie vielleicht meinem Manne entwendeten — was Sie ihm später vielleicht zu einem dürftigen Teile zuweisen wollen — wollen Sie mich erkaufen."

„Sie sind von Sinnen. Sie wissen nicht, was Sie sprechen. Wer sagt denn, daß er der Erbe sei? Und habe ich etwa diese Situation herbeigeführt? Wer hat denn das Testament vernichtet?"

„Ich . . ." Sie stockte und schwieg mit verstörtem Gesichtsausdruck. Von draußen hörte man von einem entlegenen Hofe verlorene Töne von Klarinette und Cello undeutlich und vom Wind verweht herüber-

klingen. „Ich handelte wie im Fieber, in einem Zustande, in dem ich meiner nicht mehr Herr war. Sie hätten über mich wachen müssen!"

„Also ich trage die Schuld?!"

„Ich nehme die Folgen meiner Handlung gern als Buße auf mich; ich will vor der Welt und vor dem Gesetz die Schuldige sein. Sie aber wissen, daß ich Ihre Mitschuldige bin! Ich werde alles gestehen, und wenn ich meinen Mann nicht retten kann, so werde ich mit ihm untergehen!"

Sie hatte in der Erregung so laut gesprochen, daß sie das Herannahen des alten Ostlinning überhört hatten. Frau Ritter wollte an ihm, der schon die Tür geöffnet hatte, vorüber; er hielt sie indes zurück.

„Ich habe soeben den Amtmann dort drüben in Achtermanns Tannen gesprochen — er war auf der Jagd," sagte der Alte. „Was er mir mitgeteilt hat und die letzten Worte, die ich soeben von Ihnen gehört habe, lassen mich klar sehen. Ich muß dich bitten, Paul, hier sogleich eine Erklärung zu Papier zu bringen, die für Frau Ritter und ihren Mann von Wichtigkeit sein wird."

„Was für eine Erklärung wünschst du?" fragte Paul erstaunt.

„Du wirst diese Erklärung, hoffe ich, gern abgeben."

„Und worüber?"

„Du wirst die Erbschaft deines Onkels dem Manne dieser Frau in aller Form Rechtens überweisen."

„Das sind große Dinge!"

„Du wirst der Frau deines Kompagnons eine schriftliche Erklärung hierüber mit auf den Weg geben."

„Wenn ich dazu verpflichtet bin! Du disponierst über mich, lieber Vater, ohne mir Aufschluß zu geben, ohne meine berechtigten Fragen abzuwarten."

„Sollte dir oder Frau Ritter nicht ebensogut bekannt sein, was der Amtmann mir mitteilte?"

„Ich bin nicht gewohnt, die Unwahrheit zu sprechen!" sagte Paul. „Du wirst mir also schon mitteilen müssen, was dir der Amtmann anvertraut hat."

„Der Verstorbene hat Ritter zum Erben des gesamten Vermögens eingesetzt ohne weitere Bedingungen und Legate. Er hat mit dem Amtmann seine letztwilligen Verfügungen beraten und sogar den Entwurf zu Papier gebracht. Du hast nichts erhalten, und weitere Vermächtnisse sind nicht verfügt worden. Die korrigierte Abschrift des Testaments liegt noch beim Amtmann."

„Ich bedauere diese Wendung," bemerkte Paul, ohne eine besondere Erregung zu verraten. „Ich bedauere sie, sowohl in meinem als in eurem Interesse. Die Gründe habe ich euch gesagt. Selbstverständlich werde ich die Nachlassenschaft meinem Teilhaber aushändigen."

Stumm war Frau Ritter fortgegangen.

„Eine Frage nur," wandte sich jetzt der alte Schulze an Paul: „Frau Ritter hat das Testament unterschlagen, und du hast darum gewußt?"

„Sie und ich haben den Inhalt des Testaments nicht gekannt. Ich konnte sie nicht denunzieren — ebensowenig wie wir sie jetzt denunzieren werden. Und da sie niemand einen Nachteil hat zufügen wollen und zugefügt hat . . ."

„Ich weiß nicht mehr, ob ich dir glauben kann, Paul — nach dem, was du selbst eingestanden, habe ich das Vertrauen zu dir verloren — und das ist sehr schmerzlich. — Diesem Manne wolltest du nicht helfen, und du wußtest nicht einmal, ob es nicht sein Eigentum war — was du ihm vorenthieltest. — Ich versichere dich, dies ist der traurigste Tag meines Lebens —"

„Vater, du bist ungerecht," sagte Paul erblassend.

„Wenn du ein Herz hättest — ah, wir verstehen einander nicht. Gott schenke dir bessere Einsicht!" Damit ging er hinaus.

„Wie ist es geworden, Paul?" fragte Frau Ostlinning, die sich in der Küche aufgehalten und Frau Ritter, nachdem diese von Paul die bewußte Erklärung erhalten, bis zur Tür das Geleit gegeben.

„Weißt du auch davon? Ja, Mutter, es war nun einmal nicht anders," sagte Paul.

„Das schöne Geld!" seufzte Frau Ostlinning, nahm das noch volle Weinglas sowie die Flasche und ging damit in den Keller, um dort den Inhalt des Glases in die Flasche zurück zu gießen.

Als der Alte zum Hofe hinausging, traf er auf den Polizeidiener Bärmann; dieser war auf dem Wege zum Hofe und schien es sehr eilig zu haben. Die Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn. Mit tief empfundenem Unwillen erklärte er dem alten Schulzen, der ihm gern aus dem Wege gegangen wäre: „Es ist von Amts wegen eine Roheit, einen alten Menschen so über Land zu jagen, wie mich. Herr Amtmann lassen sagen, daß er und unser Sekretär heute dienstlich verhindert sind." Vertraulich bemerkte er: „Sie wollen nämlich Dächse ausgraben, den Teckel habe ich schon hinbringen müssen."

„Ich hatte ihn vorhin da mit der Flinte gesehen und auch schon gesprochen! Haben Sie sonst noch was zu bestellen?" fragte der Alte.

„Herr Amtmann verlasse sich darauf, daß der Herr Schulze alles nach Recht und Vorschrift in Ordnung bringe."

„Das ist mir lieb, wenn er sich zufrieden gibt! Ich habe alles, soweit es an mir lag, in Ordnung gebracht. Ich will Ihnen ein Gleichnis erzählen, Bärmann. Ein Mann ist unter die Räuber gefallen . . ."

„Hier? Und davon sollte polizeilicherseits nichts bekannt sein?"

„Es ist ein Gleichnis, Bärmann!"

„Aha! Ihr liebt die Gleichnisse und Exempel. Also er ist unter die Räuber gefallen. Das fängt recht pläsant an!"

„Man hat dem Überfallenen Börse und Uhr genommen. Was meint Ihr — wenn er nun noch den Uhrschlüssel hätte hergeben müssen, hätte er es wohl gern getan?"

„Ich denke, sonst müßte es ein kurioser Herr gewesen sein!"

„Ja, es geht zuweilen kurios zu, Bärmann! — Wenn man das Große verloren hat, gibt man auch gern das Kleine her, und so geb' ich Euch die Versicherung, daß alles vorschriftsmäßig zugegangen ist!"

Bärmann schüttelte bedachtsam den Kopf. „Kapiert habe ich es zwar nicht. — Dem Herrn Amtmann werde ich, was Ihr mir bestellt habt, melden! — Auf diese Art ist es ihm lieber. Er ist heute besonders scharf auf die Dächse. — Adje!"

III.

Die Turmuhr schlug die sechste Stunde. Ritter saß in seinem Arbeitszimmer über den Schreibtisch gebeugt, blaß, abgespannt, mit müdem Blick. „Marie noch nicht zurück?" fragte sein Aufhorchen.

Aus der oberen Etage hörte man Hornsignale, dann Gesang und Klavierbegleitung. Er legte die Feder fort. Was half alle Arbeit, wenn das Facit immer dasselbe blieb. Den von trüben Gedanken schweren Kopf in die Hand stützend, brütete er vor sich hin. Man witzelt über das Ansehn bei den Menschen; aber den Tag zu überleben, an dem die Bekannten zweifeln, ob sie den Hut vor uns abnehmen sollen, ist schwer. Der schäbige Hut, in dem der Heruntergekommene umhergeht, das ist der Hut des Märchens, der unsichtbar macht. Der Träger ist für seine Freunde Luft geworden.

Ohne daß er es bemerkte, öffnete sich die Tür hinter ihm. Marie war es. Sie näherte sich ihm unhörbar und legte über seine Schulter ein Blatt auf den Schreibtisch.

„Marie du!" rief Ritter. Er nahm das Blatt und durchflog es. „Aber das ist ja nicht möglich, das wäre ja die volle, ganze Rettung!"

Sie stand stumm und blaß wie eine Schuldbewußte vor ihm.

„Aber das kann ich unmöglich annehmen," remonstrierte Ritter von neuem. „Das kann nicht sein. Paul cediert mir die Erbschaft. — Das verstehe ich nicht."

Sie erzählte ihm, der von dem Unerwarteten wie betäubt war, von den Mitteilungen des Amtmanns und dem Eingreifen des alten Schulzen.

Nachdem er ihr staunend zugehört hatte, sagte er: „Also es ist Wahrheit! Dieser plötzliche märchenhafte Umschwung — also ich, nicht

Paul war es — wer nur das Rätsel lösen könnte, daß jenes Papier verschwand."

Die Tränen traten ihr in die Augen. Sie schwankte, aber sie fand nicht die Kraft zum Entschluß. Es war ja alles jetzt in das Geleise gebracht. Die Furcht vor dem schmerzhaften aber heilsamen Schnitt eines Geständnisses blieb Siegerin, sie ließ den Augenblick ungenutzt vorübergehen.

„Wie dankbar bin ich Paul für die Großmut, die er mir bewiesen, — denn hätte ich mein Recht erzwingen können? Ach," sagte er, „ich habe sie verdient die Angst und die Sorge; ich hatte vorher zu wenig Sorge gekannt."

„Laß uns, bitte, die Erinnerung an diese häßliche Zeit ausstreichen, als ob wir sie nie erlebt hätten!"

„Wie gern! Aber glaubst du, daß wir es könnten, glaubst du, daß wir dächten! Es denkt in uns. Aber das alles bedeutet ja gottlob eine Narbe und keine Wunde mehr. Verzeih mir den Kummer und die Aufregung, die ich dir gemacht habe. Du lächelst ja schon wieder. Die Gefahr hat auch einen Januskopf, schrecklich ist oft das Antlitz, wenn wir ihr entgegengehen, lächelnd, wenn wir darauf zurückblicken."

„Was ist das," horchte sie auf. Man hörte Gesang und Lärm von oben herunterschallen. „Ach, die Karnevalssitzung! Du armer Mann, — die tolle Gesellschaft dort über dir und du hier der Verzweiflung nahe!"

Er stand auf. „So will ich gleich die nötigsten Schritte tun, damit man weiß, daß ich meinen Verpflichtungen nachkommen werde."

Als Marie allein war, seufzte sie, wie von einer schweren Last befreit, auf; der Gedanke, daß nun alles vorüber sei, was seit ihrer Tat sie beunruhigt und gequält hatte, gab ihrer Stimmung Flügel. „Ein neues Leben beginnt! Fort jetzt mit diesen häßlichen Dingen!" — Sie setzte sich an das Klavier und spielte die ersten Takte eines rauschenden Walzers. Den Kopf in den Nacken geworfen, summte sie die graziöse Melodie des Tanzes mit. — Plötzlich hörte sie Schritte im Flur, und da sie glaubte, daß es ihr Mann sei, ging sie hinunter.

Auf dem Flur stand unbeholfen, nach jemand umschauend, der ihn melden könnte, Pauls Bruder.

„War meine Mutter hier, Frau Ritter?" fragte er verlegen.

„Nein!"

„Gottlob! Sie ist, ohne ein Wort zu sagen, fortgegangen. Mein Vater war sehr aufgeregt! Er ist mit mir gekommen und sucht meine Mutter in ihrem gewöhnlichen Absteigequartier. Ich sollte hierher gehen, um mich zu erkundigen."

„Zu welchem Zweck glauben Sie?"

„Ja," meinte er zögernd, „was sie gewollt?!" Dann schwieg er

verlegen. „Mein Vater wird dafür sorgen, daß sie mit uns zurückfährt."

Anstatt fortzugehen, drehte er unschlüssig seinen Hut in der Hand. „Ich habe eine große Bitte," meinte er.

„Sprechen Sie doch!"

„'s ist wegen Ihrer Mimmi!"

„Mimmi?"

„Nun, sie ist doch von Ihnen einst ins Haus genommen. Ich wollte daher bei Ihnen anfragen, ob Sie es gutheißen! Wir sind uns einig!"

Der Bruder Pauls und dies Mädchen! Das ging doch nicht. Der Gedanke war ihr unerträglich. „Sie wissen, daß sie lebenslustig ist und der Führung bedarf. Haben sie es sich auch reiflich überlegt?"

„Überlegt? Nein, — aber ohne sie wäre ich ein unglücklicher Mensch!"

Seine Worte rührten sie. Sie versprach, mit ihrem Mann Rücksprache zu nehmen. „Wenn ich kann, werde ich Ihnen helfen."

Als sie sich wieder in das Klavierspiel vertiefte und bei der Schönheit eines Chopinschen Walzers alles um sich vergaß, war ihr plötzlich, als stehe jemand hinter ihr. Erschrocken sprang sie auf. Die alte Frau Ostlinning war es.

„Es war niemand da, um mich hereinzuführen. Ich bin so frei, junge Frau!"

„Wie habe ich mich erschrocken! Entschuldigen Sie, meine liebe Frau Ostlinning. Sie haben sich noch so spät auf den Weg gemacht — es ist doch nichts passiert?"

Die alte Frau wischte sich den Schweiß mit einem Zipfel des großen karierten Umschlagetuches ab, in das sie sich gehüllt hatte.

„Passiert? — Nee!"

„Ich fürchtete schon, daß jemand krank geworden wäre."

„Krank? — Nee!"

„Aber, es ist doch etwas vorgefallen, da Sie noch jetzt kommen! Gewiß — ich sehe es Ihnen an!"

Die alte Frau setzte sich umständlich hin, wischte sich nochmals die Stirn, sah sich langsam im Zimmer um und sagte dann: „Sie sind recht hübsch hier eingerichtet!"

„Aber, meine liebe Frau —"

„Sie müssen's wieder rausgeben, Frau Ritter!"

„Was?"

„Das Geld!"

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Sie können doch nicht verlangen, daß meinen Sohn Paul das ganze schöne Geld verleisen soll . . . jä . . . bloß . . ."

„Wie?"

„Wenn Sie's rausgeben, kann's meineswegen ja sein, wie's will."

„Was kann Ihretwegen so sein, wie's will?"

„Ja, von mir aus — das, was Sie mit ihm — mit Paul — gehabt haben."

Marie stand in höchster Entrüstung auf. „Ah, das ist ja . . ."

Frau Ostlinning fuhr kaltblütig fort: „Daß Sie's nich gärne tun, kann ich schon denken. — Die alte Ostlinning ist nicht auf'n Kopp gefallen. — Mein Mann wollte mich von den Handel nix seggen — aber ik hew et hört. — Wissen Sie, in der Aufkamer, neben der Kamer, wo Sie mit Paul diskerierten!"

„In wessen Auftrage kommen Sie?" fragte Marie, die sich mühsam gefaßt hatte.

„Dat ist jä woll ein Tun. Ich komme ganz aus mir selbst. Zu Hause sollen se patt nix dervon wissen, daß ich hier bin. Jä, dat is nu mal so! Wenn Se nich davör suorget, daß Ihr Mann 's wieder rausgibt, dann sprech ich mit ihm — was Ihren Mann is."

„Das wollten Sie?"

„Das wollte ich woll! Wissen Sie," sagte sie, Marie vertraulich auf den Arm tippend, „unsere Mannsleute in Huse, die lassen mich nich wieder hierher, drum muß es jetzt geschehen, in 'nen halben Stündchen — nämlich dann fährt der Wagen wieder trügge."

Marie sah sie starr und fassungslos an, ohne etwas zu erwidern.

„Hörn Se! Ich sag den Kutscher jetzt Bescheid — dann komm ich wieder und sprech mit Ihren Mann! Adjüs, Frau Ritter!"

Marie sah ihr erst wie geistesabwesend nach. Dann sah sie zerstreut in den Spiegel, brauchte den Taschenkamm, trat dann wieder an den Tisch und trank ein Glas Wein aus. Wie mechanisch legte sie ein paar Handschuhe weg und sank dann müde und gebrochen in einen Lehnstuhl.

„Eine Drohung," murmelte sie, „die Alte wird es nicht tun, und wenn es denn sein muß — gut, mag sie sprechen." Sie stand wieder auf und machte einige Schritte auf und ab. „Zwar jetzt — hm! — ich weiß nicht — ich habe Furcht! — Läßt sich nichts tun? — Nichts! — Ah, ich glaube sie wird es nicht! Ich werde morgen hinausfahren und ihr alles sagen, und dann muß sie schweigen. Warum soll ich mich ängstigen? — Und am Ende — was habe ich denn getan?"

Ihr Gatte trat ein, um den Tee zu sich zu nehmen. Marie hatte ihm gegenüber Platz genommen und schmiegte sich wie fröstelnd in die Ecke des Diwans.

„Was hast du, Marie?" fragte er besorgt.

„Es ist nichts!" wehrte sie ab.

„Deine Nerven sind überreizt, kleine Frau!" meinte er, sie zärtlich betrachtend.

„Hab' nur ein wenig Geduld!" bat sie. Sie richtete sich straffer auf und zwang sich zu einem Lächeln.

„Wie traut ist das hier alles, wenn ich dich mir gegenüber sitzen sehe. Aber deine Fröhlichkeit, dein liebes Lachen gibt mir immer wieder eine Lehre, die ich doch so gern vergäße."

„Welche Lehre?" fragte sie.

„Was ich dir schon einmal sagte; irgend ein Teufelchen flüstert mir zu: Wie kannst du glauben, dies junge Weib sei dein, weil du sie dein nennst. Sei mir nicht böse. — Tausende glaubten vor mir, das Feuer ihres Herdes brenne für sie allein, um eines Tages zu entdecken, daß es längst noch einen andern erwärmt hatte."

„Die fordernde Liebe ist eifersüchtig, nicht die gebende," erwiderte sie lächelnd.

Von der vergnügten Gesellschaft in den oberen Räumen ertönte wieder Gesang und Klavierspiel zu ihnen herüber.

Ritter setzte sich neben Marie und ergriff ihre Hand. „Wie schön du heute abend wieder bist!" flüsterte er.

„Du verwöhnst mich," erwiderte Marie mit glücklichem Lächeln. „Und bei diesem Temperament sprichst du von Altersunterschieden."

Das Mädchen trat ein.

„Frau Ostlinning läßt die gnädige Frau fragen, ob sie nicht zu sprechen sei."

Marie erblaßte. Sich mühsam fassend, sagte sie: „Melden Sie, ich hätte mich schon zur Ruhe gelegt!"

„Frau Ostlinning?!" fragte Ritter höchst erstaunt. „Was führt die alte Frau hierher? Und noch so spät?"

„Ich möchte sie nicht mehr sprechen," sagte Marie.

Nochmals kam das Dienstmädchen zurück und bestellte, Frau Ostlinning wünsche den gnädigen Herrn zu sprechen.

„Sag, du seiest nicht zu Hause!" riet sie hastig.

„Aber sie wird es kaum glauben — so spät! — Und dann wäre es doch rücksichtslos. Die Mutter meines Teilhabers!"

„Kann sie nicht wiederkommen?"

„Es wird gewiß etwas Dringendes sein. Ich werde mich nicht lange aufhalten." Dann trug er dem Mädchen auf: „Führen Sie Frau Ostlinning in mein Zimmer!"

Marie war aufgestanden und bat ihren Mann: „Bleib noch . . ."

„Du willst mir etwas sagen?"

Sie zögerte unentschlossen. „Später, geh nur jetzt!"

„Was fehlt dir, mein Kind?" fragte er durch ihr sonderbares Wesen beunruhigt.

„Nachher, du darfst sie nicht warten lassen!"

Als er schon in der Tür stand, wollte sie ihn aufhalten. Aber nein.

Sie brauchte sich nicht zu entschuldigen. Sie brauchte das Zeugnis der alten Frau nicht zu fürchten. Er wußte, daß sie Törichtes begehen, aber nicht bewußt schlecht handeln konnte.

„Geh jetzt!" drängte sie. — Als Ritter sie verlassen hatte, ging Marie hastig einige Male im Zimmer auf und ab, trat dann an das Fenster und sah in die Nacht hinaus.

Eine schöne Sopranstimme, die ein Lied aus einer Operette sang, tönte von oben in die lautlose Stille ihrer Umgebung. — In ihre trüben, schweren Gedanken klangen die leichtfertigen Worte des lustigen Gassenhauers hinein, wie aus einer andern Welt. Dann ging die Tür wieder auf, und ihr Mann trat ein.

Er sah sie stumm und fragend an. Die Erregung raubte ihr die Sprache. Sie würgte einige undeutliche Laute hervor.

„Hast du jene Urkunde vernichtet?"

„Es ist wahr!"

„Ah! Und machtest mich zum Bettler um jenen?"

„Nicht um jenen . . . Auch habe ich nicht geahnt . . . ich schwöre dir . . ." Sie stammelte — die Erregung beraubte sie der Sprache.

„Schwöre nicht!" sagte er mit dumpfem Groll. „Gib dein Wort nicht, — es ist wertlos! Du . . ." Er suchte nach einem Wort. „Ah! Was sollen hier Beleidigungen, Zorn?!"

„Ja denn! — Ich bin unwahr und feige gewesen, ich habe um eine frühere Unwahrheit und Feigheit zu verbergen, in blinder Aufwallung jenes Papier vernichtet. Welche Bedeutung für dein Vermögen es besaß, wußte ich nicht. Aber was den Sohn dieser Frau betrifft, so verlange ich, daß du mir glaubst —"

„Daß ich dir glaube?!"

„Du bist ungerecht . . ."

Dies Wort Mariens ließ ihn zusammenzucken. In steigender Erregung floß es über seine Lippen. „Ungerecht!" rief er. „Ah — du nahmst mir den Glauben an dich, der ich mit jedem Blutstropfen dir gehörte, an die Liebe der Menschen — an die Güte eines Gottes — aber ich bin ungerecht. Mein Leben bestand aus einem Gottesdienst für dich. Ah, du Heilige . . . du! Was hast du an mir getan! Du läßt mir nichts zurück, denn es gab keine edle Empfindung für mich, die nicht mit dem Gedanken an dich untrennbar verbunden war. Du hast meine Erinnerungen vergiftet, mir Glück und Heimat genommen — aber ich bin ungerecht!"

„Ah, mein Gott!" rief sie verzweifelnd, „strafe mich! — töte mich! — aber ich schwöre dir, Richard, ich blieb dir treu!"

„Mit jener Treue, mit der du deinem Manne ein Vermögen, deinen Verwandten ein Dokument unterschlugst, um deinem Freunde eine Gefälligkeit zu erweisen, mit der du mich in ein elendes Possenspiel

verwickeltest! Und wenn ich von meinen Gläubigern und Peinigern gehetzt und eingekreist in der Verzweiflung den letzten Schritt tat, so hatte diese Lustbarkeit für euch den würdigen Abschluß gefunden. Jetzt begreife ich alles. Ist das deine Treue, dann schütze mich Gott vor deiner Untreue!"

„Du bist schrecklich!" rief Marie am ganzen Leibe zitternd. „Habe ich nicht alles wieder gut zu machen gesucht?"

„Das ist es ja, was mich zermalmt! Ich bin ja der Schuldner dieses Mannes geworden. Er war großmütig — er hat das zurückgegeben, was du deinem Manne entwendet hast. Ich habe nicht mehr das Recht, von diesem Rechenschaft zu verlangen. Der Mann darf sich nicht erlauben, seine Ehre zu rächen, ehe nicht der Schuldner seinen Gläubiger befriedigt hat."

„Richard — ist es dir möglich, mich einen Augenblick ruhig anzuhören?"

„So sprich!"

„Ich versichere dich, ich habe dir die Wahrheit gesagt. — Alles, was dir Grund zur Aufregung geben könnte, liegt ja hinter dir!"

„Du hast dich mit Paul gegen mich verbündet. Er steht dir also näher als ich!"

„Wessen ich strafbar bin, habe ich dir gesagt. Du läßt mich schwer dafür büßen. Ich schwöre dir . . ."

Ohne Erwiderung wandte er sich und verließ das Zimmer.

Starr, tränenlos lehnte sie ihre Stirn an die Fensterscheibe und blickte in die Nacht hinaus. — — —

— — — — — — — — — —

Bernhard hatte, nachdem er Ritter verlassen, seinen Vater wieder aufgesucht. Beide hatten Frau Ostlinning vergeblich in dem gewohnten Gasthof der Stadt erwartet. Der junge Mann schlug dem Vater vor, ehe sie sich heimwärts wandten, noch einmal im Hause Ritters nach dem Verbleib der Mutter zu forschen.

Das Haus lag im Dunkel, nur im Parterregeschoß brannte ein Licht. Es zeigte sich, daß die Haustür noch nicht abgeschlossen war. Beide traten ein und fanden in der Küche das Mädchen noch wach. Dasselbe teilte ihnen mit, daß die Herrschaften schlafen gegangen seien, nachdem nicht lange vorher Frau Ostlinning das Haus verlassen habe.

Der alte Schulze wußte jetzt, daß er zu spät gekommen sei. Er wünschte einige Zeilen an Frau Ritter zu richten und ließ sich in das ebenerdige Geschäftszimmer führen. Während das Mädchen alles Erforderliche zurecht stellte, tastete sich Bernhard in die nunmehr dunkle Küche zurück, um dem Vater ein Glas Wasser zu holen. In diesem Augenblick vernahm er draußen auf dem Flur, der dunkel geblieben

war, ein Flüstern und leise vorsichtige Schritte. Wer war dort noch so spät? . . . Diebe? . . . Und jetzt hörte er die Stimme eines Mannes, eines Fremden.

„Es ist alles dunkel," raunte diese Stimme. „Komm nur, Schatz! Wir schlüpfen am besten hier gleich links hinein, — nicht wahr?"

Und dann hörte Bernhard jemand antworten, und da wurde ihm, als ob sein Herz zu schlagen aufhöre. Mimmi war es.

„Es wird einem ganz gruselig," flüsterte sie. „Man sieht nicht die Hand vor Augen. Zünd' deine Wachskerzchen an, — sie sind ja schon alle zu Bett!"

Dann sprach der Fremde dringend auf sie ein, und sie wehrte ihn lachend ab. „Nein, laß mich, ich will hinauf!"

„Sei kein Närrchen!" gab der Begleiter zurück.

„Ihr seid nicht allein hier!" sagte Bernhard jetzt mit ruhiger Stimme.

Ein Schrei und ein unterdrückter Fluch, dann waren beide im Dunkel verschwunden.

Früh am andern Morgen erhielt Paul, der in der Nähe des Geschäftshauses wohnte, den Besuch Bernhards. Dieser berichtete ihm alles. Paul war sehr bestürzt über den Besuch der Mutter. Als Bernhard ihm sein persönliches Leid klagte, sagte er: „Alter Sohn! Für derartige Unfälle, die durch Nichtbeleuchtung von Fluren und Treppen entstehen, ist der Hausbesitzer allein verantwortlich. Also laß immer zuerst für Licht sorgen. Sei nun wieder Kulturmensch! Das war doch prähistorischer Unsinn, deine Heiratsidee. Sei froh, daß es so gekommen! Das Mädel hat heißes Blut, das paßt nicht in eure Biedermeierwirtschaft. Mach' nicht ein so verzweifeltes Gesicht! — Reiche deine schwielige Rechte einer hübschen gesunden Landpomeranze und vergiß den großen Schmerz!"

„Daß ich selbst Zeuge davon sein mußte . . ."

„Na ja," meinte Paul jetzt, „es tut mir herzlich leid. Ich wollte dich nicht kränken, sonst hätte ich schon früher gesprochen. Sei doch nur vernünftig, Mensch! — Diese sentimentale Eiche! Die Kleine machte sich nichts aus dir, und diese Ehe hätte ich niemals zugelassen. Was ist denn überhaupt vorgefallen?"

„Daß mein Lebensglück zerstört ist!" Paul zuckte die Achseln. — Bernhard ging nach kurzem, um seinen Vater in dem Gasthof, in dem beide abgestiegen waren, aufzusuchen. Paul blickte ihm nach. „Der arme Teufel! Daß ihm eine Wohltat erwiesen ist — wie soll man ihm das beweisen. Sittlich handelt, wer sein persönliches Wohl mit dem allgemeinen Wohl in Einklang zu bringen versteht. Dieser fremde Jüngling bewahrt ihn vor diesem verrückten Ehebund, erweist ihm dadurch die größte Wohltat und steht doch als Scheusal da. Die Welt

ist höchst unlogisch konstruiert. Und die alten Weiber behalten immer recht!" —

Als Bernhard in das Gasthofszimmer trat, fand er seinen Vater, wie er mit trübem Blick am Fenster saß und in das vom Geriesel eines feinen Regens eingehüllte Straßengetriebe hinausstarrte.

„Meine Frau hat geschwatzt?" meinte der Alte.

„Sie meinte es gut!"

„Sie meinen es alle gut! Meine Frau und mein Sohn. — Ich habe etwas von ihnen gelernt. Wenn man wie ich als ein nüchterner Mensch auf den Weg paßt und die Pferde mitten auf der Straße hält und nachts eine Laterne anzündet, wie es Polizeivorschrift ist, so sollte man meinen, man könnte nicht mehr in die Irre fahren. Und doch bin ich im Sumpf und Brachfeld angelangt."

„Leg' dich ein wenig hin, Vater!" sagte Bernhard. „Du siehst wirklich schlecht aus."

„Wenn eine Kreatur ihre Ehre verliert, dann ist sie nichts mehr wert als ein ausgeblasenes Ei. — Daß mein Sohn nach einer verheirateten Frau begehrt hat und eine Unterschlagung durch Stillschweigen begünstigt, das hat auch meine Ehre krank gemacht. Darum fühle ich mich elend, und was früher meinem Körper nichts anhaben konnte, das schlägt mich jetzt zu Boden. Und weil mein Wesen nicht mehr in Ordination ist, darum möchte ich am liebsten fort von meinem Hof—!"

„Das ist doch nicht dein Ernst?!"

„Ja, ich kann doch hier niemand mehr gerade ins Gesicht sehen. Ich habe die Obrigkeit belogen, wie ein gewöhnlicher Landstreicher und Spitzbube, und mein Sohn — mein Sohn! — Er war so lange entfernt von mir, daß ich nicht viel mehr von ihm wußte, und das wenige war nur Gutes. Das war wie unser Fenn; von weitem schaute alles blau aus, wenn man aber drin steckt im Morast, dann ist ringsum eben nur Morast."

„Aber Vater," sagte Bernhard, der trotz des Schlages, der ihn getroffen, jetzt nur den Kummer des alten Mannes zu mildern bemüht war. „Hängt deine Selbstachtung, deine Ehre von Dingen ab, die du nicht verschuldet hast?"

„Mag so sein. Wir hängen auch von äußeren Dingen ab. Und weil die Dinge dieser Welt über Paul Herr wurden, so wurde seine Seele bresthaft, und das Licht vor dem göttlichen Bilde löschte aus."

Bernhard faßte besorgt seine Hand. „Du fieberst!"

„Ich fiebere wohl, aber ich weiß annoch, was ich spreche. Es hat mich oft dünken wollen, als ob das beste, was wir im Herzen fühlten, einer stillen Kapelle gliche, in der eine ewige Lampe brennt. Aber mit den Jahren wird mehrenteils viel Nichtsnutziges an diese Kapelle an-

gebaut, was nicht dahin gehört. Ein Wechselladen, eine Garküche, ein Tanzboden. Geschrei und Fluchen, Lärm und Dunst dringt in das Heiligtum, und die ewige Lampe brennt immer trüber, und schließlich erlischt sie vom Qualm erstickt. Und dort, wo das göttliche Bild hell erleuchtet sein sollte, ist finstere Nacht. Die Kapelle ist nicht mehr zu finden, und was übrig bleibt, das ist der Wechselladen, die Garküche und der Tanzboden."

„Vater, nimm es dir nicht so zum Herzen," sagte Bernhard.

„Ja, wenn es sich um etwas anderes handelte. Kaufst du dir einen Obstbaum, eine Goldparmäne oder einen Gravensteiner mit Namensschild, wie sich's gehört, so wirst du ein Pflanzloch auswerfen und ihn an den Pfahl setzen, nicht zu tief, und ihn gegen Hasenfraß schützen. Und observierst du dennoch, daß das Bäumchen von innen krank wird, dann wirfst du's heraus und kaufst ein neues Stämmchen. Wenn du aber einen Sohn hast . . ."

Paul trat ein. Er wünschte näheres über den Besuch seiner Mutter zu erfahren.

„Wenn du aber einen Sohn hast," fuhr der Alte fort, ohne den Blick zu Paul zu wenden, „du hast ihn laufen gelehrt — und die kleinen Händchen zum ersten Gebet gefaltet und ihn auf den ersten Schulgang geführt. Wenn er an der scharfen Welt draußen sich die Seele verwundete, hast du ihn gepflegt. Jetzt ist er schlecht geworden, aber kannst du ihn herausreißen, da drinnen, wie einen krebsigen Obstbaum aus dem Mutterlande? Er ist ja ein Teil von mir, mit ihm bin ich selbst schlecht geworden."

Das Antlitz Pauls war fahl geworden — er beugte sich nieder und küßte die Hand des alten Bauern.

IV.

Ein Jahr war verflossen. In dem Geschäftszimmer der Firma „Ritter" — sie hieß nicht mehr „Ritter und Ostlinning" — saßen der Chef des Hauses und ihm gegenüber der Bankdirektor Bahlmann.

„Die gewünschte Abrechnung mit unserer Bank haben Sie hier. Ich denke doch nicht, daß Sie sich von uns zurückzuziehen beabsichtigen," meinte Herr Bahlmann. — Der Bankdirektor war magerer geworden. Die frühere Würde im Auftreten hatte eine für den Eingeweihten deutlich erkennbare Einbuße erfahren. Man munkelte Ungünstiges über seine Bank, und die Aktien fielen seit kurzem.

„Ich danke Ihnen, es ist gut," sagte Ritter lakonisch.

„Ja, ja, Sie gehen bergauf. Sie sind jetzt ein glücklicher Mann, Herr Ritter . . . keine Gläubiger mehr."

„Leider!"

„He, he!“ lachte Bahlmann verbindlich.

„Mein Ernst . . . Das Verhältnis zwischen Schuldnern und Gläubigern ist das einzig aufrichtige unter Menschen.

„Oh, oh!“

„Solange die Gläubiger kreditieren, sind wir sicher, daß sie uns vertrauen. — Kündigen sie uns . . . so heißt dies . . . du bist ein Lump, und werden wir begraben, so sind, nach dem Ausspruch irgend einer Autorität, die einzigen aufrichtigen Leidtragenden die Gläubiger.“

„Ich protestiere!“

„Es handelt sich nicht um Wechsel!“

„Hä, hä! Da sich doch alles in vorzüglichster Ordnung befindet, Herr Ritter. Warum schränken Sie Ihren Geschäftsumfang so erheblich ein?“

„Ich bin dieser Dinge satt.“

„Es waren doch recht hübsche Geschäfte!“

„Lieber Direktor, — mein Leben bestand bisher darin, Schwierigkeiten hinweg zu räumen, die ich mir selbst gemacht hatte, Zielen nachzujagen, die sich als alberne Zwangsvorstellungen erwiesen. Wozu mehr verdienen, als man zum Leben braucht? Die paar Jahre unseres Daseins sich zum Sklaven, sich arm zu machen, um reich zu sterben . . . das ist doch dumm, Herr Bahlmann?“

„Sie sprechen ja fast wie Ihr verflossener Kompagnon. Übrigens — verstehe! — Wollen nur noch im großen Stil arbeiten.... Schaffen sich den Kleinkram vom Halse! — Sehr vernünftig!“

„Ich bin es satt, mit den andern Wölfen hinter dem Schlitten des Glücks herzujagen, wie der russische Dichter sagt. Ein Schuß nach dem andern fällt aus dem Schlitten, und gierig fallen die Gesunden und Starken über die Angeschossenen her.“

„Deibel! Da überläuft einen ja 'ne Gänsehaut . . . nein, wir sind doch besser.“

Ritter nickte ironisch.

„Was ist eigentlich mit Ihnen vorgegangen? Nehmen Sie mir die Frage nicht übel! Früher die Offenheit und gute Laune selbst — jetzt sarkastisch, zugeknöpft, mißtrauisch und undurchdringlich gegen Ihre besten Freunde. — Verzeihen Sie, daß ich so grad' heraus spreche. — Ja, auch der Ton im Hause hat sich verändert.“

„So?“

„Früher verkehrte hier eine angenehme lebenslustige Gesellschaft — man unterhielt sich.“

„Ja, das tat man!“

„Frühstückte gut — kurz, man ging zu Ihnen —“

„So lustig wie zum Frühstückskeller! — Freilich, dabei stellte ich

mein Geld, und meine Freunde ihre Erfahrung zur Verfügung. Schließlich hatten meine Freunde das Geld und ich die Erfahrung."

„Sie scherzen, — aber im Ernst, ich kenne den Grund von alledem . . . wenigstens von Ihrer jetzigen Stimmung. Hm, ja, ich kenne Ihre Atouts. Soll ich's Ihnen ins Ohr sagen? — Neue Kleinbahnengründung. Hä? Getroffen, alter Freund?"

„Beinahe," bemerkte Ritter ironisch.

„Da sind Sie stolz geworden."

„Das kann man auch ohne Geld werden. — Also an mir werden Sie nichts mehr verdienen."

„Aha — glauben Sie, ich komme nur deshalb? Wofür taxieren Sie Ihre alten Freunde?" fragte Bahlmann, mit seinen geröteten Äuglein lebhaft zwinkernd.

„Die alten Freunde, die mich voriges Jahr so weit gebracht haben. Um die nach Verdienst zu taxieren, bedarf ich des kleinen gelben Buches dort. Das Strafgesetz, und dann die Rechenmaschine."

Bahlmann stand auf. Das war doch zu stark! Das konnte man sich doch nicht bieten lassen! — Aber — überlegte er rasch — am Ende — es ging ihm schlecht — er brauchte Ritter und konnte es ihm später ja mal heimzahlen. Ihn auf die Schulter klopfend, brach er in ein übermäßiges Gelächter aus und rief: „Köstlich, köstlich! Müssen Sie ein Riesengeschäft gemacht haben, um so grob werden zu können. Nichts für ungut! — Grüß Gott, lieber Ritter! — Grüß Gott!" Damit empfahl er sich.

„Und diesen Mann habe ich einmal gefürchtet!" sagte Ritter. Er nahm seinen Hut, schloß das Geschäftszimmer und stieg zu den oberen Räumen hinauf. Als er in den Salon trat, erhob sich ein junger Mann, der dort auf ihn gewartet hatte.

„Bernhard, du?" rief er überrascht.

„Ja," versetzte dieser, „nachdem du dich schon verschiedene Male vor mir und den Meinen hast verleugnen lassen. Auf die Gefahr, daß du mir die Tür zeigst, muß ich dich zur Rede stellen. Ritter, du handelst unrecht an deiner Frau!"

„Ich handle, wie ich es verantworten kann. Ich mache mir zum Glück keine Illusionen mehr — das ist recht unlogisch gesagt, denn das Glück kommt und geht mit den Illusionen."

„Marie hat nicht gewußt, was sie tat. — Sie hat schwer gebüßt. Ich war über ihr Aussehen erschrocken. Und dann diese schwermütige, krankhaft gereizte Stimmung. Aus ihren Reden hörte ich so manches heraus. Du mußt ihr verzeihen, aber von Herzen. Keinen kühlen und bloß äußerlichen Frieden . . . Sonst geht sie zugrunde."

Ritter hatte ihn ruhig kühlen Blickes angehört. Ohne irgend eine Erwiderung drückte er ihm nur die Hand. Dann verließ er ihn.

Nokturne.

Zur selben Stunde war Frau Ritter in ihrem Gemach in das Lesen eines Briefes vertieft, der auf ihre sonst bleichen Wangen die Röte starker Erregung hervorgerufen hatte. Der Brief rührte von Paul her. Dieser schrieb:

„Was in meinen Kräften stand, habe ich versucht; in dieser langen Zeit hat Ihr Mann jede Auseinandersetzung vereitelt. Er hat mich nicht zur Rede gestellt, aber, er will auch meine Erklärungen nicht annehmen. Leugnen Sie nicht, daß auch zwischen Ihnen beiden jedes Band zerrissen ist. Was fesselt Sie noch an seine Seite? Glauben Sie, daß es ihm Schmerz bereiten wird, wenn Sie fortgehen, wenn Sie die Hand, die ich Ihnen ausstrecke, annehmen und ein glücklicheres Dasein beginnen? — Ich darf so zu Ihnen sprechen, ohne einen Verrat zu begehen." Sie blickte finster grübelnd vor sich hin. „Er hat recht, ein neues Glück wird mich nicht erwarten, aber diesen entsetzlichen Zustand kann ich nicht länger ertragen."

Sie lächelte bitter. „Er soll mich begleiten, wenn er den Mut dazu hat. Ich werde ihn einladen." Sie setzte sich an den Schreibtisch und schrieb ein Billett. Dann klingelte sie und gab es dem Mädchen: „Übergeben Sie es aber bitte persönlich, es ist dringend."

Nachdem sie die Tür verschlossen, holte sie aus einem Fach ihres Schreibtisches ein Etui nebst einem Fläschchen hervor. Aus dem Etui nahm sie eine kleine Spritze, füllte dieselbe, und mit der Geschicklichkeit, die lange Übung verleiht, injizierte sie den Inhalt in den aufgestreiften linken Unterarm. „Drei Zentigramm," sagte sie, nachdem sie die Injektion vorgenommen hatte. „Der Doktor wollte mir nur den dritten Teil erlauben. Welchen Wert hat denn Gesundheit und Leben — wenn ich nicht weiß, für wen ich lebe!" Ihre Haltung wurde bald lebhafter und straffer, ihr Blick fester und ruhiger; sie setzte sich an das Klavier und begann einige leichte Akkorde anzuschlagen. Allmählich geriet sie in eine leise schmelzende Melodie, von der sie bald wieder absprang, um sich in phantastischen Erfindungen zu ergehen. Dazwischen sprach sie abgerissene Worte, wie sich selbst zur Begleitung: „Wirr und kraus — eine Vision . . . zieht es an mir vorüber. Erinnerungen . . . Glockenläuten aus fernen Kindertagen . . . warum war dies früher . . . warum geht's jetzt zu Ende . . . In mondheller Frühlingsnacht träumte ich einst . . . Die Fenster waren geöffnet, die weißen Vorhänge flatterten im lauen Nachtwind — in weiter Ferne schluchzte ein Vogel süße Melancholien. Da träumte ich, ich sei gestorben, und erwachte wieder in einer unbeschreiblich lieblichen Landschaft am Saum eines leis dahingleitenden Flusses. Die Sonne schien, und die Vögel sangen. Ein Gefühl sanfter Wonne, wie ich es nie gekannt, durchfloß meine Glieder. Da . . . ertönt eine leise Musik, und ein Schiff mit flatternden Wimpeln

gleitet den Fluß hinab . . . immer näher . . . und auf dem Schiff steht ein Mann — ich kann ihn nicht erkennen — ist es Richard, — ist es Paul, — und jetzt . . . er nickt nur langsam mit dem Kopfe, und das Schiff gleitet vorüber.“ Mit einer schrillen Dissonanz die Musik beendend, rief sie: „Richard, nimm mich mit!“

„Was fehlt dir, ich hörte deinen Ruf!“ Richard war in die Tür getreten.

„Bist du's?“ Sie machte eine Bewegung, als wollte sie sich an seine Brust werfen. Als sie aber seinem kalten fragenden Blick begegnete, trat sie zurück. „Ja, ich träumte wohl.“

„Willst du dich nicht zur Ruhe begeben?“

„Nein!“ versetzte sie tonlos, „noch nicht.“

„Aber es wäre besser. Warum willst du mir nicht folgen?“ Ihre krankhafte Erregung machte ihn besorgt.

„Ich muß bleiben. Wenn du's wissen willst, ich erwarte jemand.“

„Und wen?“

„Meinen Geliebten!“

„Marie, du sprichst irre . . . du bedarfst der Ruhe . . . deine Nerven sind überreizt . . .“

„Und dann kommt noch jemand.“ Sie sprach leise, fast flüsternd, „den andern Gast kennst du noch nicht, — er wird sich dir vorstellen. Aber dem wirst du glauben. Er ist jetzt noch eingeschlossen, wie Asmodeus, der hinkende Teufel.“

„Marie . . . um Gottes willen!“

„Laß mich! Du glaubst mir nicht mehr!“ . . . Sie setzte sich in das Sofa, legte den Kopf an die Lehne und sah ihn ruhig an. „Dies ist das Zimmer; vor fünf Jahren war es . . . an jenem Abend, als Paul kam . . . damals wies ich ihm die Tür. Ja — und heute gehe ich mit ihm, denn er ist es, der kommen wird.“ Die Wanduhr schlug jetzt, langsam in silbernen Schlägen, neun. „Dieselbe Zeit war es . . . ich hatte den ganzen Tag gearbeitet . . . an einer Überraschung für dich . . . hier stand ich, ich war müde, ich wollte mich hinlegen. — Da hörte ich Schritte die Treppe heraufkommen.“

Ritter lauschte. „Die Haustür öffnet sich . . . es kommt jemand . . . die Treppe herauf . . .“

„Ja, wie damals!“

„Du hättest wirklich . . .“

„Ja, er holt mich — um mich zu verderben.“

„. . . Ah!“

Die Tür öffnete sich und Paul erschien. Er war im ersten Augenblick fassungslos. „Ritter, du!?“ rief er aus. Dann griff er unwillkürlich in die Brusttasche nach dem Billett, das ihm gesandt war, wie um sich zu vergewissern, ob nicht dieses Zusammentreffen eine Täuschung

seiner Sinne sei. Auf Ritter zutretend, sagte er dann, sich fassend: „Ich suchte dich . . . ich sah hier Licht . . . glaubte dich noch wach . . . ich habe eine dringende Abrechnung . . . ehe . . . ich reise . . .“

„Du willst reisen?“ fragte Ritter und sah ihn starr an.

„Ja . . . noch in dieser Nacht!“

„Er geht nicht allein!“ fügte Marie hinzu.

„Du hast Gesellschaft?“ fragte Ritter mit heiserer Stimme den vor ihm Stehenden.

„Ich kenne sein Geheimnis . . . er begleitet eine Frau . . . eines anderen Frau . . .“ Marie hatte es gesagt.

„Und deren Mann?“ fragte Ritter.

„Der hat ohnehin den Glauben an sie längst verloren. Und nur deshalb verläßt sie ihn.“

„Und nur deshalb?“

„Nur deshalb!“

„Ahnt denn diese Frau nicht,“ raunte Ritter ihr nähertretend zu, „daß der Mann gerade jetzt erschüttert und zweifelnd erwägt, ob er ihr nicht unrecht getan?“

„Zweifel und Erwägung — statt Glauben und Vertrauen!“

„Wird jener, dem sie folgt, imstande sein, ihr alles zu ersetzen . . . was sie hinter sich läßt?“

„Was sie hinter sich läßt — ist Elend und Grauen . . . Die Erinnerung an glückliche Zeiten könnten ihre Verzweiflung nur noch verschärfen.“

Ihr Mann wandte ihr den Rücken und ging.

„Marie, Ihr Mann weiß?“ fragte Paul.

„Er weiß alles!“

„Sie führten uns zusammen? In welcher Absicht?“

„Sie sollten für die Folgen Ihrer Werbung einstehen!“

„Dazu bin ich bereit! Sie waren von diesem Manne längst gelöst und frei, wenn auch noch nicht vor der Welt und dem Gesetz, so doch vor mir. Die gesetzliche Verbindung soll folgen. Was es Schönes und Großes gibt, werden wir dann gemeinsam aufsuchen.“

„Gemeinsam! Sie sind ein Mann! Sie haben Mut und werden ihn brauchen!“

Er blickte sie fragend an.

„Wir werden handeln, wie es uns geziemt. Wir gehen still zusammen fort, und er wird bleiben.“

„Marie, was bedeutet diese Sprache?“

„Sie sollen mich führen.“ Sie ging an den Schreibtisch.

„Wohin?“

„Wohin? Nehmen Sie dies!“ Sie reichte ihm das Morphium. „Die Hälfte ist genug für jeden.“

„Das ist ja grauenvoll . . . das ist ja der Wahnsinn! Marie . . . und ich sollte . . .“

„Wir fürchten uns nicht vor dem Außerordentlichen . . . Sie können ohne mich nicht leben . . . das haben Sie mir doch gesagt . . . und ich bin es müde zu leiden und zu kämpfen . . . so bleibt uns nur dies eine übrig. Und dürfen wir anders handeln? Dem Versprechen, die Sitten der Gesellschaft zu achten, verdanken wir alles. Sich darüber hinwegsetzen ist Übervorteilung des einen Kontrahenten — ist feiger Vertragsbruch — ist Betrug!“

„Geben Sie mir die Morphiumlösung,“ sagte Paul. Sie reichte sie ihm.

„Gut! Und nun erkläre ich Ihnen, daß Sie dieses hier nicht mehr gebrauchen werden.“

In diesem Augenblick trat Richard wieder ein. „Ich lege euch nichts mehr in den Weg,“ sagte er, „ihr könnt gehen.“

„Bitte deiner Frau das Unrecht ab,“ nahm Paul das Wort, „das du ihr angetan hast. Du gabst mir den Weg frei — sie aber wollte allem ein Ende machen, sich selbst und mich ihrer gekränkten Ehre opfern.“

„Versteh ich dich — —?“

„Du verstehst mich, und doch, wer versteht den andern! Mein Freund — gestatte, daß ich in dieser Abschiedsstunde dich so anrede — wenn einer in früheren Zeiten ein wenig unbefangener urteilte, als seine Umgebung, und sein Kopf etwas weniger umnebelt war von Vorurteilen und Schlagworten, als der der andern Leute, wenn er es infolgedessen weiter brachte, als die andern, so war dies die Wirkung eines Teufelsgeschenkes, eines wunderbaren Vogelnestes, eines spiritus familiaris. Mein Vater, mein Bruder, du und jetzt auch diese Frau, ihr seht auch an mir nur die Teufelsklaue, wo es sich allein um eine unbefangenere Weltanschauung handelt. Weil ich alles Gute frohgemut genossen habe, wozu es ja da ist, so schaltet ihr mich einst einen Verschwender. Weil meine Moral nicht die eure war, so war ich verurteilt und verdammt. Und da glaubte deine Frau mich dadurch zu entsühnen, daß sie mir das Morphium reichte. Sie wollte gemeinschaftlich mit mir, dem ungeliebten Manne, untergehen. Das war boshaft, das war heroisch. — Wirb um dies Weib — denk daran, daß wir vielleicht dann am wenigsten zu trauern haben, nur ein elendes Atom des großen Alls zu sein, wenn wir ganz selbstlos ein geliebtes Wesen in die Arme zu schließen vermöchten.“

„Selbstlos — du . . .“

„Ich bin es nicht. Wenn wir dies fertig brächten, so durchzuckte uns in unserer winzigen Sonderwelt vielleicht eine Ahnung eines Bewußtseins zu zweien, ja, eines Weltbewußtseins. — Aber leider bleibt

ein jeder auf seiner einsamen Insel. Den Traum, diese Insel noch bei Lebzeiten verlassen zu dürfen, nennt man wohl die Liebe. — Ich verlasse euch!" — Er winkte beiden mit der Hand den Abschied, dann ging er.

„Willst du mich noch verlassen, Marie?" fragte Ritter.

Sie sah ihn schweigend an.

Er ergriff ihre Hand und drückte dieselbe. „Ich glaube und vertraue dir!" flüsterte er.

Sie trat zurück. „Richard!" sagte sie. „Er ist fortgegangen — er hat es an sich genommen — das Morphium. Glaubst du? . . ."

„Warum soll ich es glauben? Warum sollte ihn ruhige Überlegung auf diesen Weg weisen? Und wofür hältst du ihn? Ist er ein Komödiant oder ist er ein Weiser?"

„Ah! — Du kennst ihn nicht!"

„Du glaubst ihn besser zu kennen?"

„Du sollst alles hören! Du hast geglaubt, daß ich seinetwegen dich verraten hätte. Du hast mir unrecht getan. Jetzt aber, wo ich jenen wohl niemals wiedersehen werde, — jetzt weiß ich klar und bestimmt, was ich mir nie habe gestehen wollen —" Sie stockte. — „Ah, Richard . . . ich fürchte . . . mein Wort wird wie das Wort im Märchen entzaubern oder . . ."

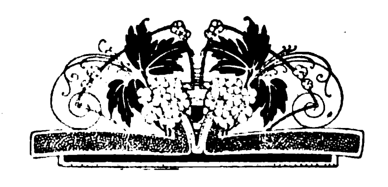
„Töten? — Sprich es immerhin aus — ich fürchte es nicht!"

„Ich habe ihn geliebt — ich weiß es seit diesem Augenblick."

Er sah schweigend vor sich hin. „Und doch hast du dich für mich entschieden. Sollte da nicht noch etwas anderes gesprochen haben, als allein die Pflicht?" Er überwand die schmerzlichen Empfindungen, die ihn ergriffen. Mild und gütig umarmte er sie wie eine Tochter.

Sie erzitterte in seinen Armen. Wie eine ungeheure Woge über ein kleines Boot, so stürzte die Empfindung eines unwiderbringlichen Verlustes plötzlich über ihre Seele. Sie sah zu ihm auf — und da — empfand sie ganz deutlich — dieses Gesicht, das sich mit großmütigem Lächeln über sie beugte — es konnte ihr die Züge jenes andern nicht ersetzen. — In Schluchzen ausbrechend, barg sie ihr Antlitz an der Brust ihres Mannes.

Draußen stöhnte und tobte der Strom, — gurgelnd, klatschend schlugen die schmutzigen Wellen an die zitternden Hausmauern.





Drei Meisterrollen Friedrich Haases.

(Rollenportraits.)

Von

Adolf Winds.

— Dresden. —

Trotz Eduard Devrient und seinem berühmten Werk ist die Theatergeschichte eigentlich noch jungen Datums. Erst jetzt beginnt sie sich als Spezialwissenschaft zu entwickeln. Eine Gesellschaft für Theatergeschichte hat sich gebildet, die von Jahr zu Jahr wächst und ihren Mitgliedern bereits eine stattliche Anzahl von Büchern geboten hat, teils als Neuerscheinung, teils im Nachdruck alter vergriffener Werke. Aber die Theatergeschichte hat, um als Wissenschaft gelten zu können, mit großen Hindernissen zu kämpfen. Ihr steht, soweit es sich um die rein schauspielerische Leistung handelt, kein eigentliches Quellenmaterial zu Gebote. Aus dem Tag heraus kann Theatergeschichte nicht geschrieben werden, denn der noch in voller Wirksamkeit begriffene Leiter, Schauspieler ist kein Objekt für sie, seine Laufbahn ist nicht abgeschlossen, auch kann die Tagesströmung ihn über Gebühr erheben. Für alle Art von Geschichtsschreibung ist eine gewisse Entfernung von dem Gegenstand die unerläßliche Voraussetzung, wie kann sie aber dem Schauspieler gegenüber gewonnen werden, dessen Leistung nur in der Gegenwart wurzelt? Die Tageskritik vermag selten mehr als den Gradmesser für die Stärke des Eindrucks zu geben: einerseits fehlt ihr die Muße, auch der Raum, sich mit der schauspielerischen Leistung auseinanderzusetzen, andererseits kritisiert sie im günstigsten Falle die Darstellung, aber beschreibt sie nicht. Das ist auch nicht ihre Aufgabe. Eine einzelne Darstellung sowohl, wie die Gesamtphysiognomie eines großen Schauspielers kann aber nur in einer subtilen Beschreibung festgehalten werden, wie es durch Tieck geschah in seinen

Aufzeichnungen über Fleck, durch Karl Aug. Böttiger über Iffland, durch Funck über Ludwig Devrient, durch Rötscher über Seydelmann usw. Auch die Jahrbücher der Shakespeare-Gesellschaft haben sich neuerdings das Ziel gesetzt, zeitgenössische hervorragende spauspielerische Darbietungen im Niederschlag festzuhalten, freilich nur, soweit es sich um Rollen in den Dramen Shakespeares handelt.

Zum Nachzeichnen einer mimischen Leistung ist aber die genaue Kenntnis des schauspielerischen Handwerkes notwendig, denn die Leistung des Schauspielers setzt sich aus tausend Einzelheiten zusammen, die nicht Abend für Abend die gleichen sind; selbst innerhalb der geschlossensten Darstellung ergeben sich Veränderungen, und tritt ein charakteristisches Merkmal bald stärker, bald schwächer hervor. Die Inspiration, aus welcher der darstellende Künstler schafft und schaffen muß, hält das noch so fest umrissene Bild der Rolle in einer immerwährenden Bewegung, sie ist es, welche die Leistung vor dem Erstarren schützt. Schaltet die Beschreibung, wie sie es muß, ja, worauf es eben ankommt, die wechselnden Zufälligkeiten aus, so geht freilich auch Wesentliches verloren, mitunter das Feinste, aber schließlich kann die Photographie, das Gemälde sogar auch nur im Beharrungszustande schildern, was oft nur durch Bewegung Leben und Ausdruck erhält.

Dieser Eingang sei dem Versuche vorausgeschickt, einige der schauspielerischen Leistungen Friedrich Haases im Bilde wiederzugeben. Noch weilt ja der Altmeister, welcher vor kurzem seinen achtzigsten Geburtstag feierte, frisch und kräftig unter uns, allein seine künstlerische Wirksamkeit gehört bereits der Theatergeschichte an. Drei der bekanntesten seiner Rollen seien hier porträtiert: Oliver Cromwell in Raupachs „Royalisten“, Graf Thorane und der alte Klingsberg; ohne hier auf die schauspielerische Wirksamkeit Friedrich Haases im ganzen einzugehen, weisen diese Rollen in ihrer Verschiedenheit einen der Hauptvorzüge des Künstlers auf: das Unterordnen der eigenen Individualität unter die darzustellende Figur. Es gab und gibt große Schauspieler, die in ihrer hinreißenden Unmittelbarkeit es nie vermocht haben, ihrer Individualität Grenzen zu setzen; anders Friedrich Haase, er engte seine Individualität unerbittlich ein, wenn es die darzustellende Figur erforderte. So gelang ihm in den beiden ersten der genannten Rollen neben dem charakteristischen auch das nationale Moment, hier zeigte, und zwar durchweg und in allen Einzelheiten, der Engländer seine Stammeseigentümlichkeiten, dort der Franzose.

Oliver Cromwell, alles so abgetragen an dem Mann — Leder und Eisen — die Gesichtszüge monumental, starr, unbeweglich, nur das Auge leuchtet in einem unheimlich stählernen Glanz, der Blick bohrt sich förmlich in sein Gegenüber; die Haltung ist aufrecht, der Gang schwerfällig, breitbeinig, wie von einem, der viel zu Pferde sitzt; die Arme greifen

selten aus, die Bewegungen sind kurz, von unheimlicher Energie, voll gedrungener Geschlossenheit. An dem Schwertgehänge baumelt an einer Stahlkette das in Schweinsleder gebundene Gebetbuch, die sonst wenig beweglichen Hände langen häufig darnach. Die Stimme ist rauh, ehern, zuweilen, wenn verhaltene Leidenschaft in ihr zittert, klingt sie heiser, wie gebrochen.

Cromwell tritt im ersten Akt mit den Worten auf: „Der Segen des Herrn sei mit uns allen, jetzt und immerdar," er geht nicht, er schreitet, die Bestimmtheit selbst in diesen Worten des Gebets, die Sicherheits des Auftretens lassen sofort die überlegene, seine Umgebung überragende Herrennatur erkennen. Bezeichnend sind die nachdenklichen Pausen, die schroffen Schlüsse in Cromwells Art zu reden, das brütende Überlegen, welches die oft nur schwer dahinfließenden Worte vergeistigt, nicht selten mit visionärem Klang durchdringt. Der Blick ist träumend ins Weite gerichtet: „Ich habe keine Freude am Blut," kommt wie ein Hauch von seinen Lippen, und als Cromwell in dieser ersten Szene von Karl II., dem Flüchtling, „des verstorbenen Mannes Sohn" spricht, „der verstorbene Mann hatte scharfe Züge, man vergaß sie n i e, diese Züge", so lag in den Worten etwas von so schneidender Härte, von schauerlich eisiger Kälte, als ob ein Dämon aus ihm spräche, ein von irdischen Gefühlen und Empfindsamkeiten freier Verkündiger, Vollstrecker des Gesetzes. Cromwell lachte auch zuweilen, aber sein Lachen klang unterirdisch, war nicht der befreiende Ausdruck einer persönlichen Empfindung. Harrison und Overton, General und Oberst unter Cromwell, verabschieden sich von ihm, Cromwell bleibt allein, die Stimme verliert den Kommandoton, das abergläubische Element in der seltsamen Charaktermischung bricht durch, flüsternd und heimlich grollen die Worte von den Lippen.

Gleichfalls mit einem Monolog beginnt die Szene im zweiten Akt, wieder spricht Cromwell, und jetzt beinahe weich vom „verstorbenen Mann" . . .: „ich war nicht sein Feind, der arge Lauf der Dinge hatte uns so gegeneinander gestellt." . . . Doch er ermannt sich bald: „Wieder meine alte Krankheit — Hypochonderie, aber ein auserwähltes Rüstzeug des Herrn sollte nicht krank sein . . ." Harrison kommt, und Cromwell gewinnt seine alte Festigkeit wieder, dem blutgierigen Eifer seines Generals aber tritt er zornig entgegen: „Still, Fleischerknecht!" und zwingt ihn nieder: „Schmiege dich zu meinen Füßen, Drache! Denn ich bin der, der auf dem Stuhle sitzt." Der nun eintretende Habakuk wirft trotz Cromwell mit Bibelworten um sich, und obwohl er die Fährte des flüchtigen Königs erkundschaftete, obwohl Cromwell sein Haupt vor ihm beugt und den Segen des Fanatikers empfängt, bricht er, als dieser ihn verlassen, in lautes, schallendes Gelächter aus. „Wie, lacht Ihr über einen Erleuchteten?" fragt Harrison verwundert. „Habe ich gelacht?" „Laut aufgelacht!" „Nun, da siehst du: kann ich das ge-

wesen sein? Lache ich jemals laut auf? Nein, ich habe nicht gelacht, sondern der böse Feind hat aus mir gelacht" usw. Dieser Moment war ungemein packend, es war, als hätte Cromwell in Habakuk plötzlich die Karikatur seiner selbst erblickt, Hohn und Entsetzen scholl aus dem gellenden Lachen, wie im Blitzlicht wurde ein Blick in abgründige, unbewußte Regungen des Seelenlebens getan.

Der Höhepunkt von Haases Darstellung lag aber in der Schlußszene des Stückes. Heinrich, der Sohn des Royalisten Windham, hatte die Verfolger getäuscht und sich an Königs statt gefangen nehmen lassen. Die Verwechselung wird entdeckt, und Cromwell tritt den beiden Windhams mit eiserner Strenge entgegen, nennt ihr Vergehen Hochverrat, droht mit Kriegsgericht, Kugel und Tod, aber Vater und Sohn bleiben standhaft, der Zorn Cromwells flammt auf, er läßt sie abführen. Sogar Harrisons Eifer ist befriedigt: „Es kann des Zornes nicht genug sein wider die Gottlosen!" „Bin ich ein Tier der Wüste, daß du von Zorn redest?" entgegnet ihm Cromwell, und wirklich war sein Zorn keine bloß menschliche Wallung gewesen, wieder schien das verkörperte Gesetz aus Cromwell zu sprechen; diese — man möchte sagen — Abstraktion seiner selbst verlieh dem Cromwell in Haases Darstellung die aparte eigentümlich interessante Note. In der letzten Szene aber kam der Mensch zum Durchbruch, das Eis schmolz, und das starre Werkzeug in der Hand des Höheren wurde wieder irdisches Fleisch und Blut. „Mein Herr und Gott, gib mir Kraft, diesen Felsen zu beugen," mit diesen Worten tritt Lady Windham, die Großmutter, ein, um die Rettung von Sohn und Enkel zu versuchen. Cromwells kalter Zorn wächst: „Euer Geschlecht will ich ausrotten, Euer Haus den Flammen übergeben," da stürzt Mathilde aus der Tür, Mathilde Musgrave, die Tochter von Cromwells unvergessener Jugendliebe. Cromwell erschrickt: „Ha, stehen die Toten auf?" Dabei setzt er sich, wie jemand, der sich angegriffen fühlt, seine Augen hängen an der jugendlichen Gestalt des vor ihm knieenden und flehenden Mädchens, aber es ist nicht mehr der stählerne Blick, schimmernden Auges spricht er zu ihr: „Du erinnerst dich also nicht an deine Mutter?" „Nein, Mylord, aber ich besitze ihr Bild." „Wirf es weg, die Maler sind Stümper, du bist ihr Bild." Wie nun Cromwell untertaucht in Erinnerungen an seine Jugend, das klang wie gesprungene Glocken. Er verzeiht. „Es war nicht Karl Stuart gewesen, den sie uns entrissen haben," sagt er seinen Leuten. Sie wagen zu zweifeln. Da richtet sich Cromwell hoch auf: „Der Herr will nicht den Tod des Sünders. Wem sein Haupt lieb ist, der sage Amen." Das Wort „Amen" hatte einen unvergleichlichen Ton — wie fernes Donnerrollen, die Offiziere treten scheu zurück, ehrfurchtsvoll blicken die Royalisten zu Cromwell empor, der, ohne jemand zu grüßen, raschen Schrittes den Schauplatz verläßt.

Ein völlig anderer ist der Graf Thorane in Gutzkows Königs-

leutnant. Chevaleresk und biegsam, schlank von Gestalt, der Anzug tadellos; blaue Uniform, gold berändert, die Beinkleider rot, die Perrücke gepudert, eine schwere Agraffe faßt das breite Zopfband auf der Brust zusammen, weiße Spitzen fallen vom Halse nieder, Spitzenärmel über die Hände, die zart, schmal und beweglich, ein lebhaftes Spiel entfalten; ein wohlgepflegter Schnurrbart ziert das feine edle Gesicht, in dem die dunklen Augen sprechen. Freilich reden sie hier eine wesentlich andere Sprache wie in der Rolle des Cromwell, ihr Glanz ist jetzt mild und träumerisch, der Blick schweift umher, im Antlitz spiegelt sich jede Regung des empfindsamen Herzens, die starren Züge Cromwells sind bis auf den letzten Rest verschwunden; der Gang hat etwas Schwebendes, die Haltung ist von vollendeter Anmut, die Bewegungen sind rasch und wechselnd, der geborene Aristokrat ist an Stelle des bäurischen Emporkömmlings getreten, statt des dickflüssigen englischen Blutes zeigt sich romanisches Temperament und gallische Lebhaftigkeit.

Auch Graf Thorane erscheint erst im zweiten Akt; das Deutsche spricht er mit dem Akzent des Franzosen, und nur im Zustand der Erregung, wenn er die Worte nicht finden kann, fließt ihm das Französische in der temperamentvollen Art des Südfranzosen von den Lippen. Die romanische Grazie gibt sich auch in Behandlung der deutschen Sprache kund; liebenswürdig und drollig muten die Sprachfehler an, wir lächeln, aber lachen niemals, denn ihre Würde bewahrt die Gestalt des Grafen Thorane in allen Lagen. Die erste Unterredung mit dem Sergeanten Mack weist bereits einen gut beobachteten Zug auf, die übliche Höflichkeit, welche der Franzose, der Aristokrat auch dem Untergebenen erweist. Als Wolfgang eintritt, das Bild von der Wand nimmt und sich ohne ein Wort der Entschuldigung entfernen will, flammt Thorane auf, bald aber weicht die Strenge einem Wohlgefallen, mit dem er die offenen Züge des Jünglings betrachtet; in der nun folgenden Unterredung klangen schon weiche Herzenstöne hinein, mit denen Haase die Figur so liebenswert zu machen wußte, und als er vollends das Gedicht gelesen, reicht er Wolfgang in aufwallender Freundschaft und Herzlichkeit die Hand. Im Gespräch mit dem geschwätzigen Mittler kann er eine gewisse Geringschätzung nicht unterdrücken, gibt aber schließlich seinen Bescheid über den Verbleib der Schauspieler mit einer Hoheit, die dem katzbuckelnden Mittler imponiert. „Würdig — eines Königs.“ Als Wolfgang die Übersetzung bringt, war das Mienenspiel beim Vorlesen der „kleine Blumen, kleine Blätter“ besonders ausdrucksvoll; nach und nach erhellen sich die Züge, welche eben angesichts des verschlossenen Bildes von Belinden in düstere Schwermut versunken waren, der Rhythmus des Gedichtes wirkte förmlich elektrisierend auf Thorane, das Auge leuchtete auf in feuchtem Glanz, und die Worte „Diese Verse haben Wohllaut gegossen in meine Seele,“ klangen darum so glaubwürdig,

weil wir zu lebendigen Zeugen des ganzen Vorganges gemacht wurden. In der Szene mit den Malern zeigte Haase den Grandseigneur, den Mäcen, aber als Althof dann die Kunde von der beginnenden Schlacht bringt, tritt uns der Soldat entgegen. Die sanften Mienen atmen Ernst und Strenge, die nachlässige Haltung weicht einer festen Entschlossenheit, und die Aufforderung: „Mon épée! en avant!“ tönt wie Fanfarenruf. Jetzt tritt ihm Rat Goethe in den Weg, und diese Szene gab Haase Gelegenheit, den vollen élan des Franzosen zu entfalten, die Rede sprüht wie Flammen von seinen Lippen, das Tempo ist beschwingt, die Akzente treffen und dennoch lasten sie nicht, das prasselnde Feuerwerk gipfelt in dem Ausruf: „**Haltez-là! Au nom de Roi! Ce monsieur est votre prisonnier!**“ Da wirft sich Wolfgang bittend dazwischen, mit dem Wohllaut der bekannten Verse sucht er den aufschäumenden Thorane zu besänftigen, es gelingt ihm, der flammende Zorn weicht nach und nach aus dem Antlitz des Erregten, er überwindet sich, kämpft den Unmut nieder und verläßt in kriegerischer Haltung die Szene.

Der Vorzug von Haases Darstellung lag in dem Festhalten des nationalen Momentes; daß dabei der Akzent der französischen Sprache getroffen wurde, ist kein schauspielerisches Verdienst, wohl aber war das sichere Treffen der fremdländischen Affektmelodie ein um so größeres. Äußern sich die Affekte auch in allen Sprachen gleich, so weisen die romanischen Sprachen vermöge ihrer Leichtigkeit, mit der sie von der Zunge fließen, eine reichere Mannigfaltigkeit in den Übergängen auf; vollzieht sich der Übergang vom Zorn zur völligen Besänftigung im Deutschen sprunghafter, um — selbstverständlich nur als Beispiel — eine Zahl zu nennen, etwa in fünf Graden, so würden sich unter gleichen Voraussetzungen im Französischen etwa acht Grade ergeben, im Italienischen sogar zehn. Dieses Übergleiten von einer Empfindungsstufe in die andere traf nun Haases Königsleutnant durchaus in den Affektmelodien des Franzosen, und dies eben machte den Reiz seiner Darstellung aus. Am deutlichsten trat dieser Vorzug in der erwähnten Szene zutage, wo der ausbrechende Zorn einer mächtigen Wassersäule gleich emporschoß, doch nach und nach, wie von begütigender Hand gebändigt, zurückwich wie ein Springbrunnen, der langsam abgedreht wird. Die romanische Sprache läßt ein solch langsames Abdrehen zu, die deutsche nur ein ruckweises.

Der Auftritt im vierten Akt zwischen Thorane und Alcidor raubt der tragenden Figur leicht die sonst allerorts gewahrte Überlegenheit; der reife Mann faßt in rascher Hitze den Entschluß, sich mit dem jugendlichen Verführer zu schlagen, aber gerade durch den auch hier bewahrten Anstand, durch das glückliche Umschiffen dieser Klippe half der Darsteller dem Dichter nach und hielt die Figur durchaus auf ihrer Höhe; gefaßt und seiner vollends wieder mächtig kehrt Thorane von dem Duell zurück,

in die Erzählung legt er die volle Weichheit seines zur Melancholie neigenden Naturells, den ganzen Schmerz einer edlen, bitter getäuschten Seele. Unnachahmlich war die Grazie, mit welcher er, einen Arm in der Binde, den von Althof gebrachten Brief öffnete; die Finger zitterten, und das Wort: „ma démission“ glitt ihm in tiefer Bewegung von den Lippen; feierlich, fast weihevoll war der Abschied von Wolfgang, ganz im Sinne des Stückes, das mit einer Verherrlichung Goethes ausklingt.

Eine dritte Meisterleistung Haases war der alte Klingsberg, wieder nicht nur in Maske, Sprache, Gang und Gebärden, sondern auch an Blut und Temperament ein durchaus anderer; Haltung und Bewegung entsprachen stets aufs beste dem ureigenen Wesen: Cromwell, der Choleriker, stand aufrecht da, fest und ehern, der melancholische Thorane weich in nachlässiger Grazie, Klingsberg, der Sanguiniker vom reinsten Wasser, tänzelte und war von einer quecksilbernen Beweglichkeit.

Von Erscheinung vornehm, Aristokrat bis in die Fingerspitzen, das Haar dünn, leicht ergraut, das feine Gesicht von einem wohl gepflegten Backenbart geziert, im seidenen Schlafrock, und während er sich von seinem Kammerdiener frisieren läßt, eifrig mit dem Spiegel hantierend, lehnt der alte Graf zu Beginn des ersten Aktes nachlässig im Lehnstuhl. Die Stimme ist hoch, mit dem Timbre, wie sie adeligen, alten Herren eigen zu sein pflegt, in Momenten der Erregung wird sie fast krähend. Während des Frisierens dreht Klingsberg aus den herabgefallenen Papilloten kleine Düten, mit denen er sich zuweilen den Kopf kratzt, wahrscheinlich um sich dabei nicht mit der Pomade oder — Farbe die Nägel zu beschmutzen. Die Art, wie er das Gespräch immer auf das Ewig-Weibliche zu bringen weiß, — und es nimmt stets diesen Gang — ist den verschiedenen Personen gegenüber verschieden. Vor dem Kammerdiener geniert er sich gar nicht, dem Pachter Krautmann spielt er schon eher den Ehrpußligen vor, am drolligsten aber war er dem Sohne gegenüber, vor dem — wie er sich ausdrückt — der Respectus parentelae nicht leiden darf. Aber Haase affektierte in seinem Klingsberg nicht die Jugend, er war wirklich der alte Herr, der jung geblieben ist. Das unterschied seine Darstellung von der nicht minder berühmten des Wiener La Roche. Wie dieser, war auch Haase von hinreißender Liebenswürdigkeit, aber über die zärtlichen Anwandlungen lächelte man bei La Roche, während Haase einen verteufelt verflixten Kerl gab; gleich in der Szene mit Ernestine, dem Kammermädchen, war er ungemein agil und unternehmend. „Ein guter, braver Herr! Aber immer noch so jung! Es gibt Leute, die sich die Jugend in ihrem Leben nicht abgewöhnen.“ So schildert ihn Krautmann, und so gab Haase die Rolle. Schon die Szene des ersten Aktes zwischen Vater und Sohn stellte das gegenseitige Verhältnis in die richtige Beleuchtung; die Würde, mit der Papa Klingsberg die Abenteuer des Sohnes mit der kleinen Tänzerin Comachini an-

hörte, bei der er selbst der Geprellte gewesen, kostete eine Überwindung, die drollig anzusehen war, der Ärger wurde mit einem gewissen Behagen über die Erfolge des Sohnes hinuntergeschluckt. Das gleiche Widerspiel, nur noch gesteigert, wiederholte sich im zweiten Akt, als Vater und Sohn bei Amalie Friedberg zusammentreffen; Adolf küßt der schönen Amalie eben die Hand, als Papa Klingsberg eintritt und förmlich in die Höhe schnellt! War sein Söhnchen ihm auch hier ins Gehege gekommen, ihm zuvorgekommen! Die väterliche Würde kämpft sichtlich mit der Unternehmungslust, und im Gebaren mischen sich Verlegenheit und Dreistigkeit; als der Sohn vollends vom Podagra, die geschwätzige Frau Wunschel vom „alten Grafen" spricht, vergißt er sich, stampft unwillig mit dem Fuß, verzieht aber sogleich das Gesicht zur schmerzhaften Grimasse. Endlich mit Amalie allein, bringt er seine Erklärung in der Haltung des vollendeten Weltmannes vor, dem dergleichen Aventiuren das tägliche Brot sind, der alte Don Juan reckt sich in sieggewohnter Unwiderstehlichkeit ritterlich und jugendlich empor; wie ein kalter Wasserstrahl wirkt dann die Abkanzlung, welche ihm Amalie zuteil werden läßt; er, der stets Bewegliche, steht starr, und seine Mienen spiegeln das fassungsloseste Erstaunen. Allein gelassen, rafft er sich nach einer kleinen Verblüffungspause wieder auf, klemmt das Monokel ins Auge, und mit den Worten: „Weiter hat mir nichts gefehlt!" dreht er sich auf dem Absatz um und verläßt das Zimmer.

Innerhalb der komischen Umrisse des Charakters ließ Haase an keiner Stelle den wirklichen Kavalier vermissen, der auch, was edle Empfindungen betrifft, das Herz auf dem rechten Fleck hat. Die Pension der Witwe verdoppelt er, von seiner verstorbenen Frau spricht er zum Sohn in höchster Achtung: „Deine Mutter war eine sehr brave Frau, ein Mädchen, wie deine Mutter, findest du in halb Europa nicht wieder!" Diese und ähnliche Züge hob Haase hervor und schuf damit der Figur eine gewisse solide Unterlage; im Verkehr mit der Schwester zeigte er sich als Aristokrat, die Art, wie er zum Beispiel ihre Frage nach seinem Alter erst zu überhören sucht, bevor er sich erbost, stellte, wie viele Wendungen und Übergänge, die sichere Beherrschung der Umgangsformen in das hellste Licht. Diese aus Naturell und Erziehung sich ergebende selbstverständliche Würde, mit der er das ihm aus seinen Liebesplänkeleien erwachsende Ungemach ertrug, machte die starke komische Wirkung aus, Haases Klingsberg hatte einen ritterlich Falstaffschen Zug, mit dem der Autor die Rolle gar nicht bedacht, welche dadurch weit über die ihr von Haus aus gegebene Bedeutung erhoben wurde.

Soweit es nachzeichnende Worte eben vermögen, sollen diese Silhouetten nicht nur drei Meisterleistungen deutscher Schauspielkunst im Bilde festhalten, sie bringen auch in Erinnerung, wie es großen Schauspielern gelungen ist, jahrzehntelang das Interesse für an sich

nicht eben wertvolle Stücke wach zu erhalten. Das gilt heutzutage als Tadel, man verwirft die selbständige Leistung des Schauspielers, wenn sie nicht im Rahmen eines sogenannten literarischen Stückes geboten wird, und so berechtigt diese Ansicht vom rein literarischen Standpunkte aus sein mag, hat sie, wie alles in der Welt, auch ihre Kehrseite. Der Schauspieler soll sich ohne Frage dem Dichter jederzeit unterordnen, aber nicht nur Wiedergeber und Referent, sondern auch Selbstschöpfer sein; bieten ihm die Dramen der großen alten und neuen Dichter dazu vollauf Gelegenheit, so engen sie ihn auch unter Umständen ein. Es ist vielleicht paradox, aber die Freiheit des Schauspielers in bezug auf seine selbstschöpferische Tätigkeit ist in einem literarisch minderwertigen Stück häufig größer, als in den anerkannt dramatischen Meisterwerken. Viele Beispiele beweisen das, und es ist eine von der Kritik oft genug beklagte Tatsache, daß Schauspielergrößen häufig in „unliterarischen" Stücken ihre Triumphe feiern. Die Schauspielkunst an sich beweist aber damit, daß ihr eine stärkere Selbständigkeit inne wohnt, als ihr meistens zugestanden wird, und sie braucht solcher Tummelplätze, um sich frisch und kräftig zu erhalten und zu entfalten. Sie muß von Zeit zu Zeit auf eigene Faust sich regen und rühren können, Gebilde schaffen, die den Wert aus ihr selbst und nicht nur von Dichters Gnaden empfangen, dann wird sie auch jederzeit in der Lage sein, die wirkliche Dichtung in frisches pulsierendes Leben umzusetzen und den Gestalten der Phantasie das lebendige Blut in die Adern zu flößen, dessen die theatralische Darstellung ein für allemal bedarf, um wirken zu können.





Soziale Lage der Gewerbetreibenden vor und nach 1789.

Von

Prof. A. Brachmann.

— Brieg. —

Mit Recht hat einst in einer Rede am 4. Dezember 1890, in der Konferenz über das höhere Schulwesen, Kaiser Wilhelm II. bei der Debatte über die historische Lehrmethode darauf hingewiesen, daß die Wurzeln zu der Entwickelung unserer heutigen Zustände in der gewaltigen französischen Umwälzung vor und nach 1789 liegen. Wenn nun die Übergänge aus jenen stürmischen Tagen ihren Grundzügen nach in einfacher, objektiver Weise zur Darstellung kommen, gewinnt auch die Jugend unserer Tage ein ganz anderes politisches Verständnis. Diese Worte beziehen sich natürlich in erster Linie auf den Geschichtsunterricht in höheren Schulen. Indessen kann man auch in anderen Beziehungen, in der Technik, dem Gewerbe, der Industrie, kurz in allen Zweigen der Kultur an jenen bedeutsamen Wendepunkt in der Geschichte anknüpfen, um mit Vorteil die Tatsachen vor denselben mit den Errungenschaften danach zu vergleichen.

Werfen wir zur eindringlicheren Kenntnisnahme unserer Aufgabe einen kurzen Blick auf die rechtliche Stellung der Lohnarbeiter in den Staaten des Altertums und der neueren Kulturstaaten, so ist einleuchtend, daß eine rechtliche Anerkennung der Freiheit der Arbeit und des Arbeitsvertrages erst heute überall geltend ist; diese Freiheit aber ist erst im letzten Jahrhundert in ihre Rechte eingetreten.

Die Staatengebilde der alten Welt, vorab Griechenland, kannten sie nicht, eine auf Grund- und Kapitalbesitz beruhende Geldoligarchie unterschied ein Proletariat von Kleinbürgern und Sklaven. Landwirt-

schaftliche wie gewerbliche, im Bergbau wie im Handelsfache verwendete Arbeiter waren Sklaven. So werden für das Jahr 390 vor Chr. für Athen 21 000 Bürger, 10 000 Metöken (Schutzverwandte) und 40 000 Sklaven, für Ägina, nach dem lauteren Zeugnis des Aristoteles, zur Zeit Alexanders auf einem Ländergebiete von noch nicht 2 Quadratmeilen 470 000 Sklaven und für Korinth neben einer bürgerlichen Bevölkerung von 40 000 Seelen 64 000 Sklaven notiert. Der Stand der Gewerbetreibenden galt nie als eine geachtete und einflußreiche Menschenklasse, der Gelderwerb durch körperliche Arbeit seitens eines Bürgers selbst bei Philosophen für entehrend. Vorherrschend im Gewerbe war Klein- und Mittelbetrieb. Auch Schutzverwandte, Sklaven und Freigelassene trieben, indem sie jedoch von ihrem Verdienste an ihre Herren Abgaben entrichteten, Industrie. Großbetrieb mit weitgehender Arbeitsteilung, jedoch ohne Anwendung von Maschinen, wird zwar gleichfalls erwähnt, indessen arbeiteten meist Sklaven in solchen Unternehmungen, ja selbst die Leitung derartiger Fabriken war teils Sklaven, teils Freigelassenen unterstellt. Herren solcher Betriebe waren Grundbesitzer und Kapitalisten. Ähnlich stand es mit den römischen Verhältnissen.

Deutschland kannte, als es noch aus einem Volke von Ackerbauern bestand, nur landwirtschaftliche Arbeiter, nach den Zeiten der Völkerwanderung seit Aufkommen der Fronhofswirtschaft auch gewerbliche. Beide Arbeiterklassen waren unfrei. Die landwirtschaftlichen besaßen zum Teil bäuerlichen Besitz, zum Teil waren sie ganz besitzlos und ihrem Herren mit Leib und Leben ergeben, in ihrem Lebensunterhalte von diesem vollständig abhängig. Nur in England wurde die Hörigkeit und Gutsuntertänigkeit schon unter Elisabeth aufgehoben. 1789 ging Frankreich mit der Beseitigung voran, es folgten die romanischen Länder, Dänemark, Preußen, Nassau, Waldeck, Württemberg, Bayern, Hessen-Darmstadt (1820), Österreich erst 1848, Rußland 1861 (Aufhebung der Leibeigenschaft), Nordamerika 1863 (Beseitigung der Sklaverei).

Auf den Fronhöfen entstand im Mittelalter ein neuer, selbständiger Lebensberuf, jener der Gewerbetreibenden. Gleich den anderen Knechten und Hörigen arbeiteten diese für ihren Herrn im Hofdienst. In freien landwirtschaftlichen Gemeinden gab es auch freie bäuerliche Handwerker, die freilich gleicherweise auch der Landwirtschaft oblagen.

Erst in den Städten und seit der Gründung dieser wird die gewerbliche Bevölkerung eine freie Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, sich in Meister, Knechte oder Gesellen und in Lehrlinge gliedernd. Der städtische Großbetrieb war Klein- und Mittelbetrieb. Das Zunftwesen erblickte seine Hauptaufgabe in der Zurückdrängung des Großbetriebes. Das Gesellentum war nur eine Vor- und Durchgangsstufe zum Meistertum, welch letzteres jedem tüchtigen Gesellen wohl erreichbar war. Seit der Entartung des Zunftwesens jedoch trübt sich dieses gute Verhältnis, die

Gesellen, denen der Eintritt in die Meisterschaft erschwert wird, bilden jetzt gewissermaßen eine besondere Lebensstellung, sie verkehren in eigenen Gesellschaften, in ihnen ihre sozialen und wirtschaftlichen Interessen erörternd. Dieser Zustand führte folgerichtig zum Kampf, zu Arbeitseinstellungen und größeren Ausschreitungen, die Gesellen stritten für Besserung ihrer Lage, die Meister für Aufrechterhaltung ihrer Rechte. Noch herrschte indessen kein ausgesprochener Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit, noch waren die Gesellen Untergebene der Zünfte und der Meister. Erst um 1791 wurde in Frankreich die Gewerbefreiheit im weitesten Umfange durchgesetzt. Das Herrschafts- und Dienstverhältnis verwandelte sich in ein Vertragsverhältnis, die gewerblichen Lohnarbeiter waren von nun an frei und selbständig, schon vorher waren jedoch neue größere Lohnarbeiterklassen in den hausindustriellen Arbeitern und in denen der Fabriken entstanden.

Wenden wir uns nach diesen Vorbemerkungen unserer eigentlichen Aufgabe zu.

Um das Jahr 1750 beherrschte das Zunftwesen noch in vollster Starrheit die Industrie. Die Fabrikationstätigkeit erstreckte sich nur auf wenige Zweige, welche obendrein durch willkürliche Staatsmaßregeln eingeengt, oder durch ein „tyrannisches Monopol" auf jede Konkurrenz verzichten mußten. Im Gegensatz steht hierzu heute die in der gesamten industriellen Welt herrschende Gewerbefreiheit, welche sich müht, „fabrikmäßige Betriebsweise auf sämtliche irgend dazu geeignete Gewerbsgeschäfte auszudehnen". Das Maschinenwesen, von der Macht der Wasser- und Dampfkraft und des elektrischen Funkens gefördert, befindet sich in einer staunenswerten, alles überwältigenden Entwickelung. Neben Einzelunternehmungen stehen gewaltige Aktiengesellschaften. Möglichst alle Vorrichtungen sollen der Menschenhand abgenommen, die Arbeiterzahl auf ein Kleinstes herabgemindert werden, um der Maschine eine immer größere Herrschaft zu gewinnen. Damals hingegen wurde „die Produktionsvermehrung durch massenhafte Herbeiziehung von Menschenhänden fast allein angestrebt und erreicht", man schuf Kunstleistungen durch hervorragende Geschicklichkeit, indessen kamen diese Gegenstände, weil sie teuer waren, einer Gesamtheit nicht zugute, nur der Reiche und Vornehme konnte seinem Schönheitsgefühl Rechnung tragen und selbst einen übertriebenen Aufwand machen. Unsere Tage hingegen werden beherrscht durch Massenproduktion, als deren Folge man die billigeren Erzeugnisse selbst für die ärmsten Klassen des Volkes ansehen muß. Und die damit verbundenen materiellen Annehmlichkeiten gestatten selbst dem kleinen Mann einen verhältnismäßigen Luxus. Wie anders vor und nach dem Jahre 1750! In gewissen Fabrikationszweigen beobachtete der Gewerbetreibende wahrhaft ekelhafte Geheimtuerei, weil er glaubte, er „besäße durch selbsterfundene oder irgendwie erworbene

Arbeitsmittel die Bürgschaft eines Übergewichtes über Erwerbsgenossen". Heute besteht im Gegensatze hierzu eine maßlose Konkurrenz, aus welcher nur der siegreich hervorgeht, welcher immer Neues erfindet, die neuesten Maschinen anwendet, seine Produkte auf dem Markte im Wetteifer mit anderen rasch absetzt und mit Geschick und Geist neue wirtschaftliche Vorteile in fremden Absatzgebieten ausfindig macht und erringt.

Werfen wir zur Kenntnisnahme der sozialen Lage der Handwerker einen kurzen Blick auf Frankreich vor der Revolution, so leuchtet ein, daß auch daselbst Handel und Gewerbe unter den Daumschrauben strengsten Zunftzwanges schmachteten. Die Handwerksmeister hielten nur den für würdig, ihrer Zunft anzugehören, welcher kein Bedenken trug, in bezug auf seine Fähigkeiten eine Prüfung vor ihnen zu bestehen. Die überhandnehmende finanzielle Not zwang schließlich den Staat, den Handwerkern das Zunftrecht, den Richtern ihre Ämter zu verkaufen. Es kam so weit, daß man in bestehenden Handwerken eine Teilung in mehrere Zünfte vornahm und selbst niedrigsten Erwerbszweigen eine Umgestaltung in zunftmäßige Handwerke zugestand. Wir hören da von Ebenisten neben Schreinern, Trödlern neben Schneidern, Pastetenhändlern neben Bäckern. Selbst Obstweiber und Blumenmädchen konnten sich etwas darauf einbilden, Mitglieder einer statutenmäßig konsolidierten Innung zu sein, indessen in den Zünften der Näherinnen, Stickerinnen, Putzmacherinnen Männern die Ausübung des Meisterrechtes zukam. Überall herrschte die tollste Einzelinteressenpolitik. Tüchtige, fähige Gesellen konnten, trotz wohlgemeinter Bestrebungen, sich nicht zu der Würde einer Meisterschaft emporschwingen, weil ihr ärmlicher Säckel sie die hohen Gebühren nicht erschwingen ließ. Manche Statuten gestatteten gar nur, daß die Söhne von Meistern, oder die zweiten Söhne verwitweter Meisterinnen, wieder Meister werden konnten. Insofern kann man recht wohl von einer Aristokratie der damaligen französischen Handwerker reden.

Wer nicht in den Ring hineingehörte, blieb sein Lebtag ein elender Knecht, wie damals auch der arme, verzweifelte, halbverhungerte Bauer, dem nichts weiter übrig blieb, als zu tagelöhnern.

Dieser Zustand erinnert lebhaft an die seit dem 16. Jahrhundert in Deutschland sich zeigenden Keime des Verfalls im Zunftwesen. Während sich früher die Berufsgenossen einer freien Vereinigung angeschlossen hatten, wurde nunmehr das zum Privileg und Monopol gestaltete Recht auf eine bestimmte Art des Gewerbebetriebes die Grundlage und der Zweck der Zunft. Und dabei zeigte sich auch rasch die sittliche Fäulnis der letzteren, an Stelle der ehemaligen Genossentugenden traten die entsprechenden Fehler. Als Hauptprinzip ward auch hier die Geschlossenheit betont, das Handwerk wanderte wie ein erbliches Besitztum von Familie zu Familie. Wer in eine solche eintreten wollte, mußte sich

dazu verstehen, die Meisterswitwe oder Tochter zu heiraten; verheirateten Männern wurde geradezu der Eintritt in die Zunft verboten. Wenn schon einem Lehrling die Beteiligung an einem Gewerbe schwer gemacht wurde, konnte vollends der Geselle kaum die hohen Gebühren bezahlen, oder man quälte ihn absichtlich dadurch, daß man ihm eine längere Wanderzeit vorschrieb, falls man nicht auf den noch teuflischeren Gedanken geriet, ihm bezüglich des Meisterstückes recht harte Bedingungen zu stellen. Ja, die oligarchische Organisation der Zunft ging so weit, gewisse Beschäftigungen für unehrlich zu erklären. Zu solchen „unehrlichen Leuten" gehörten damals zum Beispiel die Leineweber und die Müller, weil man in ihren Gewerben leichte Handhaben zum Betruge zu entdecken glaubte. So dichtete man: „Der Leineweber schlachtet alle Jahr zwei Schwein', das eine ist gestohlen, das andere nicht sein." Doch galt diese Unehrlichkeit der Gewerbe nicht für alle Landschaften und Städte. Auch Bader und Barbiere, Zöllner, Stadtknechte, Gerichtsdiener, Turm-, Holz- und Feldhüter, Totengräber, Nachtwächter, Bettelvögte, Gassenkehrer, Schornsteinfeger, Schäfer und Musikanten mußten lange den unverdienten Makel der Recht- und Ehrlosigkeit auf sich nehmen. Doch wir kehren zurück zu den französischen Zuständen.

Als Colbert (1619 bis 83) unter Ludwig XIV. an das Ruder gekommen war, fertigte man in Frankreich weder feineres Tuch noch Strümpfe, weder Seidenstoffe noch Glas, weder Teer noch Seife. Das zünftige Handwerk hatte jedes Interesse, jeden Sinn für industrielle Erzeugnisse verloren. Es blieb nichts anderes übrig, als zu ihrer Herstellung deutsche, schwedische und italienische Arbeiter herbeizuholen. Und um den Absatz von Wollen- und Seidenwaren, Strümpfen, Tuchen, Spiegeln und Spitzen nach Venetianer Kunst nach außen nicht zu gefährden, entschloß sich der Staat zu strengen Vorschriften über die Art der Fabrikation der Gewerbsartikel; Schutzzölle und Verbote hielten jegliche auswärtige Konkurrenz fern. Über jedem Privatverkehr und seinen Interessen herrschte die mächtige Staatsgewalt, welche, in übergroßer Begünstigung der Fabrikanten, den Konsumenten schwere Nachteile bereitete.

Nicht mit Unrecht hat Colbert, ein Mann von eisernem Fleiß und hervorragender Energie, 15 Stunden Arbeit des Tages waren sein gewöhnliches Pensum, von der Geschichte den Namen „Vater der modernen Schutzpolitik" erhalten. Sein ganzes Streben ging auf Ausfindigmachung einer dauernden Quelle der Steuern. Er erkannte, daß nur der Wohlstand des Volkes fortgesetzt Einnahmen schaffe. Auf alle Weise suchte er die Industrie zu heben, berief aus den Niederlanden Weber und aus Schweden Bergleute, ließ Zuchtschafe aus Spanien und England einführen und sorgte für Bau und Vervollkommnung von Straßen und Kanälen. Der Ausfuhr heimischer Erzeugnisse wurde jeder Vorschub geleistet, Einfuhr fremder Fabrikate möglichst gehemmt oder beschränkt.

Durch hohe Zölle auf die Einfuhr und ansehnliche Prämien für die Ausfuhr erzielte er immerhin eine Erstarkung der heimischen Industrie, zusehends füllte sich der Staatsschatz. Einer aufblühenden, ihre Wege nach Ost- und Westindien und in die Levante richtenden Handelsmarine gesellte er zum Schutz eine starke Kriegsflotte hinzu. Die erzieherische Tätigkeit dieses für seine Zeit so weit blickenden Mannes für die industrietreibenden Bewohner seines Vaterlandes war eine hochbedeutsame, der Fehler derselben bestand in allzu peinlichen Bestimmungen über die Herstellungsart und Qualität der Ware; so ordnete er zum Beispiel die Dichtigkeit, Breite und Länge der Tuche usw., bestimmte die genaue Summe der zur Ausfuhr gestatteten Menge an barem Gelde und Edelmetall. Eine sich aus allen diesen Maßnahmen ergebende, veränderte Agrar- und Bevölkerungspolitik bedarf hier nur insofern einer Erörterung, als das System: möglichst billige Löhne durch Bereitschaft zahlreicher Arbeitskräfte, möglichst viele Soldaten und Steuern für den König, sich in seiner Wirtschaftspolitik sehr verhängnisvoll erwies. Ein Untergraben der Landwirtschaft und ein sich mehrendes Proletariat war die unausbleibliche Folge, das ganze System ein Kind seiner Zeit. Colbert für einen „tyrannischen Schablonenmenschen" zu halten, hieße dem Mann, der zweifellos einer der bedeutendsten Staatsmänner der Neuzeit ist, bitter unrecht tun, sein Despotismus war immerhin ein wohlwollender, von guter Gesinnung getragener. Wenn auch im Interesse seines Souveräns handelnd, sucht er doch zur freien Arbeit heranzubilden, die er in Gegensatz zur Fronarbeit stellt. Seine Begründung von Handelskammern, seine Einwirkung auf königliche Intendanten, die er aus tyrannischen Blutsaugern in den Stand wirtschaftlicher Kontroleure zu erheben sucht, seine Bezeichnung der Zölle als „nur zeitweiliger Krücken der Industrie", ein dahin zielender Handelsvertrag, französische Weine und englische Tuche auszutauschen, Aufnahme fremder Kaufleute im „maison de commerce", diese und ähnliche Maßnahmen lassen ihn fast als den beginnenden Freihändler erscheinen. Sein Ideal sind ein wohlgeordnetes Münzwesen und eine Erniedrigung der drückenden Salzsteuer, der Gabelle. Der Undank seines Fürsten, seines Volkes, welches ihn, nur teilweise mit Recht, für alles soziale Elend verantwortlich machte, war der Lohn seines Lebens und Strebens.

Im Jahre 1776 wagte Turgot, Ludwigs XVI. Minister (1727 bis 81), ein durch Wissen und Charakter gleich trefflicher Mann, eine Bresche in die Zünfte zu schlagen, er sprengte sie. Indessen das Pariser Parlament, Prinzen hohen Geblütes, vornehme Pairs und hochgelahrte Doktoren erklärten, alle Franzosen würden durch eine Einreihung in feste Körperschaften zusammengehalten, deren Kette „vom Throne an bis zum niedrigsten Handwerk ein Ganzes bilde". Dasselbe nun sei unbedingt notwendig zur Erhaltung des Staatsgebäudes

und dürfe nicht gelöst werden, wolle man nicht den Untergang aller gesellschaftlichen Ordnung herbeiführen. Die Wiedereinrichtung und Erneuerung der Zünfte war eine Folge dieser Theorien.

Sein Streben, er war nicht so energievoll wie Colbert, sondern mehr ein Theoretiker, ging, unterstützt von einem umfassenden Wissen, allgemeiner Bildung und edelstem, platonischem Streben, auf eine umfassende Selbstverwaltung, gründliche Reform des Steuer- und Bankwesens, Aufhebung der Zünfte, der Wegfronden, des Schlächtermonopols und des Oktrois, auf die Freiheit des Handels, zunächst mit Getreide und Wein. Leicht verstanden es die Privilegierten, das Volk gegen den gefährlichen Neuerer aufzuhetzen, als es einst zu einer Teuerung von Lebensmitteln kam. Seine Einrichtungen bezüglich eines Erziehungsrates, der auch die Macht der Geistlichen brechen sollte, die Mode, die Gesetze der absoluten Monarchie mit einleitenden Bemerkungen zu begleiten, zeigen seine Pläne. An Stelle des „car tel est notre plaisir“ trat das „car telle est notre sagesse et bonté“. Die Forderung des „Rechtes auf Arbeit“ sichert ihm in der Geschichte einen ewig bedeutsamen Namen. Mit seinem Untergang war allmählich der Sturz und Untergang des ganzen Staatswesens besiegelt, „die Privilegierten erhielten wieder die Oberhand im Staate, sie taumelten dem Verhängnis ihrer gewaltsamen Beseitigung förmlich zu“.

Wenn man auch zugestehen muß, daß die Industrie, insonderheit die Wollmanufaktur, ihren Jahresertrag von Colbert bis Necker etwa auf das Sechsfache vermehrte, so ist andererseits doch zu konstatieren, daß Statuten jede Neuerung bedenklich einengten und hemmten.

Unter Colbert zählte man gegen 60 400 Arbeiter in der Wollindustrie, 17 300 in der Spitzenfabrikation. Nach statistischen Angaben betrug die Gesamtleistung der Industrie vor der Revolution 931 Millionen, die des Handwerks 60 Millionen. Anno 1789 gönnte man der inneren Konkurrenz einen weiten, freien Spielraum. Folge davon war, daß nun die Masse des erzeugten Gutes eine bedeutende Steigerung erfuhr und im Bunde damit eine günstigere Verteilung desselben einherging. Nach einer Notiz vom 15. Januar 1790 und einer solchen vom 11. August 1791 verdiente ein industrieller Arbeiter täglich 26 Sous, ein Weib 15 Sous. Ländliche Tagelöhner empfingen pro Tag 15 Sous.

Als schließliches Resultat kann man bezeichnen, daß Frankreich unter der alten Monarchie in Industrie und Gewerbe vierfach, in der Landwirtschaft dreifach, in dem Handel mehr als dreifach so arm war als zwei Menschenalter nach der großen Bewegung.

Um die soziale Lage der deutschen Handwerker und Arbeiter richtig zu charakterisieren, müssen wir einen Blick auf die Stellung des Handels und Gewerbes in Deutschland im 18. Jahrhundert werfen. Da interessieren uns zunächst die süddeutschen Städte Augsburg, Ulm, Regens-

burg, Nürnberg, deren ehemalige Blüte und Macht ganz in Staub gesunken waren. In Augsburg, dessen Glanz früher alle Städte überstrahlte, fabrizierte man Mitte und Ende des Jahrhunderts geschnitzte und gemalte Heiligenbilder und Amulette. Bald sahen sich aber die wenigen Goldarbeiter und Holzschnitzer, deren Erzeugnisse immer geschmackloser wurden, von der französischen Kunst geschlagen. Eine starke Konkurrenz im Ausland und in Preußen ließ die einst berühmte Weberei Augsburgs, welche ihre Triumphe zu Ende des 14. Jahrhunderts gefeiert hatte, nicht aufkommen. Schlimmer als hier, wo unter anderen das Haus Schüle noch den alten Ruhm aufrecht erhielt, stand es in Nürnberg, der Stadt, von welcher einst Pius II. gesagt hatte, „die Könige von Schottland möchten wünschen, so prächtig wohnen zu können, wie ein mittelmäßiger Bürger von Nürnberg". Hier herrschte jetzt geradezu Armseligkeit und Notstand. Man bemühte sich zwar mit eiserner Kraft, Spielzeug und Kurzwaren, Holz-, Metall- und Elfenbeinarbeiten zu fertigen und abzusetzen; es schien jedoch, als könne man dem hereinbrechenden Verfall kaum noch wehren. Nicht besser lag es mit Ulm und Regensburg, wo die Leineweberei auf dem Aussterbeetat stand. Den Grund für dieses Sinken der einst so mächtigen Städte haben wir vornehmlich in dem Verfahren der Landesherren zu suchen, welche an jene Stadtgebiete grenzten. Ihre Politik gipfelte in dem Ziehen von Zolllinien rings um ihre Lande, infolgedessen jene Stadtbewohner mit den Nachbarn weder verkehren noch ihre Waren verkaufen konnten. Ja es geschah, daß tüchtige Gewerbetreibende ihre Heimat verließen und sich in einem Lande heimisch machten, dessen Grenzen ebenfalls durch Sperrmaßregeln geschützt waren, in der Hoffnung, dadurch Vorteile zu erringen. Andererseits bestanden in den Städten ganz seltsame Verordnungen. Dem Nürnberger zum Beispiel war ein Besuch ins Ansbachische und Bayerische verboten; das Geld, welches er möglicherweise dort verzehren konnte, sollte im Lande bleiben und dem sinkenden Gewerbe zugute kommen. Die Handwerke dort und auch in den anderen oberdeutschen Städten galten als sogenannte „gesperrte", das heißt nur Bürgerssöhne wurden als Lehrlinge geduldet, auch mußten sie eidlich versichern, daß sie sich nur in ihrer Vaterstadt als Handwerker dereinst aufhalten und nur ein Stadtkind ihre Kunstfertigkeit lehren wollten. Man beging hier den gewaltigen Fehler, ganz zu verkennen, daß auch in anderen Städten ähnliche oder dieselben Kunstfertigkeiten getrieben wurden. Durch diese Absperrungsmaßregel und Geheimniskrämerei erreichte man nichts weiter, als daß das Gewerbe, insofern es „gesperrt war", in Einseitigkeit erstarrte und versumpfte. Auch waren innerhalb der Stadtmauern gewisse Gewerbs- und Handelszweige einem Gewerbeschutze unterworfen; solche „Realgerechtigkeiten" betrafen mitunter bestimmte Grundstücke. Von Ulm wird berichtet, daß die dort fabrizierte Leinwand nur inner-

halb des Weichbildes der Stadt Absatz finden durfte. In Aachen bestimmte die Behörde den Webern eine ihr passende Anzahl von Stühlen und den Tuchscherern die betreffenden Knechte, erreichte aber damit nur, daß der einst so blühende Industriezweig aus der alten Kaiserstadt in das kleine Burtscheid im Jülich-Bergischen hinüberwanderte. Ähnlich erging es in Augsburg, wo die Barchentweber sich nach Kaufbeuern verzogen.

Fast alle staatswirtschaftlichen Bestrebungen des 18. Jahrhunderts nahmen sich das Merkantilsystem Colberts zum Vorbilde, welches die Industrie Frankreichs heben und die Steuerkraft steigern sollte; der dasselbe bestimmende Hauptsatz lautete: „Das bare Geld muß um jeden Preis im Lande zurückgehalten werden.“ Erst die Garvesche Übersetzung des „Nationalreichtums“ (1794) machte Deutschland mit den Adam Smithschen Gedanken vertraut.

In zwei Gewerben besaß Deutschland damals einen Vorrang, in der Leinenmanufaktur und den Metallarbeiten. Wenn man einigermaßen den statistischen Angaben jener Zeit Glauben schenken darf, so exportierten Hamburg für 14 bis 15 Millionen, Bremen für 4 Millionen, Bielefeld für 100 000, Osnabrück und Minden für $2^1/_2$ Millionen Taler Leinenwaren. Die Angabe über die schlesische Ausfuhr ist unsicher. Im ganzen mögen für 20 bis 30 Millionen Taler Leinenerzeugnisse in das Ausland, speziell Spanien, Italien und Frankreich gegangen sein; auch England und seine Kolonien bedurften derselben. Damals hat sich noch Deutschland das Garn für seine Fabriken selbst geliefert. Als man anfing auch die deutschen Leinengarne in England zu importieren, erlebte Deutschland im Laufe des 18. Jahrhunderts, daß der schottische und irische Leinenhandel ihm eine bedeutende Konkurrenz schuf. Deutsche Stahl- und Metallwaren gingen gleichfalls nach England. Aber ohne Zweifel war Deutschland weit mehr auf die Gewerbeerzeugnisse Englands und Frankreichs angewiesen, von dort stammten die feineren Tuche, die baumwollenen und seidenen Stoffe; oft hat das schlaue Albion Subsidienzahlungen an deutsche Höfe nicht durch Geldsummen, sondern durch Lieferung der Produkte seines Gewerbfleißes getilgt, mit dem Hintergedanken, denselben in Zukunft einen Absatz in Deutschland zu verschaffen. Mit Recht klagt ein Patriot, wie Justus Möser, in seinen „Phantasien“, daß ein Mißverhältnis zwischen der deutschen Aus- und Einfuhr, insonderheit mit Frankreich herrsche, von wo Deutschland namentlich mit Modewaren überschwemmt wurde. Auch zu absonderlichen Mitteln griff man, um die Industrie zu heben. So verbot man die Ausfuhr der Wolle, schädigte dadurch jedoch die Landwirtschaft. Oder man verlieh beispielsweise in Sachsen den ersten Baumwollfabrikanten 20- bis 30 jährige Privilegien für den allgemeinen Handel in gewissem Umkreise. In Preußen mußte der Bauer sein gesponnenes Garn an ein Lagerhaus für Tuche um eine bestimmte Geldsumme verkaufen. Ebenso

geschah es, daß der Staat alles Rohmaterial erstand, den Fabrikanten zuwies und dann die gefertigten Objekte ihnen wieder abkaufte. Oft erhielten auch die Handel- und Gewerbetreibenden Staatsprämien, Vorschüsse und Steuerbefreiung. Auf diese Weise wahrten die Kommerzdeputationen, denen die Aufgabe oblag, die Manufakturen zu heben, das Geld dem Lande. An manchen Höfen „affektierte man den Kunstfleiß, aber man suchte bloß diejenigen Manufakturen in Aufnahme zu bringen, welche das meiste Ansehen machten, wie die Verfertigung von Mode- und Luxusgegenständen, Seiden- und Porzellanmanufakturen."

Über die deutsche Arbeit damaliger Zeit klagt Möser, daß sie „etwas Unvollendetes an sich habe, dergleichen wir an keinem alten Kunststücke und gegenwärtig an keinem echt engelländischen Stücke antreffen. So sehr sei das Handwerk zugleich mit der Handlung gesunken."

Zwei Jahrhunderte lang, von dem Niedergang der Hansa 1630 bis zum Jahre 1833, lagen Industrie und Gewerbe in Deutschland ziemlich darnieder, es stand damit ähnlich, wie mit der politischen Lage des Landes, dessen Zerrissenheit eine gemeinsame Handelspolitik dem Auslande gegenüber nicht aufkommen ließ. Wohl erhoben sich auch damals Stimmen, welche das kommerzielle und gewerbliche Leben Deutschlands gern zur Blüte bringen wollten; aber man achtete ihrer nicht, sie verklangen ohne Wirkung. In einem damaligen Memorial lesen wir: „Nichts Heilsameres möchte wohl Deutschland widerfahren können, als wenn es in der Vereinigung zu einem Handelskörper und der Einigung einer zweckmäßigen Reichshandelpolizei wieder neu würde." Und ebenda: „Keiner enthält sich des Bedauerns, daß man seit dem 30jährigen Kriege den Handel nicht ferner als Nationalsache betrachtete. Aber auch keiner versagt sich den Wunsch, daß irgend ein deutscher Fürst von Ansehen und Person, das Unglück von dem gemeinsamen Vaterlande wegzuheben, bei seinen Mißständen in nachdrückliche Anregung bringen möge. Schon die Vorstellung gewährt süßen Genuß, wie dann dem von außen einstürmenden Verderben gewehrt, wie die Hansa in veränderter Gestalt mit ihren Segnungen wiedergefunden, wie jeder der vereinigten Staaten neue Strebepfeiler gewinnen und die Industrie der Tausende, die jetzt mit dem Elende kämpfen, nicht bloß vor dem Untergange bewahrt, sondern auch durch freien Verkehr und durch Traktate mit näheren und entfernteren Staaten zu einer noch nie gesehenen Höhe gebracht werden würde." Ein anderer Patriot spricht wenigstens den Wunsch einer Fürstenhansa an Stelle einer Städtehansa aus, um „dem bestehenden Schlendrian ein Ende zu machen".

Ehe wir uns eingehender mit der Frage des Handels und Gewerbes im damaligen Preußen, welches unser Interesse am meisten fesselt, beschäftigen, werfen wir einen Blick auf unser Nachbarland Österreich. Die Fürsten dieses Staates waren ziel- und planbewußt bei Hebung der

Industrie ans Werk gegangen. Ein Karl VI. hatte in Wien reiche, protestantische Kaufleute angesiedelt und sich 1725 zur Gründung eines Freihafens in Triest entschlossen, wodurch er günstigere Verhältnisse rücksichtlich der Ausfuhr der Rohmaterialien und der Einfuhr der Manufakturwaren erzielte. Leidige Kriege hemmten indes die segensreiche Tätigkeit des aufgeklärten Mannes. Maria Theresia baute auf seinen kommerziellen Plänen weiter und berief eine große Anzahl Arbeiter aus Frankreich, England, den Niederlanden, der Schweiz und Sachsen nach Österreich, begünstigte die Begründung von Spinnschulen und legte hohe Zölle auf die Ausfuhr von Materialien. 1752 ward, „um dem österreichischen Handel eine im ganzen neue Wendung zu geben“, ein sogenannter „Kommerzienrat“ gestiftet und eine „Kommerzienkasse“, aus der man unverzinsliche Vorschüsse zu 20 bis 100 fl. zu Fabrikanlagen entlieh. Ihr Budget betrug damals über eine Million Mark. Weiter schritt die tätige Kaiserin zur Stiftung von 18 Konsulaten in Spanien und Portugal, Frankreich, Italien, in der europäischen und asiatischen Türkei. Volksbibliotheken, wenn man die damals im Entstehen begriffenen Sammlungen so nennen darf, regten im österreichischen Volke die Neigung zu gewerblichem Fortschritt an, dasselbe las und bildete sich über ferne und nähere Länder, über Handel und Gewerbe in denselben, verglich und zog Schlüsse, alles Anfänge und Keime segensreicherer Tage. Der Anbau für Seide und Farbekräuter übertraf alle Erwartungen, in den Spinnmühlen für Seide wurde tüchtig gearbeitet. Kaiser Franz I. ging der Bevölkerung selbst mit einem trefflichen Beispiele voran, indem er sein Geld in Fabriken anlegte und die ihn umgebenden höfischen Kreise zu Handels- und Gewerbespekulationen ermunterte. Schon im Jahre 1770 durften keine ausländischen Gewerbserzeugnisse mehr in Österreich eingeführt werden; dadurch hob sich die Eisen-, Stahl-, Flachs-, Hanf-, Wollen- und Seidenindustrie derartig im Lande, daß der Konsum mit jenen Bedürfnisartikeln vollständig aus einheimischer Ware gedeckt und noch ein beträchtlicher Teil in das Ausland geführt werden konnte. In der Kaiserstadt ragten an Glanz und Macht 48, meist protestantische und türkische Großhändler hervor, welche als politische Körperschaft den merkwürdigen Namen „Niederleger“ führten. Fünf Handelskompagnien zu Fiume, Temesvar, Janoschaz, eine böhmische und kleinasiatische zu Smyrna erstanden zwar, trugen jedoch, weil sie ein künstliches Gebilde waren und auf Monopolen beruhten, den Keim des Todes in sich. Sie taten gar bald einen „Knacker“, oder „verkrachten“, wie wir heutzutage seit dem berüchtigten großen „Wiener Krach“ zu sagen pflegen. Ohne Zweifel waren sie nicht von günstigem Einfluß auf die Privatindustrie gewesen. Allmählich entschloß sich die Regierung zu einer Ermäßigung der außerordentlich hohen Einfuhrzölle für einzelne Waren, sowie zu einer Beseitigung lästiger Zwischenzölle innerhalb der österreichischen

Lande. Ohne besonderen Gewinn, ja im ganzen von Unsegen für das Reich, war eine neu eingerichtete Handelsgesellschaft für Tabaksmonopol, da die derselben vorstehenden Beamten und Aufseher den Staatssäckel durch große Einnahmen bedenklich erleichterten. Es schien, als unterläge die Handelspolitik in den Tagen Josephs II. einer augenblicklichen Krise, indessen schon 1784 erzielte man durch Rückkehr zu den alten kommerziellen und industriellen Einrichtungen wieder bedeutende Erfolge. Böhmen, Wien und Linz blühten in Handel und Gewerbe. Der Export bestand insonderheit in böhmischen Leinen und Glaswaren, mährischen Tuchen und Eisenwaren Steiermarks. 1790 landeten in Triest über 7000 Schiffe, 1782 wird die Aus- und Einfuhr auf 13 und 8½ Millionen fl. berechnet. Schließlich hatte Joseph II. noch die Absicht, das Schwarze Meer in den Kreis seiner Handelsbeziehungen einzureihen und eine regelmäßige Schiffahrt auf der Donau bis zu ihren Mündungen einzuführen. Bei seinen freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland, welches seit dem Frieden von 1774 jenes Recht besaß, hoffte auch er für den Handel seiner Länder Gewinnbringendes.

Wie lagen nun die Verhältnisse in unserem Preußen?

Bereits der große Kurfürst, durchaus Merkantilist, dessen Ziel war, einen Industrie- und Handelsstaat nach dem Muster des holländischen zu schaffen, war ein gewaltiger Förderer der Manufakturen, deren Blühen ihm tief am Herzen lag, gewesen. Die Verarbeitung der Rohstoffe schien ihm die erste Aufgabe. In das erstarrte Handwerk mit seinen Mißbräuchen, den alten Gewohnheiten und dem Schlendrian, das durch Mangel jeder freien Konkurrenz, der Tatkraft und des Unternehmungsgeistes weit zurückgekommen war, brachten die aus Frankreich berufenen Refugiés neues Leben und neuen Aufschwung. Auch Holländer, Jungpfälzer, das heißt evangelische Wallonen, und Böhmen fanden in seinem Lande Schutz und Nutzung, die wackeren Leute haben sich durch Einführung neuer Gewerbszweige in Preußen dem humanen Fürsten gegenüber über alle Maßen erkenntlich gezeigt. Es ist hier nicht der Ort, alle diejenigen Kulturen und Manufakturen namentlich aufzuführen, welche jene energischen, strebsamen „Freimeister", wie sie das Volk nannte, dem sie manchesmal als unbequeme Gäste erschienen, aufzuführen. Nur des Seidenbaues sei gedacht, den Hugenotten und Schweizer einführten. Industrie und Handwerk erlebten einen solchen Aufschwung, daß es gelang, holländische, französische, schweizerische und englische Fabrikate aus dem Felde zu schlagen. Selbst die sächsischen mußten, mit den Erzeugnissen der Einwanderer konkurrierend, zurückstehen. Polen, Rußland, ja Skandinavien begehrte die Industriegegenstände der Refugiés in Preußen. Ihre Geschäftsbräuche waren nicht kleinlich, ängstlich nur auf das Lokale beschränkt, im Gegenteil, sie betrieben Handel und Wandel mit einem weiten, die damalige Welt in

Erstaunen setzenden Blick. Mit Recht weisen Forscher auf diesem Gebiete auf eine damalige wirtschaftliche Hebung der ganzen Lebenshaltung in Preußen. Wie es heißt, zogen die „Freimeister" auch Frauen und Kinder sowie ungelernte Arbeiter zur Fabrikarbeit heran. Die französische Sprache behielten sie lange bei, vermischten sich auch nur mählich mit Deutschen, am liebsten noch Berlinern, „deren Charakter durch sie eine Mischung von Gutmütigkeit und Lebhaftigkeit, von Gradheit und Pfiffigkeit, von Derbheit und schlagfertigem Witze erhielt".

Was der große Kurfürst von dem „commercium" hielt, beweisen seine Worte, daß aus ihm der „gewisseste Reichthumb und das Aufnehmen eines Landes" herstamme, „Seefahrt und Handlung" galten ihm als „die führnehmsten Säulen eines Estats". Das Zollwesen fand unter ihm eine Regelung nach dem Grundsatze, „möglichst viel Geld ins Land zu ziehen und möglichst wenig herauszulassen". Nichts lag ihm mehr am Herzen als Schaffung von Handelskompagnien, Gründung von Kolonien und Verbesserung von Transportmitteln und Wegen. Dem Handel von Breslau nach Hamburg, der früher über Dresden und Leipzig seinen Weg nahm, bahnte er eine neue Straße über Berlin; Magdeburg suchte er mit aller Kraft aus seinem „agrarischen Stilleben" herauszureißen und es zu einer siegreichen Nebenbuhlerin Leipzigs zu gestalten, freilich vergeblich, da erst dem 19. Jahrhundert dieses Werk des Riesenaufschwunges der Stadt gelang. Nur kurz gedenken wir hier des Aufblühens und Niederganges der „brandenburgisch-afrikanischen Kompagnie", einer Unternehmung, an welcher der große Kurfürst mit ganzer Seele hing; Friedrich Wilhelm I. sah bekanntlich das afrikanische Kommerzium als eine Schimäre an und verkaufte Kolonien und Befestigungen um 6000 Dukaten an die holländisch-westafrikanische Kompagnie. Nicht unerwähnt bleibe auch die Einrichtung der Kommerzkollegien in Königsberg und Kolberg, sowie des Generalkommerzkollegs in Berlin, Handelsgerichten, denen rascheste Entscheidung von Handelsprozessen im Gegensatz zu der langen Verschleppung bei anderen Gerichten oblag, Instituten, denen die Städte in ihrem Egoismus begreiflicherweise widerstrebten. Im ganzen gipfelte die auswärtige Politik des großen Kurfürsten darin, „seinem Lande eine für die Entwickelung des Handels günstige Erweiterung zu geben". Leider kam dabei der Bauernschutz zu kurz.

Von großer Bedeutung für die Entwickelung des Handwerks wurde die Bestimmung Friedrich Wilhelms I., daß ein Lehrling nur dann anzunehmen sei, wenn er lesen, schreiben und die Hauptstücke des Katechismus kenne. Die Rechte der Innungen ließ er bestehen, nur Mißbräuche beseitigen. Strenge Abgrenzung der Gewerbe voneinander, Verbot für die Kaufleute, mit Handwerkserzeugnissen Handel zu treiben, feste Bestimmungen für die Meister bezüglich der Lehrlings- und Gesellenauf-

nahme regelten das Innungswesen. In einem Streite der Innungen gegen den Adel nahm Friedrich Wilhelm I. Partei für erstere, bestimmte fünf Handwerke für das platte Land: das der Schneider, Schmiede, Leinweber, Zimmermeister und Rademacher. Trotz aller schutzzöllnerischen Maßregeln ordnete er doch 1721 an, daß Meister, die von einer Stadt in eine andere zögen, von der Abzugssteuer (Abschoß) befreit sein sollten. 1732 übernahm der König ein Reichsgewerbegesetz, wonach alle Innungsstatuten revidiert wurden, eine Ordnung, die im wesentlichen bis zur Gewerbeordnung im Jahre 1845 in Kraft blieb. Dadurch wurde das Handwerk, welches bislang in den Fesseln des Nepotismus lag, sich in den Städten an Schwiegersöhne und Gevatterschaften knüpfte, dieser kläglichen Interessenwirtschaft entrissen und dem Staatswohl untergeordnet. So trat allmählich an die Stelle der Stadtwirtschaft die Staatswirtschaft, 1787 war dieser Sieg fast völlig entschieden.

Auch Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große waren, wie ihr berühmter Vorgänger, Merkantilisten, das heißt es kam ihnen darauf an, möglichst viel Geld dem Lande zu erhalten, ins Land zu ziehen und möglichst wenig hinauszulassen. Hohe Schutzzölle wurden daher auf die vom Ausland, England, Frankreich und den Niederlanden, angebotenen Waren gelegt, die Ausfuhr heimischer Rohstoffe sehr beschränkt und erschwert. Sein Hauptaugenmerk richtete Friedrich Wilhelm I. auf Hebung der Wollindustrie; in Berlin entstand ein Lagerhaus für Tuchwaren, deren gute Qualität bald eine Konkurrenz mit dem Ausland siegreich bestand, eine Gesellschaft sorgte für den Export der Tuche in Rußland, 1734 besorgte sie die Tuchlieferung für die ganze russische Armee, auch Lothringen, Holland, Italien, Spanien, ja Asien waren stete Abnehmer der gediegenen Waren. Namentlich hohe Zölle ruhten auf der Einfuhr von Bier, Branntwein und Salz. Gern nahm der König ausländische Weber und Färber zur möglichst sach- und fachgemäßen Bearbeitung der hochwichtigen Wollindustrie auf. Aus einem königlichen Lagerhause wurde an ärmere Tucharbeiter Wolle zum Verarbeiten geliefert, dieselben empfingen bei Ablieferung fertiger Gegenstände sofortige Barbezahlung. Ebenso hatte der Staat einen namhaften Fonds zum Ankauf von Wolle auf den Berliner Märkten gestiftet, mit der Absicht, ärmeren Webern den Einkauf des Rohproduktes leichter zu machen. Die Baumwollenindustrie war weniger nach dem Geschmack des Königs, er befürchtete, durch Einfuhr eines fremden Erzeugnisses Hemmung der blühenden Wollindustrie. Feinere Tücher und Wollwaren konnte das Publikum nur aus dem Lagerhause beziehen. Die sozialen Verhältnisse der Arbeiter, unter denen sich Frauen und Kinder mit übermäßiger Arbeitszeit und ungenügenden Löhnen befanden, besserten sich.

Während nun Friedrich Wilhelm I. seine ganze energische, gewissenhafte und fürsorgliche Tätigkeit der Landwirtschaft und dem Handwerk

zuwendete, richtete Friedrich der Große bereits sein Interesse auf neue Fabrikanlagen, begründete entweder selbst königliche Etablissements oder schenkte Unternehmern Kapitalien oder überließ sie ihnen leihweise zu geringen Zinsen. Freilich war das Fabrikwesen unter ihm noch im Entstehen, es nahm seine Entwickelung aus dem Handwerk, insofern dieses in Großbetrieb überging. Nicht wenig mangelte den Gewerbetreibenden und Kaufleuten, die freilich noch an kleinlich-bürgerlich-beschränkte Verhältnisse gewöhnt waren, der Unternehmungsgeist. Ruhig und behaglich seine Ware sicher absetzen, das war das Prinzip des damaligen Kaufmannes oder „Verlegers". Aber spekulieren, die Ware verbessern, dadurch die Kauflust der Abnehmer reizen, kannte er nicht. In all diesen Dingen mußte Friedrich der Einzige seinem Volke als Lehrer und Berater, als Pfadfinder und Bahnbrecher zur Seite stehen und vorangehen. Sein intelligenter Minister Samuel von Marschall leistete ihm hierin vorzügliche Dienste, indem er in aller Herren Länder Europas tüchtige Agenten als „Zivilwerber" entsandte, um Industrielle und Kaufleute zu einer Übersiedelung nach Preußen zu bewegen. Nach dem siebenjährigen Kriege kaufte er in Berlin die Porzellanfabrik von Gotzkowski. Mit großer Meisterschaft ordnete nach des Königs Willen Minister von Derschau die Anlage von Fabriken und Manufakturen in der Kurmark, während der Geheime Finanzrat Tarrasch in Pommern Fabriken für Wollwarenindustrieen in genügender Menge ins Leben rief. Unter dem großen König erreichte besonders die Seidenmanufaktur eine nennenswerte Höhe, auch die Baumwollenindustrie hat er kräftig unterstützt. Der Berliner Kaufmann Eisenhardt verdrängte durch ein Monopol auf Papier (1784) holländische Erzeugnisse der Art. Thüringische Eisenarbeiter hoben unter ihm das Berg- und Hüttenwesen, namentlich den fiskalischen Bergbau im Herzogtum Magdeburg. Unter Minister von Heinitz wurde bereits der Förderung der Braunkohle, dem Tarnowitzer Bleibergbau Interesse zugewendet, Eisen, Blei und Kupfer wurden mit Stein- und Holzkohle verhüttet, auf Einführung schwedischen Eisens stand ein hoher Schutzzoll, rasch blühten Eisen-, Blech- und Kupferhämmer auf. Unter dem Grafen von Redern nahm der schlesische Bergbau einen solchen Aufschwung, daß kein fremdes Eisen mehr eingeführt ward, sondern 1788 sogar schlesisches Eisen nach England ging. Auch Dampfmaschinen nach dem Muster der englischen fungierten bereits.

Man kann nicht behaupten, daß der König sonderlich vom Merkantilsystem, welches er seit 1766 eingerichtet, durchdrungen gewesen wäre, er sah recht wohl die Vorteile eines freien Handels ein, immerhin hielt er es im Interesse seines Staates für geboten, durch hohe Zölle die Konkurrenz des Auslandes fern zu halten. So legte er namentlich einen hohen Eingangszoll auf raffinierten Zucker, um im Inlande die Anlage neuer Zuckerraffinerien recht zu fördern. Andererseits gestatteten

Prämien und Zollerlasse einen vorteilhaften Verkauf inländischer Produkte ins Ausland. Ein Heer von 1500 französischen Beamten half ihm in seinen Bestrebungen; die Finanznot suchte er durch heimliche Verschlechterung der Münzen zu mildern.

Wohl mit dem Hinblick auf den großen Kurfürsten, jenen ersten genialen Begründer unserer Kriegsflotte und Kolonien, stiftete der König die Emdener Handelskompagnie, dieselbe mit großen Vorrechten ausstattend. Erstens durften jährlich zwei Schiffe nach China segeln und die dort bezogenen Waren frei in Emden verkaufen, „wenn," wie es in einer Klausel hieß, „dieselben auch in königlichen Ländern verboten wären." Auch hatten die Schiffe der Gesellschaft das Recht, auf den Herings-, Kabeljau- und Walfischfang auszuziehen. Einheimische Produkte durften akzisefrei an Ausländer, ebenso das Getreide aus den Ostseehäfen frei vertrieben werden. Die Vorteile dieser Stiftung genossen Fremde, Bürger, Adlige. Im Falle eines Krieges hatte die Kompagnie das Recht der Schiffsausrüstung, der Besitznahme der eventuell eroberten Länder und der in denselben entdeckten Schätze, Minen usw. Auch Entscheidungen über den Sklavenhandel fielen der mit außerordentlich weitgehenden Rechten ausgestatteten Gesellschaft anheim.

Ein besonderes Augenmerk richtete der König auf den Vertrieb gebrannten Kaffees. Zu dem Zwecke setzte er eine französische Regie ein, zu deren Obliegenheiten die strengste Beobachtung gehörte, ob Bürger etwa wagten, ihren Kaffee selbst zu brennen. Schließlich, als die Regie ihm nicht genau aufzupassen schien, beorderte der König ausgediente Militärs mit dem Amte. Das Volk gab ihnen den bezeichnenden Namen „Kaffeeschnüffler". Königliche Monopole waren Tabakhandel und Porzellanmanufaktur. Auf des alten Fritz Anregung entstanden allerorten Leih- (Lehn-) banken, welche jedoch strengen Regeln unterworfen waren. Die Handeltreibenden mußten an den Plätzen, wo solche Banken begründet waren, kraft königlicher Vorschriften durch dieselben ihre Wechsel einlösen sowie Zahlungen für verkaufte Waren leisten.

Im Zeitraum von etwa 14 Jahren besiedelten an 30 000 fremde Gewerbetreibende Schlesien, sächsische Arbeiter und Handwerker strömten nach Preußen, in das Land der Toleranz und Freiheit. Nimmt man an, daß in den schlesischen Fabriken 60 bis 70 000 Arbeiter beschäftigt waren, so beläuft sich der Gesamtwert der preußischen Fabrikate um 1790 auf 30 Millionen Taler. Freilich sank von 1789 bis 91 die Zahl der industriellen Arbeiter von 177 025 auf 159 700, 1789/90 hob sich die Summe der Fabrikationserzeugnisse von 34 160 321 Taler auf nur 35 Millionen Taler, der Reingewinn ging um 133 000 Taler zurück.

Der Sitz blühendster Industrie war damals Berlin. Im Jahre 1783 haben hier über 7000 Menschen der Bearbeitung von Seide, Wolle,

Leinwand und Baumwolle obgelegen. Diese fertigten für $3^2/_3$ Millionen Taler Waren, wovon ins Ausland für über 800 000 Taler exportiert wurden. Nach damaligen statistischen Tabellen, auf deren Führung der König großen Wert legte, bekamen die Arbeiter insgesamt über 2 Mill. Taler Löhne, so daß der Verdienst des einzelnen Arbeiters jährlich etwa 278 Taler betrug. Betrachtet man die für die damaligen Zeiten nicht ungünstigen Zahlen, so kann man Mirabeaus Ausspruch nicht billigen, welcher meinte: „Die strenge Ordnung in der Verwaltung, die Konsequenz in der Durchführung der, wenn auch an sich nicht immer richtigen, Maximen setzt in Staunen; aber im ganzen gibt es doch in Preußen im Handel, in der Industrie, im Ackerbau nichts als Tagelöhner." Das ist eine Verkennung der Fridericianischen merkantilen (industriellen) Maßregeln.

Während nun in dem damaligen Österreich und Preußen in der Handhabung der Industrie und des Handels eine gewisse zielbewußte Planmäßigkeit nicht zu verkennen war, wurde ihr gegenüber in Sachsen weit geringere Sorgfalt zugewendet. Immerhin erschien dem erwähnten Mirabeau die sächsische Gewerbetätigkeit solider und ausdauernder als die preußische zu sein, wahrscheinlich, weil sich der Regierung des Landes auf die Dauer ein Schutzzollsystem als unhaltbar erwiesen hatte. Und man kann nicht leugnen, daß die Leitung industrieller Unternehmungen durch Privatpersonen an Stelle königlicher Beamten wie in Preußen, ja oft durch einfache Arbeiter, welche dem Auslande gegenüber Kapital und Kraft in kühnem Wettbewerbe einsetzten, oft eine ansehnliche Höhe erreichte. Die Seidenweberei blühte, eine Folge des Verbrauches der feinen Seidenwaren an den luxuriösen sächsischen Höfen, die Kattunfabrikation erzielte bereits 1785 mit ihrem Export in das Ausland eine Million Taler. Die Baumwollenfabriken setzten für 2 bis $3^1/_2$ Millionen Taler Produkte ab. Die berühmte Chemnitzer Kattunfabrik Pflugbeil und Ko. beschäftigte 1801 1200 Arbeiter. Auch bezüglich der Strumpf- und Mousselinmanufaktur sowie der Spitzenklöppelei ist zu konstatieren, daß die erzielten Resultate recht wohl befriedigten. Zittau produzierte für eine Million Taler Leinwand, Bautzen nahm eine geachtete Stellung unter den Lausitzischen Städten durch seine rege, blühende Wollwarenindustrie ein.

Auch in Jülich-Berg sind für die damalige Zeit namhafte Seidenfabriken erwähnenswert, während in Bayern die Hebung der Industrie auf unüberwindliche Schwierigkeit stieß. Nach einer Angabe soll damals Braunschweig durch seinen schwunghaften Garnhandel jährlich einen Reingewinn von einer Million Taler erzielt haben, Hannover und Westfalen zeichneten sich durch lebhafte Leinwandindustrie aus, selbst Hessen-Kassel und Mainz bemühten sich in regem Wettbewerb, ihre Industrie zu fördern. Thüringens Staaten brachten ihre Wollen- und Baumwollen-

manufakturen, ihre Strumpfwirkereien, ihre Barchent- und Kattunwebereien zu hoher Blüte.

Die ländliche Arbeiterbevölkerung des vorigen Jahrhunderts band an die Gutsherren ein halb patriarchalisches, halb sklavisches Verhältnis, dadurch war von vornherein gegeben, daß sich dieselbe nicht auf den Standpunkt eines kleinen Herren zu erheben vermochte, während sie im großen und ganzen vor lästigen Nahrungssorgen geschützt war. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist von einer zahlreichen, an bestimmten Orten seßhaften Fabrikbevölkerung eigentlich nirgends die Rede. Noch bestanden wenig Maschinen, welche hundert und aber hundert Arbeiter an die Werkstätten fesselten. Die Wissenschaft der Statistik, welche damals ziemlich im argen lag, ja dem Namen nach kaum existierte, hat uns nur dürftige Nachrichten über die „arbeitende Klasse" jener Zeit hinterlassen; soviel steht indessen fest, daß die heutigen, von der Fürsorge der Krone unterstützten und angeregten, immer mehr in der Vervollkommnung begriffenen, humanitären Bestrebungen und Bestimmungen, welche politisch in der Beachtung, ethisch in der Bemitleidung, praktisch in der Beratung der Arbeiter bestehen, jenen Tagen so gut wie unbekannt waren.

Ein Manufakturarbeiter um 1750 verdiente täglich $2^1/_2$, 4 bis 5, höchstens $5^1/_2$ Groschen, für Hessen werden 4 bis $5^1/_2$ Groschen pro Tag notiert, in Leipzig betrug nach einer Sammlung gedruckter Patente des Stadtrates der Lohn eines Handlangers, Tagelöhners und Gartenarbeiters 1763 5 Groschen. Ebendaselbst verdiente ein Holzhacker für eine Klafter hartes Holz einmal zu spellen $6^1/_4$ Groschen, zweimal zu spellen $11^1/_4$ Groschen, für weiches 5 bis $8^3/_4$ Groschen, für das Hinauftragen ein bis zwei Treppen hoch $3^3/_4$, drei bis vier Treppen hoch 5 Groschen. Eine gute Köchin erhielt jährlich 10 Taler, ein gewandter Kutscher oder Bedienter denselben Lohn, während man eine nette Kammerjungfer für 8, eine dralle Hausmagd für 6 und eine derbe Küchen- oder Viehmagd für 5 Taler mieten konnte. Hofmeister, Sekretäre und Verwalter zählte man rücksichtlich ihres Standes damals dem Gesinde zu. Ein Hofmeister, damals dem geistlichen Stande angehörig, bekam 18 bis 20 Taler, ein Haushofmeister, auch „Hauskellner" oder „Sekretär" genannt, ebensoviel, während ein Verwalter etwas höhere Löhnung forderte. Von 1650 bis 1750 war im ganzen der Lohn bei allen Genannten um das Doppelte gestiegen.

Ein Maurer- und Zimmergeselle von 1750 ab verdiente 7 Groschen und 9 Pfennig, jedoch werden in langen Kriegsjahren auch nur 5 bis 6 Groschen gegeben. 1766 bestimmte ein Gesetz der Stadt Leipzig den Sommerlohn eines Maurer- und Zimmergesellen auf 10 Groschen, den Winterlohn auf $8^3/_4$, in Meißen erhielt um dieselbe Zeit ein Tischler-

geselle pro Tag 10 Groschen, sein Meister $12^1/_2$ Groschen; niedriger sind zum Beispiel im Hessischen um 1770 die Löhne bemessen. Dort nämlich erhielt der Zimmer- und Maurermeister als Sommerlohn $8^1/_2$ Groschen, der Geselle 7 Groschen 7 Pfennig, $5^2/_3$ Groschen der Handlanger; der Winterlohn betrug 7 Groschen 7 Pfennig, beziehungsweise $6^1/_4$ und $4^1/_2$ Groschen. Ein Dachdeckermeister empfing des Sommers $11^1/_3$, sein Geselle $8^1/_2$ Groschen, der Handlanger $4^1/_2$ Groschen; im Winter stellten sich die Löhne auf $8^1/_2$, $6^4/_5$ und $3^2/_5$ Groschen.

In Berlin, wo nach unserer obigen Darstellung vorab die Leinen-, Wollen-, Baumwollen- und Seidenindustrie blühte, erhielt, nach statistischen Berichten, ein Arbeiter pro Woche etwa $5^1/_3$ Taler, in anderen Gewerben 5 Taler. Ganz anders stellte sich der Verdienst eines Leinwebers einer Provinzial- oder Kleinstadt um dieselbe Zeit; wir hören da von 1 bis $1^1/_2$ Taler pro Woche, von $1^4/_5$ bis $2^1/_5$ Taler für einen Kattunweber im selben Zeitraum. Der Gewerbebetrieb der damaligen Zeit mußte mit 3 Faktoren rechnen, welche um so hemmender wirkten, je mehr sie auf den Umkreis einer Kleinstadt Einfluß hatten. Dieselben bestanden in allerwärts existierenden Monopolen, einer fast gänzlich behinderten Freizügigkeit und ziemlich einfachen Verkehrsmitteln und -wegen.

In der Baumwollenmanufaktur brachte es eine Familie von drei Personen auf 2 bis $2^1/_2$ Taler pro Woche. Ungleich geringer war der Verdienst auf dem Lande.

In einer Kattundruckerei zu Chemnitz beanspruchte ein Formenstecher pro Woche 5 Taler, ein Drucker 4, ein Glätter 3, ein Färbe- und Bleichknecht $1^1/_2$ Taler, ein Streichjunge $12^1/_2$ Groschen.

Nach Garve bekam zu Breslau ein Wollspinner pro Tag 2 bis 3 Groschen, im höheren Alter $^1/_2$, schwächere und bejahrte verdienten hier pro Woche allerhöchstens 2 Groschen! Ein Stricker fertigte in der Woche 4 bis 5 Strümpfe, pro Strumpf wurde 2 bis $2^1/_2$ Groschen gezahlt.

Während nun ein Leinweber um 1750 und später zirka 1 bis $1^1/_2$ Taler wöchentlich erhielt, bezog ein Baumwollenweber um 1850 3 bis $3^1/_2$ Taler, ein Strumpfwirker 2 bis $2^1/_2$ Taler, in einer sächsischen Kattunfabrik um dieselbe Zeit ein Graveur $6^1/_2$ Taler, ein Aufseher 6, in einer Spinnerei der Krempelmeister 7, der Spinnmeister 6, ein tüchtiger Schmiede- oder Schlossergeselle in einer Maschinenbauanstalt etwa 7 Taler pro Woche; eine Breslauer Silber- und Bijouteriefabrik entrichtete ihren Arbeitern bis 8 Taler wöchentlich, eine dortige Kattunfabrik ihren Formstechern und Koloristen bis zu 10 Taler.

Der Spinner erhielt in einer größeren Stadt wöchentlich um und nach 1750 20 bis 25 Groschen, 1850 von $2^1/_6$ bis 7 Taler, eine Frau (1750) etwa 1 Taler pro Woche, eine aus drei Personen bestehende Spinnerfamilie 2 bis $2^1/_2$ Taler pro Woche, von 1850 an $4^1/_6$ bis

$10^1/_2$ Taler. Eingehendere Untersuchungen über die Arbeitgeber und die Löhne der Arbeiter gab 1847 Dörfling.

Es fragt sich nun, mit welchen Mitteln der Arbeiter um 1750 und um 1850 seine Lebensbedürfnisse bestreiten mußte. In der folgenden, einer Leipziger Markttaxe von 1766 entnommenen Tabelle, welche diesen Gegenstand erläutern soll, übergehen wir die Bruchteile. Nach einer Vergleichung mit den spärlich verzeichneten, aber sicher beglaubigten Arbeitslöhnen jener Tage und der Mitte unseres Jahrhunderts zeigt sich, daß, da die Lebensmittel, besonders Fleisch, Brot und Butter, ferner die Wohnungen höchstens um die Hälfte, mitunter um Zweidrittel, selten um das Doppelte innerhalb des Jahrhunderts stiegen, dahingegen Maurer und Zimmerleute, Tagelöhner und Gärtner den doppelten, ja dreifachen Verdienst nach Ablauf derselben Zeit einnahmen, der Arbeiter der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts sich im ganzen in keiner ganz unerfreulichen sozialen Lage befand.

	1766	1850
1766 betrug eine Kanne Butter	7—8 Groschen,	1850 15—20 Gr.
„ „ ein Schock Eier	10 „	„ 15—20 „
„ „ „ Pfund Rindfleisch	2 „	„ 3—4 „
„ „ „ „ Kalbfleisch	1—2 „	„ 2—3 „
„ „ „ „ Schweinefleisch	1 „	„ 5—6 „
„ „ „ „ Schöpsenfleisch	2—3 „	„ 3—4 „

Der Scheffel Korn betrug im vorigen Jahrhundert 2 bis $2^1/_4$ Taler, um 1850 durchschnittlich 3 Taler. Mancherlei Vorteile gesellten sich im 19. Jahrhundert hinzu, Kleidungen waren im Laufe der Zeit für den Arbeiter weit billiger geworden, auch erhielt derselbe als leicht zu beschaffendes neues Lebensmittel die Kartoffel, an Stelle des Holzes den Torf und die Steinkohle. Die Dienstboten bezogen einen weit höheren Lohn, während die Kosten für ihren Unterhalt den Brotherren zufielen. Die Lage der Fabrikarbeiter hatte sich wesentlich gebessert, so daß, allerdings noch eine Minderzahl, an eine bescheidene Erhöhung der Lebensannehmlichkeiten denken konnte, an Erholung und Aneignung von Bildung.

Ihr gegenüber stand noch die große Masse Unglücklicher und Leidender, welche bei Steigerung der Lebensbedürfnisse mit ihrem kärglichen Lohn entweder dem Elend anheimfallen oder an das Mitgefühl und Mitleid humaner Leute appellieren mußten.

In den Zeiten vor und nach 1750 stiegen oft die Kornpreise plötzlich um das Fünf-, Sechs-, ja Achtfache, während die Löhne der Arbeiter, Tagelöhner und Handwerker an feste, meist obrigkeitliche Taxen gebunden waren und in der Teuerungszeit keine ausgleichende Erhöhung fanden. Und wenn wirklich die Arbeiter zur Linderung ihrer Not eine Arbeitsverweigerung machten, wie zum Beispiel 1763 in Leipzig, schritt man gewaltsam gegen sie ein. Ja man bedrohte die auswärtigen Arbeits-

kräfte mit Ausweisung, die einheimischen mit Zwangsarbeit. Und den Arbeitgebern, welche in christlicher Gesinnung höheren Lohn bewilligten, als die Taxe vorschrieb, warf man „übelangebrachte Freigebigkeit" vor, sie liefen Gefahr 20 Taler an das Almosenamt und zum Teil an den Angeber ihrer humanen Bestrebungen zu entrichten. Und stieg wirklich einmal der Lohn in den Zeiten der Bedrängnis, so setzte man ihn bald wieder auf seine frühere Stufe herab. Oft kamen sogar Lohnherabsetzungen vor, ebenso bot man den Arbeitern schon im vorigen Jahrhundert Waren an Stelle baren Geldes an oder bezahlte sie mit ungangbarer Münze, Mißbräuche, gegen welche ein königlich preußisches Zirkular an alle Steuerräte und Kurmainzische Verordnungen einschritten. So heißt es in einer „Sammlung der Preußischen Landesgesetze, Vol. V.: „Wir haben in zuverlässige Erfahrung gebracht, daß in den mehrsten, wo nicht allen Orten, die üble Gewohnheit eingerissen, daß die Kaufleute (= Fabrikanten), die Fabrikanten (jetzt = Arbeiter) mit allerhand Sachen und Viktualien, so öfters verdorben und nicht angebracht werden können, bezahlen und ihnen dadurch ihre Waren um einen Spottpreis abdringen. Diese unerlaubte Bedrückung geht so weit, daß, wenn die armen Fabrikanten (damals im Sinne von Arbeiter gebraucht) sich dagegen movieren und diese Art der Bezahlung anzunehmen sich weigern, so wird ihnen wohl gar die Ware nicht abgenommen, sondern über dem Halse gelassen. Wenn auf solche Weise dergleichen Fabrikanten niemals vorwärts kommen, noch auf einen grünen Zweig geraten können, sondern beständig herunterkommen und unter dem Druck gehalten werden, denen Landesfabriken, das heißt den im Lande bestehenden Fabrikationszweigen aber dadurch der größte Nachteil zuwächst, dieser landesverderblichen Gewinnsucht daher nicht länger nachgesehen werden kann, so wird hierdurch festgesetzt und verordnet, daß in Zukunft kein Kaufmann sich unterstehen soll, den Fabrikanten (Arbeitern) vor (für) ihre fertigen Waren statt der baren Bezahlung Viktualien oder andere Sachen zu abtrudieren." Im 3. Bande der zitierten Sammlung findet sich folgende erzbischöfliche Verordnung: „Die Spinnherren werden ernstlich erinnert, daß Armut auf keinerlei Weise zu drücken ist, mithin die Spinner nicht allein mit guter, trockner und tüchtiger Ware zu versehen sind, sondern der Spinnlohn auch in gutem Gelde, nach hiesigem, durch Patente festgesetzten Münzlauf zu bezahlen und ihnen nicht im mindesten zu verkürzen ist, noch ihnen statt barer Bezahlung einige Waren wider Willen aufzudringen sind, worauf der Stadtrat eine genaue Aufsicht zu richten und dergleichen gewissenlose Handlung jedesmal mit einer Strafe von 20 Talern zu ahnden hiermit angewiesen wird."

Die gewaltige französische Bewegung, welche die Ideen der Freiheit und Gleichheit praktisch zu verwirklichen strebte, hatte die Armen und Geringen, welchen das Schicksal den Erwerb durch Handarbeit zugewiesen

hatte, als vollberechtigt den höheren Ständen zur Seite gestellt. In den antiken Republiken als recht- und besitzlose Sklaven, als Lastträger der Menschen angesehen, im Mittelalter bald als leibeigene Bauern, bald als unfreie, besitzlose Gesellen und Knechte ohne jedes politische Recht betrachtet, atmeten sie auf nach diesem welterschütternden Ereignis. Sie fühlten, daß ihrer Hände Arbeit ihnen ein Existenzrecht geschaffen und damit die Aussicht auf Begründung einer Familie durch Verheiratung, ein Anspruch, der ihnen in früherer Zeit streitig gemacht worden war. Nunmehr hatten auch sie errungen, was ein Jahrtausend langer Traum für sie gewesen war, Gleichberechtigung im Staatsbürgertum. Aber bald zeigten sich auch Schattenseiten für die menschliche Gesellschaft nach der französischen Revolution, alle beschränkenden Zunft- und Innungsverhältnisse waren aufgehoben worden. Infolgedessen ergab sich ein solches Wachstum des freien Handwerk- und Gewerbestandes, daß eine gewaltige Konkurrenz, massenhafte Produktion wohlfeiler Fabrikerzeugnisse einmal einen größeren Absatz behinderte, dann aber den Preis der Arbeit drückte, so daß das Handwerk nicht mehr imstande war, die Familie zu erhalten. Nun zeigte sich folgende Erscheinung. Eine große Anzahl kleiner Handwerker und selbständiger freier Gesellen zog die Beschäftigung bei vermögenden Fabrikherren einer trostlosen Arbeit daheim vor. In Fabriketablissements legten damals die höheren Stände ihre Kapitalien an, die Herrschaft des Geldes hielt ihren Einzug. Und wie stand es nun mit der sozialen Lage eines Arbeiters einer solchen Unternehmung? Der Fabrikarbeiter mußte sich und seine Familie von seinem Tageslohn nähren. Zwar stand er seinem Herrn rücksichtlich der politischen Stellung fast gleich, war aber doch im Grunde nichts weiter als ein Leibeigener oder Sklave. Nahmen seine Kräfte ab, so wurde sein Lohn auf eine niedrigere Stufe gestellt; gefiel er dem Herren nicht, so entließ ihn derselbe nach Gutdünken, kein Gesetz verlieh dem Arbeiter Schutz und Recht.

Unter der Allein- und Zwingherrschaft des Kapitals, eines alle Grenzen übersteigenden Kreditwesens, dabei dem ungleichen und ungerechten Verhältnis des Gewinnes seitens des Handelsherrn und Fabrikanten und auf der anderen Seite des Tagelöhners und Arbeiters, zeigte sich immer schärfer der soziale Unterschied. Auf der einen Seite Kapital, Talent und Bildung, ein die Lebensfreuden unterstützender Luxus, leichteres Beschaffen teurer Lebensmittel, auf der anderen eine Menschenklasse, die nur ihre physische Kraft im Lebenskampfe einsetzen konnte, das waren schwer zu überbrückende Gegensätze, soziale Schattenseiten und Mißstände, welche im Laufe langer Friedensjahre, in denen die Zahl der Bevölkerung, das Handels- und Gewerbewesen, auch die Macht der Bildung gewaltig wuchsen, eine bedenkliche Verarmung von Klassen schuf. Neben Adel, Klerus und Bürgertum war unbemerkt ein

vierter Stand getreten, derjenige der Arbeiter; es schien, als ob die staatliche Umwälzung, die von Frankreich ausging, der Kirche ihre Güter, dem Klerus seinen Zehnten, dem Adel seine standesherrlichen Einkünfte nur geraubt habe, um einem dritten, dem sogenannten Mittelstand, einen Besitz zuzuwenden, der ihn befähigte, über Proletarier zu herrschen und diese in ein immer größeres Abhängigkeitsverhältnis zu bringen. Klagen derart wurden natürlich nicht laut in den Wirren der französischen Revolution oder in den Tagen der Napoleonischen Herrschaft, das Kriegsgeschrei hatte sie übertönt; immerhin hörte auch diese Zeit von kommunistischen Systemen einiger Weltbeglücker, denen vielfach ideale, humanchristliche Regungen nicht abzusprechen sind. Kaum jedoch hatte Europa den Frieden erhalten, und kaum war eine überhastende, rastlose Tätigkeit im Handel, im Gewerbe, in der Industrie rege geworden, dabei die klaffenden Unterschiede zwischen Besitzenden und Besitzlosen, zwischen bürgerlicher Gesellschaft und dem Arbeiterstande in immer grelleres Licht setzend, da traten auch Männer alsbald auf, welche teils durch das Studium des Evangeliums, einer lauteren Quelle für manche soziale Gedanken, teils philosophischer und historischer Schriften dartaten, daß die sozialen Zustände einer Reform bedurften.

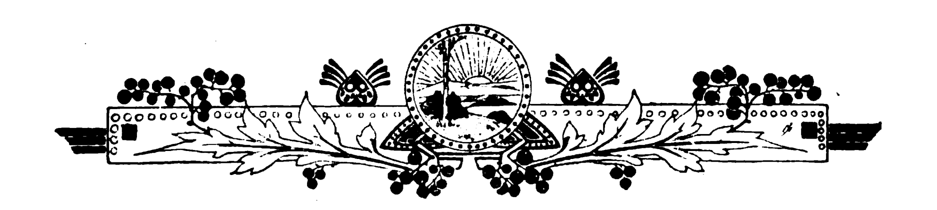
Alle diese Studien führten schließlich zu einer eingehenden, planvollen Untersuchung der industriellen Arbeiterfrage des 19. Jahrhunderts, wohl der wichtigsten Tagesfrage in allen Industriestaaten, an welche sich sozialpolitische Erörterungen der ernstesten Art knüpften. Sie beziehen sich insonderheit auf die gesamte ökonomische, politische und moralische Lage der heutigen industriellen Arbeiter. Möge es der Gerechtigkeit, Humanität und Liebe gelingen, in der geistigen und leiblichen Fürsorge für das Wohl der industriellen Arbeiter in friedlich-sozialen Reformen immer vollkommenere und edlere Bahnen zu beschreiten. An solch leuchtenden Beispielen einer wahrhaften Verbesserung des Loses von Millionen fehlt es wahrlich unserer auf sozialreformatorischem Gebiete rasch fortschreitenden Zeit keineswegs.

Und wahrlich ohne Überhebung, aber mit einem gewissen berechtigten Stolz, den uns alle Kulturstaaten gewiß zugute halten werden, kann man behaupten, daß gerade Preußen unter seinen drei Kaisern, und nicht zum mindesten unter der Regierung unseres allem Humanen, Versöhnenden und Veredelnden zugewandten Kaisers, die Behandlung der wichtigsten aller Fragen, diejenige um die Sorge der Gewerbetreibenden und Arbeiter aller Art, mit der größten Gewissenhaftigkeit und dem Streben, Gutes zu wirken um des Guten willen, teils angegriffen, teils vervollkommnet, teils auch gelöst hat, so daß der Fremde, voller Bewunderung die gewaltigen Reformen nachahmend und in seinem Sinne umbildend, sie im eigenen Lande einzuführen sucht.

Wenn auch verblendet und verführt von schlauen, egoistisch denken-

den und handelnden Menschen eine unverständige und mit List im Unverstand gehaltene Menge noch immer all jenen von dem Geiste wahren Christentums und echter brüderlicher Gesinnung getragenen Bestrebungen auf sozialpolitischem und reformatorischem Gebiete feindlich und fremd gegenübersteht, die immer mehr zunehmende Aufklärung wird jene Geister, die sich selbst verneinen, jene, die da fehlen wider besseres Wissen, bannen und hemmen, vielleicht auch mit Gewalt zur Umkehr zwingen, wenn es nicht gelingt, sie mit Güte zu bekehren. Noch immer hat ja in der Welt schließlich das gute Prinzip, das Licht über die Finsternis, die Wahrheit und Gerechtigkeit über Lüge, Heuchelei und Bosheit gesiegt. Hoffen wir das für die Zukunft.





Der Dichter des „Empedokles auf dem Ätna".

Von

Leopold Katscher.

— Berlin. —

Der in der Überschrift gemeinte, 1888 verstorbene Dichter, Heinekenner und Essayist Matthew Arnold gehörte zu den größten zeitgenössischen Poeten der Briten. Er war das älteste und berühmteste Mitglied der sogenannten „Schule der Verfeinerung", die in der Geschichte der modernen englischen Poesie eine hervorragende Rolle spielt und welcher auch Symonds, Lewis Morris, Garnett, George Eliot, Todhunter, Palgrave, Ernest Myers, Aubrey de Vere und Warren angehören, beziehungsweise angehörten. Einige Mitteilungen über das Wesen dieser, „School of Culture" genannten Richtung werden sicherlich willkommen sein.

Man verdankt ihr mehrere ideenreiche, hochgebildete Dichter, deren Talente zur Hebung des Wertes der neueren Dichtkunst beigetragen haben. Viele subtile Gedanken, viel schönen Natursinn und eine intensive Würdigung alles Schönen überhaupt kann man ihr nicht absprechen, wohl aber im großen und ganzen Leidenschaftlichkeit und schöpferische Kraft. Die Eigenschaften nicht reflektierender Art, an denen es ihr mangelt, müssen angeboren sein und lassen sich nicht erlernen. Was aber die auch ohne Naturanlage erreichbaren Vorzüge betrifft — namentlich Selbstbeherrschung, treffliche Stoffwahl, eleganter Stil, Stoffreichtum, — so verdient und findet sie hohe Anerkennung.

Eigentlich scheint es nicht ganz in Ordnung, eine Reihe von Autoren, die voneinander grundverschieden sind, unter einer Bezeichnung zusammenzufassen. Die oben genannten Poeten befolgen keine gemeinsamen Regeln und haben keine sie als Gesamtheit kennzeichnenden Eigenheiten.

Im Gegenteil, jeder von ihnen hat eigene Anschauungen über Welt und Kunst. Dennoch ist die Benennung „School of Culture“ keineswegs unberechtigt, denn etwas Gemeinsames ist vorhanden: die Leistungen der „Schule der Verfeinerung“ verdanken ihr Entstehen mehr der Tätigkeit des hochgebildeten Geistes als der direkten Eingebung oder dem Einfluß überwältigender Leidenschaftlichkeit, mehr dem Denken als dem Fühlen, mehr dem Verstand als dem Gemüt. Die „Anhänger der Verfeinerung“ hegen alle eine hohe Verehrung für die klassische Schönheit des Altertums und halten sich möglichst an die poetischeren Glaubens- und Lebensverhältnisse der antiken Griechen und Römer. Daher rührt es, daß ihre Schöpfungen einen ziemlich starken philosophischen Anstrich haben, und zwar einen in vielen Punkten gleichartigen; eine unbestimmbare Melancholie, das Schwelgen in der Erinnerung an eine für immer verlorene Schönheit, sowie eine gewisse Sehnsucht nach dieser ziehen sich durch ihre Dichtungen. Der Umstand, daß die „Anhänger der Verfeinerung“ mehr Verstandes- und Bildungs- als Inspirationsdichter sind, bringt es mit sich, daß sie eine hervorstechende kritische Begabung besitzen. Ihr verfeinerter Geschmack läßt es nicht zu, daß sie sich dem lyrischen Selbstvergessen, der reinen Gemütsfreude eines Burns, Shelley, Béranger oder Anakreon, einer Sappho oder Elizabeth Browning hingeben. Matthew Arnold hat vor sehr langer Zeit die Ansicht ausgesprochen, er sehe in jeder poetischen Leistung nicht bloß eine schöpferische, sondern auch eine kritische Gabe, die natürlich nicht immer die gleiche ist; bei Goethe zum Beispiel sei sie sehr bedeutend, bei Wordsworth ganz geringfügig. Diese Theorie paßt recht gut auf Arnold selbst und auf die übrigen Mitglieder der „School of Culture“, aber nur teilweise auf andere Dichter. Arnold schrieb Byrons Stoffarmut, Shelleys Zusammenhanglosigkeit, Wordsworths Mangel an Vollständigkeit und Abwechselung dem Umstande zu, daß es diesen Poeten an Kenntnissen und kritischer Befähigung fehlte. Bei den Verfeinerungsdichtern hinwiederum spielen Kenntnisse und Kritik zuweilen eine übermäßige Rolle; es wäre manchmal besser, sie folgten mehr dem Einflusse des Gemütes und den unmittelbaren Anregungen der Muse. Sie zeichnen sich oft gar zu sehr durch interpretative — im Gegensatz zu schöpferischer — Kraft aus. Daß sie in ihren Dichtungen so viele Elemente der Kritik und Reflexion aufweisen, ist übrigens begreiflich, denn mit Ausnahme von Lewis Morris ist keiner von ihnen ausschließlich Poet, sondern außerdem Berufskritiker, Historiker oder Redakteur, Romanschreiber usw. Arnold selbst war einer der bedeutendsten Literaturkritiker. Seine zahlreichen Essays sind fein ausgemeißelte Filigranarbeiten; einer davon ist das Beste, was ein Engländer über Heinrich Heine geschrieben, und erschien, wenn wir nicht irren, 1865, also zu einer Zeit, wo, mit Ausnahme der Vorrede zu Bowrings Heine-Übersetzungen (1859), in England noch nichts über den

„Märtyrer von der Rue d'Amsterdam" erschienen war. Einiges über diesen in Deutschland kaum näher bekannt gewordenen Essay dürfte von Interesse sein.

Arnold wirft Carlyle vor, er habe für die romantische Schule Deutschlands eine allzugroße Vorliebe gehegt und darüber ganz die Heinesche Schule vergessen oder vielmehr sie absichtlich übergangen. Mit Bezug auf Heines Ausspruch, er halte nichts auf literarischen Ruhm, verlange jedoch, man möge ihm ein Schwert auf den Sarg legen, da er einer der bravsten Soldaten im Kriege der Befreiung der Menschheit gewesen, meint Arnold, Heine habe sehr viel auf literarischen Ruhm gehalten und sei gerade nicht unter die „bravsten" Freiheitskämpen zu rechnen; aber er „war einer der glänzendsten und wirksamsten jener Soldaten", und zwar „der wichtigste und bedeutendste seit Goethes Tode". Ganz besonders begeistert ist unser Essayist davon, daß der Sänger der „Loreley" „den modernen französischen Witz und Geist mit deutschem Gefühl, deutscher Bildung und deutscher Denkweise verband". Für dessen persönlichen Charakter ist er weit weniger eingenommen. Nur die achtjährige Krankheitsperiode entlockt ihm Worte des Lobes; im übrigen aber sagt er: „Seine Fehler waren schreiend. Unmäßige Empfindlichkeit, unbegreifliche Angriffe auf Feinde und noch unbegreiflichere auf Freunde, Mangel an Edelmut, unaufhörliches Spotten. Mir scheint seine Schwäche nicht so sehr ein Mangel an Liebe — wie Goethe sagte — als vielmehr ein Mangel an Würde und Selbstachtung zu sein. Er hätte viel größere Ergebnisse erzielt, wäre sein moralischer Gehalt größer gewesen." Das literarische Schicksal Heines mit demjenigen Byrons und Shelleys vergleichend, meint der offenbar vollkommen unbefangene Autor, Heines literarisches Glück sei größer gewesen, als das der beiden Briten, und zwar weil das deutsche Philistertum nicht, wie das englische, der Ideen entbehre oder gar für solche unzugänglich sei; wohl aber lege es in der Anwendung moderner Ideen auf das praktische Leben Schwäche und Zaghaftigkeit an den Tag.

Doch es ist an der Zeit, daß wir an die Betrachtung der poetischen Leistungen Arnolds schreiten, die die neuere poetische Literatur seiner Heimat immer mehr beeinflussen. Seine Dichtungen kann man „schön und melancholisch" nennen. Er ist der Verfeinerungsdichter par excellence, was viel besagen will, wenn man seine eigene Definition der Bildung in Betracht zieht; er nennt die Bildung „ein Stadium der Vollkommenheit". Er hat das Vollkommene mit der hingebenden Liebe eines wahren Künstlers erforscht; er hat sich so lange mit den besten griechischen Vorbildern beschäftigt, daß ein Widerhall ihres Wohllautes auf ihn übergegangen ist und er stets einen Hauch ihres Duftes ausströmt. Während der Lektüre seiner Werke stoßen wir zuweilen auf Töne von seltener Einfachheit und Unmittelbarkeit, die unser an die ver-

wickelten und subjektiven Äußerungen unserer modernen Dichter gewöhntes Ohr seltsam berühren. Hat aber Arnold die Schönheiten der antiken Welt sich angeeignet, so ist er auch durch deren Einschränkung beengt. Daher mangelt es ihm durchaus an den umfassenden Sympathien, der großartigen Schaffenskraft, der titanischen Energie Shakespeares und seiner Zeitgenossen. Mit seiner zum Klassischen hinneigenden Natur, seiner Selbstbeherrschung, seiner Höflichkeit, seiner Zartheit, seiner Feinfühligkeit hat Arnold mehr Wahlverwandtschaft mit dem Geist der athenienfischen Literatur als mit dem erhabenen, aber rauhkräftigen Genius des Nordens. Seine Verse besitzen eine attische Klarheit und erinnern fortwährend an den „griechischsten" aller griechischen Dichter, den reinen, maßvollen Sophokles.

Vielleicht ist es das Bewußtsein dieser klassischen Richtung seines Geistes, das Arnold die Überzeugung beibrachte, er lebe nicht in einer für ihn passenden Zeit. Er variierte diese melancholische Überzeugung und die daraus hervorgehende Unzufriedenheit so oft, daß man kaum glauben sollte, er gehöre wirklich unserer Zeit an. Und doch hat kein anderer zeitgenössischer Dichter die verzehrende Sehnsucht unserer Zeit nach unerreichbarer Schönheit und die unlösbaren Zweifel derselben so voll zum Ausdruck gebracht wie er. Unsere geschäftige, raschlebige Zeit birgt viele Menschen, die gleich Arnold sich ohne Unterlaß nach Ruhe, maßvoller Arbeit und maßvollem Vergnügen sehnen. Diese wohlgeordnete Ruhe und Erholung hat Arnold, glücklicher als so viele andere, einigermaßen gefunden. Den größten Teil seines Lebens verbrachte er in der Einsamkeit der Gelehrtenstadt Oxford, in einer dem Studium sehr günstigen Atmosphäre der Muße und Abgeschlossenheit. In seinen Gedichten beschreibt er häufig das hübsche, vieltürmige Städtchen mit seinen Hainen und Wiesen und kleinen Hügeln.

Er wurde am 24. Dezember 1822 zu Laleham bei London geboren. Sein Vater war der berühmte Direktor der großen Rugbyer Knabenschule, Thomas Arnold, und für ihn und sein Andenken hat Matthew stets eine außerordentliche zärtliche Hingabe an den Tag gelegt. Er besuchte die Schulen zu Winchester und Rugby, bezog sodann die Universität Oxford, wo er 1843 mit einer Dichtung über Cromwell den Poesiepreis gewann. Im Jahre 1844 graduierte er in den Humanioren, 1847 wurde er Privatsekretär des Lord Landsdown, 1851 heiratete er und erhielt das Amt eines Schulinspektors, 1857 das eines Professors der Dichtkunst an der Oxforder Universität; beide Stellen bekleidete er bis zu seinem Tode.

* *
*

Vor 55 Jahren veröffentlichte Arnold die Erstlinge seiner Muse anonym unter dem Titel „**A strayed reveller, and other poems**";

dieselben taten bereits ganz deutlich die charakteristischen Vorzüge und Mängel dieses Poeten dar, erregten aber zur Zeit ihres Erscheinens durchaus kein besonderes Aufsehen. „Der verirrte Schwärmer", von dem „A strayed reveller" den Titel hat, erwacht in der Vorhalle von Circes Palast, durch den genossenen Wein schwindelig gemacht und halb außer sich, und erzählt Circen und Ulysses die ihm durch die Seele schwirrenden bunten Visionen. In dieser ausführlichen Erzählung, welche vielen ausgesucht feinen, zarten, durchsichtigen Bildern zum Rahmen dient, lassen sich die ersten Spuren von Arnolds Poetiktheorien nachweisen, die denen der meisten anderen modernen Dichter zuwiderliefen. Während die Werke der meisten Dichter Ergebnisse subjektiven Denkens oder Fühlens sind, besteht Arnolds Ideal in einem ziemlich hohen Grade von Objektivität. Und, wie gesagt, schon im „Verirrten Wanderer" finden wir dieses Ideal praktisch angestrebt. Die Götter auf ihren Thronen, sagt der Jüngling, sehen alle Wunder der Welt; sie sehen Tiresias, sie sehen die Centauren, sie sehen die Heroen und die arbeitende Menschheit. Auch die weisen Barden sahen all dies und besingen es; sie sehen Tiresias, aber die Götter, die ihnen die Sehergabe verliehen, knüpften daran die Bedingung, daß sie durch seine Blindheit, seine unheilvollen Prophezeiungen und sein verachtetes Silberhaar leiden sollten; sie sehen die Centauren auf dem Pelion, aber sie werden mit ihnen durch die Speere der Jäger verwundet und sind gleich ihnen den Pfeilen des Herkules ausgesetzt; sie wachen und arbeiten mit den Helden und kennen die Sorgen der Armen. „Als Preis für die Gabe des Gesanges verlangen die Götter, daß wir werden, was wir besingen." Dies war jederzeit Arnolds Kunsttheorie.

Anfang 1853 erschien („von A.") „Empedocles on Etna, and other poems". Die Autorschaft war ein offenes Geheimnis, und gewiß überraschte es niemand, daß auf dem Titelblatte einer in demselben Jahre herausgekommenen zweiten Ausgabe dieses Bandes der Name „Matthew Arnold" figurierte. Dagegen mochte es wohl überraschen, daß diesmal das wichtigste Stück, die Tragödie „Empedocles", wegblieb. In einer durch gedankenvolle und ernste Kritik ausgezeichneten Vorrede bringt Arnold die Ursachen dieser Ausmerzung vor. Es genügt nicht, meint er, daß die Dichtkunst eine genaue und daher anziehende Wiedergabe der Wirklichkeit anstrebe; es muß auch nachgewiesen werden, daß die Menschen aus dieser Wiedergabe Genuß schöpfen. Schrecken und Tragik stehen dem Kunstgenuß nicht entgegen, während weniger peinliche Situationen ganz gut Unbehagen statt Genuß erzeugen können; dies wird der Fall sein, wenn die Leiden nicht durch Tätigkeit paralysiert werden, wenn ein andauernder Zustand geistigen Jammers nicht von der Hoffnung erleichtert oder durch Widerstand oder Abwechselung unterbrochen wird, wenn alles ertragen werden muß und nichts getan werden

kann. Sind solche Situationen unvermeidlich krankhaft, so muß deren Schilderung eintönig sein. Kommen sie im wirklichen Leben vor, so sind sie peinlich, nicht tragisch, und dem ist auch in der Poesie so. Da Arnold nun der Ansicht war, daß „Empedocles on Etna" zur Klasse solcher poetisch verfehlter Dichtungen gehöre, strich er diese Tragödie, den Geist der Selbstverleugnung und Aufrichtigkeit bekundend, der dem echten Künstler eigen ist, aus der Reihe seiner Werke.

Bei allem Respekt vor der Unparteilichkeit der Arnoldschen Selbstkritik können wir nicht umhin, „Empedokles auf dem Ätna" als ein schönes, interessantes, zweckbewußtes Gedicht zu bezeichnen. Der Anfang spielt am Morgen auf einem Paß der Waldregion des Ätna. Der junge Harfenist Kallikles sitzt auf einem Felsen und erwartet den Philosophen Empedokles, der sein Freund war, aber seit einiger Zeit fast unnahbar ist, weil ihn seine Verbannung und das Brüten über sein unverschuldetes Mißgeschick halb wahnsinnig gemacht haben. Des Philosophen Arzt Pausanias tritt auf und ermahnt Kallikles, sofort in die Stadt zurückzukehren und Empedokles nicht zu Gesicht zu kommen, denn dieser sei in einer Stimmung, die den Zutritt dritter nicht gestatte. Kallikles aber bittet um die Erlaubnis, bleiben zu dürfen, um den lindernden Einfluß seines Harfenspiels zu versuchen. Pausanias gestattet dies unter der Bedingung, daß Kallikles in einiger Entfernung spiele und dabei unsichtbar bleibe. Zu einer späteren Stunde desselben Tages stehen Empedokles und Pausanias in einer Schlucht auf dem höchsten Gipfel der Waldregion des Ätna und konversieren, während Kallikles unten spielt. Als das Spiel endet, beginnt Empedokles zu sprechen und begleitet sich dabei mit feierlichem Spiel auf seiner eigenen Harfe. Sodann spielt wieder Kallikles und singt ein schwärmerisches Lied von Kadmus und Harmonia, das der erschlaffenden Wärme der mondhellen Sommernacht angemessener ist, als die tiefe Traurigkeit der philosophischen Rede des Empedokles. Nach dem Aufhören der Musik scheint dieser ruhiger und zum Ertragen seiner geistigen Lasten besser geeignet; er verabschiedet sich von seinem Arzt und ersteigt den Berg. Empedokles steht allein auf dem Gipfel des Ätna, neben dem Rande des Kraters, müde des Lebens, der Liebe, des Ruhms, des Vielsuchens und Wenigfindens, der Tücke des Schicksals. Er fragt sich, ob es nicht gut wäre, diese Unruhe los zu werden, den müden Leib zu den Elementen zurückkehren zu lassen, von denen er herrührt. Aber der Geist? Wo soll dieser sein Zeugungselement finden? Werden wir nicht auch ferner, in dem obdachlosen unsteten Geist weiterlebend, über die entfremdete Erde dahinjagen? Werden wir nicht Gefangene unseres Bewußtseins bleiben? Werden wir nicht wider unsern Willen zum menschlichen Leben zurückkehren und die traurige Probezeit von neuem beginnen, und zwar auf immer verirrt? Diese Fragen kann Empedokles nicht beantworten; aber das Bewußtsein, daß er niemals eine

Wahrheit verfälscht, eine Täuschung genährt, einer Furcht Raum gegeben, sowie das Vertrauen, er werde, welches Geschick immer ihn erwarte, nicht gänzlich sterben, machen ihn kühn, und er stürzt sich in den Krater, um in die reinen Elemente, die er liebt, aufgelöst zu werden.

Gehen wir daran, „Empedocles on Etna" näher zu prüfen, so fällt uns vor allem die Kühnheit auf, mit der Arnold von der Überlieferung abweicht, die den Selbstmord des Titelhelden ganz anderen Gründen zuschreibt. Die Sage geht, daß Empedokles so krankhaft eitel geworden war, daß er den Gedanken nicht ertragen konnte, desselben gemeinen Todes zu sterben wie der niedrigste seiner Sklaven. Er wollte den Leuten den Glauben beibringen, er sei, göttergleich, lebendig von der Erde verschwunden, und aus dieser Ursache stürzte er sich in den Krater. Doch die Art seines Todes kam an den Tag, als der feuerspeiende Berg eine der wohlbekannten goldenen Sandalen des Philosophen auswarf. Eine solche krankhafte Eitelkeit hätte einem Browning Stoff zu einer anziehenden psychologischen Studie geboten; allein Arnold bedachte weislich, daß derartiges nicht seine starke Seite sei; auch mochte er ein solches Motiv für unter der Würde der Tragödie halten. Daher nahm er die oben angedeuteten Änderungen vor, die seiner dichterischen Individualität einen weiten Spielraum gewähren. Er ist der Hohepriester der Melancholie, der gekrönte Dichter einer sittlich geadelten Verzweiflung und hat in seinen späteren Werken nur selten die Macht und das Pathos der langen, feierlichen Reden des Empedokles übertroffen, dessen Charakter zwar nur skizziert, jedoch mit großer dramatischer Einsicht und Wahrheit angedeutet ist. Aber wer Arnolds Objektivitätstheorie kennt, wird nicht voreilig behaupten wollen, daß des Weltweisen Äußerungen mit unseres Dichters Anschauungen identisch seien. Dennoch findet sich manche Ähnlichkeit zwischen den unmittelbar subjektiven Gedichten Arnolds und den Monologen des verzweifelnden Philosophen, den sein früherer Glaube im Stiche läßt, ohne daß er mit der Gegenwart fühlen oder die Zukunft vorhersehen könnte. Während der Lektüre des „Empedokles" empfangen wir ein feierliches Bild der düsteren, krankhaften, aber nicht unedlen Verzweiflung der den Mittelpunkt des Stückes bildenden Gestalt. Ob diese nun allein am Rande des Kraters stehe oder ob sie die wirkungslosen Tröstungen des Arztes ruhig anhöre: stets macht sie den Eindruck, als sei sie mit derselben fast übermenschlichen Gewalt ausgerüstet, aber auch von demselben fast übermenschlichen Unstern verfolgt wie Brownings „Paracelsus". Empedokles und Paracelsus haben manchen Zug miteinander gemeinsam, doch ist der erstere würdevoller, aber auch einseitiger, beschränkter und unvollständiger als der letztere. Ein Blick auf die hier in Rede stehenden Dichtungen („Empedokles" und „Paracelsus") läßt die Vorteile und Schattenseiten erkennen, welche Arnolds Streben anhaften, jedes Detail und Zwischenspiel zu vermeiden, um eine

einfachere, eindrucksvollere Gesamtwirkung zu erzielen. Durch eine solche Behandlung gewinnt die Dichtung sicherlich als Kunstwerk, verliert aber an feiner Charakteristik und Tragweite der Sympathien, so daß man sagen kann, das künstlerische Ergebnis entspreche nicht der Größe des Opfers.

Es war Matthew Arnolds Lieblingssatz, daß in der Dichtkunst auf den Ausdruck weniger Gewicht zu legen ist, als auf die Handlung, während diese ihrerseits dem Gesamteindruck unterzuordnen sei, ferner daß die Behandlung konsequent, einfach und objektiv sein möge. Die Erzielung dieser Vorzüge verursachte dem Dichter große Kosten an Arbeit und Energie, und leider bleibt dies dem Leser nicht verborgen. Arnolds sorgfältig gefeilte Dichtungen leiden an dem großen Fehler, daß man ihnen anmerkt, sie seien die Ergebnisse großer Sorgfalt und Mühe, nicht Himmelsgaben, nicht Eingebungen des Dichterdranges. Ein Beispiel: Nach einer schönen Schwärmerei über die ewige Einsamkeit und Verlassenheit der Sterne kommt Empedokles plötzlich zu sich und sagt, es sei natürlich ein Mißgriff, vorauszusetzen, daß die Sterne von seinem Elend berührt werden, denn sie seien ganz anderen Daseinsbedingungen unterworfen usw. Beim Lesen solcher Reflexionen kann man sich des Verdachtes nicht erwehren, der verzweifelnde Philosoph auf dem Ätna habe sich plötzlich der Arnoldschen Theorie erinnert, daß die Poesie einfach und objektiv sein müsse. Kann man aber „Empedocles on Etna“ nicht eine vollkommene Leistung nennen, so muß man die Dichtung doch als eine vorzügliche und charakteristische bezeichnen, und die englischen Poesiefreunde hatten eine Freude, als diese Tragödie im Jahre 1868 auf Bitten Robert Brownings in einer neuen Ausgabe den Werken des Dichters wieder einverleibt wurde.

Von den übrigen in dem 1853 veröffentlichten Bande enthaltenen Gedichten ist „Sohrab and Rustum“ das bemerkenswerteste. Der Vorwurf ist schön und eindrucksvoll. Sohrab, der seinen Vater seit langer Zeit vergebens sucht, und der greise Rustum, der seinen Sohn längst verloren gegeben, treffen einander als Führer zweier feindlichen Heere. Der große Rustum kämpft unter einem angenommenen Namen und verwundet Sohrab, ohne ihn zu erkennen. Als Sohrab im Fallen ausruft, sein Vater Rustum werde ihn rächen, erfährt dieser zu spät, er habe seinen eigenen Sohn erschlagen. Die nun folgende Erkennungsszene ist hochtragisch gehalten, das Metrum durchaus stattlich, schön und klar. Die eingeflochtenen prächtigen Schilderungen voll ruhiger und vollkommener Schönheit erinnern an Milton; schon im Klang der Worte tritt die große, glänzende Schönheit des auszudrückenden Gedankens hervor. Aber dasselbe Gedicht zeigt Arnold auch von seiner ungünstigen Seite, indem es ein bezeichnendes Beispiel seines ärgsten Fehlers enthält. Dieser Fehler besteht in einem merkwürdigen Mangel an Richtigkeitsgefühl in

der Wahl von metaphorischen Gleichnissen, in einer Art Bilderbombastes, wie er Wordsworth eigen war, der zum Beispiel einen alten Blutegelsammler in einem Sumpf mit einem auf dem Scheitel einer kahlen Eminenz ruhenden großen Stein verglich und dieses Gleichnis überdies selber gewaltig bewunderte. Auch Arnold leidet oft an einer die Heiterkeit erregenden Unangemessenheit der Metaphern. In „Sohrab und Rustum" sind die Gleichnisse kleinlich und unwürdig. Der verwundet auf der Ebene liegende Sohrab wird mit einer in der Blüte ihres Daseins von einem das Gras abmähenden ungeschickten Gärtner gebrochenen, purpurroten Hyazinthe verglichen; des Helden blutbefleckte weiße Seite mit beschmutzten weißen Veilchen, die frisch gepflückt von lärmenden, von ihren Wärterinnen plötzlich ins Haus gerufenen Kindern auf den Beeten liegen gelassen werden. Selbst der gute Homer schlummert zuweilen, und Arnold wird von seinem attischen Geschmack zuweilen im Stiche gelassen.

Was den übrigen Inhalt des 1853er Bandes betrifft, so verdienen besondere Erwähnung: „Der verlassene Meermann", der eine zarte, aber nicht leidenschaftliche Liebesgeschichte enthaltende Zyklus „Die Schweiz", das an ausgesuchtem Wohlklang einem griechischen Fragment gleichende Gedicht „Philomela" und das kurze „Self-dependence", das besonders beachtenswert ist, weil darin der konstante und alles durchdringende Geist des ersten Werkes Arnolds in hervorragender Weise zutage tritt. Dieses Gedicht besagt, daß der Dichter, lebensmüde, auf dem Vorderdeck eines Schiffes steht, das ihn auf einer See dahinführt, auf die ein sternenhelles Firmament hinabblickt. Zu den Sternen emporblickend, wünscht er aus vollster Seele, sie möchten ihm etwas von ihrer Ruhe, Stille und Unermeßlichkeit zukommen lassen. Die Nachtluft trägt ihm die Antwort zu, er müsse, wenn er wie sie sein wolle, auch wie sie leben: durch sich selbst im Gleichgewicht erhalten, von sich selbst begrenzt, ohne Rücksicht auf den Zustand, in dem sich Gottes übrige Werke befinden, niemals verlangend, daß die Außenwelt ihnen Mitgefühl entgegenbringe, sie liebe oder ihnen Unterhaltung gewähre, sondern auf sich selbst gestellt und ruhig ihre ganze Kraft auf ihre eigenen Ziele konzentrierend und so ihr gewaltiges Leben erlangend. Diese stoische Abgeschlossenheit, diese Sehnsucht nach Ruhe ist ein Hauptmerkmal der Anfangsperiode in Arnolds Dichterlaufbahn.

Im Jahre 1858 ließ Arnold „Merope" erscheinen, ein das antike Drama nachahmendes Schauspiel. Der Stoff ist den Heldensagen des Hyginus, eines Mythenschreibers ungewissen Datums, entnommen und wurde in der Neuzeit vielfach benutzt, so von Voltaire, Alfieri, Maffei und anderen; auch im Altertum gab es eine, wahrscheinlich von Euripides verfaßte, aber nicht auf uns gekommene berühmte Tragödie mit demselben Thema. Arnolds Dichtung geht eine wertvolle Kritik der

modernen Meropedramen vorauf, eine Kritik, die wohl noch wertvoller ist, als die Tragödie selbst. Die Handlung der letzteren ist kurz die folgende. Merope ist die Gattin des messenischen Königs Kresphontes. Dieser wird nebst zweien seiner Söhne auf Anstiften seines nach dem Throne lüsternen Bruders Polyphontes ermordet, und Merope kann nur ihren jüngsten Sohn Äpytos retten und insgeheim zu ihrem Vater senden, bei dem er erzogen wird. Zum Manne herangereift, kehrt Äpytos nach Messenien zurück, um seinen Vater zu rächen. In der Voraussetzung, er würde, wenn der König seinen wahren Namen erführe, ermordet werden, stellt er sich bei Hofe als den einzigen Augenzeugen des Todes Kresphontes' vor und wird von Polyphontes günstig aufgenommen. Merope aber bildet sich ein, der Fremdling sei der Mörder ihres jüngsten Sohnes, und schleicht des Nachts mit einer Axt in sein Schlafzimmer. Schon will sie den Todesstreich gegen ihn führen, als plötzlich der alte Diener Arkas ihr die Wahrheit entdeckt. Eine Erkennungsszene findet statt, Polyphontes wird erschlagen und Äpytos besteigt den ihm gebührenden Thron. Die Hauptschwierigkeit liegt für den Dichter in der Behandlung der Erkennungsszene zwischen Merope und Äpytos, und diese ist, wie nicht anders zu erwarten, Arnold mißlungen, weil es ihm an Leidenschaftlichkeit und natürlicher Zärtlichkeit mangelt. Bei aller Gedankenschönheit, Durchdachtheit und geschickten Mache macht das Ganze den Eindruck der Kälte und Härte und scheint mehr eine Stilübung zu sein, als eine aus freier Eingebung hervorgehende Schöpfung. Ein Punkt jedoch verdient hohes Lob: die Größe des Verständnisses, das Arnold dem griechischen Gefühl in Dingen der Moral entgegenbringt. Der flehentlich-heftige zweite Chor in „Merope" ist echter hellenisch aufgefaßt, als irgend einer der viel schöneren Chöre in Swinburnes Dramen „Atalanta in Calydon" und „Erechtheus". Arnold geht der rebellische Geist gänzlich ab, der den antiken Stücken Swinburnes einen Beigeschmack von Modernität verleiht; er hat vollkommen begriffen, daß Vermessenheit und Gesetzlosigkeit mit der griechischen Kunst nichts gemein haben.

Nach einer Pause von zehn Jahren veröffentlichte Arnold „New poems", die außer dem Wiederabdruck von „Empedocles" u. a. die vier schönsten Gedichte enthalten, die je aus unseres Autors Feder hervorgegangen: „Dover Beach", „The Buried Life", „Thyrsis" und „Stanzas from la Grande Chartreuse". „Die Küste von Dover" ist von einer verzagenden Resignation durchzogen. Den Anfang macht eine Schilderung dieser Küste während der Nacht; die See ist ruhig und im Zustand der Flut, der Mond voll, und man hört das knirschende Geräusch der Kieselsteine, die von den Wellen aufgefangen werden, um von ihnen mit Gewalt ans Ufer geschleudert zu werden. Das Geräusch beginnt, hört auf und beginnt von neuem mit demselben langen Tonfall, der den Eindruck ewiger Traurigkeit macht:

The sea of faith
Was once, too, at the full, and round earth's shore
Lay like the folds of a bright girdle furl'd;
But now I only hear
Its melancholy, long, withdrawing roar,
Retreating to the breath
Of the night-wind down the vast edges drear
And naked shingles of the world.

„Das begrabene Leben" ist von derselben traurigen und anregenden Stimmung durchdrungen, aber von größerer Gedankenfeinheit. Ein Liebespaar scherzt und lacht; plötzlich überkommt den jungen Mann eine namenlose Wehmut; er sehnt sich danach, hinter dem Lächeln und den Neckereien etwas Tieferes zu finden, in der Tiefe der Seele seiner Geliebten lesen zu können. Er stellt sich die furchtbare Frage, ob nicht vielleicht sogar die Liebe zu schwach sei, das Herz zu erschließen und es sprechen zu lassen, ob das Herz nicht aus Furcht vor Tadel oder Gleichgültigkeit sich vor sich selbst und vor der Welt verstellt, obgleich in jeder Menschenbrust doch nur dasselbe Herz schlägt. Das Schicksal, fügt er hinzu, habe vorhergesehen, ein wie läppisches Kind der Mensch sei und wie er sein echtes Selbst verschwenden würde, hätte er die freieste Verfügung über sich; daher habe es angeordnet, daß sein eigentliches Leben unbeachtet und außerhalb des Bereiches seiner Aufsicht in den geheimsten Tiefen seines Wesens dahinfließe. Aber oft werden wir inmitten unserer täglichen Beschäftigung von einer unaussprechlichen Sehnsucht nach näherer Kenntnis unseres innersten Lebens ergriffen, und in solchen Augenblicken erforschen viele von uns ihr innerstes Herz, aber noch keiner hat tief genug geforscht. Vergeblich versuchen wir, unser verborgenstes Selbst auszudrücken und darzustellen — was wir sagen und tun, mag beredsam und gut sein, aber es ist nicht aufrichtig. Nur zuweilen, wenn eine geliebte Hand in der unserigen ruht oder wenn wir einer geliebten Stimme lauschen, schiebt sich in der Menschenbrust gleichsam ein Riegel zurück, so daß der stillgestandene Puls der Gefühle wieder in Gang gesetzt wird:

And then he thinks he knows
The hills where his life rose
And the sea where it goes.

Die Monodie „Thyrsis" ist den Manen des 1861 zu Florenz verstorbenen Poeten Arthur Hugh Clough, eines Geistesverwandten Arnolds, gewidmet und reiht sich würdig an Shelleys „Adonaïs" und Miltons „Lycidas". Schade, daß der Mangel an Raum die Wiedergabe dieser herrlichen Dichtung nicht gestattet.

Neben der Arnold kennzeichnenden Auslegung der Natur muß noch eine andere Seite seines Geistes beachtet werden: seine Stellung zum religiösen Denken und Fühlen unserer Zeit. Dieser Punkt läßt sich

nirgendwo besser beobachten, als in dem vierten der oben genannten Gedichte: „Stanzas from la Grande Chartreuse“. Der im verödeten Karthäuserkloster stehende Dichter:

> Wandering between two worlds, one dead,
> The other powerless to be born,

ist gekommen, um die Tränen einer von der Welt verlachten Melancholie an der Seite jener zu vergießen, deren Glaube ebenfalls verlacht wird. Sein einziges Verlangen ist, in Ruhe gelassen zu werden; er weiß, daß sein alter Glaube für die Welt dahin ist, und hofft, daß künftige Generationen glücklicher sein werden, fordert aber, daß die Welt, während er trostlos und verlassen wartet, ihm gestatte, traurig zu sein.





Sphinx.

Ein Akt.

Von

Paul Schüler.

— Berlin. —

Personen.

Eva Lagarde, eine junge Witwe.
Lejeune, Dichter.
Beaufort, Bildhauer.
Dr. Ilex.

(Handlung spielt im Garten vor der Villa der Frau Lagarde. Sommernacht. Unter Büschen die Gestalt einer Sphinx, deren Kopf Frau Lagarde gleicht. Die Tür aus dem Garten zur Villa ist offen.)

Erste Szene.

(Lejeune, gegen die Sphinx gelehnt, lauscht den Tönen eines Klaviers. Er ist nach der Mode gekleidet und lispelt. Nach einer Weile erscheint Dr. Ilex neben ihm, im Schatten der Sphinx, gleichsam wie aus dem Boden gewachsen. Er steht Ende der Dreißig, hat einen scharfgeschnittenen Kopf, sieht interessant aus und hinkt.)

Ilex. Verzeihung, wenn ich störe.

Lejeune (zusammenschreckend). Wo kommen Sie denn her? So — so plötzlich?

Ilex. Über die Mauer. Ich schwang mich über die kleine Gartenmauer. Wenn ich Musik höre, und nun gar Chopin! — Dieses Nokturno spielt sie vortrefflich. Was die Frauen in ihrer Jugend beim Klavierlehrer gelernt haben, das sitzt fest fürs ganze Leben.

Lejeune. Woher wissen Sie denn, wer spielt?

Ilex. Mein Gott, das ist doch die Villa der Frau Lagarde! Sie spielte das Stück bereits vor Jahren. Ja, die Musik. Sie ist eine Kupplerin; sie wird den armen Beaufort noch tiefer in das Netz verstricken.

Lejeune (lauschend). Still.

Ilex. Verzeihung. Ich riß Sie aus der Stimmung. (Er seufzt.) Welch' eine Nacht, mein Freund! Jasmin und Rosen duften. Nachtfalter

flattern dem Lichte zu. Auf einem Meer von Träumen wiegt sich unsere Seele. Ein süßer Schmerz, der Liebe Lust und Leid, durchzittert uns. Wir nehmen eine Wertherpose an und lauschen in Verzückung hingegeben den Tönen dieser wundervollen Frau.

Lejeune (hat ein Notizbuch herausgenommen und schreibt hinein. Dabei dreht er sich um und wendet Ilex seinen weißgewordenen Rücken zu.) Zauberhaft. Dieses Spiel löst einen Strom von Gedanken in mir aus.

Ilex. Ja, die Liebe hat etwas recht Befruchtendes. (Er fährt über den Rock Lejeunes.) Pardon: diese Sphinx hat Sie etwas weiß gemacht; fast hätte ich gesagt: Ihnen.

Lejeune. O danke. Bemühen Sie sich nicht. Sie hinken ja?

Ilex. Ein wenig. Mein linker Fuß ist ein wenig schwach, und als ich mich vorhin über die Mauer schwang — die Stelle, die jetzt kommt, spielt sie am besten. Nicht wahr? So weich — so schmelzend — so - - lüstern. Genau so wie (er schlägt einen ordinären Ton an) wie „einst im Mai".

Lejeune. Sie verkehrten bei Frau Lagarde?

Ilex. Ja, das heißt bei ihren Eltern. Die Komödie ihrer Ehe habe ich mir geschenkt.

Lejeune. Komödie? Sie liebte ihren Mann.

Ilex. So? Als sie ihn heiratete, liebte sie ihn noch nicht.

Lejeune. Sie geht fast täglich an sein Grab. Oft liegt eine tiefe Traurigkeit über ihren Zügen. Auch ihre Seele vermag den Witwenschleier nicht abzustreifen.

Ilex. Sehr hübsch gesagt. Man sieht doch gleich den Dichter. Also auch die Seele ist verschleiert. Schade. Wo ihr das Leben aus zwei so schwärmerischen Augen lacht!

Lejeune. Es ist auch nicht nur die Trauer um den Toten. Sie ist eine tiefe, weltabgewandte, eine geheimnisvolle Natur.

Ilex. Nun sagen Sie nur noch: „Sphinx."

Lejeune. Ja, Sphinx: das ist das rechte Wort für dieses Wesen. Sie begegnen sich da mit Beaufort, den sie zu einer seiner gelungensten Schöpfungen angeregt hat. (Er zeigt auf das Bildwerk.)

Ilex (sich überrascht stellend). Wahrhaftig: die Ähnlichkeit ist unverkennbar.

Lejeune. Haben Sie einmal ihre langen, schmalen Finger gesehen? Bisweilen, wenn es dämmert, ist es mir, als würden ihre Nägel zu Krallen —

Ilex. Sphinx, Sphinx.

Lejeune. Als wühlten sie sich in meine Hand; ich bin dann wie gelähmt, als wenn ein Gift mir durch die Adern schleicht.

Ilex. Interessanter, höchst poetischer Zustand, das!

Lejeune. Ihre Augen aber — ich habe niemals solche Augen gesehen. Es liegt ein Etwas darin, ein Etwas —

Ilex. Sphinxissimus — ma — mum!

Lejeune. — als wären alle Rätsel dieser Welt in ihnen lebendig geworden und verlangten, von mir gelöst zu werden. Ihre Augen sind zwei Fragezeichen; ihre Augen —

Ilex. „Im Meere deiner Augen
Möcht' ich vor Anker gehn;
Ich hab' in seiner Tiefe
Die Seele leuchten sehn —"

singt ein gewisser Lejeune.

Lejeune (geschmeichelt). Das kennen Sie auch?

Ilex. Ein herrliches Gedicht: es verdiente, in weitesten Kreisen bekannt zu werden.

Lejeune. Sie wissen, wie wenig mir am Ruhm gelegen ist. Ich bin so gar nicht eitel.

Ilex. Das Wahrzeichen des echten Genius, der in sich selbst Genüge findet, der nicht um die Gunst der schnöden Menge buhlt, der keine Quittung nötig hat für seinen Anspruch auf Unsterblichkeit.

Lejeune. Ja, mein ganzes Ich sträubt sich gegen die Popularität.

Ilex. Kann's mir denken. Eine so innerliche Natur! Allein, wenn Sie Frau Lagarde zu heiraten wünschen —

Lejeune (peinlich berührt). Mein Herr!

Ilex. Mein Herr?

Lejeune. Ich weiß nicht, mit welchem Recht —

Ilex. O, ich bitte tausendmal um Verzeihung. Nichts liegt mir ferner, als — aber Sie gaben mir selber, aus freien Stücken, einen so interessanten Einblick in Ihr Seelenleben; auch sprechen Ihre Gedichte, die Sie ja doch der Öffentlichkeit unterbreitet haben, nicht wahr, eine so beredte Sprache; Ihr Modell ist darin so unverkennbar, so meisterhaft getroffen, daß ich nicht glaubte, indiskret zu sein, wenn ich — nun: reden wir nicht mehr von Ihren Gefühlen; nehmen wir Rücksicht auf ihre Mimosenhaftigkeit; schweigen wir von Frau Lagarde und von der Methode, wie man der Lösung ihres Rätsels näher kommt. Es ist schwül heute abend, finden Sie nicht? Es will sich gar nicht abkühlen.

Lejeune. Was meinen Sie damit, Herr Doktor?

Ilex. Nun, ich denke, daß ein Gewitter —

Lejeune. Nicht doch: ich spreche von Frau Lagarde.

Ilex. Ah so! Von Frau Lagarde! Ich höre.

Lejeune. Nein: Sie wollten etwas sagen.

Ilex. Ich? Nicht daß ich wüßte.

Lejeune. Aber ja. Sie sprachen von einer Methode.

Ilex. Tat ich das?

Lejeune. Sie sagten, daß Frau Lagarde am Ende Wert legen könnte auf Popularität.

Ilex. Nun ja: ein berühmter Mann hat es immer leichter als ein Unbekannter.

Lejeune. Halten Sie Frau Lagarde nicht für äußerlich!

Ilex. Wie könnt' ich! Eine so innerliche Natur! Ich meine nur: wenn eine Frau vor die Wahl gestellt ist, den Namen eines bekannten Bildhauers oder den Namen eines noch unbekannten Dichters anzunehmen —: denn Beaufort ist ein angesehener Mann.

Lejeune. Mag sein. Indessen: er hat nicht immer saubere Wäsche, und dann: der Mensch trägt Röllchen!

Ilex. Röllchen?

Lejeune. Ja, angeknöpfte Manschetten! Stellen Sie sich das vor! Seine Manschetten befinden sich nicht am Hemd, sondern führen ein selbstständiges und vom Hemde unabhängiges Dasein.

Ilex. Das ist schlimm. Aber wenn Frau Lagarde keinen Wert legt auf Äußerlichkeiten —

Lejeune. Nun, es hat doch alles seine Grenzen.

Ilex. Ja, die Wahl ist nicht leicht. Ich kann mich sehr wohl in die Seele dieser unglücklichen Frau hineinversetzen. Wenn Sie wenigstens mehr Geld hätten als Beaufort —

Lejeune. Jetzt beleidigen Sie Frau Lagarde.

Ilex. Gott, man scherzt ein wenig. Wenn es sich um Gefühle handelt, dann kitzelt's mich immer, ein wenig zu scherzen. Gewissermaßen als Schild und Schutzwehr. Man wird so leicht sentimental, wissen Sie? — Aber Sie werden mich verfluchen. Ich störe Ihnen den Genuß dieser einzigen Stunde; ich dränge mich in Ihre Geheimnisse; ich schwatze Ihnen meinen Rat auf.

Lejeune. Man kommt. Sie wollten von einer Methode sprechen — gehen wir hier diesen Gang hinunter.

Ilex. Lassen Sie mich nur erst die Herrschaften begrüßen.

Lejeune. Später, lieber Freund, später. Sie sprachen von einer Methode — (er zieht Ilex in den Seitengang.)

Zweite Szene.

Eva. Beaufort.

Beaufort. Es war wundervoll.

Eva. Ach, ich bin ganz aus der Übung. Es war das erste Mal seit seinem Tode. Fühlen Sie nur, wie mir das Herz klopft. (Sie führt seine Hand an ihren Busen.)

Beaufort (in plötzlicher Wallung). Eva!

Eva. Nicht so, mein Freund!

Beaufort. Hätte ich gewußt, daß Sie das Spiel erregt, dann wäre ich nicht in Sie gedrungen. Immer und überall der Tote. Er, er, immer nur er. Überall steht, liegt, hängt er herum. In großem Format,

in kleinem Format: sein Bild, seine Büste, seine Photographie; an den Wänden, in den Nischen, auf den Tischen; ja selbst auf dem Flügel macht er sich breit.

Eva. Beaufort!

Beaufort. Aber haben Sie es nicht bemerkt? Während Ihres Spiels, als es so recht leidenschaftlich wurde, da fiel er herunter vom Klavier, der Selige. Haben Sie's bemerkt? Ich glaube nicht an Vorbedeutungen; aber das, Frau Eva, wenn das keine Vorbedeutung gewesen ist —

Eva. Ich liebe ihn.

Beaufort. Sie gehören dem Leben.

Eva. Wer weiß? (Den Blick in die Ferne gerichtet; theatralisch). Vielleicht hat dieser Tote mehr Macht über mich als alle Lebendigen.

Beaufort. Das darf nicht sein. Lejeune ist ein Mensch von Fleisch und Blut. Mit ihm nehm' ich den Kampf auf und mit jedem Lebendigen, der sich zwischen uns stellt. Aber mit Dingen, die nicht sind, mit Schatten kann ich nicht kämpfen.

Eva (wie oben). Schatten — vielleicht sind es nur Schatten. (Zu Beaufort gewandt, kokett). Und bisweilen ist mir, als wenn nichts zwischen uns stände, nichts, was uns trennt, nicht einmal ein Schatten.

Beaufort (beglückt nach ihrer Hand fassend). Eva!

Eva (abwehrend). Aber dann — sehen Sie, Beaufort: der Tote liebte mich in seiner Weise; aber verstanden hat er mich nicht.

Beaufort. Ich weiß.

Eva. Und es beschleicht mich oft die Angst: wie, wenn auch Sie mich nicht verständen! Wenn auch Sie mein Innerstes nicht ausschöpfen könnten! Manchmal komme ich mir wie verzaubert vor. Und es müßte einer kommen (theatralisch-visionär), der ein Wort spräche, eine Tat vollbrächte, der — der mich wieder zum Menschen macht.

Beaufort. Rätselhaftes Weib! (Vor der Sphinx:) Da stehen wir wieder einmal vor Ihrem Abbild.

Eva. Sagen Sie, Beaufort: wie sind Sie eigentlich darauf gekommen, meinen Kopf auf dieses fürchterliche Tier zu setzen?

Beaufort. Wie ich darauf gekommen bin? Das will ich Ihnen sagen. Ich habe da ein Buch gelesen: ich weiß nicht mehr, was es war; und wie ich das las, da ging mir eine Ahnung Ihres Wesens auf.

Eva. Seltsam.

Beaufort. In dem Buche hieß es, daß das Weib der Natur näher stände als der Mann; daß es gleichsam die Brücke sei, die zur Erkenntnis führt, und daß der Mann, der so begierig nach dem Sinn des Lebens forscht, nur durch das Weib zur Lösung dieses größten aller Mysterien gelangen kann.

Eva (nachsprechend). Daß der Mann nur durch das Weib zur Lösung gelangen kann. Ja, das ist auch meine Auffassung, Beaufort.

Beaufort. Und während ich das las, da dachte ich nur immer an Sie. Ich stand vor einer Brücke und sah in eine weite, paradiesische Landschaft hinein. Auf der Brücke aber hielt dieses Tier da Wache. Es trug Ihr Antlitz und sah mich an, als wollte es sagen: Löse mein Rätsel und du findest Eingang in das Land deiner Sehnsucht. Und nun suche und suche ich nach dem Schlüsselwort.

Eva. Fänden Sie es doch! Ich möchte Ihnen ja so gerne helfen. Ich schlafe keine Nacht, Beaufort: solche Vorwürfe mache ich mir, weil ich Ihnen nicht das sein kann, was ich möchte. Ich gebe mir Mühe, Sie zu lieben —

Beaufort. Ist das so schwer?

Eva. Für eine andere gewiß nicht. Aber Sie haben es ja selbst herausgefühlt, daß etwas in mir ist, etwas Rätselhaftes. Ich bin offen zu Ihnen, Beaufort. Ich lüge nicht; ich mache Ihnen nichts vor. Sie werden nicht viele Frauen finden, die so offen sind. Aber wenn man so viel Geheimnisvolles, so viel Unentwirrbares in sich hat. Bisweilen denke ich: Beaufort, ja, er ist es; er hat das Schlüsselwort.

Beaufort. Wenn es die Liebe ist, dann habe ich's, das schwöre ich Ihnen.

Eva. Aber dann wieder tritt etwas Fremdes, Störendes dazwischen. Ich weiß selbst nicht, was es ist.

Beaufort. Sollte es in meinem Äußeren liegen? Sollte es vielleicht mein Bart sein?

Eva. Nicht doch. Auch nicht die Röllchen, die Sie tragen, wenngleich angeknöpfte Manschetten nicht nach meinem Geschmack sind.

Beaufort. Ein Künstler —

Eva. Halten Sie mich nicht für oberflächlich, Beaufort. Glauben Sie mir: es schmerzt mich, wenn ich Sie leiden sehe. Ich komme mir so schlecht, so unnütz vor. Sie sind so gut zu mir; ich verdiene es nicht.

Beaufort. Ich liebe Sie und möchte Sie besitzen: das ist alles.

Eva. Möchte! Ach, Ihr seid alle Bettler der Liebe. Es müßte einer kommen, wild und ungestüm wie ein Sturzbach; fortreißend, überwältigend in einem Sturm von Leidenschaft.

Beaufort. Eva! (Er sinkt vor ihr nieder und will sie an sich pressen.)

Eva. Ach nein. So auf Kommando nicht.

Beaufort. Was soll ich tun? Sagen Sie, was ich tun soll.

Eva. Wenn Sie das nicht selber wissen.

Beaufort. Wie grausam Sie sind.

Eva. Quälen Sie mich nicht auch? Lassen Sie mir Zeit. Acht Tage noch.

Beaufort. Das haben Sie nun schon so oft gesagt. Sie müssen

mein Eigen werden, Frau Eva. Ich habe Sie nötig. Mein ganzes Schaffen ist auf Sie gestellt. Vorhin, als Sie am Flügel saßen und spielten —

Eva. Ich höre sprechen.

(Lejeune und Ilex kommen zurück.)

Beaufort. Sagen Sie: was war das eigentlich, was Sie spielten?

Eva. Eine Fantasie.

Beaufort. Wie? Eigene Erfindung?

Eva. Ich kann nichts auswendig behalten. Darüber hat sich schon mein Lehrer gewundert. Ich setze mich einfach hin und fantasiere. Wenn so ein Sommerabend ist, und die rechte Stimmung kommt über mich —

Dritte Szene.

Lejeune und **Ilex**; die **Vorigen**. Später **Eva** und **Ilex** allein.

Lejeune (zu Eva). Innigen Dank, schöne Frau. Es war ein süßer, ein schmerzlich-süßer Genuß, dieser Chopin.

Beaufort. Sie irren, mein Bester. Unsere Freundin fantasierte.

Lejeune. Dacht' ich's doch. (Zu Ilex, der abseits im Schatten der Sphinx steht.) Da haben Sie's, Doktor! Sie mit Ihrem Chopin!

Ilex. Dann habe ich mich eben geirrt. Ich bin leider nur wenig musikalisch.

Eva. Doktor Ilex, Sie hier? Und zur Stunde der Gespenster?

Ilex (sich verneigend). Die Stunde der Gespenster ist auch die Stunde, wo sich Menschenseelen zu entfalten pflegen. Auch meine Seele drängte zur Entfaltung. Da kamen ihr nun diese Töne entgegen. Sie wissen, Frau Lagarde: Ihr Spiel hatte stets etwas Bezauberndes für mich, wenn ich auch nicht gerade musikalisch bin. Und ich bin immer noch ein wenig sentimental.

(Beaufort und Lejeune ziehen sich im Gespräch zurück.)

Eva. Wirklich?

Ilex. Wenn auch nicht so wie früher, wie „einst im Mai".

Eva. Sie hinken ja?

Ilex. Unbedeutend. Das ist noch von damals zurückgeblieben. Sie entsinnen sich vielleicht; wir spielten Verstecken. Sie hatten sich vor mir verkrochen — in den Keller.

Eva. Ich entsinne mich.

Ilex. Ich kroch Ihnen nach und verfehlte die Stufen. Es war so dunkel.

Eva. Und das ist noch immer nicht gut? Es sind nun doch schon mindestens sechs Jahre —

Ilex. Ganz recht: zwölf Jahre. Wie gesagt: kaum der Rede wert. Nur vorhin, als ich über die Mauer sprang —

Eva (mit dem Finger drohend). Ei ei!

Ilex. Da gab's mir einen kleinen Knax.

Eva. Ja, die alten Sachen: sie kommen von Zeit zu Zeit wieder. Aber es war nett von Ihnen, daß Sie trotzdem den kleinen Sprung riskiert haben. (Sie reicht ihm die Hand.)

Ilex. Der alte Händedruck. Genau wie damals, wo wir im Garten Ihrer Eltern saßen. Es war auch so eine Sommernacht. Ich legte den Arm um Sie, und Sie sahen mich an mit Ihren großen Augen und drückten mir die Hand, langsam anschwellend — so — und dann wieder abschwellend — so — dann wieder stärker werdend; o, es war äußerst beseligend. Aber dann merkte ich, daß Sie auch anderen so die Hand drückten und auch anderen so in die Augen sahen. Und dann heirateten Sie den Herrn Lagarde.

Eva. Er liebte mich.

Ilex. Sehr. Bis über den Tod hinaus. Sein Testament ist eine Liebeserklärung post festum.

Eva. Sein Testament?

Ilex. Hätte er Sie sonst auf den Pflichtteil gesetzt für den Fall, daß Sie zu einer zweiten Ehe schreiten?

Eva. Wie genau Sie Bescheid wissen!

Ilex. Mein Gott, wenn man sich für jemand interessiert. Das ist die wahre Liebe: In Indien muß sich die Witwe verbrennen lassen. Bei uns wird sie nur sozusagen aufs Trockene gesetzt.

Eva. Sie sind noch immer so ironisch wie früher.

Ilex. Ernsthaft: Sie werden sich dann sehr einschränken müssen.

Eva. Dann? — Wann?

Ilex. Wenn Sie zwischen Beaufort und Lejeune gewählt haben werden.

Eva. Herr Doktor! Sie glauben doch nicht etwa —

Ilex. An eine Liebe über den Tod hinaus? Was bliebe uns, wenn wir nicht daran glauben könnten? Und doch: ich hätte anders testiert. Meine geliebte Eva —

Eva. Aber Herr Doktor!

Ilex. So hätte ich testiert. Meine geliebte Eva setze ich ein für allemal zu meiner Universalerbin ein und kümmere mich den Teufel drum, wen sie nachher heiratet. Insbesondere soll ihr alles zukommen, was ich für mein Patent zu beanspruchen habe.

Eva. Für Ihr Patent? Sie haben eine Erfindung gemacht?

Ilex. Ja, eine kleine Erfindung auf dem Gebiete der Kriegstechnik. Es ist mir gelungen, die Perkussionskraft unserer Geschosse auf das Doppelte zu erhöhen. Sie verstehen?

Eva. Nicht ganz. In den Dingen des praktischen Lebens bin ich so unerfahren.

Ilex. Natürlich: eine so ideale, so weltabgewandte Persönlichkeit.

Es handelt sich — kurz gesagt — um folgendes: Bisher waren unsere Flintenkugeln imstande, bestenfalls sieben Menschen auf einmal zu durchbohren. In Zukunft wird es möglich sein, mit Hilfe meiner Erfindung die doppelte Anzahl Menschen mit einem Schuß kampfunfähig zu machen.

Eva. Aber das ist ja eine teuflische Erfindung.

Ilex. Keine Komplimente. Es ist mein Handwerk. Vorige Woche unterzeichnete der Kriegsminister den Kontrakt, durch welchen mir dieses Kulturwerk für eine Million Reichsmark abgekauft wurde.

Eva. Eine Million! Was Sie sagen! Das müssen Sie mir näher erzählen. Sie wissen, wie lebhaft mich alles, was Sie angeht, interessiert.

Ilex. Zu gütig, Verehrteste: wo wir uns so lange nicht gesehen haben.

Eva. Und gerade in diesen fernliegenden Dingen könnte ich einen Lehrmeister brauchen.

Ilex. Nun, wir könnten am Ende einen Pakt schließen: ich weihe Sie in die Praxis ein, und Sie belehren mich, wie man die letzten Fragen löst. Sie haben sich ja bereits auf den Flügeln der Sphinx in die höheren Sphären emporgehoben. Wenn Sie die Gewogenheit haben wollten, mich mitzunehmen und an der Lösung Ihres Rätsels, um nicht zu sagen Ihrer Preisfrage, teilnehmen zu lassen — (Beide ab.)

Vierte Szene.

Beaufort. Lejeune.

Lejeune. Es will sich nicht abkühlen.

Beaufort. Es wird immer schwüler. Das Blut hämmert gegen die Schläfen.

Lejeune. Die Luft ist dick.

Beaufort. Es riecht wie nach Pech und Schwefel. Und immer noch keine Entscheidung.

Lejeune. Welch' ein Weib! Sie hat Empfindungen in mir geweckt, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Ich bin ein Dichter, Beaufort; ich fühle tiefer und stärker als andere. Aber was diese Frau an Gefühlen in mir auslöst, das ist mehr, als alle Dichter dieser Erde jemals empfunden haben. Sie ist in Wahrheit meine erste, meine einzige Liebe.

Beaufort. Sie wird meine letzte sein. Was an Leidenschaft in mir ist, das gibt sich nun für immer aus. Sie ist das tiefe Geheimnis meines Lebens. Das Mysterium der Natur verkörpert sich in ihr. Der Urgrund aller Dinge liegt in ihr verborgen.

Lejeune. Wir können nur durch dieses Weib erlöst werden, Beaufort.

Beaufort. Aber nur, wenn wir sie selbst erlösen, Lejeune.

Lejeune. Ja, dieses Weib schreit nach dem Erlöser. Wem von

uns wird sie den Kranz reichen? Wir wollen sehen, daß wir Freunde bleiben, Beaufort, auf wen auch ihre Wahl fallen möge. Das Verständnis für diese rätselvolle Frau soll uns verbinden und nicht trennen. Es wird nicht viele geben, die sie verstehen.

Beaufort. Wenn es verstehen heißt, daß sie ein Rätsel ist. (Sie schütteln sich die Hände.)

Lejeune. Unbegreiflich, wie sie diesen Lagarde heiraten konnte.

Beaufort. Sie war sehr jung. Eine Verstandesehe.

Lejeune. Doktor Ilex meinte: die Ehe sei auf dem Verstandesamte geschlossen. Hehe! Witzig, was? Muß mir das übrigens notieren; man kann es bei Gelegenheit verwenden. (Er schreibt.)

Beaufort. Was will eigentlich der Mensch?

Lejeune. Ilex? Ich glaube nicht, daß er was will. Er redet nicht wie einer, der was will.

Beaufort. Ich meine, ob er Absichten auf Frau Lagarde hat.

Lejeune. Ich glaube nicht. Ein harmloser, liebenswürdiger Mensch.

Beaufort. Der kürzlich eine bedeutende Erbschaft gemacht hat.

Lejeune. Erbschaft? Meines Wissens hat er in Monte Carlo die Bank gesprengt.

Beaufort. Gleichviel. Er verreiste als armer Schlucker und kam als reicher Mann zurück. Wir müssen auf der Hut sein, Lejeune.

Lejeune. Meinen Sie?

Beaufort. Wenn wir auch Nebenbuhler sind, ein Dritter soll uns nicht ins Gehege kommen.

Lejeune. Meine Hand darauf. (Sie schütteln sich die Hände.) Wieviel hat er eigentlich hinterlassen?

Beaufort. Lagarde? Man schätzte ihn auf eine halbe Million.

Lejeune. So hörte ich auch. Sie müssen mich nicht mißverstehen, Beaufort. Wenn sie mich wählen sollte, ich rühre nicht einen Pfennig an.

Beaufort. Glauben Sie vielleicht, daß ich —?

Lejeune. Wir kennen uns, Beaufort. Wir sind beide zu vornehme Naturen, als daß der Geldpunkt in unseren Erwägungen eine Rolle spielen könnte. Ich fragte auch nur deshalb, weil ich wissen wollte, ob sie bei ihrer Wahl ganz frei und unabhängig dem Zuge ihres Herzens folgen kann.

Beaufort. Eva wird sich niemals verkaufen.

Lejeune. Sie meinen Frau Lagarde. Oder sind Sie schon so weit, daß Sie das Recht haben, sie Eva zu nennen, schlankweg Eva?

Beaufort. Beruhigen Sie sich, Lejeune. Sie haben noch Chancen. — Unsere äußeren Umstände sind ziemlich die gleichen.

Lejeune. Ich besitze hundertfünfzigtausend.

Beaufort. Ich eine Kleinigkeit weniger. Dafür verdiene ich mehr.

Lejeune. Was im vorliegenden Fall keine Rolle spielt, da Frau Lagarde —

Beaufort. Ich weiß, ich weiß, daß es völlig nebensächlich ist. Wichtiger ist schon der Name, das Renommee. Mein Name hat in der Kunstwelt keinen üblen Klang, wie? Man schätzt mich —

Lejeune. Weil Sie Glück hatten.

Beaufort. Erlauben Sie!

Lejeune. Sie müssen andererseits bedenken, daß ich erheblich jünger bin.

Beaufort. Will nichts bedeuten.

Lejeune. Und — verzeihen Sie — auf meinen äußeren Menschen einen gewissen Wert lege.

Beaufort. Ich zweifle nicht daran; aber —

Lejeune. Man kann nämlich ein sehr anständiger Mensch sein und sich trotzdem anständig anziehen.

Beaufort. Schon gut. Aber Sie kennen unsere Freundin schlecht, wenn Sie glauben, daß diese Äußerlichkeiten —

Lejeune. Diese Äußerlichkeiten können selbst für innerliche Naturen recht maßgebend sein. Es ist durchaus nicht so gleichgültig, wie Sie denken, bester Herr Beaufort, ob man zu einem grauen Jackett ein schwarzes Beinkleid trägt; ob man zu einem Gehrock einen runden Hut aufsetzt oder einen Zylinder; ob man seinen Bart englisch trägt wie ich, oder ob man ihn ungepflegt wachsen läßt. So etwas kann über ein Leben entscheiden.

Beaufort. Meinen Sie? Nun, ich denke: wir lassen einmal diese Lebensfragen auf sich beruhen und wenden unsere Aufmerksamkeit lieber Herrn Ilex zu. Dort wandelt er mit Frau Lagarde in lebhaftem Gespräch. Wollen Sie es darauf ankommen lassen, daß Ihnen ein zweiter Nebenbuhler ersteht?

Lejeune. Ich eile. Ich hefte mich an ihre Fersen. Ich werde nicht von ihrer Seite weichen. Das verspreche ich Ihnen, Beaufort, bei unserer Freundschaft. Und nicht wahr: was auch die Zukunft bringen mag, zwischen uns bleibt es beim alten. (Sie schütteln sich die Hände.)

Beaufort (beiseite). Lispelnder Affe!

Lejeune (abgehend). Bauer!

Fünfte Szene.

Beaufort allein; dann **Dr. Ilex.**

Beaufort (vor dem Steinbild). Wie lange noch wirst du mich quälen, du Bild von Stein? Wann wird es mir beschieden sein, dir Seele einzuhauchen? Mein armes Leben, wird es auf deine Fragen Antwort geben? (Doktor Ilex wird plötzlich sichtbar.) Schönes Rätsel, grausames Rätsel, wann werde ich dich lösen? Und wirst du ihm, der dich erlöst, Erlösung spenden?

Ilex (plötzlich hervortretend). Famose Idee, lieber Meister, die Dame des Hauses als Sphinx zu verewigen.

Beaufort (peinlich überrascht, kühl). Finden Sie?

Ilex. Ihr Künstler habt einen feinen Instinkt für solche problematischen Naturen, für solche lebendigen Fragezeichen. Da klammert ihr euch an, da saugt ihr euch fest, dahinein versenkt ihr die Wurzeln eures Genius, die treibenden Kräfte eures Schaffens. Ich bin leider kein Künstler, Herr Beaufort. Aber als sie mir heute guten Abend sagte, guten Abend, lieber Ilex, ja, ich kann mir nicht helfen: darin lag etwas, etwas Bedeutendes; es klang wie eine Offenbarung, dieses guten Abend, lieber Ilex.

Beaufort. Ich habe nicht gehört, daß sie guten Abend, lieber Ilex, sagte.

Ilex. O wie schade. Welche Anregung ist Ihnen da verloren gegangen! Für einen Künstler genügen ja bisweilen Kleinigkeiten, die der gewöhnliche, der Durchschnittsmensch kaum beachtet. Ja, es lag etwas Unbeschreibliches in diesem guten Abend, etwas Überirdisches in dem lieber Ilex. Diese Frau versteht auf den Saiten der Männerseele zu spielen, und ich kann mir wohl vorstellen, daß man sich den Schlüssel wünscht zu ihrem Geheimnis. Ein schönes Rätsel, wie Sie richtig bemerkten, und hoffentlich nicht zu grausam. Möge Ihnen die Auflösung leicht werden!

Beaufort. Ich weiß nicht, Herr Doktor, was Sie berechtigt, meine Privatangelegenheiten —

Ilex. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich verbotenes Gebiet betreten habe. Es war gut gemeint.

Beaufort. Mag sein; indessen so stehen wir doch nicht. Sie haben es mit einem feinfühligen Menschen zu tun.

Ilex. Mit einem Ästheten, ich weiß.

Beaufort. Nun ja, man ist kein Bauer.

Ilex. Ein wenig zurück: ich möchte die Herrschaften nicht stören; sie scheinen so vertieft.

(Sie treten hinter die Sphinx.)

Sechste Szene.

Eva und Lejeune.

Eva. Ja, es ist vieles unausgesprochen zwischen uns.

Lejeune (mit Pathos deklamierend).

„Was ewig blieb unausgesprochen,
Was niemals sich ans Licht getraut,
Des Herzens heimlich wildes Pochen,
Es wird in diesen Tönen laut."

so sang ich zu Ihnen.

Eva. Ja, es war sehr hübsch gesagt.

Lejeune. Ach, wann werden Sie es endlich aussprechen, verehrteste Frau: das Unausgespochene, das erlösende Wort?

Eva. Wenn Sie es nicht erraten können.

Lejeune. Könnt' ich's doch! Mit heißem Bemühen ringe ich nun schon so lange danach!

Eva (reicht ihm die Hand). Verlieren Sie den Mut nicht, mein Freund.

Lejeune (deklamiert).

„Einziges Wesen, an das ich glaube,
Holdes Madonnenangesicht,
Das zur verlorenen Seele im Staube
Von der heiligsten Liebe spricht!"

Eva. Wie hübsch Sie das wieder gesagt haben!

Lejeune. Gesagt? Empfunden! Aus meinem Tiefinnersten heraus! (Deklamiert.)

„Von der Liebe, die Sein und Werden,
Von der Liebe, die Religion,
Von der Liebe, die Himmel und Erden,
Venus-Maria in einer Person!
Von der Liebe —"

(Beide ab.)

Siebente Szene.

Beaufort. Dr. Ilex.

Ilex. Haben Sie gehört? Er trägt ihr seine gesammelten Werke vor.

Beaufort. Braver Lejeune: so wirst du der Lösung dieses Rätsels nicht näher kommen.

Ilex. Er täte gut daran, in den Wein seiner Poesie etwas Prosawasser zu mengen.

Beaufort. Haha!

Ilex. Halb und halb. Halb Seele — halb Materie: das dürfte die richtige Mischung sein. Ich denke mir das so.

Beaufort. Nun?

Ilex (Beaufort parodierend). Schönes Rätsel, grausames Rätsel! Wie lange noch wirst du mich quälen, du Bild von Stein!

Beaufort. Herr, ich glaube, Sie wollen sich lustig machen über mich.

Ilex. Aber wie können Sie nur glauben —

(Lejeune tritt auf.)

Lejeune. Sie wünschte, für einen Augenblick allein zu sein. Es kam mit einem Mal über sie: eine jener seltsamen Stimmungen, an denen das Leben dieser geheimnisvollen Frau so reich ist. Dann wandelt sie langsam dahin, den Blick wie träumend ins Weite gerichtet —

Beaufort (zu Ilex). Sie hat ihn los sein wollen, das ist alles.

Lejeune (zu Ilex). Sie nimmt ihn nicht. Sie hat mir gesagt, daß sie seinen Bart nicht ausstehen kann.

Ilex (wie oben). Schönes Rätsel, grausames Rätsel!

Beaufort. Herr, ich glaube wirklich, Sie wollen mich verspotten.

Ilex. Wenn Sie mich immer unterbrechen, dann kann ich Ihnen allerdings nicht sagen, wie ich mir die Lösung dieses Rätsels denke. (Zu Lejeune.) Ich war im Begriff, diesem Herrn die Methode zu entwickeln —

Lejeune. Ja, die Methode!

Beaufort. Nun?

Ilex (ein Zwiegespräch nachahmend). „Der Faulbaum duftet, holdes Wesen. Süß ist's, an Ihrer Seite durch die Sommernacht zu wandeln." „Ach, wer löst die Rätselfragen meines Lebens?" „Ich, ich kann, ich werde sie lösen. Horch: die Nachtigall schlägt in den Büschen. Ach, zu wähnen in törichtem Traum, daß es immer und ewig so bliebe! Ich beziehe eine Rente von jährlich zwölftausend Mark." „Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben?" „Wenn ich ein kleines Risiko nicht scheue, schönes Rätsel, grausames Rätsel, dann könnt' ich's wohl auch auf 15000 bringen." „Ist das Ihr letztes Wort? Die ganze Lösung? O wie durchschauert mich der Zauber dieser einzigen Stunde —"

Beaufort. Genug, mein Herr.

Lejeune. Nicht weiter. Sie sind ein Spötter, mein Herr.

Beaufort. Sie entweihen ein Heiligtum. (Zu Lejeune.) Jetzt haben wir ihn: er soll uns nicht mehr gefährlich werden. (Laut.) Pfui, mein Herr!

Lejeune. Pfui!

Beaufort. Es ist nicht vornehm, hinter dem Rücken einer Dame so zu reden.

Lejeune. Nein, durchaus nicht vornehm.

Beaufort. Wir werden ihr wiedererzählen, wie Sie von ihr gesprochen haben —

Lejeune. Damit sie weiß, mit wem sie es zu tun hat.

Ilex. O bitte, bemühen Sie sich nicht. Wozu die Umstände? Das besorge ich lieber selbst. Und damit Sie sich überzeugen, meine Herren, daß ich nichts auslasse: hier, bitte, nehmen Sie Platz hinter dem Abbild unseres Rätsels. Sie werden, denke ich, nicht nötig haben, meinen Worten etwas hinzuzufügen.

(Beaufort und Ilex stellen sich so, daß sie von der auftretenden Eva nicht gesehen werden.)

Lejeune. Was hat er vor?

Achte Szene.

Die Vorigen. Eva.

Ilex (vor dem Steinbild, als ob er Eva nicht bemerkt, Beaufort parodierend). Schönes Rätsel! Grausames Rätsel!

Beaufort. Der Mensch macht sich wahrhaftig über mich lustig.

Lejeune. Pst!

Eva (zu Ilex). Vor meinem Bilde? und so versunken? Sie sagen alle, ich sei ein Rätsel, lieber Doktor. Halten Sie mich auch dafür?

Ilex (mit Bezug auf das Bildwerk). Beaufort hat niemals einen glücklicheren Gedanken gehabt.

Eva. Ja, ich muß wohl eine recht komplizierte Natur sein. Ach, wenn doch endlich der Ödipus käme, der das erlösende Wort spräche.

Ilex. Ich begreife Ihre Sehnsucht nicht recht. Ödipus hat die Sphinx nicht geheiratet. Er hat sie nur zu Falle gebracht.

Eva (sinnend). Als ihr Rätsel gelöst war, mußte sie sterben.

Ilex. Und dieses Rätsel war — wenn Sie sich entsinnen wollen — ein Kinderspiel. Es steckte nur in den Köpfen der verliebten Männer.

Eva. Ödipus aber war frei von aller Verliebtheit, nicht wahr? Das wollen Sie doch sagen?

Ilex. Er behielt seinen klaren Blick und merkte, daß das Rätsel — gar kein Rätsel war und daß im Grunde nichts dahinter steckte.

Eva (bitter). Die Nutzanwendung ist nicht schwer zu ziehen.

Ilex. Ich bin nicht Ödipus, schöne Frau.

Eva. Es scheint, Sie hätten ganz das Zeug dazu.

Ilex. Weil ich hinke? Ödipus hatte allerdings gleichfalls ein Fußleiden.

Eva. Sollten Sie ihn nicht mit jemand anders verwechseln?

Ilex. Das war ein Witz, Madame. Jedenfalls sind Sie sicher vor mir. Zu Falle bringen werde ich Sie nicht.

Eva. Hat die Aufgabe so wenig Verlockendes für Sie?

Ilex. Ich bin nicht ehrgeizig.

Eva. Aber unhöflich. Nur zu! Nur zu! Ich habe so viel Süßholz hören müssen, daß mir ein kräftiges Wort Bedürfnis ist.

Ilex (leise). Das geht auf Sie, Lejeune!

Lejeune (ebenso). Ich? Süßholz? Erlauben Sie!

Beaufort. Still.

Eva. Ich warte.

Ilex. Worauf?

Eva. Auf die Lösung.

Ilex. Ich möchte Sie schonen. Die Sphinx hat die Wahrheit nicht vertragen können.

Eva. Ich kann es. Ihre Wahrheiten werden mir wohl tun.

Ilex. Wirklich? Ich heiße nicht Lejeune und auch nicht Beaufort.

Lejeune (leise). Was will er damit sagen?

Ilex. Kein mystischer Nimbus umkleidet Sie mir, Frau Lagarde. Ich bin nicht Sklave meiner Sinne und sehe nicht meine Herrin vor mir; Alltäglichkeiten wirken nicht wie Offenbarungen auf mich; ich sehe nicht Tiefe, wo Flachheit ist, und lasse mich nicht blenden durch Geist, der anderen entlehnt wird.

Eva. Oho!

Ilex. Ich schweige.

Eva. Nein, nur weiter.

Ilex. In gespielter Trauer sehe ich keinen Charakter; in Gefühlszerrissenheit und Unergründlichkeit nur Maske —

Eva. Komödie —

Ilex. Pose.

Eva. Noch etwas?

Beaufort (leise). Unverschämt!

Lejeune (ebenso). Tempelschänder! Hätt' ich nur eine Waffe, ich wollte —

Beaufort! Still! Wollen doch sehen, wie weit der Mensch zu gehen wagt.

Ilex. Sie spielen die Komödie der Sphinx und halten zwei würdige Männer zu Narren: angeblich, weil sie die Rätsel Ihres Innern nicht zu lösen vermögen, in Wahrheit aber —

Eva. In Wahrheit? Schlagen Sie zu! Es tut mir wohl, wenn Sie mich züchtigen!

Ilex. In Wahrheit, weil Sie auf einen Dritten warten, der reicher ist.

Eva. Ilex!

Ilex (zuckt die Schultern).

Lejeune (mit unterdrückter Stimme). Ein Schwert! Ein Schwert! Warum schlagen Sie ihn nicht nieder, Beaufort?

Beaufort. Tun Sie's doch! Der Mann fängt an, mir zu imponieren.

Eva. Und weiter?

Ilex. Mein Kompliment. Sie können viel vertragen.

Eva. Ich kann viel verzeihen. Denn ich weiß: Sie haben viel gelitten.

Ilex. Gelitten?

Eva. Hier meine Hand.

Ilex. Die Hand nehme ich und küsse sie. Denn ich liebe schöne Hände. Aber Sie irren, wenn Sie glauben, daß —

Eva. Daß Sie sich rächen wollten?

Ilex. Rächen? — Wahrhaftig — die Frage, die Sie an das Leben stellen, läuft auf ein — Rechenexempel hinaus.

Eva (mit Beziehung). Das war kein Witz, mein Freund.

Ilex. Nein, Madame. Denn die Frage Ihrer Augen, die so tief wie das Meer, so unergründlich tief auf mich gerichtet sind —

Eva. Nun?

Ilex. Die Frage lautet: Wieviel? Ihr Gatte — er hat Sie sehr geliebt, ich weiß — Ihr Gatte hat Sie (mit einer kaum merklichen Wendung zu Lejeune und Beaufort) auf das Pflichtteil gesetzt, wenn Sie wieder heiraten sollten. Und also brauchen Sie einen Mann, der dieser Liebe über das Grab

hinaus das nötige Gegengewicht bietet, auf daß Sie weiter so hausen und hofen, wie Sie es gewohnt sind, und auf die Annehmlichkeiten dieses Daseins nicht Verzicht zu leisten brauchen. — Schönes Rätsel, grausames Rätsel! habe ich die Preisfrage Ihrer Seele verstanden?

Eva (leise). Sie haben mir weh getan, Ilex.

Lejeune (zu Beaufort). Pflichtteil! Haben Sie gehört, Beaufort?

Beaufort (hinter der Sphinx hervortretend, laut). Kommen Sie, Lejeune. Ich denke, wir haben hier nichts mehr zu suchen.

Lejeune (gleichfalls hervortretend). In der Tat. Eine Frau die — die — sich das — das sagen läßt, die — die —

Eva (zu Lejeune und Beaufort). Sie haben gelauscht. Sie haben es für ehrenhaft gehalten zu lauschen, und Sie, Herr Doktor —

Beaufort. Wir haben uns in Ihnen getäuscht, Frau Lagarde.

Lejeune. Jawohl, wir haben uns getäuscht.

Ilex. Natürlich haben Sie sich getäuscht. Ein rauhes Wort, ein garstiges Wort ist gefallen. Die Instrumente Ihrer schönen Seelen sind verstimmt.

Beaufort. Ihre Bemerkung reicht nicht an uns heran, mein Herr.

Ilex (mit ironischer Höflichkeit). Mein Herr —

Lejeune. Wir stehen zu hoch für Ihre Worte, mein Herr.

Ilex (wie oben). Mein Herr. — (Zu Eva.) Da haben Sie, Verehrteste, zwei männliche Exemplare der Gattung Sphinx.

Beaufort. Was wollen Sie damit sagen?

Ilex. Daß auch Ihre Augen eine Frage stellen an das Leben.

Lejeune. Was für eine Frage, mein Herr?

Ilex. Eine Frage, die mit dem Worte Pflichtteil nicht hinreichend beantwortet wird.

Beaufort. Sie werden mir Rede stehen, Herr!

Ilex. Ich stehe.

Lejeune. Wir sehen uns wieder, Herr!

Ilex. Ich rechne darauf. — Adieu, Ihr Herren! (Beaufort und Lejeune gehen mit förmlicher Verbeugung ab.) Das Schlüsselwort, welches das Rätsel eurer Künstlerseelen löst, heißt: Universalerbin.

Eva. Mußte das sein?

Ilex. Ich bin Ihres Dankes gewärtig.

Eva. Sie haben mich erniedrigt.

Ilex. Ich habe Ihnen die Augen geöffnet. Mit hundertundfünfzigtausend Mark löst man heutzutage nicht das Rätsel der Sphinx.

Eva. Sondern man muß erst eine Erfindung gemacht haben, wie man Menschen mordet. Ach, Ilex, ich bedaure Sie. Für Sie ist die Welt nur ein Puppentheater.

Ilex. Seitdem ich nicht mehr mitspiele, gefällt es mir ganz gut darin.

Eva. Sie spielen aber mit. Wer überall nur Maske sieht, der ist selber nur ein Schauspieler.

Ilex. Ich habe längst die Rolle des Publikums übernommen.

Eva. Und gefallen sich darin, anderen die Masken abzureißen. Was würden Sie sagen, wenn man das Gleiche mit Ihnen täte?

Ilex. Es lohnt nicht, schöne Frau. Ich habe mich nie für eine Sphinx ausgegeben.

Eva. Sie sind ein Teufel, Ilex.

Ilex. Zu viel Ehre.

Eva. Aber ein armer Teufel, ein unglücklicher Teufel, ein erlösungsdurstiger Teufel.

Ilex. Wollen Sie den rettenden Engel spielen? Zu Gegendiensten gern bereit.

Eva. Ihre Ironie soll mich nicht täuschen. Wahrhaftig, ich hätte Lust, Ihre Seele zu retten.

Ilex. Glaub's gern.

Eva. Denn ich habe Sie immer lieb gehabt, Ilex.

Ilex. Vielleicht glauben Sie das jetzt wirklich. Und wer weiß: wenn ich meine Erfindung vor zwölf Jahren gemacht hätte —

Eva. Armer Teufel! Hinter allen Masken sehen Sie nur den Mammon grinsen; hinter der beflügelten Sphinx nur das goldene Kalb.

Ilex (sinnend, wie zu sich selbst sprechend). Vielleicht sehe ich doch mehr dahinter. Vielleicht steckt hinter diesen Masken und Hüllen, hinter Berechnung und Unnatur ein Lebendiges und Ewiges. Unter der Schwelle des Bewußtseins, auf dem Grunde eures Seins, unerkannt von euch selbst und dem Spiel eurer Sinne nicht erreichbar. So etwas wie ein Mysterium, das Geheimnis unseres Lebens: unnahbar und sicher vor Erkenntnis. Hineingepflanzt in das Weib, hält es die Augen auf den Mann gerichtet und stellt die Frage der Ewigkeit. Aber noch ist kein Ödipus erstanden.

Eva. Jetzt sind Sie auf dem rechten Wege, mein Freund. (Sie spricht nach, was sie von Beaufort gehört hat.) Ja, das Weib steht der Natur näher als der Mann. Es ist gleichsam die Brücke zur Erkenntnis und hält Wache vor dem Lande seiner Sehnsucht. Nur durch das Weib kann der Mann zur Lösung des Mysteriums gelangen.

Ilex (sieht erstaunt auf). Von wem haben Sie das?

Eva. Muß man denn alles von andern haben?

Ilex. Sie haben da soeben eine tiefe Wahrheit ausgesprochen. Wenn ich wüßte, daß Sie selbst —

Eva. Wie mißtrauisch Sie sind! Was quälen Sie sich und mich? Glauben Sie mir, mein Freund: wenn jemand Verständnis für Sie hat, dann bin ich es. Ich fühle es im tiefsten Innern, wie es um Sie steht.

Ilex. Wirklich?

Eva. Möchte Sie gern glücklich sehen.

Ilex. Fast bedauere ich, daß ich so wohlhabend bin.

Eva. Sie sind langweilig. Kommen Sie: ich spiele Ihnen etwas vor.

Ilex. Auf dem Klavier?

Eva. Teufel! — Was soll ich spielen?

Ilex. Wieder etwas Eigenes, bitte. Ich habe es gern, wenn Frauen etwas Eigenes geben.

Eva. Ich werde Ihnen eine Fantasie vorspielen, so wie sie meiner jetzigen Stimmung entspricht. Woran werden Sie denken, während ich spiele?

Ilex (unterdrückt ein Gähnen). An die schöne Sphinx. (Sie drückt ihm die Hand.)

Eva. Denken Sie an das Ziel Ihrer Wünsche.

Ilex. Ich werde an Sie denken, schöne Frau. (Eva ab. Ilex lehnt sich an die Sphinx und nimmt eine Stellung an, wie Lejeune im Anfang. Er steckt sich eine Zigarette an. Mit einem Anflug von Ironie.) Schönes Rätsel! Grausames Rätsel! (Man hört dieselben Klänge wie zu Anfang.) Natürlich: das Nokturno von Chopin.

Vorhang.



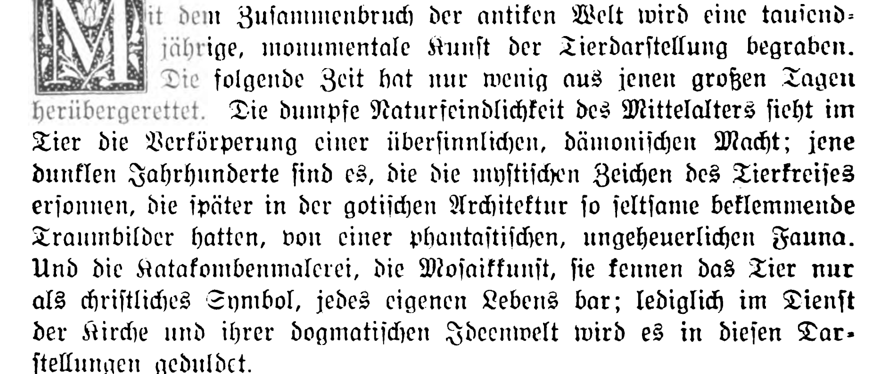


Über Tiere in der Kunst.

Von

Toni Goldschmidt.

— Breslau. —



Mit dem Zusammenbruch der antiken Welt wird eine tausendjährige, monumentale Kunst der Tierdarstellung begraben. Die folgende Zeit hat nur wenig aus jenen großen Tagen herübergerettet. Die dumpfe Naturfeindlichkeit des Mittelalters sieht im Tier die Verkörperung einer übersinnlichen, dämonischen Macht; jene dunklen Jahrhunderte sind es, die die mystischen Zeichen des Tierkreises ersonnen, die später in der gotischen Architektur so seltsame beklemmende Traumbilder hatten, von einer phantastischen, ungeheuerlichen Fauna. Und die Katakombenmalerei, die Mosaikkunst, sie kennen das Tier nur als christliches Symbol, jedes eigenen Lebens bar; lediglich im Dienst der Kirche und ihrer dogmatischen Ideenwelt wird es in diesen Darstellungen geduldet.

Erst der Frühlingsodem des Trecento hat das Tier in der Kunst zu neuem Leben erweckt, erst nachdem damals der heilige Franziskus die Menschen wieder gelehrt hatte, sich der Natur und ihrer vielfältigen Geschöpfe zu freuen, erwacht die Tierwelt aus dem langen Winterschlaf des Mittelalters. Giotto war wie auf allen Gebieten der Darstellung auch hier der Bahnbrechende. Er als erster malt die Schafe des Joachim, die Vöglein, denen der heilige Franziskus predigt; freilich noch nicht in unserem Sinne naturgetreu; denn seinem knappen, machtvollen Stil entsprechend gibt er nur die charakteristische Silhouette der bestimmten Tiergattung, ohne sich um Einzelheiten zu mühen. Der folgenden Generation, der Giottos großer, vereinfachender Blick verloren gegangen, bleibt es

vorbehalten, die Tiere mit allen ihren Besonderheiten zu studieren. In Florentiner, Paduaner und Sieneser Fresken haben wir zahlreiche Beispiele für das fortschreitende Verständnis, vor allem im Pisaner Trionfo della Morte, wo in der berühmten Pferdegruppe das instinktive Zurückscheuen schon auf eingehende Beobachtung schließen läßt. Aber erst im Quattrocento, als — eine Reaktion auf die mittelalterliche Abgeschlossenheit — wie eine große Woge die Leidenschaft zur bunten, vielgestaltigen Natur die Welt überflutet, als die Menschen in unersättlichem Heißhunger sich dem lebendigen Leben zuwenden und es in allen seinen mannigfaltigen Ausdrucksformen erfassen möchten, erst damals ist den Tieren in der Kunst der eigentliche Boden bereitet.

Noch steht die Malerei unter dem Bann der Kirche, und der Künstler darf seiner Freude an der Welt nur in den Schranken des Andachtsbildes Ausdruck geben. Pisanello, der am besten die überquellende Naturfreude des beginnenden Quattrocentos verkörpert, sucht jede Gelegenheit, um die Tiere zwanglos als Zaungäste einzuführen. In der Verkündigung gesellt er der Maria ein Lämmchen, Hubertus, den heiligen Jäger, malt er, von einer unwahrscheinlichen Menge von Kaninchen und Enten umgeben; vor allem zeigen aber seine Zeichnungen, wie sehr das bunte, lebendige Gewimmel der Zeitstimmung entgegenkam. Pferde, Esel, Rehe, Affen, Vögel, eine endlose Reihe zieht in diesen erstaunlichen Studienblättern des Louvre an uns vorüber, in allen ihren individuellen Zügen ganz wunderbar beobachtet. Die geschmeidigen Körper sind meist mit straff gespannten Sehnen in der Bewegung dargestellt, die Vögel im Flug, wie es dem elastischen Stil des Quattrocentos entspricht. Denn wie jede Zeit dem Menschen ihren besonderen Stempel aufdrückt, so formt sie auch seinen bescheideneren Bruder, das Tier, nach ihrem Bilde. Dem gotischen Strebepfeiler, dem schlanken Menschen der Frührenaissance muß sich also auch das Tier in seinem Knochenbau anpassen. Von allem Massigen und Schwerfälligen wird abgesehen, oder es wird, wenn es nicht zu umgehen ist, im Sinne der Zeit umgestaltet. Der unvermeidliche Löwe des Hieronymus magert zu den Dimensionen eines kümmerlichen Hundes ab. Die Lieblinge der Epoche sind schlanke Windhunde, feingliedrige Rehe und alle jene anderen Tiere, die die Natur in einer gotischen Laune geschaffen zu haben scheint. Von Vögeln besonders der langhalsige Schwan, der bunte zierliche Stieglitz mit seinen spitzen Federchen und endlich der glänzende Pfau, an dem das naive, noch ein wenig barbarische Schmuckbedürfnis der Zeit seine rechte Freude hat; das harte Blaugrün seiner Schwanzfedern scheint die Natur geradezu mit den Farben der damaligen Zeitpalette geschaffen zu haben.

Neben dem Stilgefühl spricht bei der Auswahl der Tiere auch oft die Lust am Neuen und Absonderlichen mit. Die

Chronik berichtet uns, daß jede Fürstenfamilie ihren Stolz darein setzte, einen Zwinger mit seltenen, fremdländischen Tieren zu besitzen. So begegnen wir auch auf den Bildern zuweilen dem schlanken, gefleckten Leoparden und häufig dem Affen. Besonders in der Ferrareser Kunst spielt der Affe eine auffallend große Rolle, die noch nicht erklärt ist; mag sein, daß er in der Menagerie der Este zuerst vertreten war. Ursprünglich das Symbol des Teufels, scheint er schon im 15. Jahrhundert unsere heutige übertragene Bedeutung der Trunkenheit zu haben; darauf deutet die merkwürdige Ferrareser Allegorie des Kaiser-Friedrich-Museums, auf der ein Affe das Spundloch eines Weinfasses zuhält.

Zum Schluß nach all den genannten Tieren dürfen wir nicht vergessen, noch den bescheidenen, aber unzertrennlichen Gefährten des Quattrocentos zu erwähnen, nämlich den lebhaften kleinen Haushund, der kläffend den Heiligen in die Beine fährt und Leben in die religiösen Szenen bringt, in seiner spielerigen, täppischen Lustigkeit so recht die Seele seines kindlichen Zeitalters. An den Wandlungen, die mit den Jahren dieses Hündchen durchmacht, können wir in gewissem Sinne die Veränderung des Zeitempfindens verfolgen. Denn aus dem lustigen, übermütigen Springinsfeld des Gozzoli wird das schwächliche, hypochondrische Pudelchen des Piero Pollajuolo, das auf seinen dünnen Beinchen nur mühsam neben Tobias hinkriecht, und auf dem die ganze dekadente Müdigkeit eines sterbenden Jahrhunderts zu lasten scheint.

Inzwischen ist auch das ganze Verhältnis der Kunst zum Tiere ein anderes geworden. Das verfeinerte Empfinden dieser jüngeren Künstlergeneration begnügt sich nicht mehr mit einer äußerlichen Wiedergabe der bunten Oberfläche der Natur, sie sucht den großen, geheimen Einklang des Lebens wiederzugeben, will das Vielfältige, Dissonierende zur Harmonie zusammenstimmen. Das Tier, wie man es früher kannte, als Kuriosität, als lustiger Harlekin würde störend aus diesem Rahmen herausfallen; es muß sich der einheitlichen Bildwirkung einordnen und wird so oft zu einem wichtigen Ausdrucksmittel der Stimmung. Piero di Cosimo, der größte Tierfreund unter den Künstlern der Zeit, ist der typische Vertreter dieser Phase, gute Beispiele sein „Mars und Venus", wo der gaukelnde Schmetterling und das schelmische weiße Kaninchen nicht wenig zu der graziösen Heiterkeit des Sommeridylls beitragen; oder der Tod der Procris mit dem großen schwarzen Hund, der sich in ernster Silhouette von der Ebene abzeichnet und dem Bilde eine Note banger, unerklärlicher Traurigkeit gibt. Zugleich bringt der Pantheismus von Lorenzos Zeitalter mit sich, daß man sich jetzt mit liebevollem Interesse auch dem kleinen unscheinbaren Getier zuwendet, im Geringsten den großen Zusammenhang erkennt und die Wunder der schöpferischen Natur verehrt. Die Schnecke auf Cossas Verkündigung, die Eidechse auf

Baldovinettis Anbetung und die Fliege auf Pieros Marsbild wären im Anfang des Jahrhunderts als zu unwichtig übergangen worden.

Die Savonarolaströmung wirkt auf diese Entwicklung wie ein kalter Reif. Die religiöse Reaktion, die in der strengen Orthodoxie der Vergangenheit wurzelt, bringt wieder die ganze dumpfe Tierfeindlichkeit des Mittelalters. Kommen aber ausnahmsweise doch einmal Tiere vor, so will man auch ihnen eine Seele geben und sie vermenschlichen. Fromm und andächtig blicken Ochs und Esel auf das Christkind, und in einzelnen Fällen wie in Francias Anbetung der Könige in Dresden zeigen die Pferde gar die traditionellen, wehmutsvollen Peruginoaugen.

Im Norden hat sich inzwischen die Entwicklung der Tiermalerei im wesentlichen ebenso vollzogen. Nur macht sich der engere Zusammenhang mit der Gotik in einer noch geradlinigeren Stilisierung der Tiere geltend, und die fratzenhaften Auswüchse der nordischen Architektur zeitigen in der grüblerischen Phantasie des Nordländers allerlei seltsame Fabelwesen, die der klare italienische Geist nicht kennt. So gibt die Hölle und die Versuchung des heiligen Antonius den Niederländern Gelegenheit, aus Vögeln, Fischen und Säugetieren die merkwürdigsten zoologischen Mischgeschöpfe zu konstruieren. Daneben finden wir, früher als in Italien, eine viel intimere Naturbeobachtung; das nordische Auge, an der Miniaturmalerei geschult, ist von jeher gewohnt, auch dem Unbedeutenden und Geringfügigen Beachtung zu schenken.

Es ist wohl kein Zufall, daß die deutsche Kunst der niederländischen in zoologischen Darstellungen überlegen ist. Denn gerade der warmherzige, kinderliebe Deutsche brachte auch der Tierwelt das rechte Verständnis entgegen. Die eigentliche Chronik deutschen Geistes ist uns im Kupferstich und Holzschnitt überliefert worden. Hier konnte der Künstler, frei vom Zwange des Bestellers, seinen eigenen Neigungen folgen, und hier treffen wir auch auf die Anfänge selbständiger Tierdarstellung. Schongauer, als der erste, hat zaghaft noch, ab und zu eine Gruppe festgehalten, hier ein paar Hirsche mit spitzem Geweih, dort den fremdartigen Elefanten oder ein Straußenfabelwesen. Vom Meister des Amsterdamer Kabinetts, einem der Größten unter den deutschen Kupferstechern, besitzen wir dann schon das glänzende Studienblatt eines sich kratzenden Hundes, so schlicht und groß gesehen, daß es heute entstanden sein könnte. Und endlich gebührt unserem Dürer ein Ehrenplatz in der Geschichte des Tierbildes. Mit einem wahren Kinderherzen freut er sich an allem, was da kreucht und fleucht, und kann sich nicht genug tun, es immer und immer wiederzugeben. Schon die Titel seiner Stiche, „Die Madonna mit den Tieren", mit „dem Affen", mit „der Heuschrecke" erzählen davon, dann die zahlreichen Kupferstiche und Holzschnitte mit Einzeldarstellungen und endlich als das künstlerisch Bedeutsamste: seine herrlichen Tierzeichnungen. Wie wunderbar, mit welch impressionistischer

Kühnheit ist auf dem Blatt des sich duckenden Häschens die Bewegung vor dem Sprung wiedergegeben. Oder man denke an jenes meisterhaft gezeichnete Ochsenmaul, das so recht den Beweis liefert, mit welch heiliger Andacht und Demut Dürer auch im Kleinsten die Natur verehrt. Es ist interessant zur Psychologie Holbeins und für den Vergleich mit Dürer, daß jener klare, kühle Künstler für die Tiere nichts übrig hat. Er zeigt sich auch hierin als rechter Sohn der Renaissance.

In Italien bringt der Einfluß Leonardos eine gänzlich neue Auffassung. Zunächst verfolgen wir in der veränderten Auswahl der Tiere den Wandel von der Gotik zur Renaissance, vom Spröden, Zierlichen zum Runden, Monumentalen, dann aber setzt Leonardo an die Stelle des entarteten Tiers der Savonarolazeit wieder das schöne rassige Geschöpf in seiner ganzen ursprünglichen Grazie und Wildheit. Königliche Löwen und leidenschaftlich sich bäumende Pferde hat er oft gezeichnet, doch sein eigentlicher Liebling, so recht die Seele seiner Kunst, ist die Katze, die Katze in ihrer weichen, biegsamen Grazie, die im Rhythmus ihrer Bewegung dem Stil Leonardos, seinen Menschen, verwandt erscheint. Daneben spielt das Lamm wohl aus koloristischen Gründen die größte Rolle; denn wie das Katzenfell, so hebt sich auch der wollige Schafpelz so duftig verfließend in weichem sfumato vom dunklen Grunde ab und kennt keine harten, störenden Umrisse. Der schlanke geradlinige Schwan der Gotik muß sich, wenn er auf Ledabildern vorkommt, dem neuen Stil anpassen und den jetzt schmiegsam gewordenen Hals zur runden Wellenlinie neigen. Endlich hat die Leonardozeit ein ganz neues Problem gebracht, das Tier als psychologischer Kommentar im Porträt, gleichsam als Schlüssel zum Wesen des Dargestellten. Ein Beispiel ist das unheimliche Bildnis der Chartorisky-Galerie mit dem Frettchen, oder in Berlin Bachiaccas rothaarige Frau im grünen Gewand, die mit ihrer Katze so seltsam verwachsen scheint.

Die eigentliche Hochrenaissance kennt naturgemäß wenig Tiere. Die Schönheit der menschlichen Gestalt steht im Mittelpunkt des Interesses und beherrscht die Kunst. In den seltenen Darstellungen handelt es sich meist um stolze Pferde oder Doggen. Charakteristisch ist auch das majestätische Einhorn auf Morettos „Heil Justina", in dem die ruhige Monumentalität des Cinquecentos so wunderbar zum Ausdruck kommt.

Die massenhafte Wiederkehr der Tiere ist dann eines der wichtigsten Signale für das Einsetzen des Barocks. Schon Giulio Romano, der Übergangskünstler, zeigt in seinen Mantuaner Fresken eine reiche, erotische Fauna und seine einzig dastehende Porträtgalerie der Hofpferde im Palazzo del Té entspringt einer so bizarren, ausschweifenden Fürstenlaune, daß sie nichts mehr mit der maßvollen Klarheit der Renaissance gemein hat. Warum hat das Barock nun diese auffallende Vorliebe für die Tiere? Ich glaube, die verschiedensten Strömungen kommen hier

zusammen. Einmal der Gegensatz zur Renaissance. Barock bedeutet im übertragenen Sinne grotesk. Auf die Apotheose des Herrenmenschen in seiner Gottähnlichkeit folgt als Reaktion der Hang zum Niedrigen und Fratzenhaften. Der Vollkommenheit müde, will sich der Mensch wieder einmal im Spiegel des Tieres sehen. Ein zweites wichtiges Moment bietet die Kunstpolitik der Kirche. Indem die Gegenreformation die breiten Massen dem Katholizismus erhalten will, muß der Künstler die heiligen Geschichten im bäuerlichen Dialekt erzählen, möglichst derb und handgreiflich Tiere und Dinge des gewohnten Lebens schildern, damit das Volk mit um so größerem Erschauern das Wunder in der alltäglichen Umgebung verehre. Und aus diesem milieuschildernden Beiwerk entwickelt sich dann allmählich ein selbständiger, profaner Kunstzweig. Schließlich zählt als maßgebender Faktor auch die wuchtige, breite Farbengebung des 17. Jahrhunderts, die die tonige Wirkung des Tierfells wohl zu schätzen wußte.

Maßlos, ungebändigt und zugleich pomphaft wie der ganze Geist des Barocks tritt uns seine Tierwelt entgegen. Das drohende Zähnefletschen wird zu einem charakteristischen Merkmal der Zeit. Aus dem unscheinbaren Vogel der Gotik, dem zierlichen Stieglitz, wird der exotische, farbenleuchtende Papagei, und wie ein Symbol der Epoche tritt der kollernde Truthahn in den Vordergrund. Auffallend und wie im Widerspruch zu dem eben Gesagten berührt uns das damalige Aufkommen des Schoßhundes. Das winzige Tier erscheint auf den ersten Blick stillos in jener übergroßen Zeit. Doch der Widerspruch ist nur ein scheinbarer, denn indem dieses lebendige, warme kleine Wesen wie eine Blume, wie ein Fächer in der Hand getragen wird, nimmt es als bloßes Schmuckstück ungeheuerliche Dimensionen an, wächst relativ zu einem Miniaturungetüm von phantastischer, echt barocker Größe.

Die ersten selbständigen Tierstücke, die uns bekannt sind, stammen noch aus dem 16. Jahrhundert, und zwar aus Venedig. Venedig hatte ja immer, schon in den Werken Bellinis und Carpaccios ein lebhaftes Interesse an den Tieren bekundet, vielleicht aus einer instinktiven Sehnsucht nach dieser bunten, lebendigen Welt, die der Lagunenstadt fehlt. Als ehernes Wahrzeichen grüßen vom Markusdom die antiken Rosse, und die Stadt, die das Pferd nicht kennt, besitzt im Colleoni das schönste Reiterdenkmal der Welt. Die eigentlichen, passionierten Tiermaler erstehen dann Venedig am Ende der Renaissance in der Familie der Bassano. Es wäre interessant, einmal ein Inventar aller Tiere aufzunehmen, die in ihren Werken vorkommen, man würde wohl an Hunderte zählen. Denn sie sind groß im Ausfindigmachen solcher Themen, die ihnen zu ihrer Liebhaberei Gelegenheit geben. Das Paradies, die Arche Noah, biblische und antike Hirtenszenen, Orpheus, Circe, alles Stoffe, die die spätere Barockkunst aus dem gleichen Grunde übernommen hat, tauchen

bei ihnen zum ersten Male auf und geben ihnen den Vorwand zu wahren zoologischen Orgien. Endlich hat der Älteste der Familie, Jacopo da Bassano, der schon 1591 starb, in den beiden Werken der Borghese-Galerie und der Uffizien, den „Schafen" und den „Jagdhunden", den entscheidenden Schritt zur Loslösung des Tierbildes getan.

Während die Auffassung dieser Venezianer im Einzelnen noch gewisse idyllische Züge zeigt, die in die Vergangenheit weisen, tritt uns in gleichzeitigen anderen italienischen Werken, zum Beispiel bei Salvator Rosa, grell das neue Empfinden entgegen. Von diesem leidenschaftlichen Romantiker haben wir ein Katzenbild in der Akademia S. Lucca. Das ist nicht mehr das spielerige Hauskätzchen des Quattrocentos, auch nicht das gracile schöne Tier der Leonardozeit. Tückische, fletschende Bestien, dem Tiger verwandt, sind es, einzelne Köpfe, die mit erschreckendem Leben böse aus dem Dunkel auftauchen.

Die spanische Kunst im Banne ihres übersinnlichen Mystizismus und ihres starren Hofstils kommt für unser Thema wenig in Frage. Nur Velazquez kann nicht übergangen werden. Die wenigen Tiere, die in den Reiter- und Jägerbildnissen der Habsburger vorkommen, sind mit einem so wunderbaren Können gemalt, daß sie in der ganzen Kunstgeschichte einzig dastehen. Der Künstler begegnet sich bei Velazquez mit dem Fachmann. Die edlen Pferde, die rassigen Jagdhunde, die auf einen ebenso alten Stammbaum wie ihre königlichen Herren zurückblicken, sind mit dem liebevollen, eingehenden Verständnis porträtiert, wie es nur dem Kenner zu Gebote steht. Und was sind das für koloristische Meisterleistungen. Das Pony des kleinen Balthasar, das sich licht und luftumflossen in hellem Braun von dem Bläulich-Grün der Sierra abhebt, scheint aus dem Bild auf den Beschauer zuzusprengen, man glaubt es greifen zu können.

Die reichste Ausbeute bieten uns im Barock die Niederlande. Es ist ein interessantes zoologisches Phänomen, daß der gleiche Grund und Boden in den Bildern Flanderns und Hollands eine ganz verschiedene Fauna gezeitigt hat. Das üppige, sinnenfrohe Flandern mit seinem überschäumenden Lebensdrang fühlt sich zum schönen, reißenden Raubtier hingezogen, weil es den Glanz dieser bunten, exotischen Welt, die Heftigkeit ihrer ungezügelten Instinkte als etwas Verwandtes empfindet. Ihr Lieblingsthema sind leidenschaftliche Jagdszenen, Löwenhetzen, der dramatische Augenblick, wenn die Hunde dem Opfer die scharfen Zähne ins Fleisch graben, daß es sich vor Schmerz und Wut hoch aufbäumt. An die Stelle des traditionellen Fletschens tritt der blutende Biß. Im Tiere feiert man die Apotheose der brutalen Kraft, und die rauschenden Farben eines Rubens begleiten die Szenen, wie eine aufreizende, kriegerische Musik. Die andere Seite der vlämischen Kultur, ihre strotzende Gesundheit und Behäbigkeit, kommt in den Werken von Jordaens und

seiner Schule zur Geltung. Die fetten Fische, die wohlgemästeten Schweine sind vom Standpunkt des Schlächters, mit dem vorschmeckenden Behagen des Gourmands gesehen. van Dyk endlich zeigt eine dritte Auffassung. Wie sich seine blassen, vornehmen Menschen von den vollblütigen Gestalten eines Rubens und Jordaens unterscheiden, so sind auch seine Tiere Aristokraten, die nichts mit jener rohen, wilden Schar gemein haben. Die schlanken nervösen Pferde und die wohlgepflegten Rassehunde atmen Hofluft und haben längst ihre ursprünglichen Instinkte verloren. van Dyk läßt sie wie seine Menschen vor dem Beschauer posieren; man beachte, mit welch devotem Hofblick der kleine King-Charles-Hund seine Augen auf die königlichen Kinder richtet. Wie damals in der Savonarolazeit haben wir es bei dieser Entartung und Vermenschlichung des Tieres mit einer Dekadenzerscheinung zu tun.

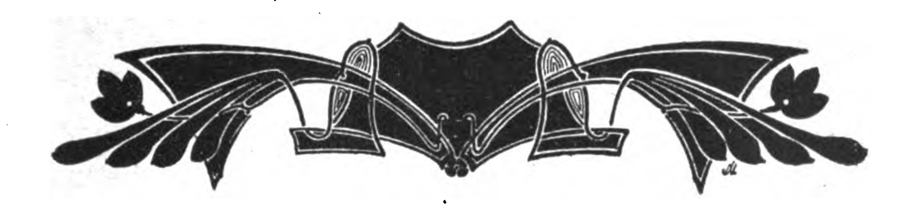
In den holländischen Tieren nun spiegelt sich eine ganz andere intimere Kultur. Neben die Hofkreatur des van Dyk tritt hier zum ersten Male, wenn man so sagen will, das Tier in seiner bürgerlichen Eigenschaft, als treuer Gefährte des Menschen, als nützliches Mitglied der Gesellschaft. Mit dem exotischen Glanz der vlämischen Fauna, mit ihren pompösen Schaustellungen weiß der Holländer nichts anzufangen. Er liebt das stumpfe Braun der Rinder, das sich weich von der grünen Heimatsweide absetzt, er zeigt uns seine Pferde bei der Arbeit, oder wie sie beim Hufschmied beschlagen werden, den wachsamen Haushund vor seiner Hütte und den wimmelnden Hühnerhof. Die groteske Note des Barocks erscheint hier abgedämpft und wie in den karikierenden Affenbildern ein wenig ins Spießbürgerliche übersetzt. Potter, Wouwerman, Cuyp, Hondecoeter, in allen ihren Werken tritt uns die friedliche, arbeitsame, kleine Welt des Haustieres entgegen, dem Menschen lieb, vertraut und zu seinem Dasein zugehörig. Man versteht, warum sich gerade auf diesem Boden die Blüte der Tiermalerei entwickelt hat.

Den höchsten Ausdruck und Widerhall dieser Auffassung meint man dann in einzelnen Radierungen von Rembrandt zu finden. Wie er für alle Mühseligen und Beladenen des Lebens ein tiefinnerliches Verstehen hat, umfaßt er auch die Tiere mit seiner großen mitleidsvollen Liebe, mag, als erster vielleicht, schon damals unklar empfunden haben, daß diese fremdartige lebende Welt neben uns nur eine andere Ausdrucksform der schöpferischen Natur bedeutet, uns etwas nahe Verwandtes ist.

Und nun zum 18. Jahrhundert. Gibt es wohl einen größeren Gegensatz zu jener intimen, gemütvollen Auffassung der Holländer, als die äußerliche, französische Kunst der darauffolgenden Epoche! Das leichtlebige, prickelnde Rokoko kennt das Tier nur als dekorative Spielerei. Man liebt den Affen, weil sein possierlicher Körper ja selbst etwas vom Rokokoschnörkel hat und sich so gut zu ornamentaler Stilisierung eignet. Vom eigentlich Tierischen, ja schon vom Natürlichen fühlt sich diese frivole,

hyper-ästhetische Zeit abgestoßen. Nur salonfähig zugestutzt, findet das Tier Einlaß in die Kunst; weißgewaschene Lämmlein und schnäbelnde Tauben dürfen im schäferlichen Liebesspiel mitwirken. Und doch, so wenig das 18. Jahrhundert als Ganzes für das Tierbild bedeutet, es birgt im Einzelnen manches wichtige Versprechen für die Zukunft. Da regt sich in Spanien in den Radierungen Tiepolos und Goyas eine ganz neue phantastische Tiersymbolik, in Deutschland haben wir die Werke unseres Riedingers, und in England verfolgen wir die ersten Anfänge einer jungen Sportskunst. Wohl sind es noch vereinzelte, zaghafte Stimmen, aber sie bilden das Präludium zu der mächtigen Fuge, die das 19. Jahrhundert, das Jahrhundert Darwins, erklingen lassen wird.





Timm Kröger.

Von

Karl Bienenstein.

— Marburg a. d. Drau. —

Nahezu zwei Jahrzehnte sind schon vorüber, daß Theodor Storm sein Auge geschlossen hat. Laute Klage erhob sich damals, denn es war wieder einer dahingegangen, der sich auf die Zauberkunst verstanden hatte, mit ein paar Versen den ganzen inneren Menschen aufzurütteln, die im Herzen versteckten Glocken der Freude an der Schönheit zum Klingen zu bringen, der sich der Bedeutung des Wortes in der Kunst klar war und deshalb mit feinstem Künstlerohr auf den Akzent seiner Rede hinhorchte und in das schlichteste Wort eine Stimmungssumme zu legen wußte, wie das vor ihm nur ganz wenigen gelungen war. Man beklagte in Storm einen Lyriker ersten Ranges, aber ebenso einen Novellisten, der ähnlich einem Stifter den Reichtum des stillen Lebens erkannt und in seiner feingeschliffenen Prosa aufgezeigt hatte, der einer der ersten war, die uns Land und Volk Schleswig-Holsteins in ihren intimsten Reizen kennen gelehrt haben, die uns die Poesie der Knicke und Heiden und des verschlossenen, stahläugigen Germanenschlages, der jene Gegenden bewohnt, gegeben haben.

Und nun ist wieder einer gekommen, der nicht weniger schön als Storm von denselben Dingen zu erzählen weiß, der immer wieder an jenen erinnert und doch ein ganz anderer ist, ein Künstler von ausgesprochener Eigenart und Vollendung: Timm Kröger. Er ist den Jahren nach kein Junger mehr, denn er trägt schon den Sechziger auf dem Rücken und hat bis zu seinem 45. Lebensjahre nichts geschrieben. In einer Ludwig Schröder mitgeteilten Autobiographie sagt er in bezug auf diesen Umstand: „Ich kann nicht sagen, daß ich dazu (zum Schreiben) keinen Beruf in mir spürte. Ich habe es aber niemals gelernt, meine Kräfte zu zerteilen. Was seit 1888/89 an Skizzen und Novellen abgefallen ist, davon hat vieles Gestalt und Umfang von der Kargheit der

mir zugemessenen Muße erhalten. Die Erlaubnis, Novellen zu schreiben, — sagte ich zu mir selbst — soll dir nach vollbrachtem Tagewerk als Feiertagslohn zufallen, wenn du sechzig Jahre alt geworden bist. — Nun bin ich sechzig — ich bin neugierig, was bei meiner Schriftstellerei herauskommen wird. Ich hoffe — ich fürchte —." Nun, dieses Hoffen hat sich so schön erfüllt, daß es kein Befürchten mehr gibt. Der Herr Justizrat Kröger in Kiel, der sich das Dichten für den Feierabend seines Lebens aufbewahrt hat, ist einer unserer besten Dichter geworden, einer von denen, deren Bücher man behutsam und mit leuchtenden Augen in die Hand nimmt, deren Poesie man schlürft wie alten Wein, jeden Tropfen voll auskostend. Lesen, was man gemeinhin so nennt, darf man seine Bücher nicht, ebenso wenig wie ein gutes Gedicht, man muß sich darein versenken, untertauchen, und dann erst wird man fühlen, wie einen der Strom der Poesie hebt und zu den stillen Inseln der Seligen trägt, die Gott denen bereitet hat, welche ihn in seiner schönsten Manifestation, in der Kunst, die zugleich tiefstes Leben ist, lieben.

Als Timm Kröger zu schreiben — dieses trockene, handwerksmäßige Wort will einem hier fast nicht aus der Feder — begann, hatte er schon eine reiche Lebenserfahrung hinter sich. Manches, was dem ungestümen Sinn der Jugend als Ideal erscheint, hatte er in seiner Wertlosigkeit erkannt, manches mag er verloren haben, und um so inniger klammerte er sich nun an das an, was sich in all dem Wechsel gleich und treu geblieben war: die Heimat. In ihr fühlt er den Ankergrund seines Wesens, und alles, was schön in seinem Leben gewesen war, woran die Erinnerung hängt und was noch jetzt sein Gemüt mit stillen Flammen durchwärmt, das hängt aufs innigste mit der Heimat zusammen, ja noch mehr, es ist ein Teil von ihr. Deshalb diese innige Liebe zu ihr, dieses unsägliche Glücksgefühl, wenn er sich von ihren Armen umschlossen weiß, und diese aus tiefstem Herzen quellende Beredsamkeit, wenn er ihre Schönheit schildert. Im Anfang der Novelle „Die Wohnung des Glücks" erzählt der Dichter von einem grauen Kater, den der Nachbar Leineweber im heimatlichen Dorfe hatte. Der Nachbar zog fort in ein fernes, fremdes Kirchspiel und nahm den Kater mit. Er steckte ihn in einen Sack und band diesen oben zu. Aber siehe! Nach wenigen Tagen war der Graue wieder da und saß wieder vor der alten Haustüre und spann, als wenn sich nichts der Rede Wertes ereignet hätte. „Die Liebe zur Heimat hatte ihn zurückgeführt, sie hatte ihn Weg und Steg finden lassen." Und so geht es eingestandenermaßen auch dem Dichter. Er muß zurück in die Heimat. Die Eider kommt nachts zu ihm und lockt und klagt: „Komm zu mir, es geht mir nicht gut!" Und da hält er es nicht mehr aus, er muß wieder hin. Und die Heimat tut ihm wieder die Pforten ihrer Schönheit auf, die sie vor den meisten Menschen so hartnäckig verschlossen hält. Die geradlinigen Wiesenflächen, die Moore, die blühenden Heiden,

die unheimlichen Gräben, in denen schmutzige Wasser quirlen und glucksen, das alles umkleidet sich mit einem ganz seltsamen Reiz, und wenn der Dichter von ihnen zu erzählen anfängt, so wird es ganz von selbst zu tiefer, wundersamer Poesie. Man höre nur: „Unser Gehege ist ein großer Wald. In unserem Norden kommt er gleich nach dem Sachsenwalde, sein Wildstand ist reich, und zahlreiche Vögel nisten in seinem Schatten. Singvögel aber sind eitel, sie lieben nicht so sehr den Menschen, wie seine Bewunderung. Wenigstens hört man Vogelsang nur am Waldesrand, wo noch Hausdächer durchs Gebüsch leuchten und die Landstraße sich an das Säulendach der Baumstämme herandrängt. Dringst du aber tiefer in den Schatten ein, dann wird's still. Die Wahrscheinlichkeit, einem Menschen oder der Waldfrau, auch dem Einhorn zu begegnen, steht ungefähr auf gleicher Stufe. Du hörst nur noch den Schrei des Falken aus dem Äther, des Hähers vom schwankenden Gezweige, das plötzliche Aufrauschen eines aufgescheuchten Wildes. Und wenn du Glück hast, so siehst du die friedlich äsenden Rehvölker in ihren stillen Einsamkeiten. Und bist du ein Sonntagskind, so erheben sie ihre Köpfchen und schauen dich mit rührendem Unschuldsblick furchtlos an.“ Bald impressionistisch in breiten, charakteristischen Strichen, bald in liebevoller Kleinmalerei, die nicht das geringste farbige Tüpfchen vergißt, schildert Kröger seine Heimat, am schönsten aber dann, wenn er ihre Seele zu uns reden läßt und von dem geheimnisvollen Leben der Dinge zu erzählen beginnt, das sie vor seinem Auge leben. Da regt es sich allenthalben: in den Knicken und auf den Heiden geistert stilles Leben, aus dem Nebel glotzen merkwürdige Gesichter, und der Wind erzählt eigenartige Historien; selbst die Dreschflegel bekommen Seelen und erzählen mit ihrem eintönigen „Klipp-klapp“ und „Diff-doff“ ganze Geschichten; und die Uhren in den stillen Stuben fangen mit den Insassen derselben Gespräche an, Pfähle und Weidenstrünke bekommen menschliche Zungen; die ganze Welt drängt sich an die Menschenseele heran und nimmt teil an ihren auf und ab flutenden Gefühlen, so daß Außen und Innen schrankenlos ineinander fließen und eins werden. Natur und Menschenseele stehen sich nicht mehr gegenüber, die eine lebt in der andern, und wer sie auseinander reißen wollte, würde sie beide töten. Dieses tiefinnerliche Naturgefühl Krögers, es ist dasselbe, aus dem unsere deutschen Märchen entsprossen sind, und es ist auch dasselbe, das unsere großen Mystiker in sich tragen. Wir leben nicht nur in der Natur, sondern wir sind selbst Natur, sie ist in uns; der dunkle Urgrund ihres Seins, er ist auch der unseres Wesens: das Unbewußte. Das einfache, der Natur eng verschwisterte Volk hat sich das Gefühl für das Unbewußte am besten erhalten, und vieles, was der der Natur entfremdete Mensch der Städte Wahn und Aberglauben nennt, es ist nur der einfältige Ausdruck dieses Gefühls. Kröger hat auch das verstanden, und er scheut sich daher auch

nicht, gelegentlich das Wunderbare zu erzählen, denn er weiß, auch hier ist Natur, und so fein und tief ist sein Gefühl dafür, daß es auch in uns keinerlei Staunen aufkommen läßt, daß wir vielmehr das Wunderbare so natürlich empfinden, wie etwa das Rauschen des Windes oder das Summen der Bienen. Meistens aber ist das Wunderbare nur die personifizierte Stimmung der Landschaft, wie der „Dünengeist von Handewitt“, den man als das Gegenbild zu Böcklins „Schweigen im Walde“ bezeichnen könnte.

Uralten Volksglauben so darzustellen und seine phantastische Poesie so innig ins Reale zu verweben, das konnte nur einem Dichter gelingen, der sich ganz in die Volksseele hineingelebt hat und die in ihr wirkenden poetischen Kräfte auch in seiner eigenen Seele verspürt. Und Timm Kröger ist mit dem Volk seiner Heimat verwachsen, wie mit der Landschaft derselben: Er kennt die Leute bis in ihre geheimsten Herzensfalten hinein, kennt die eigentümliche Art ihres Denkens und Fühlens, ihres Tun und Treibens und weiß auch im Äußerlichen ihres Lebens so gut Bescheid, als hätte er sein ganzes Leben in ihrer Mitte verbracht. Die Bauart der Häuser, ihre Einrichtung, die Geräte und Werkzeuge, die täglichen Verrichtungen, das alles lernen wir kennen und zwar so nebenher, ohne daß uns jemals eine breite Schilderung ermüden würde, denn Kröger führt uns seine Personen stets in ihrer Tätigkeit vor, und das gibt ihm auf ganz ungezwungene Art die Gelegenheit, seine intimen Kenntnisse des Bäuerlichen am rechten Ort an den Mann zu bringen.

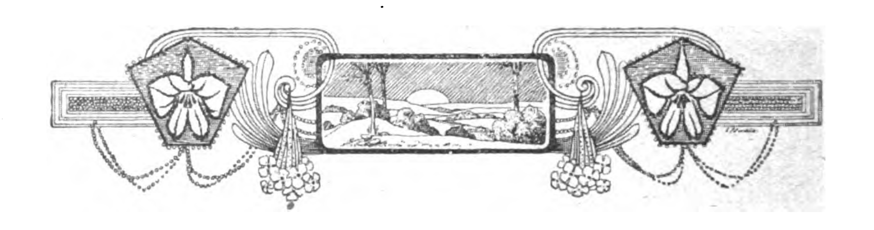
Das Hauptgewicht legt der Dichter aber auf die Charakteristik seiner Gestalten, und hierin ist er, so wie in seiner Landschaftsschilderung ein Meister. Wenn wir eine Geschichte zu lesen beginnen, dann sind wir in kürzester Zeit über den Charakter der darin vorkommenden Personen im reinen; aber dann kommt der Dichter und bringt mit tausenden kleinen und ungemein fein beobachteten Zügen Leben und Farbe in den Grundriß, bis endlich die Gestalt vor uns steht in wundervoller Naturtreue, daß wir sie vor uns sich bewegen sehen und sprechen hören.

Und was für Gestalten sind es, die uns der Dichter vor die Augen führt! Man darf die gesamte Dichtung unserer Zeit durchsuchen, und man wird wenige finden, in denen sich unverkünsteltes Menschentum in so einfacher und herzlicher Weise kundgibt, wie in diesen. Jasper Tun, den die Erzählungskunst des Schneiders zu neuem Leben erweckt, dann der Schneider in seinem bewußten Künstlertum, Hein Wiek, der Held der köstlichen Stall- und Scheunengeschichte, der Schulmeister von Handewitt, der tolle Jäger, der Zollwirt Peter Hölling und sein Gegner, der Steinhofer, der Schneidergeselle Reimer, der Müllerssohn in „Ein Unbedingter“, das sind so Charaktergestalten, wie sie nur ein Dichter schaffen kann, der nicht nur sein Volk, sondern auch ganz im allgemeinen das menschliche Herz kennt, dem Freude und Leid in allen ihren Abstufungen

wohlvertraut sind. Und es sind meist stille Leute, die er uns vorführt. Sie können ihren Schmerz nicht in die Welt hinausschreien und ihrer Freude nicht in grellem Jauchzen Luft machen; aber tief im Herzen, da brennt und tost es, da arbeitet es wie in vulkanischen Essen, und wenn sich das Gefühl einmal in Wollen umsetzt, dann tritt dieses so eisenhart in die Welt, daß keine Macht es mehr ändern kann. Unbeugsam in Haß, Trotz und Liebe, so gehen diese Leute Glück und Unglück entgegen, ihr Herz ist ihr Schicksal. Aber immer sind sie sich selbst treu, selbst in ihrer Schwäche. Reine, lautere Natur, das ist der Eindruck, den Krögers Gestalten auf uns machen.

Aber sie sind noch mehr, sie sind trotz ihrer Individualität auch zugleich Symbole. Alles Leben strömt einem Ziele zu, und es ist nur Anschauungssache, ob dieses Ziel als das große Nirwana oder als höchste Vervollkommnung, Gott, erkannt wird. Pessimisten nennen sich die ersteren, Optimisten die letzteren. Timm Kröger ist Optimist. Er glaubt an das stete Aufwärts der Menschheit, und so sieht er auch in den Fehlern, Schwächen und Schmerzen nur Läuterungen, durch die die Menschen gehen müssen, um das Gold ihres Wesens in desto hellerem Glanze aufleuchten zu lassen und es den kommenden Geschlechtern als segenbringenden Schatz zu vererben. Diese Auffassung des Lebens verleiht dem Dichter auch seinen stillen, innigen und unerschöpflichen Humor. Er tritt nirgends stärker hervor, aber überall spielen seine warmen Goldlichter. Sie blitzen hier auf und dort und weben ein leuchtendes Netz über jede Geschichte, so daß selbst das Tragische einen Schimmer erhält, der mit seiner Düsterkeit versöhnt. Versöhnen: das ist überhaupt der rechte Ausdruck für Timm Krögers Kunst. Aber dieses Versöhnen, das ist nicht das nichtssagende Trösten und Beschwichtigen durch Ableugnen und Vertuschen, das bei keinem Menschen verfängt, den des Lebens Schmerz einmal tüchtig in die Arme genommen hat, sondern es ist jenes aus tiefstem Herzen kommende Begütigen, das wir fühlen wie das zärtliche Streicheln einer Mutterhand, das uns nicht mit der alten Indierweisheit: „Es ist ja nichts; geh an der Welt vorbei," nur noch tiefer niederdrückt, sondern das uns die unvergänglichen Worte des Anzengruberschen Wurzelsepp in das Ohr flüstert: „Es kann dir nichts geschehn!" Und dafür, daß uns Timm Kröger dieses Wort aufs neue in die Seele gräbt, daß er uns das Leben lieben, daß er uns an uns selbst glauben lehrt, dafür wollen wir ihm aus tiefstem Herzen danken. —

Bibliographie: „Die Wohnung des Glücks" (Leipzig, Ph. Reclam), „Eine stille Welt" (Hamburg, Alfred Janssen), „Leute eigener Art" (ebenda), „Hein Wiek" (ebenda), „Der Schulmeister von Handewitt" (ebenda), „Um den Wegzoll" (ebenda), „Der Einzige und seine Liebe" (ebenda), „Klaus Groth" (Berlin, Schuster und Loeffler).



Memoiren

von

Dr. Achscharumow.

Autorisierte Übersetzung von K. in B.

II.

Aus meinen Erinnerungen von 1850 und 51.

(Schluß.)

VIII.

Ich trat in Begleitung meiner Bewachung auf den großen Festungsplatz hinaus. Es war schon dunkel. Wir gingen ungefähr eine halbe Werst auf ebenem Platze, dann einen Abhang hinuntergehend gelangten wir zur Hauptwache, aus der ein Offizier und ein Soldat mit einem Schlüssel zu uns herauskamen. Wir gingen noch weiter hinunter, kamen vor der hohen Steinmauer, die das Zuchthaus umgab, an und blieben bei der Pforte stehen. Ich wurde mit dem mich begleitenden Unteroffizier in einen kleinen Hof eingelassen. Die starke Pforte schlug mit lautem Krach hinter uns zu. Wir traten, einige Stufen hinaufsteigend, in einen geräumigen Vorsaal und von da in die allgemeine Arrestantenkammer. Dreißig bis vierzig Faden lang und 5—6 Faden breit, hatte sie das Aussehen eines langen Korridors mit niedriger Decke. In der Mitte war ein Gang, und zu beiden Seiten in zwei über einander befindlichen Etagen waren die Pritschen. Das Halbdunkel, das Gemurmel einer großen Volksmenge ringsherum wie das Summen der Bienen in einem großen Bienenstock, vermischt mit dem von den Bewegungen der in Ketten gelegten Füße hervorgerufenen Geklirr, und das Gewimmel in allen Ecken machten mich betroffen, zugleich schlug mir die dumpfe, unreine Luft entgegen. Ich blieb, nachdem ich die Schwelle überschritten, stehen unter dem niederdrückenden Eindruck einer solchen niegesehenen finsteren Behausung von Menschen — und wie vieler Menschen, — lebender, sich bewegender, plaudernder und lachender, — in dieser

Wohnung des Grams und der Sklaverei! Ich stand niedergeschmettert vor dem sich mir darbietenden Schauspiel. Als der mich begleitende Unteroffizier sah, daß ich ihm nicht folgte, sagte er zu mir: „Kommen Sie hierher.“ Ich trat ein, und wir gingen durch die Kammer. Beinahe die Hälfte durchschreitend, blieb er an der linken Seite stehen und zeigte mir eine der Pritschen. Ich ging darauf zu, und da neben dem bezeichneten Platze eine Bettstelle stand, setzte ich mich auf dieselbe. Meine Aufmerksamkeit war von der großen Masse sprechender, sich bewegender und hin- und hergehender Menschen in Anspruch genommen.

Der Unteroffizier saß auf einer Pritsche und ich auf dem Bett und sah mich nach allen Seiten um. Die Vorbeigehenden sahen mich neugierig an, einige blieben stehen, in der Absicht mich anzureden; aber mein Unteroffizier fuhr sie wie ein Wachthund an: „Was stehst du? Geh deiner Wege.“ Sie gingen fort, und immer neue traten heran. Endlich war er schon müde vom Schreien und verstummte. Es kam ein hochgewachsener, breitschultriger Arrestant in Fesseln, blond wie ein Albino; — langsam näherte er sich, und sich neben mich auf den Bettrand setzend sagte er: „Woher sind Sie, Landsmann, wenn ich fragen darf?“ — „Ich bin aus Petersburg, aber warum nennen Sie mich Landsmann?“ Jetzt kam auch ein anderer heran, der, meine Frage hörend, antwortete: „Sehen Sie, er möchte am liebsten alle neu Ankommenden für seine Landsleute halten.“ — . . .

Ach so! ich wußte nicht, daß man hier so sagt. — „So, so! Sehen Sie, mein Herr, wir haben hier verschiedenes Volk, mit verschiedenem Temperament; mancher spricht mit keinem, wie ein wildes Tier, andere sind gutmütig, lieben zu plaudern . . .“

Hier wurde mein Cerberus wieder wild und jagte die um mich Versammelten auseinander. Sie wie ein toller Hund anfahrend, schrie er: „Fort von hier, ihr Teufel, ihr Galgenvögel. Ach, verfluchtes Volk!“ . . .

Einige begannen, sich mit ihm zu zanken. — „Siehst du, wie er heute böse ist?“ — sagte einer. — „Hast du dich vielleicht mit etwas überfressen?! Ah, er stößt sich noch herum. Wenn ich dich anstoße, dann wirst du nicht auf deinen Beinen bleiben . . . .“ (Hier fügte er ein nicht wiederzugebendes Schimpfwort hinzu.)

Nachdem ich noch etwas zugesehen, wie die Leute zu mir herankamen und fortgejagt wurden, dachte ich bei mir: Was ist denn das für ein neues Unglück? 8 Monate habe ich in den Kasematten gesessen und fast keinen Menschen sehen und sprechen dürfen, und hier, wo ich mit Menschen zusammen bin, jagt man sie von mir fort! . . .

Ich stand auf und ging in den Menschenhaufen hinein durch die Kammer. Herumgehend blieb ich zeitweise stehen und sprach bald mit dem

einen, bald mit dem andern. Der Unteroffizier folgte mir nach und jagte die Leute immer fort.

„Sagen Sie mir, bitte, warum jagen Sie die Leute von mir?" fragte ich ihn. Er blieb stehen, sah mich verdutzt an, als ob er nicht wisse, was er antworten solle, dann sagte er:

„Es ist mir befohlen, Sie zu behüten; die Menschen sind hier alle Verbrecher!" Sich dann umkehrend, fuhr er fort die Stehenbleibenden anzuschreien. Doch wie sehr er auch schrie, sie kamen doch heran und sprachen zu mir, und ich besah mir meine Umgebung: Zwei Reihen Pritschen, eine über der andern; zu der oberen gelangte man an den Säulen, die zwischen 8—10 Pritschen standen und mit Einschnitten versehen waren. Die Beleuchtung war sehr schlecht. An den Säulen, die keine Einschnitte hatten, waren Brettchen angebracht, welche sehr primitive, schmutzige Öllampen trugen. Quer durch die Kammer war ein großes Brett mit Rückwand in der Höhe der oberen Pritschen befestigt. Auf demselben standen Heiligenbilder, und in der Mitte unter dem größten derselben brannte ein Lämpchen. Wahrscheinlich waren diese Bilder dem Gefängnis von Wohltätern dargebracht. Auf manchen Pritschen waren schmutzige Strohsäcke aus grober Sackleinwand ausgebreitet, auf denen halbentkleidete Arrestanten lagen. Überall Schmutz, der Fußboden — eingestampfte Erde ohne Bretter. Menschen waren in Massen da, und es herrschte ein schreckliches Gedränge. Einige saßen in Gruppen plaudernd, andere gingen sich stoßend herum. Viele hatten an der Stirn blaue Stempel, ebenso an den Backenknochen, an ihren Füßen klirrten die Fesseln. Der Unteroffizier, dem man mich, wie es schien, zur besonderen Bewachung und zu meiner Verteidigung gegen die aufdringlichen Arrestanten übergeben, war schon vom Schreien müde geworden; auch ich war müde und setzte mich auf meinen früheren Platz. Da fragte mich mein Aufseher: „Vielleicht wünschen Sie zu essen; die Arrestanten haben schon ihre Abendmahlzeit beendigt." Ich war hungrig, da ich, in der Hoffnung auf baldige Erholung, nach meiner Ankunft in Cherson, seit dem Frühstück um 12 Uhr mittags nichts genossen hatte, und bat, mir etwas zu bringen. Man brachte mir ein großes Stück Schwarzbrot und in einer Schüssel eine Art Grützsuppe mit dem Geruch und dem Geschmack von altem Speck. Nachdem ich einige Löffel verschluckt hatte, konnte ich wegen des mir widerlichen Schmalzgeschmacks nicht mehr essen, und ich begnügte mich mit dem Brot. Dasselbe war aus reinem, schwarzem Roggenmehl, gut ausgebacken, und ich aß mich daran recht satt. Ich hatte Durst und fragte nach Wasser; dasselbe stand im Vorhause in einer Tonne, bei der ein Blechgeschirr stand. Den hölzernen Löffel und die Schüssel hieß man mich auf einem Wandbrettchen in der Nähe meines Platzes aufbewahren. Nun fragte ich den Unteroffizier: „Wo werde ich denn schlafen, hier auf diesem Bett?" — „Nein, das ist mein Bett," sagte er mir . . . „Aber hier ist Ihre Pritsche neben

meinem Bett." Die Pritsche war leer und gar kein Bettzeug darauf. Seine Worte verletzten mich von neuem, nicht so wegen des harten Nachtlagers, als durch die neue moralische Erniedrigung, die ich wieder erfuhr: — zu Füßen dieses groben Trunkenboldes auf einem glatten Brett! . . .

Doch sein Bett, das für mich zu gut schien, war unsauber; es lag ein Strohsack darauf, mit einem schmutzigen Lappen bedeckt. Hier muß ich etwas Versäumtes nachholen. Beim Empfang in der Kanzlei des Platzmajors hatte man mir alle meine Sachen abgenommen bis auf die Wäsche, welche ich trug, meine Stiefeln und mein ledernes Reisekissen. Es stand auf der Erde, an das Hinterbein der Bettstelle, die ich für die meine gehalten, gelehnt. Nach seiner Antwort ging ich sogleich von der Bettstelle herunter und setzte mich auf meine Pritsche. Zur selben Zeit hörte ich an der anderen Seite des Bettes ein Gespräch zwischen einer Gruppe Arrestanten in türkischer Sprache. Diese Sprache war mir wie etwas Verwandtes, Heimatliches. Ich hatte ja als Orientalist die Petersburger Universität absolviert, und die, mir bekannte, türkische Sprache war mir eine angenehme Erinnerung an vergangene, glückliche Zeiten. Ich verstand teilweise ihre Unterhaltung und den Inhalt derselben über mich. Mit Teilnahme führten sie ungefähr folgendes Gespräch: „Er muß von weit her sein, — noch so jung und gar nicht den Leuten hier ähnlich. — Es muß etwas Besonderes geschehen sein. — Solche hat man bisher nicht hierhergeführt!"

Als ich dieses türkische Gespräch hörte, stand ich auf und ging zu den Sprechenden. Ich sah auf ihren Pritschen mit untergeschlagenen Beinen fünf Türken verschiedenen Alters sitzen. Einer war im Turban wie ein Mullah, die andern waren mit unbedecktem, bis zur Hälfte abrasiertem Kopf. Sie saßen auf ihren Pritschen, ihre Gesichter waren hübsch, brünett von orientalischem Typus und ihr Äußeres reinlicher als das der übrigen Arrestanten. Sie riefen meine Neugier wach, und ich begrüßte sie in türkischer Sprache, worauf sie mir in derselben Sprache antworteten. Hierauf luden sie mich zum Sitzen ein, indem sie mir den besten Platz anboten. Der im Turban wandte sich in türkischer Sprache mit der Frage an mich, woher ich ihre Sprache kenne? — Ich erklärte ihnen, daß ich aus Petersburg und sehr froh sei, sie hier zu treffen und ihre Sprache zu hören. — „Spricht man denn dort in unserer Sprache?" — fragten sie mich. Ich antwortete ihnen, daß dort niemand türkisch spreche, daß aber dort ein solches Institut existiere, eine große Schule, in der man allerlei Wissenschaften und Sprachen lehre, so auch die türkische, und daß ich dieselbe in jener Schule gelernt habe. Sie behandelten mich sehr freundlich und höflich, und ich war sehr zufrieden mit dieser Entdeckung; und diese Leute wurden in der Folge meine besten Freunde und treuen Diener, welche mich mit ihrer besonderen Fürsorge umgaben. — „Nun, du, Mustapha!" schrie plötzlich der Unteroffizier, als er mich unter ihnen sitzen sah und noch dazu türkisch sprechen hörte. „Hörst du, Machmed! Ich werde dich

von hier wegjagen!" „Warum? Wir sprechen doch nicht über dich." — „Fort von hier," schrie er, auf sie zulaufend, aber keiner rührte sich vom Platze. „Was für Hundepfoten! Und noch türkisch sprechen sie! Fort, macht euch fort von hier!" „Wir werden russisch sprechen," sagte Machmed lachend. Hier mischte sich der Mullah in den Streit: „Tun wir denn etwas Unrechtes, daß du so auf uns schreist? — Wir sprechen doch immer türkisch zusammen." „Ihr dürft nicht türkisch sprechen, fort von hier!" Er fing an, sie auseinander zu treiben, sie von den Pritschen auf die Erde ziehend und stoßend. — Die Türken leisteten leichten Widerstand, zogen ihn bald an der einen, bald an der anderen Hand und hinderten ihn so am Schlagen. — Ich saß auf der Pritsche und sah mit Interesse auf das dumme Benehmen meines Aufsehers und den bescheidenen Widerstand der mißhandelten Türken. Doch hier trat ein Ereignis ein, welches einflußreich auf den weiteren Fortgang dieses Streites wirkte. In die Kammer trat eine neue Person im kurzen Schafpelz, ein Arrestant, nicht mehr jung, mittelgroß, ziemlich voll und mit hübschem Gesicht; er kam direkt an unsere Gruppe heran und wandte sich an mich, was den Unteroffizier von den Türken ablenkte. „Ich habe Sie schon in der Kanzlei gesehen, als man Sie so entstellte! — Das sind ja Auswürfe der Menschheit, alles Dummköpfe! . . ."

Ich erinnerte mich, daß ich ihn in der Kanzlei am Tische sitzend gesehen. Der Unteroffizier fing wieder an, unruhig zu werden, doch der Neuangekommene schrie ihn an: — „Was ist's mit dir, bist du verrückt geworden? Warum verfolgst du ihn? . . . Mach dich fort!" Diese Worte, laut und in entschiedenem Tone gesprochen, verwirrten ihn und brachten den diensteifrigen Unruhestifter in große Verlegenheit, und er sagte mit gedämpfter Stimme: — „Anton Nikolajewitsch, Sie haben doch selbst gehört, wie man mir befohlen hat aufzupassen?" — „Nun ja, ich habe gehört, daß man dir befohlen aufzupassen, daß ihm nichts geschieht, aber nicht zu lärmen und zu schimpfen, du Narr! — Ohne dich hat ein Neuangekommener hier Herzeleid genug!" — Der Unteroffizier verstummte, als ob er zur Vernunft gekommen wäre. Er hörte auf, mich zu belästigen, und ich fühlte seine Aufsicht nicht mehr. Der Angekommene nannte mich mit Tauf- und Vaternamen und sagte mir: „Ich habe mich beeilt, hierher früher zurückzukommen, um Ihre Bekanntschaft zu machen und Sie, soviel ich kann, über Ihr Schicksal, das Sie, so wie auch mich, hierher geführt, zu trösten!" — „Erlauben Sie mir zu erfahren, wer Sie sind, von dem ich solche unerwartete Teilnahme erfahre?" fragte ich ihn. — „Ach! ich bin ein ebensolcher Arrestant als alle die andern hier und bin schon längst hier und eingewöhnt, aber für Sie ist es sehr

schwer! — Nun, es ist nichts zu machen. Seien Sie fest, und leben Sie mit uns. Wir werden zusammenhalten!“ Das waren ungefähr seine an mich gerichteten Worte. Alle diese Vorgänge nahmen meine Aufmerksamkeit in Anspruch und riefen mein Interesse wach. — „Setzen wir uns hier,“ sagte derselbe Neuangekommene. Die Türken entfernten sich und machten anderen Platz, die herankamen und sich zu uns setzten. —

„Hier stelle ich Ihnen Gluschtschenko vor, ein tapferer Soldat des russischen Kaisers, der seinen Kompagniechef auf sein Bajonett gespießt hat. — Für Recht und Wahrheit darf man das doch?“ — Ich begrüßte ihn und reichte ihm die Hand.

— „Und da ist Menschtschikow, Kapellmeister und erster Musiker der Welt!“ — Vor mir standen zwei Helden: Gluschtschenko war über mittelgroß, ein untersetzter Mann in der Blüte der Jahre, mit einer der Länge nach, von der Stirn bis zum Genick abrasierten Kopfhälfte, brünett, mit hübschen, gerundeten Gesichtszügen und gebogener Nase; er trug Fesseln an den Füßen. Der andere war ein Mann von sehr hohem Wuchse, mit großem Kopfe, nur an der Vorderhälfte von einem Ohr zum andern, so wie ich, rasiert; seine breite, gewölbte Stirn, seine vorstehenden Schläfen schienen den phrenologischen, musikalischen Typus des Gallschen Systems zu bestätigen.

Man begann, in einer Tonschüssel eine kalte, flüssige Speise aus Kwas (s. g. Sauerbier), Schwarzbrot und Zwiebel zu bereiten. Der Kwas war mir angenehm, und diese säuerliche Suppe schmeckte viel besser als die mir vorgesetzte Grützsuppe. Ich aß mit ihnen, mich schon nicht mehr so vereinsamt, sondern in der Gesellschaft mir wohlgesinnter Menschen fühlend. Ich erinnere mich schon nicht mehr, was hier noch gesprochen wurde, nur so viel weiß ich, daß Kummer und Gram weder auf den Gesichtern noch in den Gesprächen der mit mir ihr Mahl Teilenden zum Ausdruck kam; sie plauderten lachend und Witze machend. Die Nacht rückte immer mehr vor, das Gehen und die Bewegung hörten auf, der Lärm und das Sprechen verstummten; die meisten lagen auf ihren Pritschen. Einer meiner Nachbarn bot mir seinen Strohsack an, und die, welche mit mir ihr Abendbrot geteilt hatten, redeten mir zu, ihn anzunehmen. Doch ich bedankte mich höflich für ihre liebenswürdige Gefälligkeit, indem ich vorzog, auf meiner glatten, hölzernen Pritsche zu schlafen. Ich hatte außer meinem Kissen nichts für mein Nachtlager, doch war ich jung, gesund und durch die lange Reise in der kalten Winterluft körperlich und geistig gekräftigt, und ich fühlte mich mutig genug.

Freilich mußte ich mich irgendwie an dieses, noch nie in meinem Leben versuchte Nachtlager gewöhnen. Ich entkleidete mich und gebrauchte meine Gewänder als Unterlage, meinen Schafpelz, der mir etwas lang war, als Decke und streckte mich ermüdet aus.

Mein Unteroffizier fing bald auf seinem Bett an zu schnarchen. Nach einer Weile bemerkte ich, daß der große, oben erwähnte Arrestant mit weißen Augenbrauen und Wimpern, der wie ein Albino aussah, sachte auf die Heiligenbilder zuging und, vor denselben niederkniend, beide Hände aufhob, den Kopf zurückwarf und halblaut ausrief:

„Herr, vergib, o vergib mir Sündigem!“ Nachdem er einige Zeit so mit aufgehobenen Armen gekniet, neigte er sich mit der Stirn zur Erde, und in dieser Lage einige Zeit verharrend, bekreuzte er sich dann, stand auf und ging an seinen Platz zurück. —

Das war sein Abendgebet; es rührte mich durch seine Einfachheit und sein tiefes Gefühl. Der Arrestant hieß Morosow und war in der Folge einer der mich am meisten interessierenden und mir zugetanen Mitgefangenen. Ich hatte mich etwas erhoben, um ihn zu beobachten, dann legte ich mich wieder zurecht, fand aber noch keine Ruhe. Soviel Neues hatte sich vor meinen Augen ereignet. Wohnung des Grames und der Betrübnis, dachte ich, wie kann man leben und das Leben kennen, ohne dies alles gesehen und erlebt zu haben? Bin ich denn besser als diese Menschen? Sind sie denn Bösewichter, Verbrecher? — Was nennen die Menschen Verbrechen? Ein momentanes Aufbrausen, wonach ein ganzes Leben der Reue folgt! Und anstatt den Unglücklichen zu bedauern, seine Qualen und Selbstvorwürfe zu erleichtern, hat man ihm Fesseln an die Füße gelegt und sein Gesicht als Mörder gebrandmarkt! Es ist für mich sehr schwer, aber auf andere Art hätte ich ja alles dieses nicht erfahren, was ich hier sehe.

Und wie kann man nur leben, in solcher Unkenntnis sich schmeichelnd, daß man das Leben kenne? Man muß in die Hölle hinuntersteigen, um alle Qualen der Unglücklichen zu sehen, alle teuflischen Foltern und den Hohn, womit man die Menschen martert, — gebrandmarkte Gesichter, von Spießruten zerfleischte Rücken, gefesselte Hände und Füße, zur Hälfte rasierte Köpfe*), verunstaltete Kleider, Absperren von der menschlichen Gesellschaft . . . .

Man muß das alles selbst erprobt, alle diese Foltern selbst durchkostet haben, um die ganze Schwere und Verschiedenheit der Qualen verstehen zu können. —

Unter solchen Gedanken begann ich, ermüdet durch die Masse der sich abwechselnden, entmutigenden Eindrücke, zu entschlummern; bald lag ich in festem Schlaf. Ob ich lange geschlafen, weiß ich nicht. Ich erwachte vom lauten Geschrei und Schimpfen eines der mir gegenüber auf den unteren Pritschen Schlafenden. Viele erwachten und setzten sich auf, ohne anfangs, ebenso wie ich, zu verstehen, was sich zugetragen. Der Schimpfende stand

*) Man bezeichnet in Rußland die verschiedenen Grade der Verbrechen: durch Rasieren der Hälfte des Kopfes von vorn nach hinten oder von einem Ohre zum andern und durch verschiedenfarbige Ärmel oder Flicken an den Rücken und Mützen, und versch. andere.

auf und überschüttete den über ihm Schlafenden mit den allergröbsten, abscheulichsten Schimpfwörtern. —

„Was schimpfst du denn so?" — fragte jemand von oben. — „Ach! wer von euch . . .? Es fließt ja von oben!"

Und er kletterte hinauf, packte einen der oben Schlafenden und warf ihn hinunter, er fiel auf die Diele und fing auch an zu schimpfen und zu schreien. Nun begann eine regelrechte Schlägerei. Alle erwachten, auch der wachhabende Unteroffizier, der bis jetzt ruhig geschlafen, mischte sich in das Geschrei und die Schlägerei, mit seinen Fäusten sich bemühend, die Streitenden zu beruhigen. Da wurde das Gedränge noch größer. Von allen Seiten begann man zu sprechen, zu schimpfen und zu lachen, den unglücklichen Heruntergeworfenen, der sich wahrscheinlich stark beschädigt hatte und jetzt um Mitleiden flehte, schickten sie hinaus ins Vorhaus zum Übernachten. —

Hierauf beruhigten sich alle und schliefen ein. Ich erwachte zum zweitenmal; alles war still; man hörte Schnarchen; alle, auch der Wachhabende, schliefen.

Ich stand auf und ging hinaus ins Vorhaus. Dort schlief der arme Sünder in einer Ecke. Ich ging auf den Hof. Es war noch dunkel und kalt und sehr windig. Ich war nur in einer übergeworfenen Jacke ohne Mütze und Beinkleider und, vor Kälte erschauernd, wollte ich zurückgehen, doch dachte ich: Ach, es ist ganz gleich, es lohnt gar nicht, seine Gesundheit zu schonen! . . . .

Nachdem ich zurückgekehrt, schlief ich wieder ein.

IX.

Am Morgen erwachte ich von Trommelschlag; man schlug die Morgenwache. Es fing schon an zu dämmern, die Arrestanten und der Unteroffizier waren aufgestanden, sie lärmten und beeilten sich hinauszugehen. Zuerst gingen alle in den Flur, wo sie sich an dem allgemeinen, runden Waschtisch wuschen. Als ich zum Waschtisch trat, umringten mich die Türken, welche mir Seife und ein Handtuch gaben, und ich wusch mich recht ordentlich, das erste Mal nach der langen Reise. Diese Zuchthäuser sollen, wie ich später erfuhr, in großer Sauberkeit und Ordnung gehalten werden, aber das wurde nicht erfüllt. Überall herrschte die größte Unreinlichkeit und Unordnung. Die Wäsche sollte jede Woche gewechselt und auf Staatskosten gewaschen werden; das geschah aber nicht. Alle waren schmutzig in vertragener Wäsche und voll Ungeziefer.

An Stelle der Reinigung genossen die Arrestanten einige Privilegien in betreff ihrer Aufführung. Jeder lebte nach seiner Manier. Früher, wie ich erfuhr, war das Leben in den Züchtlingskasernen viel besser, bis eines Tages, ich weiß nicht in welchem Jahre, der Kaiser Nikolaus Pawlowitsch eines dieser Zuchthäuser besuchte. Er sah eine stille, friedliche Behausung und fand, daß es hier besser sei als bei seinen Soldaten in den Kasernen.

Er rief unter den Arrestanten sogleich Freiwillige zum Militärdienst auf, aber es meldeten sich keine. Da befahl er, ihnen die Betten und alle Bequemlichkeiten abzunehmen und sie rauher und strenger zu halten. Nicht deshalb fanden sich keine Freiwilligen, weil sie vorzogen im Zuchthause zu sitzen, — schon die strenge Gefangenschaft hätte ihnen die Lust benommen, da zu bleiben, — sondern weil es im Militärdienst dazumal noch viel schlimmer war, — 25 Jahre dienen und die fortwährenden Übungen, Musterungen und Prügelstrafe für die geringsten Vergehen; das alles war viel schlimmer als Gefangenschaft. — —

Lärm, Gerede, Gelächter, Streitigkeiten und Kettengeklirr, Hin- und Herlaufen der vielen Menschen, die im Gedränge aneinander rannten und unanständige, unfreundliche Reden wechselten, das war der Anfang des neuen Tages. Dann ertönten die Kommandos der Vorgesetzten: „Heraustreten, heraustreten! . . . Zur Arbeit! . . . Warum steht ihr? — Marsch!" und dergleichen Aufrufe mehr. Alle beeilten sich und gingen in den Hof. — Die Kammer leerte sich, es blieben nur wenige zurück und unter ihnen auch ich, da man mich zum Mitgehen nicht aufforderte. Ich ging ihnen nach in den Hof, wo sie sich um den Ausgang drängten. Das Tor öffnete sich, und draußen wartete die bewaffnete Militärwache, welche die Arrestanten zur Arbeit begleitete. Dann wurde der Hof auch leer, und nur ich blieb zurück. Eine hohe, dicke, steinerne Mauer, die sich an beiden Enden an das Zuchthaus anlehnte, umgab den Hof. Im Hofe waren zwei Gebäude, ein kleineres, die Küche, und ein größeres, die Retiraden. Der ungepflasterte Hofplatz mit muschelkalkiger Erde neigte sich allmählich von den auf dem hohen Ufer stehenden Zuchthausgebäuden hinunter zum Dniepr.

Die Gebäude des Zuchthauses, sowie auch die auf dem Hofe befindlichen, waren aus Stein gebaut, verwittert, aus der Zeit der Eroberung Otschakows und der Krim. Im Hofe stand ein einzelner, großer Baum. An seinen Zweigen und getrockneten Schoten erkannte ich, daß es eine weiße Akazie war, obgleich sie jetzt im Winter kahl stand, und der Gedanke an seine duftenden Blüten rief in meiner Erinnerung andere, bessere Zeiten meines vergangenen Lebens wach. Ich ging in die Küche, zwei erwachsene Arrestanten ohne Fesseln, so wie ich mit der rasierten vorderen Kopfhälfte, heizten die Öfen und gossen Wasser in die Kessel. Als ich eintrat, sahen sie mich neugierig an und sagten: „Sie haben noch nicht von unserer Nahrung gegessen; sie ist schlecht, aber das liegt ja nicht an uns. — Wir kochen, was man uns liefert. Kommen Sie etwas später, so geben wir Ihnen zu kosten. Wie sie ist, so muß man sie schon essen. Wenn Sie hungrig sind, so essen Sie reichlicher." — Unseres weiteren Gespräches erinnere ich mich nicht mehr; aber sie behandelten mich sehr freundlich und zuvorkommend.

Nachdem ich noch im Hofe umhergeschlendert, ging ich zurück in den

Vorflur, wo ich zu meiner Verwunderung gegenüber der oben beschriebenen Kammer eine ebensolche, parallel der anderen gelegene, vorfand. Sie war voll von Menschen. Einige lagen noch auf ihren Pritschen, andere saßen mit Handarbeiten beschäftigt. Wie es schien, wurden sie nicht zur Arbeit geschickt. Ich blieb am Eingange stehen, sah mich rings um und trat ein. Es waren hier auch zwei Doppelreihen Pritschen, die übereinander und einander gegenüber lagen. Die Leute waren alle alt und von krankhaftem Aussehen. Als ich in dem langen Gange zwischen den zwei Bettreihen hinging, trat ein großer, alter Mann mit grauem Haar und ernstem Gesichtsausdruck an mich heran und fragte: „Sie sind gestern hier bei uns angekommen?“ — „Ja, gestern abend.“ — „Darf ich fragen, woher?“ — „Aus Petersburg.“ — „Und Ihr Name?“ — Ich nannte ihm meinen Familiennamen. — „Sie haben wahrscheinlich noch nie eine solche menschliche Behausung gesehen?“ — „Nein, noch nie. Und Sie, sind Sie schon lange hier?“ — „Ich? Schon das dreizehnte Jahr. Nun, bitte, seien Sie unser Gast.“ —

Er bat, mich zu setzen. Ich ließ mich auf einer Pritsche nieder und fragte ihn, warum von hier, wie es mir schien, keiner zur Arbeit ausgegangen und was das für eine Abteilung sei? „Das ist die Kammer der Unfähigen. Wir haben uns schon abgearbeitet und bleiben nun zu Hause.“ — Nach und nach entwickelte sich zwischen uns ein lebhaftes Gespräch. Ich erfuhr, daß seine Familie Kelchin, Vor- und Vatername — Alexander Petrowitsch, und er aus Petersburg gebürtig sei, von wo er im Jahre 1826 verbannt und ihm das Tschernigowsche Gouvernement zum Aufenthalt angewiesen war. Dort lebte er viele Jahre und wurde von da für Verletzung der Vorschriften auf 15 Jahre in das Zuchthaus in Cherson gesteckt. Die Geschichte seiner Schuld erzählte er mir später selbst ausführlich, und ich halte sie für interessant genug, um sie hier wiederzugeben:

Er diente als Steuermann in der Marine und machte weite Seereisen um die Welt. Im Jahre 1825 zurückgekehrt, nahm er seinen Abschied, um sich in der Nähe seiner alten Mutter, die in Petersburg lebte, eine Anstellung zu suchen. In der Residenz war er Augenzeuge des bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolai Pawlowitsch entflammten Aufstandes am 14. Dez. (alten St.) 1825. Eines schönen Tages erhielt er, ohne jede Ursache, den Befehl, die Stadt zu verlassen. Es war damals, wie er mir selbst mitteilte, eine Zeit besonderer Strenge, Verdächtigungen und Befürchtungen, und alle, die keine bestimmte Beschäftigung hatten oder vom Militär und der Marine ausgetreten waren, wurden auf jeden Fall zur größeren Sicherheit und Ruhe des Thrones aus der Stadt geschickt. So geschah es auch mit Kelchin. Man befahl ihm, Petersburg zu verlassen; er aber, verwundert über diesen Befehl der Polizei, erkundigte sich nach der Ursache dieses so unerwartet verhängten Beschlusses und bat um Abänderung desselben. Darüber vergingen einige Tage, und da er in Er-

wartung einer Erklärung dem Allerhöchsten Befehl ungehorsam gewesen, so wurde jetzt anders mit ihm verfahren. Er wurde arretiert und per Schub in die Stadt Tschernigow zum Aufenthalt geschickt. Seine Mutter blieb in Petersburg und bemühte sich umsonst, seine Rückberufung zu erwirken. Sie schickte ihm von ihrer kleinen Pension Geld zum Leben. Das dauerte so einige Jahre, dann hörten die Nachrichten und Geldsendungen auf. — Seine Mutter war gestorben, und er, dieser kleinen Hilfe beraubt, mußte seinen Unterhalt mit verschiedenen Beschäftigungen verdienen, die ihn einige Mal zwangen, die Umgegend der Stadt zu besuchen, wofür ihn die Polizei, die ihn schon gut kannte, nicht zur Rechenschaft forderte. Doch die Polizeibehörde wurde gewechselt und unter der neuen die Aufsicht verschärft. Bei Gelegenheit einer seiner Ausfahrten aus der Stadt wurde er verhaftet und ins Gefängnis gesetzt. Von Natur sehr hitzigen Temperamentes ertrug er mit Mühe die über den ganz Unschuldigen verhängten Verfolgungen. Als der neuangestellte Gouverneur von Tschernigow die Gefängnisse besichtigte, erbat Kelchin seinen Schutz und erklärte ihm seine Lage. Doch der Gouverneur, anstatt ihn zu bedauern und zu trösten, behandelte ihn grob und höhnisch und antwortete mit Roheiten auf seine Klagen, wodurch er die lange verhaltene Wut in ihm aufreizte: Kelchin schlug ihn in einem Anfall der Raserei ins Gesicht und überschüttete ihn mit Schimpfreden, wofür man ihm einen neuen Prozeß anhängte, welcher mit der Verurteilung zu lebenslänglichem Zuchthaus (d. h. 15 J.) in der Festung Cherson endigte, die der Kaiser Nikolaus I. bei seiner Durchreise nach dem Kaukasus im November 1837 bestätigte. Das war das Schicksal des armen Kelchin, dem die Verfolgungen der Polizei und seine verzweifelte Lage die Geduld geraubt.

Ich traf ihn, nachdem er schon 13 Jahre in Cherson abgesessen, wohin auch mich das Schicksal, unter etwas verändertem Titel der Schuld, verschlagen. Mit tiefem Mitgefühl und Interesse hörte ich seine Erzählung, welche er, wie ich schon erwähnt, mir später selbst mitteilte, an. Von unserer ersten Begegnung bis zu unserer letzten Verabschiedung war ich nahe mit ihm befreundet, und während der Zeit meines Aufenthaltes in diesem Zuchthause fand ich immer Trost im Gespräch mit ihm. Doch die 11 Jahre lange Verbannung und 13 Jahre Zuchthausleben hatten ihn sehr gealtert, und er war sehr schweigsam, welk und finster geworden. —

An diesem ersten Tage unserer Bekanntschaft sprachen wir wenig zusammen. Diese Kammer, in die ich zufällig eingetreten war, war nicht so lärmend, aber ebenso überfüllt von Menschen und ganz ebenso wie die, in welcher ich leben sollte.

Ich ging hinaus ins Vorhaus und fand nach einigen Schritten die Kammer, die ich zuerst verlassen. Es waren nur drei Arrestanten darin zurückgeblieben, einer fegte die Kammer, wobei er von dem nicht gedielten Fußboden den Staub aufwirbelte. Mit demselben Besen fegte er

auch die Pritschen und schmutzigen Strohsäcke ab, die auf einigen derselben unbedeckt lagen. Jede Pritsche hatte am Kopfende irgend ein Bündel, manche Kopfkissen, und auf manchen lag eine schmutzige Matratze. Die Pritschen standen von der Wand aus in zwei gegenüberstehenden Reihen mit den Fußenden ins Zimmer und hatten hoch über den Kopfenden an der Wand ein Brettchen, auf welchem das Schwarzbrot, die Schüsseln und Holzlöffel eines jeden, meist mit einem Lappen bedeckt, lagen. Zwischen beiden Reihen Pritschen war ein 3 Meter breiter Gang. Die Tagesbeleuchtung war ebenso schwach wie am Abend. Die Fenster waren nur an der einen Längswand zwischen den Pritschen und gingen auf den Festungsplatz. Sie waren klein, niedrig und mit kleinen Scheiben in Mittelgröße, von außen mit Eisengittern versehen, welche auch das Licht am Eintreten verhinderten. An einigen von diesen Fenstern saßen bei meinem Eintritt Arrestanten, die sich krank gemeldet oder irgendwie den Unteroffizier bestochen hatten, damit er sie an diesem Tage aus der Liste der zur Arbeit Ausgeschickten ausstreiche, mit irgend einer Handarbeit; einer nähte Stiefeln, ein anderer Kleider. Überall war es schmutzig, besonders die Wände, sie waren ganz schwarz von Schmutz, bedeckt mit einer Schicht getrockneter Schimmelpilze. Die Decke hing, schmutzig und niedrig, verräuchert über den Köpfen einer großen Menge Menschen.

Am Eingang links war ein großer Backofen, in welchem, wie ich später sah, alle drei Tage unser Brot gebacken wurde. Ich hatte am Kopfende mein Lederkissen. Diese Nacht hatte ich nach den vielen verschiedenen Eindrücken des vergangenen Tages ziemlich gut geschlafen und empfand jetzt keine Lust mich hinzulegen und ging in der Kammer umher, mich überall umsehend. Rechts am Eingang war ein besonderer Verschlag, ungefähr 2½ Meter im Geviert, mit 2 Pritschen, zwischen denen sich ein Fenster, vor demselben ein Tisch und ein Stuhl befanden, das war die sogenannte Kanzlei. Ich sah hinein. Auf der einen Pritsche schlief der diensthabende Unteroffizier.

Die Kompagnie hatte einen Feldwebel, welcher meist abwesend war, und ich kannte ihn noch nicht. Er war groß, dick, blaß, ein echter Zuschläger im grauen Soldatenmantel. Ich nenne ihn so, nicht weil er jemanden geschlagen, — das geschah, solange ich da war, nie, aber weil er abscheulich und durch seinen Dienst in der Nikolausschen Armee ans Schlagen gewöhnt war, so daß er nicht selten mit lächelndem Gesicht, sich die Hände reibend eintrat, indem er sagte: „Ach! wie schönes Wetter, aber schade, zum Hauen gibt's keinen.“ — Und es war wirklich keiner zum Hauen; die Arrestanten führten sich verhältnismäßig gut und hielten selbst auf Ordnung.

Der Feldwebel hieß, glaube ich, Gregori Matwejewitsch mit Vor- und Vaternamen, und alle redeten ihn so achtungsvoll an. Er war der nächste Vorgesetzte über beide Kammern und hatte unter seinem Kommando etwa

8 Unteroffiziere. Mein Aufseher Cherßanfow war abwesend, und ich war ohne besondere Bewachung in unserer fast leeren Kammer.

X.

Ich wußte nicht, was anzufangen. Alles bisher Gesehene war mir neu und den näheren Umständen nach ganz unbekannt. Ich ging umher, blieb von Zeit zu Zeit stehen, die Pritschen und das auf ihnen zurückgebliebene Eigentum der Arrestanten betrachtend.

Hier traf ich die drei zurückgebliebenen Arrestanten eifrig arbeitend. Ich trat zu dem einen heran und begann ein Gespräch. Er war sehr freundlich zu mir und plauderte, ohne seine, wie es schien, sehr eilige Arbeit eine Minute zu unterbrechen. Sein Name war Damsky. Er lebte schon das achte Jahr im Zuchthause, wofür fragte ich natürlich nicht, nur nach seinem früheren Aufenthaltsorte erkundigte ich mich, und dann sprachen wir von anderem und von seiner Arbeit. —

Wie ich später erfuhr, sind die Fragen nach der Schuld unter den Arrestanten ganz ausgeschlossen; Gott allein weiß, was jeder im Leben durchgemacht und verbrochen. Manchem ist das Herz schwer bei der Erinnerung an seine Vergehen, von denen er nicht zu sprechen wünscht. Das ist alles vergangen, — vielleicht schon längst, — und er hat sich für seine früheren Verbrechen, wenn es wirklich solche waren, die sein Gewissen belästigen, selbst schon genug verdammt und sie durch die darauffolgenden Jahre der Reue und Beschwerden des Lebens gebüßt. Jeder Mensch bedauert in seinem Innern viele seiner im Leben begangenen Irrtümer. Der Unterschied liegt nur im Charakter, warum der Mensch gerade so oder anders gehandelt. Die reichen in Palästen und Schlössern in Samt und Seide Lebenden und sich meist der allgemeinen Achtung und Ehrenbezeugungen Erfreuenden würden vielleicht unter anderen Umständen, aller Mittel beraubt, stehlen, und zum Äußersten getrieben, begingen sie am Ende eben solche Taten wie der vielbesungene, in den Legenden der Arrestanten lebende berühmte Landstreicher Karmelug, von dessen Abenteuern und Wanderungen auf den Wegen und in den Gefängnissen viele Lieder gedichtet wurden.

Die Frage nach der Schuld ist unter den Arrestanten verpönt. Das ist ein von allen Arrestanten stillschweigend anerkannter Kodex. Viele, die sich ihrer Taten nicht schämen, vielleicht sogar stolz auf dieselben sind, erzählen ungefragt davon ihren Kameraden. Wer weiß denn, wofür und von welchem menschlichen Gericht die verschiedenen Strafen zudiktiert wurden, ein Gericht, das ja doch den menschlichen Irrtümern, der Parteilichkeit, Bestechung und den örtlichen und zeitlichen Bedingungen unterworfen ist. Frieden! und Vergessen alles Schlimmen! — Es hat keiner das Recht zu richten, das ist der Grundzug im Charakter des Russen.

Mit solchen Ansichten, die sich in mir durch meine nähere Bekannt-

schaft mit den kritischen Werken Fouriers noch befestigten, kam ich in diese meine neue Behausung. — So geschah es, daß ich, ohne die örtlichen Sitten zu kennen, dieselben weder in Worten noch Taten verletzte. Über das Vergehen Damskys erfuhr ich jedoch später nach seinen eigenen Erzählungen, und es gehörte damals nicht zu den ihn kompromittierenden. Gebürtig als donischer Kosak, des Lesens und Schreibens mächtig, begnügte er sich nicht mit den gewöhnlichen Einkünften, sondern fand eine vorteilhaftere Art, mehr zu verdienen, indem er damit auch vielen der damaligen obdachlosen Landstreicher, meist entflohenen Leibeigenen, die Lebensfreiheit verschaffte. — Er verfertigte sehr geschickte und unkenntliche falsche Pässe, dazu fuhr er auf die Jahrmärkte, und die Bedürftigen und von Sorgen geplagten Flüchtlinge strömten in Massen herbei, und er gab ihnen Ruhe und Freiheit.

So arbeitete er viele Jahre, den Ärmeren für kleine Vergütung, den Wohlhabenden für große Summen, doch der letzteren waren wenige. „Es kamen viele Menschen zu mir, Flüchtlinge, die mit ihren Ersparnissen nicht in die frühere Knechtschaft zurückzukehren wünschten. — Unser geknechtetes Vaterland ist voll von Entlaufenen, und sie fliehen meist in unsere Gegenden, an den Don nach Rostow, ans Schwarze Meer, Taganrog — — ... Jeder hatte seine besonderen Gründe, ach, ihrer gibt's ja so viele!

Nun, ich gab ihnen die Pässe, ohne nach den Gründen zu forschen. Es gibt ja so viele, die aus den verschiedensten Gründen da oder eben dort leben wollen oder nicht wollen. Sehen Sie, jeder mag doch da leben, wo er Lust hat, und da sagt man ihm, nein, du mußt eben hier leben und nicht da! —"

So war Damsky; immer schweigsam, hörte man ihn fast nie, und er arbeitete immer emsig.

Wie ich erfuhr, wurden alle Arrestanten in ewige und zeitweise eingeteilt. Ewige hießen die, welche auf 15 Jahre Zuchthaus verurteilt waren. Das entsprach freilich nicht der Wirklichkeit, sondern man verstand darunter lebenslänglich. Nach 15 Jahren Zuchthausleben sind natürlich die Menschen, wenn sie überhaupt eine so lange Frist überleben, so verändert, daß man das nachfolgende Leben gar nicht als eine Fortsetzung des früheren Lebens bezeichnen kann. Und wer 15 Jahre im Zuchthause gelebt, der taugt schon zu nichts mehr im Leben. Die ewigen Arrestanten waren gefesselt und hatten die rechte oder linke Hälfte des Kopfes abrasiert von vorn nach hinten, was viel mehr entstellte als die vordere Kopfhälfte von einem Ohre zum andern, so wie bei mir. Ihre Röcke und Hosen waren an einer Körperhälfte grau, an der anderen dunkelbraun. Damsky gehörte zu den ewigen.

Der Morgen ging schnell und unbemerkt in Gesprächen und Besehen der Kammern vorüber; alles war mir neu und schien mir ernster Beachtung wert. Das Leben so vieler leidender, sich quälender Menschen, ver-

borgen vor den Blicken und der Kenntnis aller freien Bevölkerung. — Es sind doch alles Menschen, größtenteils in der Blüte des Lebens, zufällige Opfer des lasterhaften Lebens unserer gesellschaftlichen Mitte.

An diesem Tage machte ich die Bekanntschaft unseres oben erwähnten Feldwebels Saweljew. Ungeachtet seiner im Dienste angelernten Grobheit behandelte er mich höflich und nannte mich bei Vor- und Vaternamen. Er kam zu mir heran und sagte mir, daß sich der Kommandant und der Platzmajor nach mir erkundigt hätten. Bald hörte man Lärm, Stimmengewirr und Schritte mit Kettengerassel. Die ausgegangenen Parteien kehrten in einzelnen Abteilungen zum Essen zurück. Sie gingen gleich zu ihren Pritschen, und jeder nahm seine Schüssel und ging in die Küche, wo man ihnen Essen einschöpfte. — Sie waren alle hungrig von der Arbeit. Auch ich folgte dem allgemeinen Beispiel und ging mit meiner Schüssel ihnen nach und erhielt eine große Portion gekochter Grützsuppe. Alle setzten sich auf ihre Pritschen und aßen. Das Essen, das Wochentags aus einer Speise bestand, war bald verzehrt. Ziemlich hungrig geworden, aß auch ich; auch die Unteroffiziere, die die Arbeiter begleitet hatten, aßen mit. Sie waren fast alle verheiratet und gingen in der dienstfreien Zeit zu ihren Frauen, wo sie bessere Nahrung fanden. Bald bereiteten sie sich wieder zum Ausgange; wieder erschallten die Rufe: „Austreten, austreten!“ und wieder gingen alle fort, und ich blieb abermals in der fast leeren Kammer allein zurück. Ich erinnere mich nicht genau, was ich bis zum Abend getan. Ich ging wieder in die Abteilung der Unfähigen, unterhielt mich mit Kelchin und erfuhr immer mehr vom Leben und von den Bewohnern des Zuchthauses. Kelchin machte mich mit einigen seiner Mitbewohner bekannt, von denen mir nur wenige in der Erinnerung geblieben; unter anderen steht das Bild des einen wie lebend vor meinen Augen, ein Greis von hohem Wuchs mit magerem und blassem Gesicht, weißen Haaren, mit Namen Woronow. Von ihm werde ich noch öfter erzählen.

Die Arbeitsunfähigen gingen schon nicht mit aus, und ich erinnere mich nicht einen unter ihnen in Fesseln gesehen zu haben. Diese Menschen waren nicht nur unfähig zur physischen Arbeit, sondern von der langen Gefängnishaft schon ganz ohne Energie zum Leben und Denken. Sie waren schweigsam, schliefen viel und arbeiteten fast gar nicht.

Nachdem ich einige Zeit bei ihnen gesessen, ging ich wieder in den Hof. Aber es war unangenehm, auf dem mit Glatteis bedeckten freien Raume ohne Schnee zu bleiben, und der kalte Wind trieb mich bald wieder in unsere Kammer zurück. Obgleich mich die neue Umgebung noch sehr interessierte, wußte ich doch am Ende des zweiten Tages schon nicht mehr, was ich anfangen sollte, und begann mich in meinem neuen, geräumigen Gefängnis zu langweilen. Dazu verblüfften mich die mich überfallenden Flöhe und Läuse, diese abscheuliche Plage, der ich in der Einzelhaft glücklich entgangen und an die ich mich jetzt gewöhnen sollte. — Ich war ganz

unbeschäftigt und ohne jede Zerstreuung, schlenderte herum, setzte mich oder lag auf meiner Pritsche, stand wieder auf und ging wieder umher.

So kam der Abend heran. In der Dunkelstunde kamen die Abteilungen von der Arbeit zurück, — wieder Lärm, Sprechen und Kettengeklirr, das Abendbrot aus derselben Grützsuppe bestehend. Später kam der gestern so unerwartet vor mir erschienene Arrestant aus der Kanzlei. Er zog wieder meine besondere Aufmerksamkeit auf sich durch seine mir erwiesene Teilnahme und forderte mich auf, mich zu ihm zu setzen. Sein Familienname war Bilio, seine Vor- und Vaternamen Anton Nikolajewitsch. Er war mittelgroß, gegen 40 Jahre alt, an Stirn und Scheitel fast ganz kahl, der Hinterkopf von einem hellblonden Haarkranz umrahmt. Rasiert war er nicht am Kopfe, wahrscheinlich weil er in der Kanzlei als Schreiber beschäftigt war. Seine Gesichtshaut und Hände waren weiß, die Gesichtszüge nicht unschön zu nennen, mit großen blauen Augen und ernstem Blick. Er besaß mehr Bildung als alle übrigen Arrestanten außer Kelchin. Die Bewohner des Zuchthauses, sowie auch die Administration benutzten ihn als geübten Schreiber von Dienstpapieren und Bittschriften. Mein Verhältnis zu diesem Menschen war das möglichst beste, er dachte sehr liberal und genierte sich nicht, seine Meinung laut vor den Arrestanten und Unteroffizieren auszusprechen. — Wenn er mir etwas Besonderes sagen wollte, sprach er ein gebrochenes Französisch. Seine abendliche Ankunft und die Stadtneuigkeiten, die er oft mitbrachte, erwartete ich mit Interesse, da sie mich in der Eintönigkeit des Zuchthauslebens zerstreuten und seine liebenswürdige Aufmerksamkeit mich immer mehr zu ihm hinzog. Von seinem früheren Leben erzählte er mir nie, und ich habe ihn auch nie darnach befragt, doch glaube ich aus einigen seiner Bemerkungen schließen zu dürfen, daß er von Geburt ein Pole war. Kelchin wußte auch nichts Näheres über ihn, doch sprach man unter den Arrestanten, daß er nach Sibirien verschickt, von dort geflohen und wieder gefangen worden, daß seine Namen erdachte seien.

Wie auch sein früheres Leben gewesen sein mochte, mich zog er durch seine Gutherzigkeit und liebenswürdige Aufmerksamkeit sehr an. — Nach seiner Ankunft begann gewöhnlich eine laute Unterhaltung, Erzählungen von den Arbeiten und Begegnungen in der Kanzlei. Die Türken kamen, bald der eine, bald der andere mit dem Gruße an mich heran: Achschamy-nys-chair-olssun (guten Abend), — fragten nach meinem Befinden und luden mich ein, zu ihnen zum Plaudern zu kommen. Und ich besuchte ihre Gesellschaft, sie saßen wieder alle zusammen. Alle waren wieder ziemlich ermüdet und legten sich nach kurzer Unterhaltung schlafen, und bald trat vollständige Stille ein. Auf der Hauptwache wurde zum Abendgebet getrommelt. Auch ich legte mich auf meine Pritsche, begann aber bald eine eifrige Jagd auf das mich überfallende Ungeziefer; doch wieviel ich auch fing, es wurden ihrer nicht weniger.

Als alles ringsumher still geworden und die meisten schon schliefen, hörte ich wieder die leisen, mit Kettengeklirr herankommenden Schritte. Es war derselbe unglückliche Dulder Morosow. Wieder kniete er vor den Heiligenbildern nieder und brachte dieselben schon gestern von mir gehörten Worte hervor, und nachdem er sich lange bis zur Erde verneigt hatte, stand er auf und ging still an seinen Platz zurück. Was er in seinem früheren Leben verbrochen, das ihm so am Herzen lag und wofür er Gott so eifrig um Vergebung bat, habe ich nie erfahren. Doch sein kurzes, tiefgefühltes Abendgebet brachte auf mein Herz einen besonderen gram- besänftigenden Eindruck hervor, und ich lag ruhig und bemühte mich, einzu- schlafen. — So begann mein neues Leben im Zuchthause, und es ward aus Abend und Morgen der zweite Tag.

XI.

Die nächsten Tage vergingen in derselben Weise. Ich ergründete immer mehr das Leben meiner neuen Mitgenossen und Zuchthauskameraden und lernte sie immer mehr kennen.

Neue Ankömmlinge schickte man in der ersten Zeit nicht auf Arbeit. Man ließ sie einige Tage von der Reise ausruhen, darum genoß auch ich diese Nachsicht. Die Leute gingen auf Arbeit, kamen auf kurze Zeit zum Essen zurück, und dann sah ich sie bis zum Abend nicht wieder. Abends kamen sie ermüdet nach Hause und legten sich bald schlafen. Meine Ge- spräche mit ihnen waren kurz.

Einige neue Personen zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Manche brachten von der Arbeit verschiedene Speisevorräte aus der Stadt mit und luden mich ein mitzuessen. Doch ich dankte ihnen, da ich nicht besonders auf die Nahrung achtete und mich schon in der Festung an Enthaltsamkeit im Essen gewöhnt, und sagte ihnen, daß ich satt sei.

„Nun, nun,“ sagten sie, „probieren Sie immerhin etwas, vielleicht schmeckt's Ihnen.“

Im allgemeinen gingen sie sehr freundlich mit mir um. Die Türken waren besonders liebenswürdig und bewirteten mich mit Erbsenkuchen, einer Art Fladen oder Pfannkuchen aus Erbsen, die sie in der Stadt kauften. Keldhin war mein Tröster des Tags über; Belio kam am Abend später als alle andern zurück, und meine Abendunterhaltung fand gewöhnlich mit ihm statt. Er erzählte mir unter anderem, daß der Platzmajor die Absicht ausgesprochen habe, alle meine Sachen, die ich mitgebracht, zu verauktionieren, um unter der Hand einige ihm gefallende, z. B. die Pelzmütze, die Uhr und anderes billig zu erstehen. Der Leser wird nun die erste Frage dieses Menschen bei meiner Ankunft: „Du hast ja viele Sachen mit?“ besser ver- stehen. — In dieser Frage zeigte sich ganz offen sein habgieriger Charakter. Er plante schon damals dieses vorteilhafte Geschäft, um den größtmöglichsten Nutzen daraus zu ziehen. Belio sagte mir, daß diese Sachen nach dem

Gesetz meinen Erben angehören, wenn ich selbst keinen Gebrauch davon machen kann. Diese Rechte interessierten mich wenig. Hier waren die Hauptsache nicht diese Sachen, sondern wie ich mein Leben und meine Menschenwürde bewahren könnte. Ich wäre nackt aus dieser Behausung fortgelaufen, wenn ich's gekonnt hätte. Oh, was kümmerten mich hier meine Sachen! . . . .

Belio sagte: „Er ist aber ein Schurke. Ein intelligenter Mensch wie der Platzmajor sollte doch die Gewissenlosigkeit einer solchen Handlung verstehen, Sie Ihrer Sachen zu berauben, die er ganz gut bis zum Ende Ihres hiesigen Aufenthaltes bewahren könnte!"

„Ach! hol' ihn der Teufel," sagte ich. „Mag er machen, was er will. Da ist ja auch der Kommandant, der doch darauf zu sehen hat!"

„Der Kommandant?" fragte Belio. „Dieser alte Feigling glaubt alles, was Tscherwinsky ihm sagt, — und dieser ist ein Spieler!" . . .

„Nun, der Teufel sei mit ihnen! Sprechen wir nicht mehr von ihnen!" —

Und darauf gingen wir zu unserer gewöhnlichen Unterhaltung über.

Diese schreckliche Unreinlichkeit, Unsauberkeit waren mir am schwersten zu ertragen. Das Ungeziefer überschüttete mich buchstäblich, und ich klagte bitterlich über diese Plage, die noch mehr durch die schmutzigen Strohsäcke der Arrestanten begünstigt wurde. Auf meine Klagen in dieser Hinsicht antwortete mir mein neuer Freund Belio: „Ach, Dimitri Dimitrijewitsch, das ist ja noch die geringste Plage, die uns hier befällt."

Er war schon ganz gefühllos gegen Eindrücke solcher Art geworden. — „Nicht die Flöhe und Läuse sind's, die uns hier zu Tode quälen; sondern die Menschen sind unerträglich!" Ebenso schwer war es mir, mich an die schwüle, verpestete Luft des Nachts zu gewöhnen. In der Kammer waren einige Ventilatoren, welche mit Hilfe von herunterhängenden Schnüren zeitweise geöffnet werden konnten. Unter den Arrestanten waren schon viele alternde, welche jedoch noch nicht zu den Arbeitsunfähigen gehörten. Einige derselben waren schwächlich und fürchteten die Erkältung. Sie liebten diese Ventilatoren nicht und bemühten sich, dieselben verschlossen zu halten. — „Ach, der hat wieder den Ventilator geöffnet!" sagt der eine, von seiner Pritsche aufstehend, und die Schnur loslassend, schlägt er ihn zu. — Nach einiger Zeit geht ein anderer, und die Schnur auf die andere Seite ziehend, sagt er ärgerlich: „Solche Luft, man kann ja nicht schlafen! Hier erstickt man ja! Solch eine Vogelscheuche!"

Meine Pritsche war auch gerade in der Nähe des Ventilators, und ich stand oft sachte auf, um ihn so viel als möglich zu öffnen.

XII.

Bald kam der 6. Januar, die Feier der Taufe. Die Morgenwache wurde wie gewöhnlich abgetrommelt, doch niemand stand auf. Die Arrestanten erhoben sich nach und nach langsam von ihrem Lager, gingen sich waschen, und die meisten kleideten sich sauberer. Manche zogen bunte Hemden an. Viele beteten ohne Eile vor den Heiligenbildern; sich auf die Knie niederlassend, bekreuzten sie sich eifrig. Die Vorübergehenden traten vorsichtig zur Seite.

Dann begannen die Gespräche, Späße, Gelächter, große Bewegung der hin- und hergehenden Menschenmasse, der fortwährend sich begegnenden, sich schwerfällig bewegenden und mit ihren Ketten klirrenden Gefesselten. Der klirrende Ton der Ketten hatte bei jedem von ihnen einen ihm eigenen Klang. An diesem charakteristischen Ton, verbunden mit dem ihm eigenen Tempo des Ganges, erkannte ich bald jeden der nahe an mir Vorübergehenden. Geschlossene und mit Nägeln vernietete flache Eisenringe, einen Werschok breit und etwa 1/4 cm dick, umfassen locker die Beine über dem Knöchel. An diesen Ringen befindet sich an der Innenseite des Beines ein kleinerer Ring, von welchem aus ein eiserner Stab von der Dicke eines Federhalters bis zum Knie reicht, wo er wieder in einen Ring endigt. Von diesem führt ein ebensolcher Stab bis in die Taillenhöhe, wo die Stäbe beider Beine in einem größeren Eisenring und mit diesem an den Gurt befestigt sind. Diese Fesseln sind leichter als die andern, auch gebräuchlichen, anstatt der Stäbe aus Ketten bestehend, die von den Knöchelringen bis zum Gurtringe gehen, bei allen Bewegungen stören und beim Gehen ermüden. Dieser ganze klirrende, eiserne Apparat war in hängendem Zustande befestigt und verursachte bei den schaukelnden Bewegungen einen eigentümlichen Klang. Die breiten Ringe, die die Beine über den Knöcheln umfassen und Schmerzen durch Reiben verursachen, umwickeln und umnähen die Arrestanten mit einer Art von Riemen, sogenanntes Fesselfutter.

Diesen Morgen ertönte ein ganzes Orchester von Ketteninstrumenten. Diese Musik, die leisen Bewegungen verschieden tönender Kettenglieder, wie Töne der Natur, wie der Schlag der Meereswogen oder der Gesang der Vögel, hatte nichts Lärmendes, unangenehm Berührendes.

Alle beglückwünschten einander zum Feiertage*), plauderten, lachten und ruhten von den Wochentagsarbeiten aus. Sie liebten die Feiertage, achteten und ehrten sie.

Bald wurde in die Mitte des Ganges ein schmaler langer Tisch und auf diesen allerlei Speisen gestellt, verschiedene Sorten Brot, Kringel,

---

*) In Rußland gilt der heilige Dreikönigstag oder die Taufe Christi für einen ebenso großen Feiertag wie Weihnachten, und man feiert den Vorabend dieses Festes ebenso, wie den heiligen Weihnachtsabend.

D. Übers.

Erbsenfladen, Speckstücke, Schweinebraten und Schinken. Das alles waren Wohltätigkeitsgaben, für die unglücklichen Gefangenen dargebracht. Das gemeinsame Mahl für die Arrestanten. Alles ist in Stücke zerschnitten, auf besondere Haufen gelegt, und zwei auserwählte Arrestanten teilen jedem seine Portion, je nach der Größe der Vorräte, in der größten Ordnung aus. Die Herangetretenen nehmen die ihnen gereichte Nahrung, setzen sich auf ihre Plätze und fangen an zu essen. Bald erscheinen, Gott weiß woher, Fläschchen mit Schnaps; manche haben sogar ziemlich große Vorräte dieser Spirituosen. — Die Arrestanten bewirten einander in einzelnen Gruppen und verzehren ihre Speisevorräte. Unterdessen kommt die Mittagszeit heran, und die Schüsseln werden mit Grützsuppe und des Feiertags halber noch mit einem zweiten Gericht, bestehend aus Hirse mit Speck, gefüllt. Alle sind still geworden und beschäftigen sich mit der Sättigung ihres immer halbhungrigen Leibes. Sogar im Zuchthause bewahrheitete sich der weise Ausspruch Brillat-Savarins: „La table est le seul endroit où l'on ne s'ennuie jamais pendant la première heure!“

Der verbotene Trank zirkulierte dazu recht reichlich, und die Unteroffiziere, sowie die Feldwebel wurden freigebig bewirtet und ergaben sich der allgemeinen Feiertagsruhe. — Mancher, mit gerötetem Gesicht, fängt an zu lärmen und zu schimpfen, ficht mit den Armen herum, zum Schlagen bereit. Doch von den Nüchternen zurechtgewiesen, beruhigt er sich, finster umherblickend. Ein anderer sitzt traurig, schweigsam und nachdenklich, während andere ihre Gefühle in Umarmungen mit jedem Vorübergehenden und speicheligen Küssen ausdrücken. Ein hochgewachsener, uns schon bekannter Blondin sitzt, nachdem er etwas Schnaps getrunken, mit gesenktem Kopfe, und in Erinnerungen versunken, bricht er seufzend in die Worte aus: „Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst.“ Einer der in seiner Nähe Sitzenden antwortet lachend: „Was greinst du? Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir in der Hölle sein!“ Der Blonde springt auf und ruft, ihn mit verächtlichem Blicke messend, aus: „Unverschämter! Fürchtest du Gott nicht! Wessen Worte gebrauchst und verkehrst du?“ Vor ihm ausspuckend, geht er von ihm fort. Der ihn so erzürnt, war ein hochgewachsener, magerer, etwa 40jähriger Mann mit großer Habichtsnase und, wie ich später erfuhr früher ein russischer Sakristan (sogen. Psalmenleser) und von Natur ein großer Witzbold; er hieß Jesimow. Von ihm erzähle ich später noch einiges. —

„Nun, Jungens!“ ruft der schon ziemlich betrunkene Feldwebel, in der Mitte der Kammer stehend, aus: „Ihr Säufer, Landstreicher! Nun, wer hat noch Schnaps?“

„Alles ist ausgetrunken,“ — antwortet jemand hinter seinem Rücken.

„Wer hat das gesagt, wer war's? — Komm hervor!“

Niemand antwortet, niemand beachtet ihn. Lärm, Sprechen, Kettengeklirr, Gesang, bald in Chören, bald einzelne Stimmen tönen durcheinander. Jeder belustigt sich nach seiner Art. Einige sitzen mit stieren Blicken oder liegen auf ihren Pritschen.

Nicht alle jedoch tranken, und nicht alle hatten Schnaps zum Trinken; ja viele waren keine Trinker, oder sie hatten das Trinken abgeschworen und enthielten sich des Trinkens! Mich bewirteten viele; ich benetzte zum Schein die Lippen und ging weiter, wurde wieder von anderen angerufen und bewirtet. Ermüdet von dem ungewohnten Schauspiel setzte ich mich endlich zu den Türken, denen ihre Religion das Trinken verbot. Später ging ich in die Kammer der Schwachen und besuchte Kelchin, den ich auch in berauschtem Zustande fand . . .

So verging der heilige Dreikönigstag, der erste Feiertag, den ich gleich nach meiner Ankunft im Zuchthause verlebte. Der Leser versteht, daß ich mich nach mehr als 40 Jahren nur der allgemeinen und besonders interessanten Momente des in meiner Jugend Gesehenen und Gehörten erinnern kann. — Die lebenden Bilder sind verblaßt, sowie auch die Stimmen und Gespräche der einzelnen Personen, deren Namen mir ins Gedächtnis zurückzurufen ich mich vergebens bemühe. Doch auch aus diesen Nebelbildern treten noch einige besondere Striche und damals gehörte Worte und Ausdrücke hervor.

Sie bemühe ich mich jetzt so wahrheitsgemäß als möglich in meinem Gedächtnisse aufzufrischen. Meine Stimme ist schwach zum Erzählen, meine Feder des literarischen Berichtes ungewohnt. Mit Mühe suche ich die Worte zur Schilderung dieser einst wirklich und noch heute existierenden dantischen Höllen, die wie unterirdische Behausungen den Augen Hunderter von Millionen frei in Städten und Dörfern lebender Menschen unbekannt sind. Ich weiß nicht, wie ich fortfahren werde, wie weiter beschreiben — so viele sich zusammendrängende, summende und vorüberfließende Gedanken und Erinnerungen verschiedenster Art, doch abgerissen in der Fülle der lebendigen Eindrücke. Wie soll ich mich in dem Chaos der Elemente des Grams und der Qual der einst vor mir erschienenen und blitzschnell vorübergeflohenen Menschen und Eindrücke zurechtfinden? Darum geht diese Arbeit so langsam und mit Unterbrechungen vor sich, und ich befinde mich in großer Schwierigkeit. — Werde ich wohl imstande sein, der von mir übernommenen Aufgabe gerecht zu werden?

Ach! Es ist ja schon so lange her! Sehr lange!

Riga, den 18. Oktober 1891.



Politischer Monatsbericht.

Von

Dr. Hugo Böttger,

Mitglied des Reichstags.

— Steglitz. —

Die Politik befindet sich zur Zeit an manchen Punkten im Stadium der Vorbereitung größerer Dinge, sei es nun, daß es sich um parlamentarische und innerpolitische Vorgänge handelt, sei es, daß großzügige internationale Unternehmungen in Frage kommen. Die Entscheidungen fallen später; jetzt wird gesäet, dann geerntet. Eine Macht, die es außerordentlich wohl versteht, sich rechtzeitig vorzusehen und von langer Hand den Ereignissen vorzuarbeiten, so daß ihr so leicht kein Meteorstein unvorbereitet in die Suppe fällt, um mit Scheffel zu reden, ist Großbritannien.

Durch die Schwierigkeiten, die Rußland jetzt im Innern zu überwinden versucht, und durch sein Bündnis mit Japan hat England in seinen asiatischen Plänen manchen Vorsprung gewonnen. Die Reise des Emirs von Afghanistan an den Hof des Vizekönigs von Indien drückt jetzt dem englisch-afghanischen Vertrage vom Sommer des vorigen Jahres den realpolitischen Stempel auf. Der Emir hat die britischen Subsidien, die sein Vater schon bezogen hat, mit einigem Widerstreben auch für sich angenommen und damit sich England verpflichtet; mit wem sollte er es denn auch wohl halten, da Rußland zur Zeit völlig ausgeschaltet ist und da Afghanistan somit in seiner eigenartigen geographischen Lage von zwei Eisen im Feuer nicht mehr Gebrauch machen kann? Seine Reise nach Kalkutta ist also eine Freundschaftsvisite mit realem Hintergrund. Es soll ihm bei dieser Gelegenheit die britische Militärmacht in Indien ganz nebenbei, aber vermutlich wirkungsvoll, vor Augen geführt werden, und es sollen ihm, da liegt der Schwerpunkt der Einladung, einige Bahnkonzessionen für England abgenötigt werden. Die strategische Bahn von Peschawar bis zur afghanischen Grenze und ihre Verlängerung dem Laufe des Kabul entlang bis Khule Jacca und darüber hinaus, sowie eine Eisenbahnverbindung des Kabul mit dem indischen Bahnnetz stehen

an der Spitze des Wunschzettels der indisch-britischen Staatsmänner. Die Armeereorganisation in Afghanistan, welche sodann noch von englischen Offizieren durchgeführt werden soll, ist eine weitere Etappe der britischen Machtpolitik in Mittelasien, damit, wenn es einmal mit Persien und wegen Persiens mit Rußland zu kriegerischen Auseinandersetzungen kommen sollte, alsdann die afghanischen Truppen sich den strategischen Gliedern ihrer „Beschützer" gut und leicht einfügen. So wächst durch das Niedergehen der russischen Position der Einfluß und die Macht Großbritanniens in Asien ständig.

Auch in Abessinien steht die internationale Politik im Zeichen des Verkehrs. Eisenbahnangelegenheiten waren es, die zu einem Abkommen zwischen Frankreich, England und Italien führten. Es sickert wenig davon in die Öffentlichkeit. Man scheint jedoch in diesem Dreibunde sich verpflichtet zu haben, in allen Angelegenheiten, die Abessinien angehen, unter Anerkennung der Integrität des Landes nur gemeinsam vorgehen zu wollen, dem internationalen Handel offene Tür zu gewähren und die abessinische Eisenbahnfrage gemeinsam zu erledigen. Das letztere tat besonders not, denn allmählich hatte sich ein Rattenkönig von Bahnprojekten dem König Menelik aufgedrängt, so daß Abessinien ein internationaler Rangierbahnhof zu werden drohte. Die französische Gründung von 1894, die Dschibuti mit Addis Abeba verbinden wollte, war verkracht, drohte unter englischen Kapitaleinfluß zu geraten und konnte nur durch Staatssubvention der französischen Republik wieder einigermaßen flott gemacht werden. Mit einer französischen Staatsbahn in seinem Lande wollte jedoch Menelik nichts zu tun haben, und so kamen die Franzosen nur bis an die Grenze seines vielbegehrten Landes heran. Die Engländer beabsichtigten, ihre große Zukunftsbahn durch West-Abessinien zu leiten mit Seitenlinien zum Golf von Aden, und Italien schließlich bemühte sich, Massaua mit Abessinien durch Schienenstränge zu verbinden. Um diesen Reichtum von verkehrspolitischen Segnungen für Abessinien zu bergen, bedurfte es allerdings internationaler Abmachungen, die vorläufig damit geendet zu haben scheinen, daß Frankreich über die abessinische Grenze bis Addis Abeba bauen darf, England auf seine Nebenlinien nach Aden verzichtet und Italien vorläufig seine Projekte vertagt und dafür billige Transporte seiner Güter auf den abessinischen Bahnen erhält. Menelik selbst wird wohl mit Subsidien metallischer Natur abgefunden, während die durch ihren Handel in Abessinien weiter interessierten Mächte — z. B. Deutschland — sich an dem Zugeständnis der offenen Tür erfreuen und sich im übrigen den Mund wischen dürfen.

Inzwischen taucht zur Abwechselung auch wieder einmal die ägyptische Frage auf, freilich nicht in dem alten Sinn, daß Frankreich nach dem Nillande begierig hinüber schielt — dem ist durch das französische Abkommen von 1904 ein Ende gemacht — nein, die innern Schwierigkeiten in Ägypten, wo die Fellachen gegen die englische Verwaltung rebellieren und von Zeit zu Zeit englische Offiziere über den Haufen schießen, sind es, die in Downing Street und im Parlamente zu London begreiflicherweise beunruhigen. Indessen Großbritannien packt auch hier derb zu,

mit einigen Hinrichtungen, mit lebenslänglichem Zuchthaus und Peitschenhieben hat es die ägyptische Unzufriedenheit momentan gedämpft, und es ist charakteristisch für die verschiedene parlamentarische Art, solche Dinge zu behandeln, daß selbst das liberal-radikale britische Parlament von heute sich gar nicht lange bei der Kritik der Prügel- und Schießmethode in Ägypten aufgehalten, sondern nach einigen aufklärenden und beruhigenden Worten des Staatssekretärs des Auswärtigen sein Plazet dazu ausgesprochen hat. Der fremdenfeindliche Fanatismus in Afrika wird wohl keine andere medizinische Behandlung vertragen, als Vorbeugung durch mustergültige Verwaltung und, falls dann noch die Wogen der Empörung hochgehen, ein Regiment der eisernen Faust und der imponierenden Kraft. Hierzu hat die britische Volksvertretung ohne große Umschweife ihren Segen gegeben, weil sie in solchen nationalen Angelegenheiten die langen Reden mit humanitärem Grundton nicht liebt.

Ein anderes Parlament und dazu noch das jüngste auf der Welt hatte sich in diesen Tagen völlig zugrunde geredet, ohne auch nur den Schimmer einer positiven und schöpferischen Begabung zu zeigen. Es ist wahr, wie die Dinge lagen, konnte die russische Duma nicht die Wendung zum Bessern herbeiführen, die man von ihr verlangt hat. Die Abgeordneten, nur im Kampfe gegen die russische Bureaukratie gewählt und sonst ohne feste politische Prinzipien, eine Konstitution, die noch alle Voraussetzungen im Volke zu entbehren hatte, die Regierung des indolenten Goremykin, die zwischen slawischer Passivität und wilder verschlagener Leidenschaft der Reaktion hin und her geschoben wurde, keine großen gesetzgeberischen Aufgaben, überall nur Gelegenheit in allgemeiner Volksbeglückung umherzuplätschern, — das alles konnte nur mit einer starken Unterbilanz des ersten Geschäftsjahres schließen. Dem neuen Herrn, dem Ministerpräsidenten Stolypin wird viel Tüchtiges nachgesagt, und bis jetzt hat er auch mit einigem Glück operiert. Es ist von ihm in Aussicht genommen, einen Teil der Kronländereien an landarme Bauern zu vergeben und damit die Hauptforderung der aufgelösten Duma zu befriedigen; sonst aber will Stolypin die Politik gefährlicher Zugeständnisse meiden, nur gerecht und fest die Verwaltung führen. Man kann seinem Lande und den vielen Gläubigern des heiligen russischen Reiches nur wünschen, daß er sein Programm durchzuführen vermag gegen Militär- und Marinerevolten und gegen den Massenstreik der russischen Arbeiter.

Die innerpolitischen Verhältnisse im Deutschen Reich sind wenig zufriedenstellend. Die Reichstagsnachwahlen zeitigen die wunderlichsten Überraschungen, bei denen am meisten die Sozialdemokraten profitieren und bei denen das Bürgertum sich einer rührenden Planlosigkeit ohne Schranken hingibt. Nebenbei zieht man kreuzvergnügt zu Schützenfesten und verliert man sich politisch in Zweckvereinigungen und wirtschaftlichen Spezialitäten des Interessenkampfes. Von größerer Bedeutung war wohl die Tagung der christlichen Gewerkschaften. Die gegen die sozialdemokratische Klassenkampfbewegung ins Treffen geführten nationalen Arbeitervereinigungen, die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, die

evangelischen und katholischen Fachvereine haben gewiß in ihrer Art Respektables geleistet, aber doch in ihrer Zersplitterung und Sonderbündelei die Entwicklung der Sozialdemokratie nicht eben groß aufgehalten. Jetzt will man das christliche Prinzip zur Grundlage einer einheitlichen Bewegung machen, in die der freie Arbeiter mit jeder politischen und konfessionellen Überzeugung, die freilich nichts mit der Sozialdemokratie zu tun haben darf, eintreten kann. Der religiöse — nicht konfessionelle Untergrund in der Psyche der arbeitenden Klassen wird für viel fester tariert, als der Boden nationaler oder rein gewerkschaftlicher Tendenzen. Dieser Untergrund, der nicht mit dogmatischem Gestrüpp besetzt sein soll, sei freier und breiter als der der konfessionellen Begrenzung, und so lautet denn das Zukunftsprogramm der christlichen Gewerkschaften: die Grundwahrheiten des Christentums können allein Gerechtigkeit in die Wirtschaftsverhältnisse bringen. Man hofft, auf dieses Programm alle die Hunderttausende von Arbeitern verpflichten zu können, welche den Terrorismus der Sozialdemokratie satt haben und die mit ihrem Familiensinn und mit ihren Traditionen noch im Christentum wurzeln. Wenn es auf die Dauer gelingt, die Rivalität der Konfessionen fernzuhalten, den Dogmenzank auszuschalten und ein höheres Christentum zu entwickeln, als es sich in den herrschenden Kirchen ausgebildet und versteinert hat, dann kann möglicherweise das Christentum auch wieder eine soziale und politische Macht werden. Im andern Falle wird die Organisation über lokale und persönliche Erfolge nicht weit hinauskommen.

Unsere kolonialen Wirren haben eine panamitische Wendung genommen und rufen nach einem eisernen Besen. Die Erzbergerschen Beschuldigungen sind meines Erachtens erheblich harmloser, als die Tatsachen, die durch die Verhaftung des Majors Fischer über das Verhältnis der Firma Tippelskirch und Co. zur Kolonialverwaltung aufgedeckt worden sind. Monopolverträge mit andauernder und starker Überteuerung des Reichs — man redet von 30 bis 40 v. H. Übergewinn — und dabei bis 1911 Unkündbarkeit der Verträge. Mehr Panama kann man eigentlich nicht erwarten. Durch die Unkündbarkeit wird freilich wohl der Prozeß des Majors Fischer einen Strich ziehen, denn die freundschaftliche Beteiligung am Prosperieren der Firma Tippelskirch, die man Fischer als Kolonialbeamten zum Vorwurf macht, dürfte doch wohl das Vertragsverhältnis juristisch auflösen. Auch für andere Persönlichkeiten in andern Staatsressorts muß die koloniale Schlamperei Nachwirkungen haben, vor allem aber legt sie die Notwendigkeit nahe, die Intendanturgeschäfte für die Kolonieen auf neuer Grundlage zu organisieren und — ceterum censeo — der Kolonialverwaltung eine viel weitreichendere Selbständigkeit und Eigenverantwortung zu geben, als sie bisher besaß.

Während Preußen noch immer zögert, seine Parlamentsverfassung zu modernisieren, geht im Süden Deutschlands ein Staat nach dem andern mit Wahl- und Verfassungsreformen vor, die das Erstaunen oder auch Entsetzen der preußischen Privilegierten hervorrufen. Soeben ist Württemberg mit seiner Verfassungsrevision fertig geworden, nachdem — das war das Charakteristische für den demokratischen Zug des

Südens — die Konservativen, Liberalen und Sozialdemokraten alle miteinander die Beseitigung gewisser veralteter Vorrechte im Schwabenlande stürmisch verlangt hatten. Es wird nun durch die Reform die Abgeordnetenkammer zur reinen Volkskammer gemacht und es werden daraus die Privilegierten des Adels, der Kirche und der Tübinger Universität ausgemerzt. Die Kammer erhält ein neues Gesicht, indem außer 63 Vertretern der Oberamtsbezirke, 6 der Stadt Stuttgart und 6 der sogenannten „guten Städte" (Tübingen, Ludwigsburg, Ellwangen, Ulm, Heilbronn und Reutlingen) noch 17 Vertreter durch Proportionalwahlen gewählt werden. Gerade der Proporz, der noch bei den Neuwahlen vor Ablauf des Jahres in Wirksamkeit treten wird, gibt der Reform ihr interessantes Gepräge. Wird er, was seine Freunde wollen, den kleinen Parteien und Minoritäten zu einigen Mandaten verhelfen oder wird er in Gemeinschaft mit dem angenommenen Prinzip des Reichstagswahlrechtes den festgeschlossenen großen Parteiverbänden der Sozialdemokratie oder des Zentrums neue Mandate zuschanzen? Das ist die Frage, die sehr verschieden beantwortet wird, über die aber erst die Erfahrung endgültig Aufschluß zu geben vermag. Aber auch die Kammer der Standesherren, die altersschwach und unvolkstümlich geworden war, ist ausgebaut, modernisiert und gestärkt worden. Die Erste Kammer zählt in Zukunft statt 29 Mitglieder 49, und zwar ist zu den bisherigen Prinzen, Standesherren und lebenslänglich Ernannten noch eine Vertretung der Kirchen, der Hochschulen, der Ritterschaft und der Berufsstände hinzugekommen. In Zukunft wird auf die Art das Zufällige in einem allzu kleinen Parlamente mit mangelhafter Besetzung in den Hintergrund treten und es wird vor allem der peinliche Umstand beseitigt, daß das zu zwei Drittel evangelische Land von einer Mehrheit der Standesherren, welche klerikalen Anschauungen huldigte, in der ersten Kammer vertreten wurde. Indem so die zweite und erste Kammer modernen Einflüssen zugänglich gemacht worden sind, hofft das Land nun endlich auf eine stetige und gesunde parlamentarische Entwicklung nach schweren Verfassungskämpfen, die nicht weniger als zehn Wahlrechtsentwürfe gezeitigt hatten.





Literarischer Monatsbericht.

Von

August Friedrich Krause (Breslau).

Frauenbücher. II.

Clara Viebig: „Einer Mutter Sohn." — Charlotte Knoeckel: „Kinder der Gasse." — Helene Voigt-Diederichs: „Dreiviertel Stund vor Tag." — „Leben ohne Lärmen." — Adele Gerhard: „Die Geschichte der Antonie van Heese." — Maria Janitschek: „Esclarmonde." — Leonie von Meerscheidt-Hüllessem: „Elfi." — Marthe Renate Fischer: „Toska bunt."

Vor kurzem erschien im „Literarischen Echo" ein Aufsatz über „Deutsche Dorfdichterinnen", und wer es noch nicht wußte, konnte darin lesen, wie heimatlos doch viele unserer Dorfdichterinnen sind. Ilse Frapan schreibt Dorfgeschichten aus dem Fischerdörfchen Blankenese, sie wandert nach Schwaben und der Schweiz, und will sogar im Kaukasus daheim sein. Hermine Villinger und Margarete von Oertzen wollen den Tiroler und den Schwarzwald-Bauern gleicherweise kennen, und manche norddeutsche Schriftstellerin fühlt sich am wohlsten im Bauernhause Tirols. Ich wüßte kein Beispiel eines männlichen Schriftstellers, der gleicherweise in der Welt herumzöge und daheim wäre, wo es ihm gefiele. Diese eigentümliche Erscheinung liegt, will mir scheinen, in der Impulsivität der weiblichen Natur begründet, die auf jeden Anreiz der Umwelt sofort und stark reagiert. Mich dünkt aber, diese Erklärung vermag die erwähnte Tatsache nicht vollständig und erschöpfend zu deuten. Es muß an dem ganzen Verhältnis liegen, in dem die Frau zum Leben steht, an der Art nicht nur, wie sie dieses Leben in sich aufnimmt, auch an der Art, wie sie es lebt, d. h. wie sie es in sich verarbeitet. Wie ich schon im vorigen Monatsbericht ausführte, hat die Frau lange abseits vom Leben gestanden, nur selten war ihre Individualität stark genug, sich von dem Zwang der Sitte zu befreien und so dem Leben offen und frei gegenüber zu stellen, wie der Mann. Seit etlichen Jahrzehnten nun sind die Schranken gefallen, die sie von der Umwelt trennten, und das ausschließliche Reich der Frau ist nicht mehr das Haus und die Familie. Da mag es ihr nun gehen, wie es mir gegangen ist, als ich, noch ein junger Mensch, zum ersten Male in das Gebirge kam: zwölf und vierzehn Stunden am Tage bin ich gerannt und immer nur gerannt, um nur ja alle Schönheiten des Gebirges kennen zu lernen — und bin auf diese Weise an tausend Schönheiten vorbei gerannt, ohne sie zu sehen. Ein wahrer Heißhunger nach dem Leben mag die Frau — ihr selber vielleicht kaum bewußt — erfaßt haben, daß sie von einer Lebenserscheinung zur andern jagt und meint, alles greifen zu müssen und alles sich aneignen zu müssen. Von der Klugheit der Beschränkung und der Fülle, die in ihr zu finden ist, weiß sie noch nichts. Die natürliche Folge ist, daß sie an tausend Schönheiten des Lebens vorbeijagt, überall an der Oberfläche hängen bleibt und nirgends in die Tiefen dringt, wo das wahre Leben der Dinge kreist.

Es könnte scheinen, als gehöre auch Clara Viebig zu diesen Frauen. Sie schrieb Novellen und Romane, in denen sie ihre Heimat, die Eifel, gestaltete, erwies sich an des Reiches andrer Grenze, der Ostmark ebenso daheim, sie rückte uns in dem Roman: „Das tägliche Brot" die Welt der Dienstboten und der kleinen Leute Berlins nahe, sie führte ihre Leser in die Gesellschaftskreise der Rheinstädte und in die Künstlerkreise Berlins. Nicht immer mit der gleichen Intensität und Kraft erfaßt zeigte sich bei ihr dies vielartige Leben, aber immer scharf beobachtet und rund und voll, und manchmal wußte sie in einer Szene, vielleicht mit einem Worte oder einer Redensart im Munde der Leute, die sie

schilderte, Tiefen zu erhellen, die, schwarz und geheimnisvoll und abgründig, unter dem Wogengang dieses Lebens schlummern. Sie hat tiefer hineingesehen in die Welten, die sie schildert, als hundert andre ihrer Schwestern und hatte darum ein Recht, sie zu schildern. Es ist darum nicht gut angängig, zu behaupten, die Viebig sei **nur** stark, wenn sie auf Heimatboden stehe; wohl erweist sie sich da am stärksten, aber sie ist auch in andrer Erde heimisch. Nur muß diese Erde einfache, unkomplizierte Menschen tragen, Menschen, in denen das starke natürliche Empfinden durch die Kultur noch nicht gebrochen, verfeinert, nuanciert ist. Sie erfaßt das Leben in seinen einfachen Linien, in seiner Totalität. Aber sie weiß, daß innerste Zusammenhänge bestehen, die sich nicht gleich dem Blick offenbaren, und möchte diese Zusammenhänge auch bloßlegen und darstellen, und gerät damit an die Grenze ihrer Kraft und Kunst. Das beweist wieder ihr neuester Roman: „**Einer Mutter Sohn.**" (Berlin, Egon Fleischel & Co.) Clara Viebig weiß, daß jeder Mensch, der eine Heimat hat, auch in der Heimat wurzelt, ihm selbst oft unbewußt. Wie die Nadel dem Magnetberg zu, wendet all sein natürliches Empfinden, all sein Ahnen und Sehnen sich nach der Heimat hin. Und zwingt eine andere Welt ihn in ihren Bann, so entartet sie ihn, zerbricht sie ihn, raubt sie ihm das Beste seines Wesens und seine Lebenskraft — sie richtet ihn zugrunde. Da hilft keine Liebe und Zärtlichkeit, nicht Luxus und Wohlleben und was eine fremde Welt sonst bieten kann. Das Kind des Venn, das — seiner selbst noch unbewußt — aus dem Heimatboden genommen und in das reiche Kaufmannshaus nach Berlin verpflanzt wird, stirbt ganz allmählich in dieser fremden Erde. Das Kind ist in seiner rassigen Eigenart noch ein gesunder, starker Mensch voll natürlichen und starken Empfindens; der fremde Boden, die fremde Luft, das fremde Licht aber schwächen und zermürben es trotz aller Liebe und Pflege. Das muß Frau Käthe Schlieben bitter erfahren, und als sie zur Selbsterkenntnis kommt und einsieht, wie schwer sie an dem Kinde gesündigt hat, da ist es zu spät.

Wie kaum einer der Viebig'schen Romane offenbart dieser das Treffliche, das die Dichterin uns zu bieten vermag, und ihre Schwächen. Wie stark und frei, wie sicher und einfach ist ihre Schilderung des Venn und seiner Menschen. Da bringt sie innerlich geschautes Leben. Auch die Dienstboten und die kleinen Leute von Berlin-Grunewald weiß sie lebendig vor uns hinzustellen. Sobald sie aber Menschen des Salons schildern will, wird sie konventionell, wir hören wohl, was von ihnen gesagt wird, aber wir sehen sie nicht, und was wir ja von ihnen sehen, ist verschwommen oder Schablone, gehalten gegen ihre andern Menschentypen. Und ganz versagt ihre Kunst, wenn sie seelisches Leben schildern will, losgelöst von äußeren Ereignissen: da gerät sie ins Übertreiben, ihre Darstellung wird matt und farblos, und sie ist nicht imstande, uns nahe zu bringen, was sie nahe bringen möchte. Wie groß dann ihre Rat- und Hilflosigkeit ist, kann man am besten an den vielen belanglosen, unnötigen Zügen sehen, die sie diesmal in ihre Darstellung eingeflochten hat. Es ist, als ob kein innerer Zusammenhang bestände. Nur wo sie Seelenleben in äußeren Vorgängen ausdrücken kann, wirkt sie in alter Weise: stark, plastisch, lebendig. Sie ist eben eine Wirklichkeitsdarstellerin, die Wirklichkeitskünstlerin par excellence, und wenn sie andere Wege geht, verläßt sie die Grenzen, die ihrer Kunst gesteckt sind, und versagt. Darum ist auch ihr neuer Roman ein Versager, wie wir sie nur in der ersten Periode ihres Schaffens finden. Sie wird aber bei ihrer Klugheit und Selbstkritik bald in ihr Reich zurückfinden, dessen bin ich gewiß.

Man hat die Viebig die Dichterin des Temperaments genannt. Nicht mit Unrecht, wenn damit auch das Wesen ihrer Kunst durchaus nicht erschöpft ist. Mehr freilich scheint mir diese Bezeichnung auf eine Schriftstellerin zu passen, die sich ohne Zweifel an der Darstellungsart der Viebig gebildet hat und uns nun die erste Frucht dieser Studien und ihres Temperaments darbietet. Ich meine **Charlotte Knoeckel**, von der S. Fischers Verlag in Berlin einen Roman: „**Kinder der Gasse**" herausgebracht hat. Charlotte Knoeckel ist eine von den Frauen, die das Leben in allen seinen äußeren Erscheinungsformen interessiert. Sie fragt nicht nach ihrem Wert und nicht nach ihrer Wurzel, alles Leben ist ihr gleicherweise interessant. Sie sucht nicht lange nach einem Stoff und wählt nicht lange, hält's mit dem bekannten Goetheschen Wort und greift mitten ins volle Menschenleben hinein. Nun könnte man nicht gerade behaupten, daß die Schicksale und Erlebnisse der drei Handwerkerfamilien, die den Inhalt des Romans ausmachen, so besonders interessant wären, und dennoch läßt der Roman nicht los, er zwingt in seinen Bann bis zur letzten Seite. Nicht eben in dem Was liegt diese Spannung begründet, einzig nur in dem Wie der Darstellung. Freilich sind die Mittel, deren sich Charlotte Knoeckel bedient,

nicht sonderlich neu und eigenartig, es sind die alten des Naturalismus; aber die Art, wie sie diese Mittel anwendet, das Temperament ihrer Darstellung zwingt. Nicht selten vergreift sie sich, ist hier zu grell, da zu banal und dort konventionell, am meisten aber zu grell und aufdringlich, sie hat noch kein Maß und hält für Leben, was laut ist; auch ist sie noch etwas einförmig in ihrem Stil, bringt abgebrauchte und schablonenhafte Worte und ringt vergeblich um Kraft und Plastik des Ausdrucks. Aber es steht zu hoffen, daß sie, die am Anfang steht, schon noch finden wird, was ihr heute noch fehlt.

Daß Leben nicht Lärm ist, daß es unter dem Sichtbaren und tief im Grunde der Seele sich vollzieht, hat eine Dichterin begriffen, die, seit sie in die Literatur eintrat, still und unbekümmert ihren Weg ging, mit offenen Augen um sich blickend, aber am liebsten doch in sich hinab lauschend, auf das hörend, was im Tiefsten der Seele sich regt und drängt und Leben wird. Wer sie kennt, wird wissen, daß ich Helene Voigt-Diederichs meine. „Dreiviertel Stund vor Tag" heißt der Roman aus dem niedersächsischen Volksleben, den sie im Herbst vorigen Jahres veröffentlicht hat, „Leben ohne Lärmen" ist der Titel einer Novellensammlung, die zwei Jahre früher erschienen ist (beide bei Eugen Diederichs in Leipzig und Jena), und wenn ich so darüber nachdenke, empfinde ich immer mehr, wie stark das ganze Wesen ihrer Kunst in diesen beiden Titeln ausgedrückt ist. Bist du schon einmal durch die Morgenfrühe gegangen, dreiviertel Stunden vor Tag? Klar stehen die Dinge im ersten grauen Lichte, klar und scharf und sicher. Aber es ist wie ein Bann auf ihnen, man weiß, daß Leben in ihnen ist, aber man fühlt, daß dieses Leben sich nicht zu äußern vermag. Man fühlt gleichsam das Raunen und Rauschen des Blutes in ihnen, und wie sich tief im Grunde ihr Sein vollzieht. Und mehr: Alles geschieht in einer halb unbewußten Art, wohl in einem Streben zum Licht, in einem süßen, geheimnisvollen Sehnen nach dem Tag, aber unbewußt dieses Zieles und staunend und beglückt, als die Sonne einbricht und mit goldenem Glanze alles klärt und verklärt. Da erst zeigt sich's wie eine Offenbarung, warum alles Fühlen diese Richtung nahm und warum kein Weg ein Irren war und alles Ziel wurde, was tief im Grund strebte und rang. Das ist Karen Nebendahl im Roman. In demselben Banne, in dem die Dinge der Frühe und in dem dieses Mädchen steht, dessen Lebensgeschichte wir hören, in demselben Banne steht auch Helene Voigt-Diederichs' Kunst. Alles scharf und klar, aber in grauem Lichte und mit einer gewissen Ferne und Fremdheit stellt sie die Dinge und Menschen ihrer Welt vor uns hin, in tiefster Ruhe und Abgeschlossenheit, aber innen vollzieht sich ihr Leben nicht selten mit einer tiefen, vollen Leidenschaftlichkeit, die keiner Äußerung bedarf und von der wir doch wissen, daß sie da ist, obgleich kein Vibrieren sie verrät und kein leisestes Leuchten des Auges. Und noch eines ist, was mir an der Kunst dieser eigenartigen Frau auffällt und neben ihrer stillen Sicherheit und gehaltenen Ruhe erstaunlich und wert erscheinen will: alles innerste Leben gewinnt bei ihr stärkste, plastische Form. Dieser Dichterin ist eine Kraft der Anschaulichkeit eigen, wie wir sie nur bei den Besten und Größten bewundern. Damit will ich nicht sagen, daß Helene Voigt-Diederichs ganz und ohne Einschränkung zu diesen Besten und Größten gehört. Ihr inneres Leben scheint mir wohl reich nuanciert, aber dennoch nicht reich, wohl tief, aber nicht in die Weite gehend, lebendig, aber nicht vielgestaltig. Und ihre Art des Sichgebens zu schwer. Aber sie sei, wie sie ist, und wir wollen uns freuen, daß sie so ist.

Ganz innerliches Leben und schier fern von jedem plastischen Ausdruck ist die Kunst einer Dichterin, der ich zum ersten Male begegne, obgleich der vorliegende Roman: „Die Geschichte der Antonie van Heese" (Braunschweig, Georg Westermann) kein Erstlingswerk ist. Die äußere Erscheinung des Lebens ist Adele Gerhard höchst gleichgiltig, sie stellt und schiebt Menschen und Dinge, wie sie sie gerade braucht. Ist es für die innere Entwicklung ihrer Heldin notwendig, so läßt sie höchst willkürlich sie hingeraten, wo sie die erwünschten Eindrücke empfängt, die neuen Anreiz gewähren oder die beabsichtigte Wendung herbeiführen. Personen, die ihre Schuldigkeit getan haben, sterben oder verschwinden in der Versenkung. Der Zufall spielt eine große Rolle in dem Roman von Adele Gerhard. Das macht: sie hat keinerlei Achtung vor den äußeren Erscheinungen des Lebens, sie sind ihr nur recht lästige, aber leider nicht zu entbehrende Hülle für die Vorgänge des inneren Lebens. Dieses innere Leben aber — und das entschädigt einigermaßen — ist so reich und vielgestaltig, daß man gerne und mit Aufmerksamkeit liest. Es ist, wie der Titel andeutet, die Geschichte einer Frau, von ihren frühen Mädchenjahren an, durch Frauenleid und Frauenlust, bis hin zu dem Tage, da sie als vollreife, in sich selbst gefestigte, sichere Persönlichkeit vor uns steht, die ihren Weg durchs Leben weiß und gelassen mit klarem Auge

und froher Stirn geht. Es ist ein Buch, das vielen Frauen, wenn sie sich mit Andacht und Liebe hinein versenken, starke und reiche Gefühle geben kann, so schwach auch ihr künstlerischer Ausdruck ist.

Eine merkwürdig schillernde, in ihrem Wesen kaum zu fassende künstlerische Persönlichkeit zeigt Maria Janitschek. Jedes neue Buch von ihr ist fast auch eine Überraschung. Ich habe schablonenhafte Dutzendware von ihr gelesen und reinste, edelste Poesie und wurde von gänzlich unlebendigen, einseitigen Thesenstücken verblüfft. Eines ihrer besten Bücher, die ich kenne, ist der neue, in der „Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart" herausgekommene Roman: „Esclarmonde. Ihr Lieben und Leiden." Ich denke noch heute mit gelindem Grauen an eines ihrer vor Jahren erschienenen Novellenbücher: „Die neue Eva." Hält man dieses Buch mit ihrem neuen Roman zusammen, so hat man die ganze Janitschek. Sie kann das Goethesche Wort von den zwei Seelen in der Brust von sich mit größerem Rechte sagen, als es gemeinhin gebraucht wird. Die eine Seele ist die Frauenrechtlerin, Frauenpädagogin oder wie man sie sonst immer nennen will. Die ersinnt neue Erziehungsprobleme, heckt Thesen über Thesen aus, eine immer kühner, immer phantastischer, immer — unnatürlicher als die andere. Oder sie grübelt sich in pathologische Probleme hinein. Und was sie gefunden hat, kleidet sie in Erzählungen, um es der breiten Menge schmackhafter zu machen. Dabei tut sie dem Leben Gewalt an, sie zerrt und biegt an ihm herum, kürzt und streckt es und preßt es in die Breite, bis es in die Prokrustesbetten ihrer Thesen paßt. Dabei merkt sie nicht, daß unter ihren Händen das Leben verendet und das, was sie uns als Leben bietet, nur eine grausam verstümmelte Leiche ist. Wenn aber die moderne Frau in ihr mit ihren absonderlichen Gelüsten, den krausen Gedanken und wahnwitzigen Ideen sich zur Ruhe gelegt hat, müde und abgehetzt von ihrem eigenen irren Treiben, dann wacht die Dichterin in ihr auf. Zwei große seltsam staunende Augen tun sich auf und sehen, ein wenig zag, ein wenig scheu und fragend, um sich. Sie sind wissend und wissen doch nichts, ahnen Geheimnisse und reden von ihnen in einer seltsam süßen, verwirrenden Sprache der Blicke. Alles Leben, das die emanzipierte Seele in heller Tagstunde bis aufs kleinste Tüpfelchen ergründet und in Thesen festgelegt hat, steht um die Dichterin herum tausend bunter Geheimnisse voll. Und sie nimmt es an ihre Brust, schluchzt und jubelt und weiß sich nicht zu lassen vor Glück und Weh. Sie erkennt dies Leben nicht, aber sie fühlt es in sich brennen und ist weiser als tausend Weise. Diese Seele lebte das Leben Esclarmondes und schenkte es uns in glücklicher Stunde.

Eines der schlichtesten und zartesten Bücher unter denen, die mir heute zur Besprechung vorliegen, hat eine Frau geschrieben, der ich bis heute in der Literatur noch nicht begegnet bin; sie heißt Leonie von Meerscheidt-Hüllessem. Ich weiß nicht, ob ihr Roman „Elfi. Ein Frauenleben" (Fontane & Co., Berlin) ein Erstlingswerk ist. Die glatt fließende, leicht persönlich gefärbte Sprache und die sichere Führung der ganz aufs Psychologische gestellten Handlung lassen das Gegenteil vermuten. Doch stören immerhin einige Banalitäten und Selbstverständlichkeiten und das allzu Romanhafte einiger Figuren. Allzu große künstlerische Qualitäten besitzt der Roman nicht, aber er ist von einer schlichten, innigstarken Empfindung durchwärmt, die einem das Herz öffnet, daß man sich über manches Halbe und Platte hinwegsetzt und des Echten und Edlen, der reinen Güte und innigen Beseelung freut. Es sind keine ungenützten Stunden, die man bei diesem Buche verbringt.

Zum Schlusse möchte ich noch auf ein gutes und starkes Buch der Dorfgeschichtenliteratur aufmerksam machen, auf eines, das sich ohne Prätention gibt, nur Leben einfangen und — von einem innigen und reinen Gemüt durchsonnt — wiedergeben will: Marthe Renate Fischers Thüringer Geschichten: „Toska baut." (Adolf Bonz & Co. in Stuttgart.) Marthe Renate Fischer ist keine von den Großen im Geiste, deren Seelen so weit und tief sind, daß sie aus sich heraus neues, reiches Leben zeugen — sie weiß auch nicht hinabzusteigen in seltsame, dunkle Seelengründe, um sie kraft eines großen und starken Künstlertums uns aufzuschließen, aber sie gehört zu denen, die, mit einem anschmiegsamen Gemüt begabt, sich in einfache unkomplizierte Seelen hineinzuleben, mit ihnen zu leiden und zu lieben verstehen. Sie kümmert sich wenig um alle Regeln der Kunst und Komposition und erzählt frisch darauf los in einer freien und natürlichen Art, schiebt auch, wenn es ihr gerade einfällt, kleine Episoden ein, die mit dem Gang der Erzählung nichts zu tun haben, und weiß doch immer, auch bei aller Lustigkeit und Neckerei, das ernste, große Leben im Hintergrunde zu halten und die Wirkung damit zu erhöhen. So zeigt sich uns Marthe Renate Fischer als eine stille, liebenswürdige und warmherzige Dichterin, der zu lauschen niemand gereuen wird.



Illustrierte Bibliographie.

Unter der Mitternachtssonne durch Island. Von Karl Küchler. Mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte von Island. — Leipzig, Abel u. Müller.

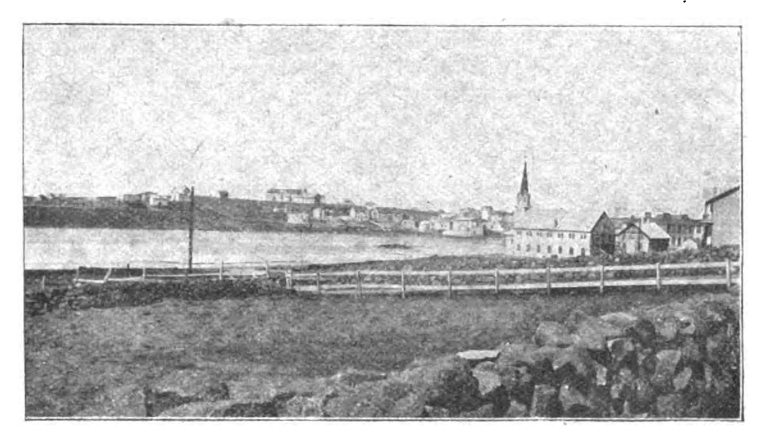
Nach der Absicht des Verfassers soll das vorliegende Buch eine Ergänzung zu seinem für den „Bädeker" gelieferten Reiseführer über Island bieten und durch seine mehr volkstümliche Fassung geeignet sein, die Kenntnisse über Land und Leute dieser Insel in weitere Kreise zu tragen. Durch die nach jahrelangen Studien über Geschichte, Literatur und Sprache Islands erworbenen Kenntnisse ist der Verfasser ganz besonders dazu berufen, das Interesse für das wackere, kleine germanische Brudervölkchen am Polarkreise zu wecken. Nachdem die „Hamburg-Amerika-Linie" seit 1905 allsommerliche Vergnügungsfahrten nach Island eingerichtet hat, dürfte die Insel sich bald zahlreicherer Besuche zu erfreuen haben. Am 1. Pfingstfeiertage — den 11. Juni 1905 — verließ der Verfasser auf dem festlich bewimpelten Islanddampfer der Kopenhagener „Thore Linie" den Hafen von Kopenhagen. Der Kurs führte zunächst an der herrlichen Küste von Seeland am Oeresund entlang und dann in das weite Kattegat mit der Richtung nach Norden; es galt in 2 Tagen bei Volldampf, quer durch die Nordsee, Schottland zu erreichen, wo auch wirklich nach Ablauf der genannten Zeit gegen Mitternacht vor Anker gegangen wurde. Die weitere Fahrt ging an der schönen Küste Schottlands entlang, hinaus nach dem Atlantischen Ozean, auf dem vier Tage hindurch in nordnordwestlicher Richtung dem Endziel zugesteuert wurde. Der Verfasser hatte Freunde und gute Bekannte auf dem Schiffe angetroffen, und so verlief die Fahrt in angenehmster Weise. Am 18. Juni tauchten die ersten schneegekrönten Bergkuppen Islands auf, alsdann ging es zwischen den Westmännerinseln hindurch, um das Sturmkap Reykjanes herum nach Reykjavik, wo unter festlicher Begrüßung seitens der Bevölkerung — Frauen und Mädchen trugen die glänzende isländische Festtracht (s. Abb.) — gelandet wurde.



Isländerin in Festtracht.
Aus: „Unter der Mitternachtssonne durch Island."
Von Karl Küchler. — Leipzig, Abel & Müller.

Der Verfasser entwirft ein sehr anziehen-

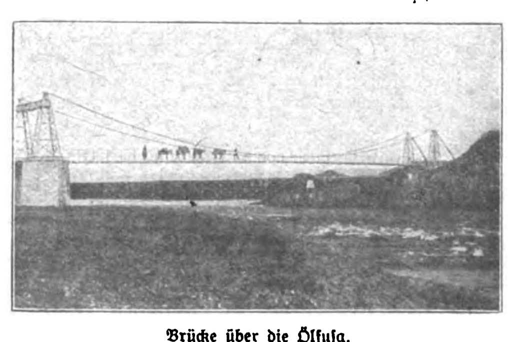
des Bild von der Stadt Reykjavik, die bei im allgemeinen unregelmäßiger Anlage sich für ihre immerhin nur 9000 Einwohner ziemlich weit nach Osten und Westen ausdehnt. Geschäftshäuser und große Warenhäuser befinden sich in der Nähe des Hafens. Der isländische Handel ist zumeist noch Tauschhandel, und klingende Münze ist bis in die neueste Zeit hinein fast nur unter den, in den vier Städten und wenigen Hafenorten vor-



Blick über den Stadtsee von Reykjavik.
Aus: „Unter der Mitternachtssonne durch Island." Von Karl Küchler. — Leipzig, Abel & Müller.

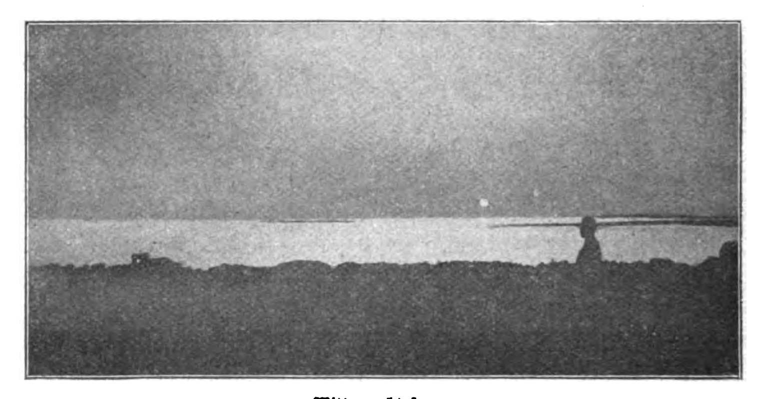
handenen Isländern gang und gäbe. Erwähnenswert sind der Platz Austurvöllur, die Domkirche, das Althingshaus, die Lateinschule, die Schulbibliothek und das Ministerialgebäude. An der Stadt liegt ein hübscher, kleiner See, auf dem sich im Winter ganz Reykjavik am Schlittschuhlaufen vergnügt. (S. Abb.) Mit dieser Schilderung von Reykjavik schließt das 1. Kapitel ab.

In weiteren Kapiteln behandelt der Verfasser: „die Expedition durch die südliche Gletscherwelt, eine Besteigung der Hekla, an den heißen Springquellen von Haukadalur, auf der alten Thingstätte Islands, ein Wüstenritt, sowie schließlich die letzten Tage in Reykjavik mit Abschied von Island." Es gewährt viel Vergnügen, den Verfasser auf seinen Touren an der Hand seiner ansprechenden Darstellungen zu begleiten. In Gesellschaft eines alten Studienfreundes begann am 23. Juni der Aufbruch aus Reykjavik zu Pferde, um zunächst die südliche Gletscherwelt aufzusuchen, die bereits auf der Fahrt nach Island aus der Ferne einen so bedeutenden Eindruck auf den Verfasser gemacht hatte. Unter vielen Beschwerden und noch obendrein bei schlechtem Wetter wurde nach achtstündigem Ritt auf einer Brücke die breite Ölfusa (s. Abb.) überschritten und in einem ärmlichen, aber reinlichen Hofe bei gastfreundlicher Aufnahme übernachtet. Der Verfasser nimmt hier Gelegenheit, die Einrichtung eines alten isländischen Bauernhofes zu schildern, der für unsere Begriffe ein so ganz fremdartiges Gepräge trägt. Aus der Ferne bemerkt man, von der Rückseite her, kaum, daß man sich einer menschlichen Wohnstätte nähert, denn die Dächer sind mit Gras bewachsen und reichen, nach hinten



Brücke über die Ölfusa.
Aus: „Unter der Mitternachtssonne durch Island." Von Karl Küchler. — Leipzig, Abel & Müller.

sanft abfallend, bis auf die Erde herab, so daß das Ganze von weitem einer kleinen Erderhebung nicht unähnlich sieht. Auf dem weiteren Ritt steigerten sich erheblich die Beschwerden, dafür gewährte aber das Eindringen in die wahrhaft großartige Landschaft einen ganz besonderen Reiz. So wurde unter wechselnder, unvergleichlich schöner Szenerie der erste isländische Wald, den der Verfasser zu sehen bekam, mit lautem Jubel begrüßt, — es war stark duftendes, etwa mannshohes Zwergbirkengestrüpp, das in der Einöde unbeschreiblich erfrischend wirkte. Es ist bewundernswert, mit welcher Energie der Verfasser alle Strapazen — und diese waren nicht wenige — überwunden hat, immer das gesteckte Ziel fest im Auge behaltend. Der eigentliche Aufstieg auf die Hekla, der der Verfasser eine sehr interessante Beschreibung widmet, wurde vom Bauernhofe Galtalaekur aus unternommen. Großartig waren die Eindrücke, die der Verfasser während dieser Besteigung, bei stellenweis eisiger Kälte, erhalten hat. Was er über das isländische Bauernvolk schreibt, verdient besondere Beachtung. Er geht hierbei von der Frage aus, wie es möglich ist, daß z. B. der auf dem Hofe von Galtalaekur wohnende Bauer, fern von aller Kultur, dicht am Fuße eines der fürchterlichsten Vulkane, es mitten in einer meilenweiten Wildnis aushält. Der Verfasser gibt hierfür die Motivierung mit der Versicherung, daß ein aufgeklärterer Bauernstand als der



Mitternachtssonne.
Aus: „Unter der Mitternachtssonne durch Island." Von Karl Küchler. — Leipzig, Abel & Müller.

isländische mit so tiefer Allgemeinbildung, genauer Kenntnis der vaterländischen Geschichte und gesunder Lebensanschauung vielleicht nirgends auf der Welt zu finden ist. Auf das nähere Detail kann hier nicht eingegangen werden. — Nach weiterer Expedition, wobei der Verfasser auch Gelegenheit hatte, die Mitternachtssonne (s. Abb.) zu beobachten, kehrte er nach fast dreiwöchentlicher Abwesenheit nach Reykjavik zurück, reich an herrlichen Erinnerungen von dem großen Ritt durch die Vulkan- und Gletscherwelt des Südens, um noch 12 Tage mit den zahlreichen Freunden und Bekannten zusammen zu verleben. — Von dieser Zeit gibt der Verfasser ebenfalls eine sehr fesselnde Schilderung, gleichsam als Ergänzung dessen, was er am Anfang — im 1. Kapitel — über Reykjavik gesagt hat. Am Sonntag den 23. Juli schlug die Abschiedsstunde. Schweren Herzens sah der Verfasser bei der Hinausfahrt auf den Atlantischen Ozean, wie allmählich die Gebirge der Insel mit ihren goldglühenden Kuppen ins Meer sanken und die Insel, auf der er so viel Schönes und Großes gesehen, seinen Blicken entschwand. — Das vortrefflich ausgestattete, mit schönen Abbildungen und, was sehr schätzenswert, mit einer Karte von Island versehene Buch gewährt eine interessante und anziehende Lektüre.

K.

Die Weltkrise und die Aufgaben des Deutschen Reiches. Von Heinrich Oberwinder. Dresden, Wilhelm Baensch.

Weltpolitische Neubildungen. Von Paul Dehn. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur.

Beide vorliegenden Werke können im Zusammenhange besprochen werden, denn beide beschäftigen sich mit der gegenwärtig sehr aktuellen Frage, welche Stellung das Deutsche Reich gegenüber der Gestaltung der internationalen politischen Lage einzunehmen hat und welche weltpolitischen Aufgaben ihm zufallen. Oberwinder sucht die innersten Ursachen der auf das Nahen einer Weltkrise hindeutenden Erscheinungen zu ergründen und das Wesen der sozialen und politischen Stellung der maßgebenden Mächte des internationalen Völkerkonzerts mit besonderer Berücksichtigung der Aufgaben des Deutschen Reiches zu kennzeichnen. Als Grundursache der drohenden Weltkrise betrachtet er das britische Übergewicht, zu dessen Aufrechterhaltung eine permanente Verschwörung gegen die aufstrebenden Kulturvölker, insbesondere gegen die wachsende Macht des Deutschen Reiches bestehe. Hiergegen müßte ein Gegengewicht geschaffen werden, und das sei vor allem die geschichtliche Aufgabe des Deutschen Reiches. Die deutschen Interessen seien mit den allgemeinen Kulturinteressen identisch, und darum müsse das Deutsche Reich eine Einigung der europäischen Festlandstaaten anstreben, um in ihr das nötige Gegengewicht gegen ein auf eine plutokratische Klassenherrschaft abzielendes anglo-amerikanisches Einvernehmen zu schaffen und dadurch die Herrschaft des Staatsgedankens, der allgemeinen Interessen, der Solidarität der Völker und Klassen zu begründen. Es ist also der nicht mehr neue, sondern schon häufig als sicherste Bürgschaft gegen eine englisch-amerikanische Kapitalherrschaft empfohlene und begründete Gedanke eines europäischen Zusammenschlusses, für den Oberwinder eintritt. Er unterschätzt dabei aber sowohl die politischen und wirtschaftlichen Gegensätze, die sich dem von ihm als bereits feststehend behandelten anglo-amerikanischen Einvernehmen entgegenstellen, als auch die Schwierigkeiten einer durch deutsche Initiative herzustellenden Einigung des festländischen Europa, so erstrebenswert und wichtig eine solche auch erscheinen mag, um die Bedingungen für eine friedliche Gestaltung der Dinge zu schaffen.

Richtiger als Oberwinder würdigt Paul Dehn die einem Bündnisse zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und England entgegenstehenden Hindernisse in seiner Schrift „Weltpolitische Neubildungen", die der bekannte österreichische Wirtschaftspolitiker Dr. Alexander von Peez mit einer die europäische Einigung befürwortenden Einleitung versehen hat. Auch darin ist Dehn wohl beizustimmen, daß an Stelle der Seeherrschaft einer einzigen Macht in absehbarer Zeit ein Gleichgewichtsverhältnis treten wird, wie es in bezug auf Europa bereits besteht. Die europäischen Mächte gruppieren sich, um das Aufkommen einer vorherrschenden Macht zu verhindern und um das europäische Gleichgewicht aufrechtzuerhalten. Ein ähnliches Verhältnis ist in bezug auf die Seegeltung im Werden begriffen, und es fragt sich nur, ob seine Ausgestaltung im Falle eines etwaigen Angriffskrieges der gegenwärtig herrschenden Seemacht vorübergehend gestört oder aber beschleunigt oder endlich in friedlichem Wettbewerb vollzogen werden wird. Jedenfalls hat das Deutsche Reich im Hinblick auf die Erweiterung der früheren Europapolitik und mit Rücksicht auf die gesteigerte Bedeutung der überseeischen Interessen nach allen Richtungen hin, wie Dehn zutreffend ausführt, die Aufgabe, zu Lande wie zur See stark dazustehen, um seine Machtstellung wie seine überseeischen Interessen gegen Drohungen und Angriffe, von welcher Seite sie auch kommen mögen, wirksam zu schützen; denn als Feind gefürchtet, als Freund gesucht, dient das Deutsche Reich am besten seinen eigenen Interessen und dem Weltfrieden. Was Dehn weiterhin über die sogenannte gelbe Gefahr, die er richtiger als „gelbe Frage" bezeichnet, ausführt, indem er auf die soziale, die wirtschaftliche und die politische Seite dieser Frage hinweist, ist zwar nicht durchaus neu, bietet aber eine im wesentlichen zutreffende Darstellung der gegenwärtigen durch die japanischen Siege geschaffenen weltpolitischen Lage. Anregend wirken jedenfalls beide Schriften, die von Dehn sowohl wie die von Oberwinder.

O. K.

Bibliographische Notizen.

Der Stein der Weisen. Illustrierte Halbmonatschrift für Haus und Familie. 19. Jahrgang, 1.—12. Heft. Wien und Leipzig, Hartleben.

Die vorliegenden Hefte bringen wieder aus allen Gebieten des Wissens zur Unterhaltung und Belehrung eine große Anzahl recht interessanter, mit zahlreichen Abbildungen versehener Aufsätze. Der Preis des Einzelheftes beträgt 50 Pf. K.

Kosmos. Handweiser für Naturfreunde. Band III (1906), Heft 1—4. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Franckh.

Diese Hefte enthalten wiederum sehr interessante Aufsätze und bringen eine Fülle des Wissenswerten aus dem Gebiete der Natur. Jedes Heft enthält außerdem am Schluß: Bücherschau, Selbstanzeigen, Kosmos-Korrespondenz u. s. w. Naturfreunde seien auf diese Zeitschrift hiermit ganz besonders aufmerksam gemacht. K.

Die Pflanze. Ihr Bau und ihre Lebensverhältnisse. Gemeinfaßlich dargestellt von Dr. Th. Engel u. Karl Schlenker. Mit zahlreichen Illustrationen. 12 Lieferungen à 60 Pfg. Ravensburg, Otto Maier.

In der Illustrierten Bibliographie dieser Zeitschrift (Heft 341) ist bereits auf dieses Werk hingewiesen worden. Es liegen jetzt die Hefte 8—12 und somit der Schluß des Werkes vor. In diesen Heften finden sich als Hauptkapitel: „Die Pflanzen- und Tierwelt, die Lebensgemeinschaft zwischen Pflanzen, sowie die Verteilung und Verbreitung der Pflanzen auf der Erdoberfläche." Wie schon bezgl. der ersterschienenen Hefte hervorgehoben, ist auch in den vorliegenden Heften die ganze Darstellung faßlich, höchst anregend und belehrend. K.

Der Schmerz, ein wichtiges, diagnostisches Hilfsmittel. Eine Schmerz-Theorie von Ad. Alfr. Michaelis. Leipzig, W. Malende (Verlag der Monatsschrift für Harnkrankheiten und sexuelle Hygiene).

Der Verfasser hat hier ein eigenartiges Werk geschaffen, in welchem er sich mit einer Zusammenstellung der verschiedenartigen körperlichen Schmerzen befaßt. Nach einer Einleitung, in welcher der Schmerz in poetischer und philosophischer Beziehung, sowie in seiner teleologischen Bedeutung und Stellung zur belebten Natur näher beleuchtet wird, behandelt der Verfasser in 3 besonderen Kapiteln: „Physiologie des Schmerzes, Pathologisches über den Schmerz und Semiotik", wobei er 30 verschiedene Schmerzarten in den Kreis näherer Betrachtung zieht. Es ist ein Nachschlagebuch, um bei eingetretenem Schmerz, je nach seinem Sitz, über seine Art nähere Auskunft geben zu können. K.

Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher Forschung. Von Wilhelm Wundt. Erster Band. Allgemeine Logik und Erkenntnistheorie. Dritte umgearbeitete Auflage. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Die angesammelte Riesenlast aller dickleibigen gelehrten Werke hat für die letztgekommenen Denker wohl etwas Beängstigendes, Erstickendes; indessen will der sehnigen Kraft methodischen Denkens das scheinbar Unmögliche dennoch gelingen, und die erdrückende Fülle der vorhandenen Wissensmasse ballt sich zur kristallenen Kugel, die ein kühner Atlas, ohne viel Federlesens zu machen, begreift und hebt und weiter vorwärts rollen heißt. Wilhelm Wundt ist, wie der blühende Baum der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung selbst, nach allen Seiten hinauslangend noch stets gewachsen und gewachsen. Einer Großmacht wie dieser Geisteskönig konnte keiner vor ihm als regierender Herr an der Spitze stehen. Wir sehen den deutschen Philosophen indessen bescheiden als ersten Diener der Wissenschaft am Werke und keineswegs als Metaphysiktyrannen und Selbstherrscher in Hirngespinsten. H. L.

Handbuch für die Offiziere, Sanitätsoffiziere, oberen Militärbeamten und die Offizieraspiranten des Beurlaubtenstandes über die allgemeinen Dienst- und Standespflichten von Szmula, Hauptmann. Berlin, Liebel.

Der Zweck des Buches ist, den oben genannten Personen des Beurlaubtenstandes als Leitfaden zu dienen, um sich selbständig über ihre Pflichten leicht zu orientieren, ohne erst die bezgl. Dienstvorschriften nachschlagen oder an maßgebender Stelle Rat einholen zu müssen. — Das Buch wird daher durch seine übersichtliche, sachgemäße Zusammenstellung aller bezgl. Bestimmungen den interessierten Kreisen sehr willkommen sein. K.

Zum Eingeborenenproblem in Deutsch-Südwestafrika. Ein Ruf an Deutschlands Frauen von Alexander Kuhn. — Mit 25 Bildern. — Berlin, Dietrich Reimer.

Wie der Verfasser in einer Vorbemerkung zu dem vorliegenden Heft angibt, war es ihm durch die Munifizenz der deutschen Kolonialgesellschaft ermöglicht, behufs Studiums der Bewässerungsanlagen, durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahre 1904 eine längere Erkundigungsreise zu unternehmen. Unwillkürlich kam er hierbei zu Vergleichen der nordamerikanischen und südafrikanischen Verhältnisse, welche letzteren

ihm bekannt sind und wo die Eingeborenenfrage gerade gegenwärtig besonders akut ist. Daß von den amerikanischen Bemühungen und Erfolgen, die Eingeborenen zu nationaler Gesinnung zu erziehen und behufs Broterwerbs zur Arbeit anzuhalten, in allen deutschen Kolonien Brauchbares gelernt werden kann, dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen. Dies des näheren darzulegen, hat der Verfasser sich zur Aufgabe gestellt. In zwei Kapiteln bespricht er „Die amerikanischen Ackerbauschulen für Eingeborene und Farbige“ und weiterhin „Die Arbeitsschulen für die Eingeborenenkinder in Deutsch-Südwestafrika“. Da ebenso wichtig wie die Erziehung der männlichen Jugend zu selbstständigem Erwerb und gesittetem Leben, ja in mancher Beziehung fast noch wichtiger, die Erziehung der weiblichen Jugend ist, so wendet der Verfasser sich an den deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien mit der Bitte, die von ihm angeregten Aufgaben zum Wohle der Eingeborenenerziehung in nähere Erwägung zu ziehen, sei es nun durch entsprechende Erweiterung seines Programms, sei es durch Abzweigung oder Neubildung eines Hilfsvereins. — Was der Verfasser in dem gut ausgestatteten, mit hübschen Abbildungen versehenen Heft dargelegt hat, ist sehr beachtenswert. K.

Das neue Zeitalter und seine Propheten. Von einem Protestanten. — Dresden, Pierson.

Es ist ein vielfarbiges Bild, das der Verfasser in der vorliegenden Schrift dem Leser vorführt. Die Farben dazu hat er Gesprächen entnommen, die er drei Reisende, die im ersten Monat des 20. Jahrhunderts im Nilhotel zu Kairo zusammengetroffen sind, führen läßt. Es sind dies: „Sebastian Rolph, ein Weltfahrer aus Massachusetts, Hartwig, ein aus einer deutschen, am Stillen Ozean angesiedelten Familie stammender Kolonist, und Gabriel Musa, ein jüdischer Arzt.“ Der Verfasser rubriziert die aus den geführten Gesprächen resultierenden Betrachtungen in die 3 Kapitel: „Der Prophet des Diesseits, Der Verheißene des Propheten, Der Geist der Wahrheit.“ — Als Schlagwörter des Gesprächsstoffes seien einige hervorgehoben: Die alte ägyptische Religion in ihrer Dreifaltigkeit — Osiris, Isis und Horus, — die Oberherrschaft der priesterlichen Weisen, Priesterschaft und Königstum, Verherrlichung von Moses, von dem es heißt, daß er als der erste moderne Mensch vorwärts in ein hienieden erreichbares gelobtes Land schaute, Abschweifung auf die revolutionären Bewegungen des Jahres 1848, der mexikanische Unabhängigkeitskrieg, Betrachtungen über die auf dem großen Versuchsfelde Amerika angestellten sozialen Experimente mit der Erfahrung, daß jede Gesellschaftsordnung, der das religiöse Band fehlt, über kurz oder lang zerfallen muß, Spanien, England und sein zu verdammender Krieg gegen die Buren in Afrika, das alte Rom, Christus und seine Lehre u. s. w. Es würde zu weit führen, auf einzelne Betrachtungen, die vielerlei Wahres enthalten, näher einzugehen. Empfohlen hätte sich eine im allgemeinen schlichtere, weniger schroffe Ausdrucksweise. Man kann nur annehmen, daß der Verfasser durch den kräftiger angeschlagenen Ton seinen Ausführungen hat mehr Nachdruck verleihen wollen. K.

Aus dem Leben eines Dorfpfarrers. Von Carl Mommert, Pfarrer von Schweinitz in Preuß. Schlesien. — Leipzig, Haberland.

Der Verfasser, der bereits durch eine Reihe schriftstellerischer Arbeiten über Jerusalem, im speziellen über die Topographie des alten Jerusalem, sowie über die dortigen Erinnerungsstätten in weiteren Kreisen bekannt sein dürfte, hat in dem vorliegenden Werk eine umfangreiche Arbeit geliefert (480 S.), in der er nicht nur seinen eigenen Lebensgang schildert, sondern auch seine vielfachen Reisen, die er nach den verschiedensten Ländern in dem Drange unternommen hat, Land und Leute näher kennen zu lernen und sich über sie, auf Grund eigener Anschauung, ein Urteil zu bilden. Das Buch bietet also eine sehr umfangreiche und, wie gleich vorweg bemerkt sein soll, interessante Lektüre. Die über eine ganze Reihe von Jahren sich verteilenden Reisen erstreckten sich nach Schweden und Norwegen bis ans Nordkap, ferner nach Frankreich und Spanien, Belgien, Holland, England, nach der Schweiz und Italien, nach Österreich, Ungarn, Konstantinopel, Korfu, Athen, Kleinasien, Syrien, Palästina und Ägypten. Wenn auch bei der Beschreibung dieser zahlreichen Reisen immer der katholische Geistliche mit seinem auf Kirchen und Klöster gerichteten Interesse im Vordergrunde steht, so werden aber auch anderweitige, auf der Reise empfangene Eindrücke in fesselnder Weise dem Leser vorgeführt. Nach jedesmaliger Rückkehr von einer Reise entwirft der Verfasser ein Bild seines privaten und seelsorgerischen Lebens, in welchem er mit mancherlei Widerwärtigkeiten, im weiteren Alter auch mit körperlichen Leiden zu kämpfen hatte und wobei er

vielfach mit der vorgesetzten geistlichen Behörde in Konflikt geriet. — Die Erlebnisse aus der ersten Kaplanszeit, aus der von ihm bezeichneten „Sturm- und Drangperiode", sowie auch aus der Konfliktszeit auf Grund der Maigesetze, enthalten manches Interessante. Zu bewundern ist der Freimut des jetzt im 65. Jahre stehenden katholischen Priesters, mit dem derselbe, unbeachtet der in der katholischen Kirche bekannten straffen Disziplin, die Konflikte mit der vorgesetzten geistlichen Behörde, unter gleichzeitiger Mitteilung der bezgl. Schriftstücke, zur öffentlichen Kenntnis bringt. In einem Briefe an einen Freund und Studiengenossen, mit dem gleichzeitig das Buch abschließt, rechtfertigt indes der Verfasser seinen Standpunkt, auf den er durch das Verhalten der geistlichen Behörde gedrängt worden ist. Er verteidigt den von ihm betretenen Weg der Öffentlichkeit, zu dem er sich gezwungen sah, nachdem seitens der geistlichen Behörde seine Angelegenheit in die Zeitung gebracht worden war. An ihm war es nun, im Zustande der Notwehr, das dort entrollte Bild zu vervollständigen. — Das Werk ist nicht nur durch die Reiseskizzen, sondern auch durch den Einblick, den es in die internen persönlichen Verhältnisse der katholischen Kirche gestattet, als interessant und nach mancher Richtung hin als belehrend zu bezeichnen. K.

Germanen-Bibel. 9. Heftausgabe (Mörike—Gilm—Keller—Rosegger). 10. Heftausgabe (Vorworte — Einleitung). 2. Auflage. Berlin, Wilhelm Schwaner, Volkserzieher-Verlag.

Von der schon öfter an dieser Stelle rühmlich erwähnten Germanen-Bibel liegen die beiden Schlußhefte des 1. Teiles vor. Das 9. Heft bringt in gewohnter sorgfältiger Auswahl Stellen aus Mörike, Gilm, Keller und Rosegger; das 10. Heft u. a. eine geistvolle Einleitung von Schmitt, die uns den deutschen Mythos im Lichte moderner Erkenntnis und Bildung darstellt. Das Inhaltsverzeichnis, nach Stichworten angelegt, ist zum Zwecke des Nachschlagens sehr brauchbar. H. Sch.

Der Jude in den deutschen Dichtungen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. Von Oskar Frankl. Approbiert als Doktor-Dissertation von der philos. Fakultät der k. k. Universität in Wien 1905.

Der Verf. hat sich ein kultur- wie literargeschichtlich sehr anregendes Thema zu seiner Dissertation gewählt und die einschlägigen Schriftwerke sorgfältig durchforscht. Wertvoller noch als für die Literaturgeschichte dürfte die Abhandlung für die Kulturgeschichte sein, da der Verf. nicht nur die einfache Tatsache der Verachtung und des Hasses feststellt, der die Juden traf, sondern auch den Gründen dafür nachgeht. Fraglich kann es vielleicht scheinen, ob der Verf. den Begriff des Wuchers an einzelnen Stellen nicht zu eng faßt, insofern das Wuchern noch zu Luthers Zeiten (vgl. Matth. 25, 27 Luk. 19, 23; Luk. 7, 41 f.) jeden, nicht bloß den übermäßigen Gewinn bezeichnet. Sehr interessant ist die Stellung der Humanisten, besonders Reuchlins, zu den Juden des Mittelalters, ebenso der Nachweis, wie und aus welchen Gründen sich bei Luther allmählich eine Wandlung seiner Ansichten vollzog. Und so finden sich noch manche andere Stellen in der Abhandlung, die ein dunkles Kapitel in der Kulturgeschichte des Mittelalters zum Teil in neuem Lichte erscheinen lassen. H. Sch.

Mausfallmarie. Roman von Friedrich Freiherrn von Dincklage. Zweite Auflage. Berlin W. 10, Richard Taendlers Verlag.

Der liebenswürdige Erzähler bietet uns mit diesem Buche eine Gabe, die der besseren Unterhaltungslektüre zugezählt werden kann. R. N.

Großmutter. Ein Buch von Tod und Leben. Herausgegeben von Richard Schaukal. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Diese Aufzeichnungen eines Toten rufen ein wunderliches Klingen in uns wach. Der Stil ist oft mehr als unbeholfen, die Gedanken sind meist ganz alltäglich, — — aber gerade diese Unbeholfenheit und gerade diese Alltäglichkeit erinnert an das rührende Gesicht eines verschüchterten Kindes, das sich nicht einmal in den einfachsten Dingen der Welt zurechtfinden kann. Und dann geht auch ein so feiner Duft nach unserer Großmütter Wäscheschränken durch das ganze Buch. O. G.

Leben und Lieben. Neue Novellen von Helene Stökl. Berlin, Verlag von Albert Goldschmidt.

Die bekannte Erzählerin sammelt wieder eine Reihe ihrer mühelos geschriebenen Geschichten, die meist zuerst in Zeitungen unter dem Strich erschienen sein mögen. Dort an ihrem ersten Platze dürften sie den Anspruch anständiger Harmlosigkeit als einen ihrer Vorzüge behaupten, und die vielen Leser derartiger Zeitungserzählungen mögen sich jetzt auch ohne Aufregung an Helene Stökls Buch erfreuen. M. Kr.

Im Zwielicht. Nachgelassene Novellen von Georges Rodenbach. Eingeleitet und übersetzt von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Dresden, Verlag von Carl Reißner.

Der Titel ist für diese feinsinnigen, dämmrigen Geschichten ausgezeichnet gewählt. Fast alle der in diesem Bande enthaltenen neunzehn Skizzen sind in ihrer Art vollendet. Selbst das Krasseste erscheint in der Darstellung dieses anmutig verhüllenden Dichters nicht verletzend. Es ruht ein wehmütiger Zauber über den Zeichnungen dieses früh gestorbenen Meisters, der wiederholt auf die nahe Verwandtschaft von Tod und Liebe hinweist. M. Kr.

Die fünfte Dimension. Humore der Zeit, des Lebens, der Kunst von Ludwig Hevesi. Wien, 1906, Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).

Wie die älteren Bücher dieses kurzweiligen Erzählers und geistvollen Plauderers, so bereiten auch seine als „Die fünfte Dimension" zusammengefaßten, 26 neuen Humore durch schalkhafte Grazie und prickelnde Ironie, durch drollige Einfälle und witzige Ausfälle dem Leser sehr vergnügliche Stunden. Ist auch der größte Teil dieser ergötzlichen Plaudereien für das tägliche Lesebedürfnis geschrieben, so wird dadurch der Wert und der Genuß des Ganzen nicht beeinträchtigt. L. H. liebt es, der Wahrheit eine Narrenkappe aufzusetzen, und hält kein Blatt des Lebens für so ernst, in das er nicht den Scherz als flüchtige Arabeske hineinzeichnen dürfte. Er ist so was wie ein Poet, der keine Verse macht, ein Meister des Stils und der Stimmung, oder nach seiner Erklärung „der immanenten Romantik der Dinge". Daß er aber auch ein guter Deutscher ist, beweist sein in vielen Blättern nachgedrucktes Feuilleton „Der Name des Jahrhunderts". Um den Stolz und die Eigenliebe seiner lieben Landsleute zu erregen, erfindet er den französischen Gelehrten François Dupin und läßt ihn freimütig sagen: „Das XIX. Jahrhundert wird das Deutsche Jahrhundert heißen, wie man das XVIII. ohne weiteres das französische Jahrhundert nennen dürfte." Ja, er läßt ihn sogar eingehend beweisen, daß dieses Jahrhundert Bismarck — Richard Wagner-Krupp — Nietzsche heißt. N.

Weltkind. Gesänge des Lebens und der Liebe. Von Karl Engelhard. Zweite Auflage. Straßburg i. E., Josef Singer. Hofbuchhdl.

Als Weltkind stellt sich hier ein gedanken- und temperamentvoller Poet vor. Seine Weltanschauung befriedigt sowohl die Forderungen des Verstandes als auch die Bedürfnisse des Gemüts. Sie entspringt dem Optimismus, zu dem wir uns durch Lebensbejahung, durch die Zuversicht, daß wir mit Gott eins sind, aufschwingen. Spinoza nennt dies amor dei intellectualis die Glückseligkeit der Erkenntnis. Nur eine Probe: „Wie am ersten Tag — Hab' ich die Welt nie so schön doch gewußt! Lichtspiel und Feierklang, Bläue und Blust! War doch mein Blut nie so schweigend — laut! War ich mir selbst doch noch nie so vertraut! . . . Ach, mir ist es, als zög' es mich hin, wo noch bewußtlos war Geist und Sinn: Hin in den Tag, so golden und klar, da ich in Gott ein Gedanke noch war." Feodor Wehl sagt: Echte Kunst geht, wie die Natur, stets in den Fußspuren Gottes. — Diese Gesänge des Lebens und der Liebe zeugen dafür. N.

Aus Loge und Welt. Freimaurerische und kulturgeschichtliche Aufsätze von Dr. Otto Henne am Rhyn. Berlin, Verlag von Franz Wunder.

Der bekannte Kulturhistoriker, der zugleich eifriges und tätiges Glied des Freimaurerbundes ist, erweist sich trotz seines hohen Alters noch als streitbarer Kämpe. In zweien der fünf, die 1. Abteilung: „Aus der Loge" bildenden Artikel kämpft er gegen den schlimmsten Gegner der Freimaurerei, die katholische Kirche und die, die ihr dienen. Auch unter den neun andern Aufsätzen der Abteilung: „Aus der Welt" ist einer: „Römische Bahnen", gegen diesen Feind aller Kultur gerichtet. Noch gegen manches andere, gegen die Orthodoxie der evangelischen Kirche, gegen die Buddhisten und Theosophen und ihre lebensfeindlichen Lehren, gegen Nietzsche und gegen sozialpolitische Träumer, gegen den Mädchenhandel und gegen den Alkoholteufel kehrt er seine Waffen. Es ist ein frisches, lebendiges Buch, diese Sammlung verschiedener Aufsätze, das Buch einer vornehmen, freien, in sich selbst gefestigten Persönlichkeit und hat Freimaurern und Nichtfreimaurern manches zu sagen. A. F. K.

Satirische Gänge. Von Oskar Blumenthal. Berlin, F. Fontane.

Wenn man nur den Namen des Verfassers liest, so wird man bereits davon überzeugt sein, daß er dem Motto, das er seinen Satirischen Gängen voraufschickt, getreulich folgt; es lautet:

Satiren, die keine Galle haben,
Und Scherze, die keine Kralle haben,
Ob auch ein listiger Kopf sie geboren,
Sind nur ein Spielzeug für Kinder und Toren.

Die Plaudereien sind nicht bloß interessant, weil sie beißenden Witz und sprudelnde Laune verraten, Eigenschaften, die man ja bei dem Verfasser gewöhnt ist, sondern vor allem, weil er auch den vom Altmeister der Satire, Horaz, ausgesprochenen Zweck der Satire verfolgt: ridendo dicere verum. Und bittere Wahrheiten sind es, die er der hohen, höheren und höchsten Gesellschaft, die er Schriftstellern, Künstlern, Schauspielern sagt. Leider macht es der überaus reiche Inhalt des Werkes unmöglich, auf Einzelheiten einzugehen, aber niemand wird Kapitel wie „Theatralik", „Kleider und Moral", „Von Orden und Auszeichnungen" lesen, ohne zu wünschen, daß die Stimme dieses Predigers in der Wüste nicht ungehört verhallen möge.

H. Sch.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Becquer, G. A. Von Otto Stauf von der March. Aus fremden Zungen XVI (1906), 12.

Brenner, Über den. Von Otto Kaemmel. Die Grenzboten 65, 27—29 (5. bis 19. Juli 1906).

Drama und Musik. Von Frederik van Eeden. Deutsch von E. Otten. Die Schaubühne II, 28 (12. Juli 1906).

Drei bayerische Parteigänger des 18. Jahrhunderts. Von Joseph Weisz. Hochland III, 10 (Juli 1906).

Eckermann an Goethe. Zwei ungedruckte Briefe, mitgeteilt von H. Gerstenberg. Die Grenzboten 65, 28 u. 29 (12. u. 19. Juli 1906).

Entstehung der Geldwirtschaft und des Kapitalismus im christlichen Abendlande, Die. Von G. Ruhland. Monatsschrift für Christliche Sozialreform 1906, Heft 7 (Juli).

Friedrichs des Grossen Schrift über die deutsche Literatur und die deutsche Rechts- und Geschichtswissenschaft. Von Prof. F. Frensdorff. Preussische Jahrbücher 125, 1 (Juli 1906).

George, Stefan. Von Kurt Walter Goldschmidt. Das literarische Echo VIII, 21 (August 1906).

Gogh, Vincent van. Von Erich Felder. Das Blaubuch I, 22 (7. Juni 1906).

(Gutzkow.) — Die Leidensjahre Karl Gutzkows. Von Dr. med. C. F. van Vleuten. Das literarische Echo VIII, 20 u. 21 (Juli u. August 1906).

Hamerling und Marx. Mitteilungen von Michael Maria Rabenlechner. (Schluss.) Heimgarten 30, 10 (Juli 1906).

(Hartmann.) — Zum Gedächtnis Eduard von Hartmanns. Von A. Döring. Das freie Wort VI, 7 (Juli 1906).

Der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar und der Kronprinz Karl Johann von Schweden während des Feldzuges 1814 in den Niederlanden. Von Generalleutnant z. D. A. v. Janson. Deutsche Rundschau 32, 10 (Juli 1906).

(Hoffmann, E. T. A.) — Das Disziplinarverfahren gegen E. T. A. Hoffmann. (Nach den Akten des Geheimen Staatsarchivs.) Von Georg Ellinger. Deutsche Rundschau 32, 10 (Juli 1906).

Ibsen, Henrik. Von Heinrich Stümcke. Bühne und Welt VIII, 18 (Juni 1906).

Ibsen und sein Epilog. Von Fredrik Carlsen. Hochland III, 10 (Juli 1906).

Kiellands Vermächtnis. Von Karl F. Nowak. Das literarische Echo VIII, 19 (Juli 1906).

(Koller.) — Aus dem Leben des Tiermalers Rudolf Koller. Verkehr mit Böcklin und Lebensausgang. Von Adolf Frey. Deutsche Rundschau 32, 10 (Juli 1906).

Lagerlöf, Selma. Von Johannes Mumbauer. I. Die Warte VII, 10 (Juli 1906).

Molière und Ibsen. Von Victor Klemperer. Aus fremden Zungen XVI (1906), 12.

Oper der Lebenden, Die. III b. Komische Oper. Von Wilhelm Kleefeld. Bühne und Welt VIII, 19 (Juli 1906).

Physiognomie der russischen Sprache, Die. Von Gustav Weck. Die Grenzboten 65, 28 (12. Juli 1906).

Priesterromane. Von E. M. Hamann. Die Warte VII. 10 (Juli 1906).

Problem des Ursprungs der Sprache, Das. Von Karl Hiemer. Preussische Jahrbücher 125, 1 (Juli 1906).

Reinkens. Von C. J. Die Grenzboten 65, 27 (5. Juli 1906).

Rembrandt. Von Ferdinand Avenarius. Kunstwart 19. 19 (Juli 1906).

Rembrandt van Rijn. Von Karl Voll. Hochland III, 10 (Juli 1906).

(Rembrandt.) — Zum Gedächtnis Rembrandts. Von Geh. Rat Prof. Dr. August Schmarsow. Die Umschau X, 29 (14. Juli 1906).

(Schumann.) — Robert Schumanns Wirken und Wesen. Zu seinem fünfzigsten Todestage. Von Richard Batka. Kunstwart 19, 20 (Juli 1906).

Sergel, Albert. Von Dr. Joseph Hesz. Die Warte VII, 10 (Juli 1906).

Sprach-Kultus und Sprach-Kritik. Von Kurt Walter Goldschmidt. Der Osten 32, 4/5 (April/Mai 1906).

Theater, Das, und seine Geschichte. Von Ferdinand Gregori. Kunstwart 19, 20 (Juli 1906).

Waldmüller, Ferdinand Georg (1793—1865). Von Franz Servaes. Kunst und Künstler IV, 10 (Juli 1906).

Willumsen, J. F. Von Johan Rohde. Kunst und Künstler IV, 10 (Juli 1906.)

Wirtschaft und Kultur Toskanas vor der Renaissance. Von Dr. Fedor Schneider. Deutsche Rundschau 32, 10 (Juli 1906).

Wissen und Glauben in der Naturforschung. Von Walther Löb. Deutsche Rundschau 32, 10 (Juli 1906).

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Annuaire de la législation du travail. Publié par l'office du travail de Belgique. 9. Année — 1905. Bruxelles, J. Lebègue & Cie.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich - gemeinverständlicher Darstellungen. Bändchen: 98. 115. Leipzig, B. G. Teubner.

Bamberger, Dr. Js., Die sozialpädagogischen Strömungen der Gegenwart. Dargestellt und kritisch beurteilt. Bern. Scheitlin, Spring & Co.

Behnisch-Kappstein, Anna, Das klingende Fliess. Novellen. Berlin, Dr. Wedekind & Co., G. m. b. H.

Blaubuch, Das. Wochenschrift für öffentliches Leben, Literatur und Kunst. Begründet von Albert Kalthoff. Herausgegeben von H. Ilgenstein und H. Kienzl. I. Jahrgang. Nr. 27. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.

Brackel, Ferdinande Freiin von, Die Enterbten. Nachgelassener Roman. Köln a. Rh., J. P. Bachem.

Brombin, Giuseppe, Italienischer Sprachführer. Ravensburg, Otto Maier.

Bruder Straubinger (Der arme Teufel). Das Leben auf der Landstrasse in Kundenpoesie und Vagabundengeschichten, herausgegeben von Rudolf Fuchs. II. Jahrgang. No. 7. Spalt, R. Fuchs, Buchhandlung.

Charon. Monatsschrift: Dichtung, Philosophie, Darstellung. Herausgeber Rudolf Pannwitz und Otto zur Linde. III. Jahrg. Heft 5. Leipzig, Charonverlag. K. G. Th. Scheffer.

Der Mensch und die Erde. Die Entstehung, Gewinnung und Verwertung der Schätze der Erde als Grundlagen der Kultur, herausgegeben von Hans Kraemer in Verbindung mit ersten Fachmännern. Mit ca. 4000 Illustrationen. Lieferung 2. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Endrulat, Endrus, Die Laima rief! Roman. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Engel, Georg, Hann Klüth, der Philosoph. Roman. 7. Auflage. Berlin, Deutsches Verlagshaus Vita.

Fried, Alfred H., Annuaire de la vie internationale. 2. Année (1906). Monaco, Institut international de la paix.

Friedens-Blätter. Monatsschrift zur Pflege des religiösen Lebens und Friedens. X. Jahrg. Heft 10. Würzburg. Göbel & Scherer.

Fromont, L.—G., Une Expérience industrielle de Réduction de la journée de travail. Avec une préface de E. Mahaim. Bruxelles, Misch & Thron.

Ganghofer, Ludwig, Gesammelte Schriften. Volksausgabe. Erste Serie. Lieferung 13. 14. 15. 16. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Gerhardt-Amyntor, Dagobert von, Das Glossarium eines Menschen. (Ein Vermächtnis.) Leipzig, Walther Fiedler.

Goldbaum, Wenzel, Die Ehe-Olympiaden. Eine Komödie. Strassburg i. E., Josef Singer.

Harraden, Beatrice, Katharine Frensham. Roman. Mit Erlaubnis der Verfasserin aus dem Englischen übertragen von E. v. Kraatz. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Hexenlieb, Faustin, Annus mirabilis. Journal des évenements mémorables de l'an de disgrâce 1913. 1906.

Hirth, Georg, Wege zur Liebe. Idealisierung der Sinne und erbliche Entlastung. Philosophie der Gesundheit. — Religion der Menschlichkeit. München, Verlag der Münchner „Jugend".

Hjortö, Knud, Zwei Welten. Roman. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Hermann Kly. Stuttgart, Axel Juncker.

Janke, Kurt, Letzte Gedanken eines Selbstmörders. Strassburg i. E., Josef Singer.

Kidde, Harald, Luftschlösser. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Hermann Kly. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Kinkel, Walter, Vom Sein und von der Seele. Gedanken eines Idealisten. Giessen, Alfred Töpelmann.

Kirchbach, Wolfgang, Deutsche Heimgeschichten. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 510.) Berlin, Hermann Hillger.

Kirchner, Dr. Raphael Eugen, Schlummernde Fähigkeiten und geheime Seelenkräfte. Anleitung zur Erweckung und Benützung psychischer Grenzfunktionen nebst zahlreich. Beispielen und Experimenten. Berlin, Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag.

Kristensen, Niels K., Simon, der Gassenjunge. Erzählung. Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von W. Baur. Illustriert von P. Steffensen. Basel, Friedrich Reinhardt.

Kunstschatz, Der. Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Mit Text von Dr. A. Kisa. Lieferung 33. 34. 35. 36. Stuttgart, Wilhelm Spemann.

Kurz, Isolde, Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte. Mit 9 Bildbeilagen und einem Gedichtfaksimile. München, Georg Müller.

Lafosse, Dr. Victor, Was ist der Mensch? Seine Natur. — Seine Stellung im Universum. Demonstration auf der (psychologischen) Basis des Rechts und der Moral. Autorisierte Übersetzung von E. Asshoff. Strassburg i. E., Josef Singer.

Lampert, Professor Dr. Kurt, Grossschmetterlinge und Raupen Mitteleuropas, mit besonderer Berücksichtigung der biologischen Verhältnisse. Vollständig in 30 Lieferungen à 75 Pf. Mit vielen Illustrationen. Lieferg. 1. Esslingen. J. F. Schreiber.

Laner, P., „Das Andere." Liebesfugen. Strassburg i. E., Josef Singer.

Lasker-Schüler, Else, Das Peter Hille-Buch. Stuttgart, Axel Juncker.

Leener, G. de, Ce qui manque au Commerce belge d'Exportation. Bruxelles, Misch & Thron.

Marcus, Hugo, Musikästhetische Probleme auf vergleichend - ästhetischer Grundlage nebst Bemerkungen über die grossen Figuren in der Musikgeschichte. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.

Martin, Marie, Die weiblichen Bildungsbedürfnisse der Gegenwart. Mit einem Nachwort von Professor D. Reinhold Seeberg. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Müller, Dr. Carl Friedrich, Zur Textkritik in Fritz Reuters Schriften. Mit einem Vorwort der Verlagshandlung. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Münz, Dr. Wilhelm, Die Judenmetzeleien in Russland. Ein offener Brief an die regierenden Fürsten und Staatsoberhäupter der Kulturwelt. Breslau, Koebnersche Verlagsbuchhdlg.

Musik-Mappe, Die. Mit vier Gratis-Notenbeilagen. Band I. Heft 22. Tänze. Berlin, W. Vobach & Co.

Mutter Brünnhilde. Zwei neue Szenen zur Götterdämmerung, entdeckt und bühnentechnisch erläutert von Moritz Wirth. Leipzig, Gebrüder Reinecke.

Petrucci, R., Les Origines naturelles de la Propriété. Essai de Sociologie comparée. Fascicule 3 des notes et mémoires. Bruxelles, Misch & Thron.

Photographische Korrespondenz 1906, Mai—Juni. Wien, Verlag der Photograph. Gesellschaft.
Photographische Welt. Monatsblatt für Amateur- und Fachphotographen. 1906, März bis Juli. Leipzig, Liesegangs Verlag.
Prins, Adolphe, De l'esprit du Gouvernement Démocratique. Essai de science politique. Bruxelles, Misch & Thron.
Rembrandt-Almanach 1906, 1907. Eine Erinnerungsgabe zu des Meisters 300. Geburtstage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Rheinsch, Othmar und Erika, Die Motive aus dem Ring Richard Wagners. Lyrische Nachdichtungen. Wien, Gerlach & Wiedling.
Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft in Wien. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Scharf, Friedrich, Osiris' Tod. Dramatische Sage in 4 Aufzügen. Strassburg i. E., Josef Singer.
Schaubühne, Die. Herausgeber: Siegfried Jacobsohn. II. Jahrgang. No. 27, 28 u. 30. Berlin, Oesterheld & Co.
Schlaf, Johannes, Walt Whitman Homosexueller? Kritische Revision einer Whitman-Abhandlung von Dr. Eduard Bertz. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.
Schlicht, Freiherr von, Oberleutnant Kramer. Roman. Sechstes Tausend. Dresden, Heinrich Minden.
Schmitz, Oskar A. H., Der gläserne Gott. Novellen. Stuttgart, Axel Juncker.
Schuberth, H., Hand- und Hilfsbuch für den praktischen Metallarbeiter. Lehrbuch zum Selbstunterricht in der gesamten Metallverarbeitung für den Praktiker. Nebst den zugehörigen Hilfswissenschaften. Mit 30 Tafeln und etwa 800 Abbildungen. Zweite, vollständig neu bearbeitete Aufl. Erscheint in 30 Heften. Heft 1. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Schurz, Carl, Lebenserinnerungen. Bis zum Jahre 1852. Berlin, Georg Reimer.
Schweiger-Lerchenfeld, A. Freiherr von, Kulturgeschichte. Werden und Vergehen im Völkerleben. Lieferung 16—20. Wien, A. Hartleben.
Sexauer, Albert, Anna. Aus dem Tagebuch eines jungen Deutschen. Strassburg i. E., Josef Singer.
Silvester, Ewald, Nora Gyllensee. Roman. Stuttgart, Strecker & Schröder.
Simplicissimus-Kalender f. 1907. München, Albert Langen.
Sinclair, Upton, Der Sumpf. Roman aus Chicagos Schlachthäusern. Autoris. deutsche Ausgabe von Eduard Eugen Ritter. Hannover, Adolf Sponholtz.
Stein der Weisen, Der, Illustrierte Halbmonatschrift f. Haus u. Familie. 19. Jahrgang. Heft 13. 14. 15. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Tauber, Emil, Am Kahlenberg. Drama in 3 Akten. Strassburg i. E., Josef Singer.
Tovote, Heinz, Hilde Vangerow und ihre Schwester. Roman. Berlin. F. Fontane & Co.
Traducteur, Le, Halbmonatsschrift zum Studium der französischen und deutschen Sprache. XIV. Jahrg. No. 13. 14. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Traducteur".
Translator, The, Halbmonatsschrift zum Studium der englischen und deutschen Sprache. III. 1906. No. 13. 14. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Translator".
Voigt, Prof. Dr. Andreas, Die sozialen Utopien. Fünf Vorträge. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.
Volger, Bruno, Lexikon der gesamten Handelswissenschaften. Ein Nachschlagebuch für alle Fragen aus dem Gebiete des kaufmännischen Lebens. Unter Mitwirkung von Fachgelehrten. Lieferung 16—20. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.
Vortragsstoffe für Volks- und Familienabende, herausgegeb. von Pfarrer Hermann Barth und Dr. Karl Schirmer. I. Reihe. Heft 1—10. Leipzig, Friedrich Engelmann.
Warte, Die. Monatsschrift für Literatur und Kunst. VII. Jahrg. 1906. Heft 10. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.
Waxweiler, Emile, Esquisse d'une Sociologie. Fascicule 2 des notes et mémoires. Bruxelles, Misch & Thron.
Wegener, Gertrud, Im steinernen Meer. Roman aus dem Berliner Leben. Berlin, Hermann Walther, Verlag.
Weiser, Karl, Jesus. Eine dramat. Dichtung in vier Teilen. Erster Teil: Herodes der Grosse. Zweiter Teil: Der Täufer. Dritter Teil: Der Heiland. Vierter Teil: Jesu Leid. Mit Weisers Bildnis. (Universal-Bibliothek 4791—94.) Leipzig, Philipp Reclam jun.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.